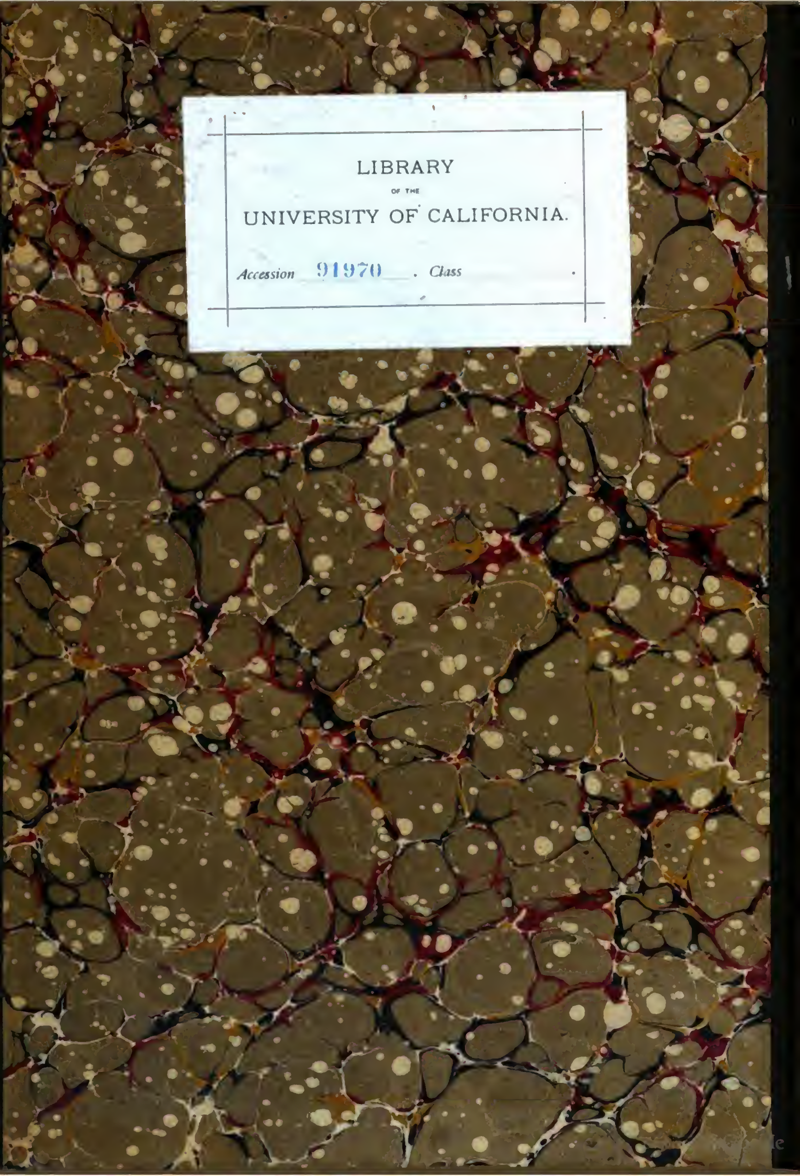
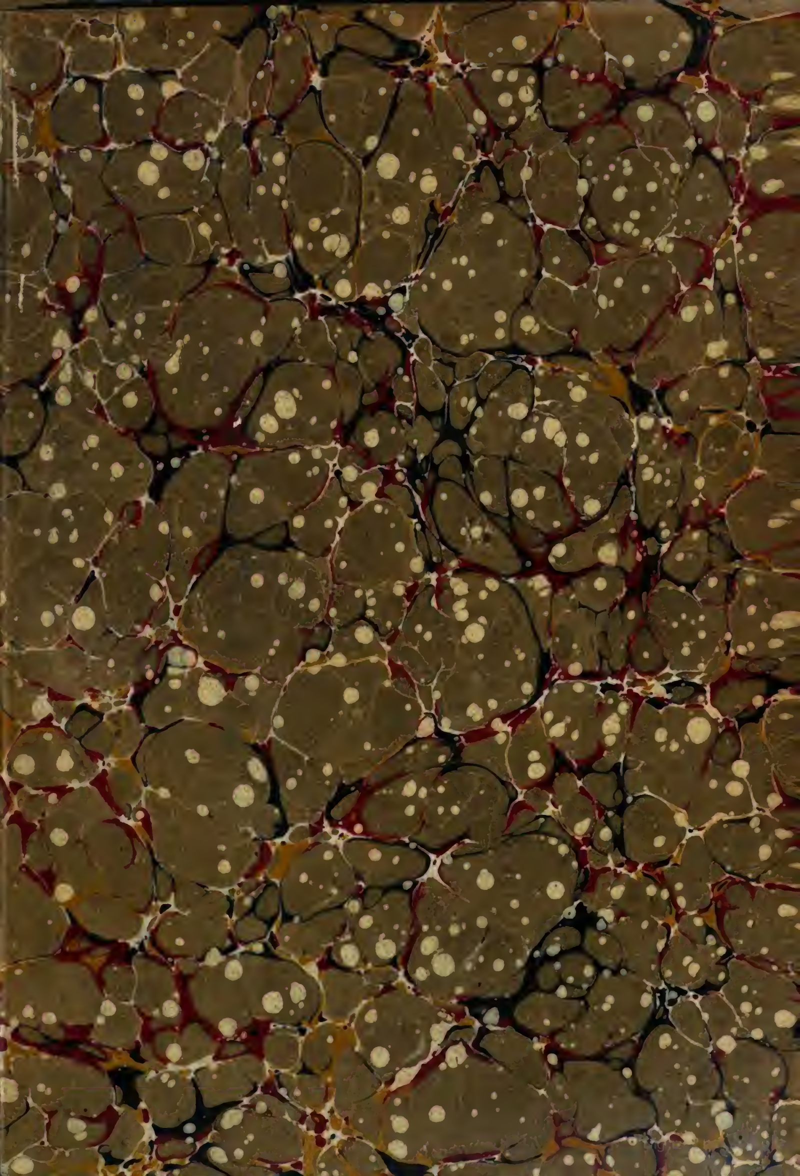
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Accession 91970 . Class



10. Heft 1901 : 3 Preis des ganzen Jahrgangs 13 Mark. Preis 1 Mark.



Illustrierte Oktav-Hefte

Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart und Leipzig.

Jahrgang 1901

Inhalt des zehnten Heftes.

Text:

Einschaltbilder:

Selbständige Bilder im Text:

III. Band. 1901.



Inhalts-Verzeichnis.

III. Band. 1901. Heft 10—13.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Skizzen und Aufsätze.

Wissenschaft. Kultur- und Sittenbilder.

Geschichte und Zeitereignisse.

Biographien und Charakteristiken.

Aus hohen Kreisen.

Natur.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder.

Kunst.

Baukunst.

Bildnerkunst.







Das Denkmal der Königin Luise für Magdeburg. Von Johannes Götz.

(Text Seite 40.)



Abseits der Liebe.

Episode aus dem Leben eines weiblichen Sonderlings.

(Schluß.)

Von F. Wolf-Rabe.

Am 12. Juli.

Heute kam Hans früher herauf als sonst; er trug in der Hand drei wundervolle, tiefrote Rosen. Auf unsrer Tafel prangt immer ein schmales, hohes Kelchglas, das ich täglich frisch mit Blumen fülle. Das Material dazu bringt mir Hans, seitdem er unten arbeitet, mit herauf.

Er reichte mir die Rosen und sagte halblaut: „Weißt du, was die drei roten Rosen sagen? — Ich liebe dich! Ich liebe dich! Ich liebe dich!" Unwillkürlich wich ich zurück. Da veränderten sich seine Züge, und der Schalk lachte aus ihnen.

„Wie dich das Wort erschreckt! Ist es dir denn gar so sehr verhaßt?"

„Nicht mehr, als alle leeren Worte."

„Leere Worte? So gäbe es keine Liebe?"

„Es mag wohl Liebe geben. Verhaßt ist mir nur alles das, was sich betrügerisch unter dem Namen Liebe verbirgt und den Namen mißbraucht."

„Was nennst du Liebe, Sophie?"

„Der Mensch, den das Gefühl erfüllt, das wahrhaft den Namen ‚Liebe' verdient, müßte vor allem das Glück des geliebten Wesens wollen; die Wohlfahrt dieses Wesens wollen um jeden Preis; um den Preis des eignen Glückes, wenn es anders nicht sein kann, des eignen Friedens, ja selbst des Lebens. Was man so Liebe nennt, das will immer nur sich selber beglücken, und der geliebte Mensch ist ihm das Mittel dazu. Das ist Gemeinheit unter heiliger Maske, und der Betrüger brüstet sich noch damit."

Er schien etwas sagen zu wollen; doch er wandte sich ab und trat zum Fenster. Als er sich zu mir umwandte, waren seine Mienen wieder unbewegt.

„Bist du nicht undankbar, Sophie? Wer dich hört, sollte meinen, dir sei niemals Liebe begegnet. Und doch bist du geliebt worden wie selten ein Mädchen. Mit welcher Leidenschaft hing dein Verlobter an dir! In deiner Nähe, wie strahlte ihm das Entzücken aus den Augen. Das war nicht Lüge! Er vergötterte dich!"

Da entfuhren mir die Worte:

„Sich selbst vergötterte er! Und ich war das Opfer auf seinem Altar!"

Kaum gesagt, hatte ich's schon bereut. Auf Hagens hervorstürzende Fragen winkte ich stumm abwehrend mit der Hand und ging hinaus.

Wie konnt' ich mich nur so vergessen! Es ist wahr, Hagens Vorwurf traf mich ins Herz. Aber warum? Von andern mißverstanden zu werden, das gilt mir doch sonst so wenig. Ich verstehe mich selber nicht mehr. Es muß der Nachklang jenes alten Leidens sein, die sein Vorwurf mir plötzlich in die Erinnerung zurückrief. Jener alten Schmach, jener Enttäuschung, an der ich fast zu Grunde gegangen wäre.

Vom Vorwurf der Undankbarkeit möchte ich mich gern befreien. Aber es geht doch nicht. Ich kann ihm doch nicht sagen: Weißt du, was die Liebe jenes Mannes war? Die ungeheuerlichste Selbstsucht! Der Mann war seit Jahren siech! Er war schlimmer als ein Aussätziger. Und er wußte es! Er verheimlichte es. Jene Geschäftsreisen, die angeblich der Verwaltung seiner Gelder galten, jene Reisen ins Ausland hatten nur den Zweck, seinen Arzt zu konsultieren. Die Briefe jenes Arztes fand ich in seinen Papieren. Trotz alledem riß er mich an sich. Darum seine Hast, seine Ungeduld. Er ahnte, daß es bald hätte zu spät sein können!

Nicht wahr, Hans, wenn du das wüßtest, du würdest mich nicht mehr undankbar schelten?

*

Am 16. Juli.

Es stürmt und der Regen peitscht die Bäume des Gartens und rinnt in Bächen über die Wege. Seit drei Tagen dieser düstere, wolkenverhangene Himmel. Es ist, als wären die sonnigen Tage für immer dahin. Unsre Beobachtungen mit dem Kometensucher müssen nun auch ruhen; wie günstig wären diese Tage dazu gewesen! Die besten Pläne, die schönsten Berechnungen liegen da; ein bißchen Wasserdunst, getragen von widrigen Winden, — und alles war vergebens! Wenn ich von der Arbeit aufschaue, schweifen meine Blicke wie immer über das satte Grün des Gartens. Und ich ertappe mich dabei, daß ich Hagen vermisse, daß meine Augen unwillkürlich seine Gestalt in den belaubten Gängen suchen. So kläglich ist die Menschennatur! Was ich erst unwillig duldete, nun fehlt es mir. Und woher kam diese Wandlung? Durch die Gewohnheit! Kläglich!

*

Am 18. Juli.

Die Stürme und Ungewitter sind verhallt, nur ein dünner, unendlicher Landregen fließt hernieder.

Die Götter haben gerast; nun sind sie müde. Aeolus hat seine Stürme eingefangen und ist mit ihnen nach seiner Insel abgezogen. Jupiter hat seinen Donnerkeil wieder eingesteckt, aber im Begriff, den Wasserschlauch zuzubinden, ist er eingeschlafen. Er schläft und schläft, und das Wasser sickert hernieder ohn' Unterlaß.

*

Am 19. Juli.

Doktor Brenner frühstückte heute mit uns. Das geschieht selten genug, war aber heute nicht zu umgehen. Er pflegt in der Stadt zu speisen und hatte, der verlängerten Sitzung wegen, den Zug verpaßt. Was blieb dem Vorsitzenden und Hausgenossen, Georg, anders übrig, als Brenner, den einzigen Junggesellen unter den Herren, die an der Sitzung teilgenommen hatten und alle in der Nähe wohnten, zu Tisch zu bitten? Wir können keine Sympathie für Brenner hegen; er ist zwar überaus begabt und strebsam, aber mit einem unleidlichen Laster behaftet, der Spottsucht. Dieser hagere Mensch mit dem glatten, bartlosen Gesicht, den kalten Augen, den dünnen Lippen hat eine unendliche Freude daran, an allem, was er sieht, das Lächerliche herauszufinden. Wenn er das mit gutmütigem Humor thäte, so möchte es hingehen. Er entbehrt aber gänzlich der Gutmütigkeit, und wenn er spottet, so geschieht das aus Vergnügen am Zerstören. Dabei ist Brenner die Höflichkeit selbst und ein Meister in der Kunst, sich zu beherrschen und klüglich die Worte zu setzen. Er liebt es, zu verwunden, aber nicht mit scharfgeschliffenen, ehrlichen Waffen. In seinen Worten ist ein feines Gift verborgen, das oft langsam, dafür aber um so sicherer wirkt.

Brenner brachte gar bald Freund Hagen aufs Tapet. Es sei bedauerlich, lächelte er, daß der Dichter des anhaltenden Regens wegen die Anregungen unsers Gartens entbehren müsse. Sich in nähere Betrachtungen über diese Anregungen zu vertiefen, schien er doch nicht für geraten zu halten. Aber das Thema „Hagen" schien ihm zu gefallen.

Er sprach über das so wirkungsvolle Drama, über die bewundernswerte Kunst des Verfassers. „Seine Gabe, auf das treffendste zu charakterisieren, ist geradezu staunenerregend! Für mich ist es ein ganz eignes Vergnügen, ein Hagensches Werk zu sehen, weil ich weiß, auf welchem Wege er dazu, zu dieser Vollendung, gekommen ist. Ich studierte mit Hagen zu gleicher Zeit und habe ihn schon damals beobachtet. Nun traf ich kürzlich einen Freund, der Hagen kannte zu jener Zeit, ehe er umsattelte. Was mir der Freund erzählte, deckt sich vorzüglich mit meinen eignen Beobachtungen, nämlich daß Hagen auf eine — etwas rücksichtslose Weise zu seiner eminenten Menschenkenntnis gelangt ist."

Ich Thörin ging wirklich in diese Falle; bei kühlem Blute hätte ich's vermieden. Aber ich war erregt; Brenners Art ist mir unerträglich. Ich ging in die Falle. Ich fragte, oder vielmehr ich bemerkte: „Wollen Sie diese Anklage nicht etwas besser begründen, Herr Doktor?"

„Anklage? O, meine Gnädige, es liegt mir fern, anzuklagen. Ich bin weit eher geneigt, sehr zu entschuldigen. Denn an das Genie darf man nicht den gewöhnlichen Maßstab legen, der uns andre Sterbliche mißt. Das Genie strebt, einem allmächtigen Triebe folgend, einem bestimmten Ziele zu. Das Genie will sein Ziel erreichen, à tout prix! Da kann es nicht ängstlich und wählerisch die Mittel prüfen und abwägen. Für das Genie heißt's immer nur: Vorwärts! Sie sehen, ich bin ganz objektiv. Doch zur Sache. Sie haben meine Gründe zu wissen verlangt, dem darf ich mich nicht entziehen, wenn ich's auch gern wollte.

„Es wird jedem, der überhaupt fähig ist, zu beobachten, aufgefallen sein, welch eine Unzahl Freunde Hagen immer um sich zu versammeln verstand, und wie schnell diese Freunde wechselten. So war es damals, und so ist's noch heute. Unser junger Dichter verfügt über eine große persönliche Anziehungskraft; der Vorwurf, den man ihm machen könnte, wäre: er hat diese Anziehungskraft für seine Zwecke gemißbraucht. Hagen kann unendlich liebenswürdig sein; er weiß zu blenden, zu fesseln. Er versteht, Neigung zu erwecken. Und so hat er denn Neigung auf Neigung erweckt. Für den Freund des Augenblicks hatte er ein leidenschaftliches Interesse. Keine Regung, kein Gedanke des Freundes durfte ihm verborgen bleiben. Seine Zuneigung aber dauerte just so lange, als der Freund dem Dichter noch Rätsel aufzugeben hatte. Sobald Hagen einen Menschen kannte oder zu erkennen glaubte, warf er ihn fort.

„Hagen ist sehr lernbegierig; die Menschen

sind wie Lehrmittel. Er liest in ihnen wie in Büchern, aber ohne Pietät. Hat er ein Buch ausgelesen, so wirft er es fort, denn sein Interesse daran ist alsdann erloschen."

Georg wandte ein: „Das mag vielleicht auf den Hagen früherer Zeiten, den Hagen in seiner Sturm- und Drangperiode passen. Jetzt, meine ich, ist sein Freundeskreis ein recht kleiner geworden."

Brenner lächelte wie einer, der im Begriff ist, seinen besten Trumpf auszuspielen.

„Was Sie da einwenden, mein verehrter Herr Direktor, kann ich nur als einen neuen Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht betrachten. Hagen hat jetzt wenig gute Freunde, das bedeutet aber nur, daß er mit der Zeit wählerischer geworden ist. An Alltagsgeschichten kann er wenig mehr lernen; es gelüstet ihn nach interessanterer Lektüre. Er geht um wie Diogenes mit der Laterne und sucht Menschen; er meint aber: menschliche Raritäten! Als solche kann man wohl alle Menschen mit stark ausgeprägter Individualität ansehen. Die sind ziemlich selten, die sind schwer zu erlangen, und Hagen hat länger an ihnen zu studieren. Im übrigen verfährt er mit ihnen nicht pietätvoller als mit den andern."

Georg schwieg; er hält es für Narrenarbeit, so festgewurzelte Ansichten ausrotten zu wollen. Brenner schlürfte mit Behagen seinen Wein.

Da öffnete sich die Thür, und hinter Frau Enke, die den Nachtisch brachte, trat Hagen herein. Hagen mit seinem fascinierendsten Lächeln, Hagen, strahlend von Liebenswürdigkeit, überströmend von guter Laune. Bei seinem Eintritt war es, als bräche die Sonne durch Wolken und scheine auf unser trübseliges Mahl. Die Ueberraschung war so groß, daß ich errötete. Brenner sah es und — lächelte.

„Sophie, Georg!" rief Hagen. „Morgen haben wir schönes Wetter! Es klärt sich auf! Es klärt sich auf! Ich konnt's nicht länger aushalten und überfalle euch schon heute! Und nun wollen wir fröhlich sein!"

Und das waren wir. Sein Frohsinn steckte uns an; selbst Brenner steckte seine Pfeile ein und wurde menschlich harmlos. Es ist wahr, eine große Macht über Menschenherzen, ein großer persönlicher Zauber ist Hagen gegeben. Man kann, wenn es ihm daran liegt, seiner guten Laune schwer widerstehen. Er versteht es, mit fortzureißen ... Der Abend dämmert herein; vor kurzem erst ist Hans gegangen. Es waren fröhliche Stunden!

*

Am 20. Juli.

Nun scheint die Sonne! Aber nicht in mir! Ich sitze am Schreibtisch — und vermag nicht, meine Gedanken zu sammeln. Hagen ist im Garten. Brenners schleichendes Gift, das ich gestern noch kaum empfand, brennt mir im Herzen. Ich wiederhole mir seine Worte, und — kann sie nicht widerlegen. Brenner hat Hagens Natur gut erkannt; er sprach die Wahrheit.

Die Menschen sind Hagen nur Lehrmittel. Darum greift er mit der rechten Hand schon begierig nach Neuem, während das Alte der linken kaum entfiel. Man kann ihn deshalb nicht einmal anklagen. Er handelt, wie er muß.

„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sprachen schon Sybillen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt!"

So lautet die zweite Hälfte des Goetheschen Schicksalsspruches, der mir aus der Seele geschrieben ist. Darum hängt Hagen an Georg: er versteht meinen Bruder immer noch nicht. Diese vornehme, harmonische Abgeschlossenheit in Georgs Charakter ist Hans unverständlich. Dieses stille, friedvolle, sichere Beruhen auf sich selbst, wie auf Felsengrund, ist ihm unerklärlich. Er bewundert und mißtraut dennoch. „Sollte nicht auch hinter so viel Hoheit ein wenig Gemeinheit hervorgucken?"

So bewundert Hans und wartet.

Und ich, was bin ich ihm?

Eine menschliche Rarität. Ein verschlossenes Buch, und er probiert an dem Schloß mit allen Schlüsseln. Es ist ein Geheimschloß und will sich nicht öffnen. Das hat er begriffen, und nun wartet er, ob ihm der Zufall nicht das Geheimnis in die Hände spielen möchte. Darum ist er jetzt so sanft, so bestrickend liebenswürdig.

Ich will nicht einmal sagen, daß er das alles nach einem mit kaltem Blute überlegten Plane thäte. O nein, er kann nicht anders.

„So mußt du sein ..."

Und seine lebhafte Phantasie kommt ihm gern zu Hilfe. Sie spiegelt ihm vor, er empfände da, wo er nur Neugierde empfindet, Freundschaft, Neigung. Und wenn die Neugierde befriedigt ist, fühlt er sich enttäuscht, und die Enttäuschung rechtfertigt vor seinem Gewissen seinen Wankelmut.

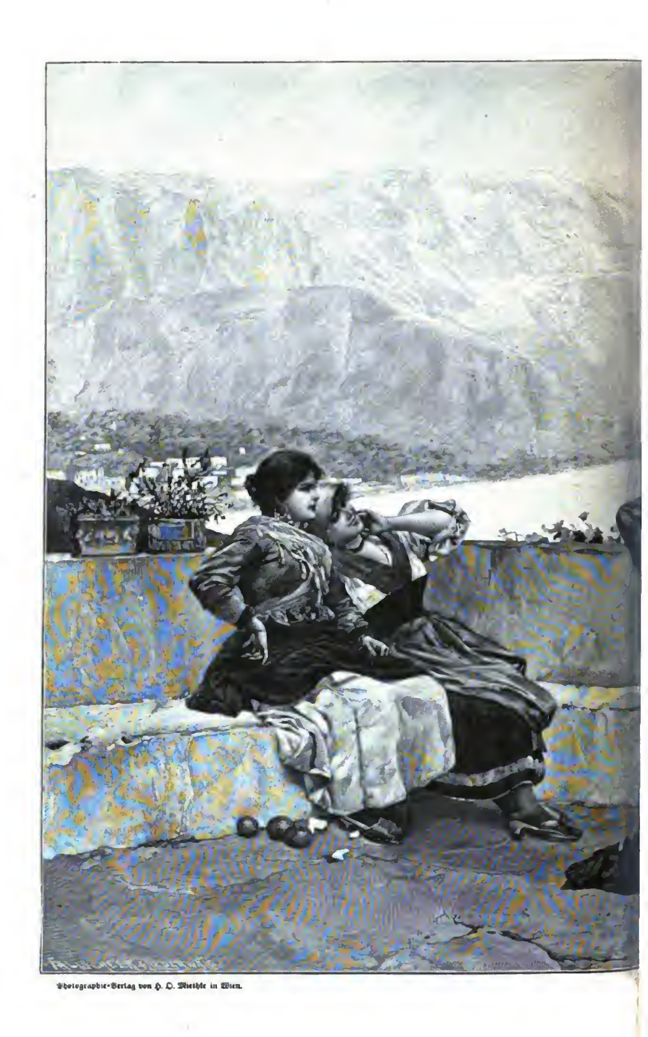
Das ist bitter zu erkennen, nicht wahr, Sophie? Und doch wußtest du das längst und wolltest es nur nicht wissen.

„Erweckt Neigung auf Neigung ..." Wie Brenner bei diesen Worten lächelte! Und wie er lächelte, als ich rot wurde! Ja, warum errötete ich? — „Weckt Neigung auf Neigung ..." auch in mir? In mir? Zu einem Menschen, den ich so klar erkenne? Mit dem ich nichts gemeinsam habe? Dem ich nie Vertrauen schenken werde? Ein Mensch, der geringschätzt, was ich verehre, und anbetet, was ich geringschätze? Lächerlich! Und dennoch — ich hab' ihn entbehrt. Seine Nähe fing an, mich zu beglücken. Weiß nicht, warum. Ich vermißte ihn, wie man den Sonnenschein vermißt. Das ist wahr. Ist das Neigung — Liebe? Wieweit, wieweit bin ich denn schon verstrickt?

*

Am 22. Juli.

Ich habe immer gemeint, es genüge, einen Wahn, einen Irrtum klar als solchen zu erkennen, um alsbald auf immer davon geheilt zu sein. Ich



Photographie-Verlag von H. O. Miethke in Wien.



F. Cipolla

„Santa Lucia."

habe mich getäuscht: dem ist nicht so! Wenigstens nicht in Sachen des Gefühls. Darin sind wir ebenso unverständig, darin gehorchen wir ebenso einem dunkeln Instinkt wie unsre Mitgeschöpfe, die Tiere. Das klingt häßlich, brutal! Aber warum sich selbst belügen?

„Das gefällt mir! Dieser Mensch ist mir sympathisch! Jener stößt mich ab!“ So hört man über Dinge und Menschen reden, die der Betrachtende zum ersten Male sieht, die er also noch gar nicht kennt. Der leidenschaftlich Verliebte mag getrost all seinen Verstand und seine sauer erworbenen Erfahrungen ad acta legen, im Zustande der Verliebtheit weiß er damit nicht mehr anzufangen, als der Esel mit einem Schnupftuch! Das blinde Gefühl beherrscht ihn so völlig, daß er für alle Gegengründe der Vernunft taub ist und — taub sein will. Er ist nur noch Geschöpf, das seinem Instinkte gehorcht, und sinkt damit recht eigentlich herunter unter das Niveau „Mensch“. Denn dadurch erst sind wir doch Menschen, daß wir vermögen abzuschätzen, zu erkennen, was edel und was gemein ist, was förderlich und was verderblich ist.

Aber weil die blinde Verworrenheit, die Ekstase des Verliebten so süß ist, so über alle Wahrheiten des Lebens angenehm hinwegtäuscht, darum hat man sie heilig gesprochen — und den oft lebenslangen Katzenjammer verschweigt man. Man sollte die Jugend lehren:

Fühlst du Liebe, so prüfe ehrlich, ob du den Gegenstand deiner Neigung, wäre er deines Geschlechtes, zum Freunde haben möchtest; möchtest du das wollen, so gieb dich der Liebe hin. Andernfalls reiße dich los, denn aus solcher Verbindung kann nur Elend für euch erwachsen. Freilich müßte man zuvor die Jugend auf eignen Füßen stehen und mit eignen Augen sehen gelehrt haben, und als erstes Gebot: „Sei ehrlich gegen dich und belüge dich nicht selbst!“ Aber die Welt mit eignen Augen anzusehen, gilt vielen als frevelhaft; man lehrt die Jugend Autoritäten blindlings nachplappern und impft ihnen die Illusion „Liebe“ ein.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

„Gewaltsam!“ Wie ich hier das Wort verstehe! Es bedeutet: nach schmerzlichem Kampfe sich als Sieger loszureißen. Das Göttliche im Menschen siegt über das Tierische, die Erkenntnis über den Instinkt.

Was solch ein Sieg kostet, das kann ich nachfühlen.

Ich sehe von meinem Fenster aus Hagen, wie er aus dem Baumschatten hervortritt; er blickt nach meinem Fenster, und seine Augen suchen, suchen — mich.

Wenn ich mir nachgäbe — ich würfe die Feder hin und eilte hinab. Ich brauchte nur die Maske der Unempfindlichkeit ein wenig zu lüften, und Kamerad Hagen wäre der glühendste Liebhaber. Ja, Sophie, dann könntest du dich dem Zauber deines Wesens hingeben, könntest dich frei an seinen Blicken, an seinem Lächeln erfreuen. Dann ständen unten zwei selige Berauschte und belögen einander mit der süßesten aller Lügen.

Ja, ich bin in diese Neigung verstrickt, das fühl' ich nur zu deutlich! Bin ich doch kaum dieselbe mehr!

Wo ist der Friede meiner glücklichen Insel hin? Wohin die stille Schaffensfreudigkeit? Die heitere Ruhe meines Herzens, die Frucht so vieler Leiden und Arbeit? Die Sehnsucht vergiftet alle meine Gedanken. Ich könnte sie stillen, diese Sehnsucht! Ich könnte . . .

*

Am 24. Juli.

Selbstbewußtsein, Erkenntnis — damit thun wir uns groß und meinen, wir hätten was Rechtes. Und ist doch ein jämmerlich Ding um alle Selbsterkenntnis. Da weiß der Archeus doch viel besser, wie's um uns steht! Damals, als ich wider Willen errötete, war's längst um mich geschehen, und doch war ich ahnungslos, wähnte mich noch frei!!

Archeus! Wie lieb, wie vertraut meinen Gedanken dieser Name für das Unfaßbare, das in uns wirkt, geworden ist! Vor meinen geistigen Augen taucht er auf, der Mann, der sich dies Wort erfand, und dessen Gebeine seit Jahrhunderten in Staub zerfallen sind. Das war ein Mensch, berühmt und angefeindet und verleumdet, wie selten einer. Und das trug er wie eine Krone, unbekümmert und mit stolzem Nacken. Was schierte ihn die Menge! Er jagte nach seinem Ziel: lernen! Mehr und immer mehr wissen! Der Menschheit helfen!

Er wanderte umher, nirgends recht Fuß fassend, immer wieder vertrieben, der nimmermüde Arzt und Helfer, der Begründer unsrer Heilkunde. Und er kannte seinen Wert, war trotzig und selbstbewußt und mochte sich vor der Beschränktheit nicht ducken. „Mein Haar im Genick weiß mehr, als eure gelehrten Bärte alle!“ Das konnten sie ihm freilich nicht verzeihen. Ich sehe ihn, unter der dunkeln Wölbung seines Laboratoriums sitzend, in sich selbst versunken. Das Feuer glimmt matt im Ofen, den wohlversorgten Gefäßen und Kolben entströmt ein schwacher Dampf. Er sinnt und grübelt, müde und doch unermüdlich. Er streckt die Hände, ein sehnsüchtig Menschenkind wie ich, nach dem Geheimnis des Lebens. Er sucht die Macht zu ergründen, die unbekannte, die ihn treibt, so und nicht anders zu sein, und nennt sie in der bilderreichen Art seiner Zeit „Herrscher“, Archeus.

An dem Schaffen solcher Männer gemessen, ist das meine gar armselig und gering; aber ihr Bemühen, emporzustreben, ihre Sehnsucht nach der Höhe kann nicht größer gewesen sein als mein Verlangen danach, das mir die Seele

verbrennt. Alle die vielen, die am Leben litten gleich mir, weil sie sich nicht auf die Kunst verstanden, die Augen zuzudrücken und gedankenlos zu genießen, alle die vielen, die am Rätsel des Lebens trugen als wie an einer Last und dennoch des Ratens nicht müde wurden, — wenn ihre Schatten mir aus dem Dunkel der Vergangenheit auftauchen, so sind sie mir ein Trost und eine Rührung zugleich. Und wenn je ein Gedanke mich beglückt hat, so ist es der, mit allen Kräften emporgestrebt zu haben; und wenn ich dereinst in meiner Todesstunde das Bewußtsein haben darf, daß ich mir selber treu geblieben bin, so will ich mit einem Lächeln vom Leben scheiden. Sich selber treu bleiben, es giebt nichts Höheres.

Sich untreu werden, das heißt, sich wider besseres Wissen aus gemeiner Schwäche verlieren; es kann keine bitterere Reue geben, als um dies Verlorene, Unwiederbringliche.

*

Am 25. Juli.

Ob Hagen ahnt, was in mir vorgeht? Ich glaube es. Aber er ist dessen noch nicht sicher. Er wartet und hofft, aber sein ganzes Wesen ist wie eine stumme Bitte. Aus seiner Stimme verhaltene Zärtlichkeit, und um seine Lippen schwebt ein weiches Lächeln, wenn er mit mir redet. Er hat längst aufgehört, zu widersprechen. So behutsam geht er mit mir um, so ängstlich vermeidet er alles, was zu einer Differenz führen könnte . . .

Der unbefangene Beobachter könnte meinen, wir schauten durch dieselbe Brille in die Welt. Der excentrische Mensch ist nicht wiederzuerkennen; er hat keine Launen mehr, so sehr ist er von der einen Idee, mich zu gewinnen, hingenommen. Es wäre, altem Herkommen gemäß, nicht mehr als billig, daß mich solche Wandlung rührte; sie würde mich rühren, wenn ich nicht wüßte, daß sie sehr vorübergehend und nur Mittel zum Zweck ist. Wenn ich davon nicht so fest überzeugt wäre, wie von der Thatsache, daß ich lebe, das Benehmen Hagens müßte mich rühren. Aber ich weiß, daß in diesem Leben niemand sein innerstes Wesen ändert, niemand seinen alten Adam in sich gegen einen neuen vertauschen kann. Das ist eine alte Wissenschaft, aber auch hier geht es zu, wie bei allem Ererbten, — man muß es „erwerben, um es zu besitzen"! Was soll ich thun?

Ihm sagen: Ja, ich sehne mich nach dir; aber trotzdem — nie werde ich dir angehören?!

Als ob er sich damit bescheiden würde! Ich kenne doch Hagen! Das schier Unerreichbare reizt ihn am meisten. Er versteht nicht, was mich bewegt, und wird mir nicht glauben.

Nur, wenn er endlich von meiner Unempfindlichkeit überzeugt sein wird, dann erst wird er seine Jagd aufgeben. Aber sein Selbstbewußtsein wird sich schwer überzeugen lassen.

Ich kann Hagen von meiner Schwelle wegweisen, aber das würde er als Furcht deuten. Und allüberall würde ich ihm begegnen, und nichts wäre gewonnen.

Ich kann selber fortgehen, es müßte weit fort von hier gegangen sein und auf lange Zeit. Und Georg? Meinen liebsten Menschen auf dieser Welt verlassen? Auch er, der Einsame, würde mich vermissen, dessen bin ich gewiß.

Ich kann nichts thun, als schweigend ausharren — und arbeiten, arbeiten!

*

Am 28. Juli.

Als Hanna Mühlheim heute zu mir kam, war Hans im Begriff, zu scheiden. Ich machte beide miteinander bekannt. Wie gleichgültig sein Blick an dem jungen Mädchen vorbeisah! Wie er sich dann, Abschied nehmend, zu mir wandte, wie seine Züge sich veränderten, sein Lächeln weicher, seine Augen beredter wurden, — das bewegte und beglückte mich, trotz alledem! Wie es mich verlangte, Händedruck und Lächeln zärtlich, leidenschaftlich zu erwidern! Ein Gefühl, der Dankbarkeit verwandt, beseelte mich in jenem Augenblick. Und ich erkenne es wieder. Schon einmal hat mich dies Gefühl, eine der geschicktesten Schlingen, die Eros uns legt, zur Liebe verführt.

Ich erinnere mich jenes Tages — ich war damals ein junges Dirnchen von kaum achtzehn Jahren — als die Mutter mich im Garten aufsuchte, um mir zu sagen, daß Wilhelm von Bredow mich liebe und zum Weibe begehre. Nach kurzer Zwiesprache ließ sie mich allein, damit ich mit mir selbst zu Rate gehen könnte.

Und ich? Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Wie eine süße Trunkenheit überkam es meine Seele. War es denn möglich? Und womit hatte ich es nur verdient, daß so ein glänzender, stattlicher Mensch mich mit seiner Liebe über alle Frauen erhob? So teuer war ich ihm, so hoch achtete er mich, daß er mir wollte sein ganzes Leben schenken! Wie geweiht kam ich mir vor durch solche Liebe, und ich wandelte traumverloren im Abendsonnenschein, und mir war, als trüge ich eine Krone, so geadelt fühlte ich mich durch die unverdiente Liebe eines Menschen. Das Herz erbebte mir vor Rührung und Dankbarkeit und schlug dem Fremden schüchtern entgegen. So empfand ich in meiner Unschuld, denn damals war mir die Wirklichkeit noch verhüllt durch rosenfarbene Illusionen. So empfand ich und begann meinen Verlobten von ganzem Herzen innig zu lieben, denn ich sah nicht ihn selbst, sonst würde ich wohl schaudernd zurückgewichen sein, ich sah nur den edeln Mann, wofür ich ihn hielt, ich sah nur meine Illusion!

Nun sehe ich klar und wehre mich gegen solche Gefühle.

Als gelte es ein gleichmütiges Silbenstechen, so kalt steht dies da. Ich wehre mich! Aber dies Wehren ist ein Kampf, bei dem man unter lächelnder Maske innerlich verbluten kann.

*

Am 1. August.

Diese stete Selbstbeherrschung, zu der mich die tägliche Nähe Hagens zwingt, diese ängstliche,

peinvolle Bewachung meiner Mienen, damit sie nicht zu Verrätern werden, dieses unabläßige Auf-der-Hut-sein fangen an, mich aufzureiben. Dazu die sommerliche Schwüle, die mich immer ermattet, die ich immer schlecht vertragen habe. Ich fange an, unruhig und schreckhaft zu werden. Bei jedem unvermuteten Geräusch draußen fahr' ich empor: er könnte es ja sein! Sonst legte ich mich abends nieder und entschlummerte friedlich wie ein Kind. Jetzt wälze ich mich auf dem Lager, und so leise ist mein Schlaf, daß jeder Laut mich aufstört. Und wenn ich wach bin, beschleichen mich die Gedanken und halten die Ruhe fern. Ich warte auf den Morgen wie auf einen Erlöser; und wenn ich aufstehe, bin ich wie zerschlagen und todmatt.

Am frühen Morgen schlich ich heute in den Garten und saß lange auf der weichen Moosbank am See. Alles war noch still, nur die Vögel waren schon wach.

Die erfrischende Morgenluft beruhigte mich; das leise Plätschern des Wassers lullte mich ein, der Schlaf überkam mich. Als ich aufwachte, sah ich erschreckt nach der Sonne. Sie stand schon ziemlich hoch. Die süße Ruhe, die mich umfangen hatte, wich eilends dem Gedanken, schnell zu entfliehen, um ihm nicht zu begegnen, so nicht zu begegnen in diesem purpurnen, hängenden Morgenkleid, darin ich schon einmal ihm gefallen habe. Er könnte Gewand und Haartracht — das Haar fiel mir in zwei Zöpfen über den Rücken — zu seinen Gunsten deuten. Im Begriff, in den Hauptgang des Gartens einzubiegen, sah ich Hagens Gestalt am Eingang auftauchen. Ich duckte mich hinter die Büsche, das Herz erzitterte mir.

Während er auf dem Hauptweg vorwärts schritt, entwich ich seitwärts hinter dem schützenden Gesträuch; als er im Hintergrunde verschwand, floh ich ins Haus, jagte die Treppe hinauf in mein Zimmer und drehte den Schlüssel um. Da stand ich, atemlos, bebend an allen Gliedern. Vor den Ohren rauschte es mir, und in den Adern raste das Blut. Ich sank auf meinen Sessel. Ein Schluchzen erschütterte mich und löste sich in stürzenden Thränen. Dahin bin ich gekommen, daß ich in sinnloser Furcht vor ihm entfliehe und dann, statt mich der Rettung zu freuen, vor hilfloser Schwäche wie ein Kind weine.

*

Am 3. August.

Es schlägt ein Uhr! Ich kann nicht mehr. Die Mattigkeit überwältigt mich, in meinem Kopf wird's so kalt, so leer, ich kann keinen Gedanken mehr festhalten.

Alle Wünsche vergehen vor dem einen übermächtigen: ruhen, schlafen! Nicht wahr, du elende Menschennatur, jetzt hast du genug? Peitschen muß man dich durch alle Tagesstunden zur Arbeit bis in die Nacht hinein, rastlos, gnadenlos, bis du dich ergiebst, bis der Gott im Menschen das Tier besiegt. Wie? Nun hast du keine Liebesgedanken mehr? Du taumelst, du stammelst: Nichts, nichts; nur schlafen, schlafen. Zum Glück ist im Haushalt der Natur der Schlaf notwendiger als die Liebe.

*

Am 5. August.

Morgen fährt Georg auf drei Tage nach L. zum Kongreß der astronomischen Gesellschaft. Während dieser Zeit bin ich entschlossen, Hagen meine Gastfreundschaft zu versagen; wenigstens im Haus; der Garten steht ihm frei. Hans hat sich für den Rest des Sommers in unsrer Nähe eingemietet, er zieht seine Kreise enger und enger um das Wild, das er jagt. Ich muß nun auch gewärtig sein, ihm auf dem See und im Wald zu begegnen.

*

Am 6. August.

Ich habe in diesen Monaten viel photographiert; zumeist Aufnahmen der Venus, davon einige Georgs Broschüre begleiten sollen.

Ich sah mit Brenner die Photographien durch, — es ist ein großer Stoß geworden, — um eine Auswahl zu treffen. Ich habe täglich, wenn es die Witterung nicht verhinderte, Venusaufnahmen gemacht oder vielmehr nächtlich, um auch die kleinsten Veränderungen, welche die Atmosphäre des Planeten aufweist, festzuhalten. Das Auge ist in solchen Dingen so wenig zuverlässig, verglichen mit der Photographie.

Brenner und ich konstatierten, daß sich diese Mühe recht wohl belohnt und unsre Kenntnisse erweitert habe, und wir freuten uns dessen. Ich sehe Brenner jetzt mit andern Augen an, seit mir seine Hand das Gegengift kredenzte. Seine Malice hat mich aufgeklärt über mich selbst; dafür kann man nicht dankbar genug sein.

Früher vermied ich ihn, jetzt möchte ich ihn suchen! Denn jetzt, wo ich mich an Hagens Gegenwart aufreibe, in steter Angst, mich zu verraten, ist mir das Beisammensein mit einem ebenso kühlen als klugen Menschen, einem Menschen, der nichts von mir will, ein Labsal. Es mag Reaktion sein. Auch scheint mir, als wäre Brenner weniger spitz als sonst.

Durchschaut er mich wirklich, weiß er, daß ich Hans liebe, oder besser, der Wahrheit zur Ehre, in ihn verliebt bin, so wird es ihn wundern, daß ich seine Definition von Hansens Charakter ihm nicht nachtrage.

Er durchschaut mich! Mag er doch! Mag er doch wissen, daß ich kämpfe.

Der Kampf ist nicht schmählich; schmählich ist nur das Unterliegen.

*

Am 8. August.

Manchmal, wenn ich, arbeitsmüde und matt, meine Leidenschaft zur Ruhe gebracht habe und einsam ruhend in mich versunken bin, erwacht in mir ein seltsames Gefühl. Mir ist, als sei ich gar nicht mehr ich selbst; als habe sich mein innerstes Wesen schon abgelöst von diesem Fleisch

und Bein, und wie mit den Augen eines andern seh' ich fremd auf diesen ruhenden Körper. Und fremd seh' ich auf mein Ringen und Hoffen, und es rührt mich nicht mehr. Nur ein beklommenes Staunen erfüllt mich ganz. Ich schaue an mir herunter, fremd, fragend. Wie? Diese Glieder, diese Hand, die festgeballt auf meinem Schoße ruht, dies Herz, dessen dumpfes Klopfen in der Stille der Nacht ich vernehme, dies Wärmegefühl, das mir die Adern durchrinnt, — das wäre ich? Ich? Sonst nichts?

Mit heimlichem Grauen betrachte ich mich, mit peinvollem Verwundern. Wie bin ich in diesen Zustand gekommen? Was will ich hier? Dies alles bin ich nicht: ich träume wohl nur, ein Alp lastet auf mir. Hinweg, hinweg! Was gehen mich diese fremden Glieder an! Ach, daß ich erwachte!

Das alles fühle ich mehr als ich es denke, während ich regungslos liege, wie in einem Bann.

Endlich reiße ich mich mit aller Kraft des Willens los von dem Zauber, der mir die Sinne verwirrt.

Ich stehe auf, gehe im Zimmer hastig auf und ab. Vor dem Spiegel bleib' ich stehen, das Licht fällt voll auf meine ganze Gestalt. Ich sehe mich an und erkenne mich nicht; ich sehe fremde Züge. Und wieder durchdringt mich das Gefühl: das ist alles nur Maskerade! Das bist du nicht! Und sehnsuchtsvoll ruft's in mir: Ach, hinweg, hinweg! Dorthin, wo ich endlich ich selber sein werde! Dorthin ...

Die Menschen nennen das Sterben! Ich raffe mich auf, eile hinaus zu Menschen. Am liebsten suche ich die gute Enke auf und lasse mir was vorschwätzen. Dabei verfliegt allmählich die verführende Sehnsucht; die breite Behaglichkeit der braven Alten, der das Leben immer noch eine höchst wichtige und ebenso angenehme wie unentbehrliche Beschäftigung ist, leitet mich wieder in die gewohnten Geleise zurück.

*

Am 11. August.

Vor acht Jahren, als ich zu Georg gezogen war, in jener Zeit der höchsten Verwirrung, begann ich diese Aufzeichnungen. Ich that es, um mich an die rücksichtsloseste Wahrhaftigkeit gegen mich selbst zu gewöhnen. Ich war des Beschönigens, der Illusionen so satt, so übersatt! Ich hatte einen solchen Hunger nach Wahrheit, ein solches Bedürfnis, klar zu sehen, wenigstens in mir selber.

Ich habe diesen Entschluß nicht zu bereuen gehabt.

Als ich im Frühling dies Heft begann, ahnte ich nicht, daß es die demütigendste Episode meines Lebens aufzunehmen bestimmt war.

Jawohl, demütigend!

Denn ich glaubte, das Exempel meines Lebens schon gelöst zu haben, und nun sehe ich, daß es erst noch einer Probe bedarf, um dessen sicher zu sein. Wenn ich diese Probe nicht bestehe, dann ist mir alles zerbrochen! Dann bin ich nur ein gemeiner Mensch, der vom Instinkte genasführt wird wie ein Tier.

Denn dazu ward uns Erkenntnis gegeben, daß wir uns an ihr als wie an einer Krücke aufrichten aus der tierischen Niedrigkeit. Ich habe mir eine eherne Tafel in meinem Geiste aufgestellt, darauf steht in hellen Lettern: Nein! Und wenn in Hagens Nähe mir alle Gründe verschwimmen, wenn die Vernunft sich verwirrt, wenn ich nur das eine Verlangen habe, mich gehen zu lassen, auf seine stumme Bitte zu antworten, zu stammeln: O, du! du, nimm mich hin! Dann sehe ich, wie einen Pharus im Meere meiner Verwirrtheit, jenes glänzende, harte „Nein!" Dann klammere ich mich daran mit allen Kräften!

Kalt erkennen und leidenschaftlich fühlen — kann es größere Kontraste geben?

Der kühlste Kopf, das glühendste Herz — in mir treffen sie aufeinander. So bin ich Vivisektor und Opfer in einer Person; ich verschmachte, ich rase vor Schmerz und analysiere und klassifiziere diese Gefühle.

*

Am 12. August.

Seit zwei Tagen spielen wir wieder dieselbe Komödie: Hans sucht ein Alleinsein mit mir herbeizuführen, ich weiche aus. Nur daß es ihm immer schwerer wird, sich zu beherrschen, und mir, — das mag der Himmel bezeugen — mir auch. Ich bin matt und elend und empfinde es mit einer wunderlichen Schadenfreude; denn ich fühle, lange wird mein Körper diesen seelischen Aufregungen nicht mehr widerstehen können.

Gestern abend gegen elf Uhr ging ich in die Küche, meinen Thee, den Frau Enke mir für die Nacht bereit gestellt hatte, zu holen. Da fand ich die gute Alte noch wach am Tisch sitzend; sie hatte offenbar auf mich gewartet. Sie legte den Strickstrumpf weg und hob geradezu beschwörend die Hände gegen mich auf.

„Liebe, liebe Frau von Bredow!" sagte sie. „Ich flehe Sie an! Lassen Sie doch ein einziges Mal das Arbeiten! Legen Sie sich doch nur einmal, wie andre Menschenkinder thun zu nachtschlafender Zeit, legen Sie sich doch zu Bett! Sie richten sich ja mit Vorbedacht zu Grunde! Und wenn Sie das auch jahrelang so vertragen haben, jetzt vertragen Sie es eben nicht mehr. Wenn ich denke, wie frisch Sie im Frühling aussahen! Damals schliefen Sie aber auch wenigstens bis in den Morgen hinein und holten so das Versäumte nach. Aber jetzt, um fünf Uhr, um sechs Uhr sind Sie schon auf! Sie sehen so blaß aus, daß es einen erbarmen kann!"

Ich beruhigte sie und ließ den Thee stehen; sie glaubte, ich ginge zu Bett. Ich arbeitete eben ohne Thee. Als ob ich hätte schlafen können! Besser noch arbeiten als wachliegen und sich Träumen hingeben, Träumen und Gedanken, die mich mehr aufreiben als die Arbeit.

*

Am 13. August.

Ich hatte heute nachmittag Hanna Mühlheim erwartet. Vergebens, sie kam nicht. Gegen Abend ging ich hinunter und stand ein Weilchen im Vorgarten, um die Straße zu übersehen, denn eben war der Zug aus der Stadt eingetroffen. Da hörte ich plötzlich Schritte, und der Schatten eines Mannes fiel über den Weg. Ich schrack zusammen, so heftig, daß mir schien, als stände mir das Herz still. Die Gegenstände verwirrten sich vor meinen Augen und begannen zu kreisen; schwindelnd griff ich mit zitternder Hand ins Leere. Der Kommende fing mich auf, stützte mich und führte mich zur Bank. Es war Doktor Brenner.

„Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, ich bin es,“ sagte er, als er mich auffing. Selbst wenn er beruhigen will, entschlüpft ihm die Malice, denn es sollte doch bedeuten: „Ich bin es nur, nicht der, den du meinst.“ Ach, meinetwegen! Es ist mir alles so gleichgültig!

Ich ruhte auf der Bank, matt, wortlos. Brenner war neben mir stehen geblieben und betrachtete mich. Nach einer Weile sagte er in seiner trockenen Weise: „Wenn Sie das so forttreiben, meine Gnädigste, werden Sie unfehlbar erkranken. Solchen permanenten Anstrengungen ist Ihr zarter Organismus nicht gewachsen. Lassen Sie mal Arbeit Arbeit sein und feiern Sie. Aber nicht hier; thatenlos dazusitzen, das wäre Gift für Sie. Reisen Sie! Es giebt auf der Welt noch manchen netten Ort, den Sie nicht kennen, zum Beispiel Amerika. Und Sie haben in Boston Verwandte. Da würde ich an Ihrer Stelle mal hinfahren. Das würde Ihnen gut thun. Wenn Sie auch nie etwas für mich übrig gehabt haben, einen Rat können Sie schon von mir annehmen.“

Ich sah ihn betroffen an.

„Woraus schließen Sie, daß ich nichts übrig habe für Sie?“

„Aber meine liebe, gnädige Frau, das spürt man doch. Durch alle höfliche Freundlichkeit bläst das wie der Zugwind durch eine rissige Wand. Mir ist recht bald, nachdem ich das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, klar geworden, daß ein Mensch wie ich Ihnen antipathisch sein muß. Ich habe das oftmals bedauert, warum soll ich's leugnen? Aber ich verarge es Ihnen nicht. Einem Menschen, der das Leben so auffaßt, wie Sie es mir aufzufassen scheinen, einem solchen Menschen muß ich unsympathisch sein.“

Ich sah ihn erstaunt und fragend an; was wußte er von mir?

„Sie meinen, was weiß der Doktor Brenner von meiner Lebensauffassung? Nun, wenn mich nicht all meine mühsam erworbene Menschenkenntnis im Stiche läßt, so besteht Ihr Lebensideal in dem, was Ihr Lieblingsphilosoph ‚einen heroischen Lebenslauf‘ nennt. Daß es Ihr Lieblingsphilosoph ist, schließe ich außer andern Kennzeichen auch daraus, daß ich seine Bücher oftmals aufgeschlagen in Ihrem Zimmer liegen sah. Hab' ich nicht recht?“

Ich mußte lächeln: „So ungefähr!“

„Sehen Sie, meine Gnädigste, das ist nun wirklich nett von Ihnen, daß Sie diesem kalten und schadenfrohen Menschen gegenüber so ehrlich sind. Ich tariere und heimse das ein als einen Beweis Ihrer Achtung. Denn für ein boshaftes Subjekt haben Sie mich doch gehalten?“

„Ja,“ sagte ich. „Jedesmal, wenn ich in Ihrer Gesellschaft war, frönten Sie der unbarmherzigsten Spottsucht. Das war es, was mich abstieß.“

„Sagen Sie mal, meine Gnädigste, können Sie sich erinnern, daß ich je etwas ohne Grund verspottet habe? Daß ich jemals einem unrecht that mit diesem Spotte? Daß ich einen verhöhnte, der es nicht verdient gehabt hätte?“

Während er so sprach, glätteten sich alle die feinen Spottfältchen in seinem Gesicht, und ein stiller, feierlicher Ernst veredelte seine Züge, so daß mir war, als sähe ich diesen Menschen zum ersten Male.

Ich dachte nach.

„Nein,“ sagte ich. „Ich glaube, ungerecht waren Sie nicht. Aber gnadenlos scharf und unbarmherzig.“

Er lächelte schon wieder.

„Unbarmherzig? Ja, meine gnädige Frau, was ist denn Barmherzigkeit? Was hat man darunter zu verstehen? Barmherzig sein, heißt doch wohl: sich eines andern erbarmen, einem helfen, der sich nicht selber helfen kann? Und wer kann sich nicht selber helfen? Der Schwache, der Kranke. Nun stößt man aber auf Schritt und Tritt auf Schwächlinge und Kranke, die in dem angenehmen Wahne leben, sie wären gar nicht krank und schwach. Denn in unsrer Zeit, in der man die Menschen vorzüglich auf Selbstlosigkeit dressiert, kann der Mensch vor lauter Selbstlosigkeit gar nicht zur Selbstbeobachtung kommen, denn das hieße ja schon eine Zeit verschwenden, die man einem andern widmen könnte. Sie lächeln! Was ich sage, gefällt Ihnen? Hier sind wir d'accord? Ja, ja, ich weiß, diese Welt gefällt Ihnen ebensowenig wie mir; diese Welt ‚c'est une mauvaise plaisanterie!‘ Hier scheiden sich unsre Wege. Sie empfinden das Leben unter dem Eindrucke des Mißbehagens als Tragödie; ich empfinde es — nun — eben als einen schlechten Scherz.

„Aber ich schweife ab; wir sprachen ja von der Barmherzigkeit, übrigens ein Wort, das man nächstens gar nicht mehr anders als salbungsvoll wird aussprechen können.

„Ich habe ein sehr scharfes Auge für menschliche Gebrechen; leider sehe ich schon in der ersten Viertelstunde, wo es einem fehlt. Die Schwächlichen, das sind mir die chronisch Dösigen, eine Eigenschaft, die selten angeboren, sondern meistens Erziehungsprodukt ist. Diesen Menschen ist noch zu helfen. Wenn ich nun so der anerzogenen Dämlichkeit begegne, so wirkt das auf mich, wie die Peitsche auf einen Droschkengaul. Ich muß

vorwärts, ich muß losgehen! Ich feuere ein paar kräftige Schreckschüsse ab mitten hinein in das Duselidyll. Der Dösige erwacht, reibt sich die Augen und sieht um sich und — in sich, und das Verschrobene an sich und andern fällt ihm in die Augen. Es ist der erste Schritt zur Besserung, meine gnädige Frau, — ich hatte hie und da schon ein paar ganz nette Erfolge aufzuweisen.

„Was nun die Kranken anbetrifft, so gehören die leichteren Fälle in meine Art von Barmherzigkeit. Es giebt nämlich verschiedene Arten, barmherzig zu sein.

„Stellen Sie sich eine Landstraße vor, gnädige Frau, und in ihrem Staube einen Menschen liegend: es braucht nicht gerade ein Lazarus zu sein, sondern nur ein armer Teufel, der einen schlimmen Fall gethan und sich dabei das Knie zerschunden hat. Nun kommt einer vorbei, der gehört in Klasse eins der Barmherzigkeit. Er sieht den Unglücksmenschen am Wege sitzen und erkennt von weitem in ihm einen Gebildeten, einen anständigen Menschen, der sich in einer genanten Lage befindet, denn er hat sich Strumpf und Stiefel abgezogen und ist in Betrachtung seiner Wunde versunken. Nun geniert den modernen Menschen nichts mehr, als wenn er an irgend einer Stelle sein allereigenstes Ich entblößen muß.

„Unser Barmherziger ist ganz Mitleid: ach, was für eine fatale Lage! Wie kann ich sein Zartgefühl nur am besten schonen? Gewiß hat er mich schon gesehen. Aber ich will barmherzig sein; ich drücke die Augen zu, und als hätte ich ihn nicht gesehen, gehe ich an ihm vorüber. Nicht hinsehen, das ist seine Barmherzigkeit. Er ist nur gleichgültig und redet sich vor, er sei barmherzig gewesen. Diese Art von Barmherzigkeit gehört zum guten Ton, auf den ich übrigens pfeife.

„Klasse zwei. Ein guter, bartloser, rundlicher Mensch kommt des Weges und sieht unsern Kranken. Er stürzt hinzu, überfließend von Mitleid und Rührung: Ach, Sie Aermster! Was haben Sie erdulden müssen! Aber ich will Ihnen helfen! Ich will Sie verbinden, sehen Sie nur derweil beiseite. So, nun schauen Sie her, die böse Stelle ist versteckt, mit meinem eignen, reinen Schnupftuch hab' ich sie verbunden. Und nun, Sie Bedauernswerter, Sie Aermster, stützen Sie sich auf mich. Aber Sie können gewiß nicht gehen! Nein, nein, versuchen Sie es nicht erst, ich will Sie tragen!' Und nun schleppt der Barmherzige den Kranken fort mit Aechzen und mit geschwätzigem Beileid, und war jenem noch nicht elend, so wird's ihm jetzt elend.

„Der Barmherzige aber wischt sich den Schweiß ab und strahlt. Wieder einmal so recht barmherzig gewesen! Und die gehabte Mühe, der vergossene Schweiß und das geopferte Schnupftuch schweben in seinen Gedanken wie ein Glorienschein über seinem Haupte. Vertuschen und bejammern, das ist ihm Barmherzigkeit. Und diese Barmherzigkeit ist nichts als der Zucker, den er seinem Affen, seiner Eitelkeit, seiner Begier, sich ein Ansehen vor sich und andern zu geben, bietet.

„Klasse drei nun, meine Gnädige, das ist meine Klasse. Ich treffe den Kranken, elend und verbunden. Daß da etwas verpfuscht ist, das hab' ich bald weg. Und da helfe ich nun auf meine Weise, die Sie ja kennen, am liebsten mit einem hübschen, glatten Schnitt. Ein scharfer, treffender Spott zu rechter Zeit, der wirkt manchmal Wunder. Ja, lieblich schmeckt sie nicht, meine Medizin, aber sie hilft. Und wenn Sie mein Thun beobachten, liebe Frau von Bredow, so werden Sie finden, nicht aus Freude am Verwunden verletze ich, sondern um zu helfen."

„Und da gäbe es keine mildere Art zu helfen, Herr Doktor?"

„Ja, gnädige Frau, ich gebe, was ich habe; auf einer Distel reifen keine Pfirsiche. Freilich giebt's noch eine mildere Art, ein stilles, vornehmes Helfen, das den Begnadeten unter uns eigen, deren Anblick schon Vorbild und Labsal ist. Ich meine," und er neigte sich mit einem weichen Lächeln ein wenig zu mir hernieder, „Sie hätten das Glück, neben einem solchen Menschen leben zu dürfen."

Georg! Das ging mir ans Herz.

„Lieber Herr Doktor!" sagte ich unwillkürlich.

Er lachte ein wenig.

„Lieber Herr Doktor! Wie hübsch das klingt! Und mit welch strahlendem Lächeln Sie es begleiten! Ich sonne mich ordentlich darin!"

„Das führt mich wieder zum Anfang unsers Gesprächs: wie machen wir's, um das frohe Lächeln, diese leichte Röte auf Ihren Wangen festzuhalten? Darin sind wir doch einig, daß Sie sich gründlich überanstrengt haben, daß Sie unter der Schwüle hier leiden. Und wie sehr die Arbeit und andres Sie fesseln möchte, hauen Sie den Knoten, der sich nicht lösen lassen will, mit scharfem Streiche durch! Suchen Sie Ihr Heil in der Ferne und kommen Sie uns genesen wieder!" Er sagte das mit großer Herzlichkeit. „Und nun, gnädige Frau, gestatten Sie mir, daß ich Sie hinaufführe. Der Anfall von vorhin könnte wiederkommen, und es wäre dann niemand da, um Sie aufzufangen."

Er bot mir den Arm, und ich war der Stütze froh, denn als ich aufstand, zitterten mir die Kniee.

Als wir uns dem Eingang näherten, klirrte das Gitterthürchen, und Hagen trat in den Vorgarten. Er sah mich an Brenners Arm, stutzte und war alsbald mit zwei Schritten vor uns. Und nun — so ganz Hans Hagen, der im Affekt alle Formen und Schranken mit Füßen tritt — ohne zu grüßen und Brenner vollständig ignorierend, sagte er, und das eine Wort klang wie das erste Grollen eines herannahenden Unwetters, so viel fragende Drohung lag darin: „Sophie?"

Ich hing wortlos an Brenners Arm. Der lüftete mit vollendeter Höflichkeit den Hut und

sagte mit seiner hellen, kühlen, ironischen Stimme: „Guten Abend, Herr Doktor Hagen!"

Hans schien eine brutale Zurückweisung auf den Lippen zu schweben, doch etwas in Brenners Blicken mußte ihn wohl gewarnt haben, diesen Menschen als Gegner zu unterschätzen, und langsam erwiderte er den Gruß.

Brenner ließ Hans nicht zu Worte kommen. „Sicherlich hat Sie das leidende Aussehen der gnädigen Frau beunruhigt. In der That, ein Schwindelanfall überraschte Frau von Bredow im Garten, und Sie sehen mich im Begriff, die gnädige Frau hinaufzuführen, um sie Frau Enkes Pflege zu übergeben. Herr Doktor . . ." Er grüßte wiederum mit äußerster Höflichkeit und legte meine Hand fester auf seinen Arm, indem er mich mit der Sorglichkeit eines Bruders ins Haus führte. Oben half er mir, mich auf die Chaiselongue niederzulegen, denn die Schwäche überwältigte mich. Frau Enke war nirgends zu finden. Brenner brachte mir Kissen und mischte mir ein kühlendes Getränk. Er that das alles mit so gelassener Selbstverständlichkeit und ruhiger Güte, daß ich ihm die Hand hinstreckte und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ich hab' das eigentlich nicht um Sie verdient."

Ich hätte meinen Dank wohl anders formulieren können; aber wenn man sich elend fühlt, wird man leicht rührselig.

Brenner nahm meine Hand: „Nicht Sie, Frau von Bredow, ich habe zu danken, und das seit Jahren. So lange ich Sie kenne und beobachte — übrigens ein Pleonasmus für einen Menschen wie ich, dem das Beobachten im Blute liegt — so lange habe ich mich, trotz Ihrer Abneigung, an Ihnen und Ihrer Art zu leben erfreut. Nein, meine liebe gnädige Frau, ich habe Ihnen zu danken."

Heute früh, als ich noch schlief, war Hans schon da, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Dies Unwohlsein möchte ich segnen, es ist eine Schutzwehr zwischen mir und ihm, die ich so lange als möglich aufrecht erhalten will. — Himmel! Wie feig bin ich geworden!

*

Am 16. August.

Ich habe gestern Georg versprechen müssen, nicht zu arbeiten. Er war gestern um mich, soviel es seine Zeit irgend erlaubte, und ich fühlte es wohl, er sorgt sich um mich. Dahinter muß Brenner stecken, denn bis jetzt war es mir gut gelungen, Georg mein Elend zu verbergen.

Ich liege auf dem Altan und feiere und dämmere vor mich hin. Georg hatte Frau Enke eingeschärft, niemand zu mir zu lassen. Wie wohl thut dies Gefühl, geborgen, wenn auch für kurze Zeit nur, zu sein! Und während ich dies Geborgensein genieße, sehe ich Hagen im Geiste zum Greifen deutlich vor mir stehen: seine elastische, kraftvolle Gestalt und vor allem sein Antlitz. Sein krauses, kurzgehaltenes Haupthaar ist fast goldblond zu nennen, ein Ton, den man bei Männern selten findet; sein Kopf ist klein und edel geformt, wie die Köpfe griechischer Statuen, und über seiner matten, hellen Gesichtsfarbe liegt es wie ein leichter, bräunlicher Anhauch. Dabei fallen mir immer Viktor Hugos Verse ein aus „La sultane favorite": ‚Tu n'es ni blanche ni cuivrée, mais il semble qu'on t'a dorée avec un rayon du soleil.'

Mit einem Sonnenstrahl vergoldet! Und etwas Sonniges, Sieghaftes, Sorgloses spricht aus seinem ganzen Wesen, zumal wenn es ihm daran liegt, zu fesseln. Ich sehe seine hellen, beredten Augen, seine scharfgeschnittene Nase mit den beweglichen Flügeln, und ich sehe ihn lächeln und sehe die blanken Zähne blitzen! Dieses faszinierende, spöttische, übermütige, lebensfrohe Lächeln und die wohllautende, modulationsfähige Stimme, die er ohne Affektation in der Gewalt hat, wie ein Meister sein Instrument, — darin liegt, will mir scheinen, sein größter Zauber. Und über so viel Licht vergißt man die tiefen Schatten. Ein lebensfrohes Weltkind, dem Genießen und Glücklichsein dasselbe ist, würde um des Lichtes willen die Schatten gern vergessen. Sie müßte sein Gefährte sein wollen in der Freude und sein alle Launen und alle Demütigungen ertragender Sklave im Leide.

Denn Hagen will glänzen und genießen und bezaubern, aber nicht in der Stille forschen und leiden und erkennen. Er sagt: Leben, das ist mir: Macht haben und mich freuen!

Ich sage: Leben, das ist mir: Frieden haben, um mein Bestes in mir zur Blüte zu bringen, die innere Befriedigung als Frucht zu ernten, um dann getrost zu sterben.

Vor einiger Zeit besuchte mich meine alte Freundin; das Gerücht ginge um, sagte sie, Hagen habe sich an mich bereits gebunden. Sie freute sich dessen und sagte: „Welch ein schönes Paar würdet ihr abgeben!" Das that mir weh! Ich sah sie an und schüttelte langsam den Kopf. Da verstand sie mich und schwieg.

Nein, niemals!

Aber dennoch bin ich seinem Zauber unterthan; und jetzt, wo ich mich sicher weiß, spiele ich mit dem Feuer und träume, daß es süß wäre, sein Haupt mit meinen Händen zu umfassen und zu küssen!

*

Am 17. August.

Ein zweiter Friedenstag ist angebrochen; wie gestern liege ich auf dem schattigen Altan, und dies Heft hilft mir, mich darüber hinwegzutäuschen, daß ich nicht arbeiten darf. Es ist merkwürdig, ich ruhe und feiere, aber die Kräfte wollen nicht wiederkehren. Sogar den Bruder meiner Freundin, unsern guten Sanitätsrat, hat mir Georg auf den Hals gehetzt. Wenn ich mir selber nicht helfe — die können mir alle nicht helfen.

Doktor Braun fand denn auch weiter nichts und sagte mit seinem guten, väterlichen Lächeln:

„Ja, sehen Sie, meine liebe Frau Sophie, ich kann eine zu ernsten Bedenken Anlaß bietende Erkrankung an Ihnen nicht konstatieren. Dennoch sind Sie elend und schwach, und den Grund hiefür möchte ich in Ihrer Lebensweise suchen, die Ihrer zarten Konstitution so wenig angemessen ist. Zu solchen permanenten geistigen Anstrengungen, besser Ueberanstrengungen, gehört eine robustere Natur als die Ihre. Ich möchte Sie mit einer Kerze vergleichen, deren Docht stark und deren Wachshülle schwach ist. Zuviel Flamme, Frau Sophie, und zu wenig Stoff. Ihre vermaledeiten Scharteken möchte ich in den Ofen stecken und Ihnen dafür einen braven Mann aufhängen und ein paar liebe Kinderchen. Da wollte ich Sie bald gesund haben! Aber Sie wollen es nicht anders."

Wollen? Lieber Doktor? Gewiß, ich will nicht anders, denn ich kann nicht anders wollen. Ich würde schon Kinder wollen, aber nur von dem Manne, den ich auf meine Weise lieben und verehren könnte. Gieb mir, lieber Arzt, doch ein andres Herz und andre Gedanken, und dann werde ich wollen, wie du willst, und du kannst mich heilen. So aber ...

*

Am 18. September.

Ist wirklich schon ein ganzer Monat dahin, und ich halte die Feder seit so langer Zeit endlich wieder in der Hand?

Und wieder möchte ich sagen: Nur eines Monats hat es bedurft, um diese Stille nach dem Sturm, diese kühle Resignation über mich zu breiten?

„Mein Frühling ging zur Rüste" — das wußt' ich längst, aber nun ist auch mein kurzer Sommer dahin. Ein früher Herbst bricht herein — wie draußen in der Natur. Die Aeste hängen voller Früchte, aber sie werden bald geborgen sein; lustig und bunt lachen die Blätter vom Baum, aber es ist eine trügerische Schöne, dieser letzte Gruß der Natur an das Leben, und dahinter wartet der Tod. Ueber Busch und Baum hin spinnt Arachne ihre Silberfäden: den ersten fand ich heute früh in meinem Haar. Mein Herbst, du sollst mir willkommen sein! Und auch den weißbärtigen Alten, der hinter dir lauert, und seine Gabe, die kalte, starre Winterruhe, ich grüße sie! Ich bin bereit! Und ohne Reue! Sie können mich bestatten, wie den Sieger auf seinem Schild, denn ich bin mir selber treu geblieben.

Und als Gunst des Schicksals will ich es betrachten, wenn ich noch meine Früchte bergen darf ...

Wie kam doch alles das?

An jenem letzten Morgen auf dem Altan, des Schreibens müde, ließ ich mir Rückerts Werke bringen und las in den Makamen des Hariri. Wie ein Märchentraum wirkt diese bunte Welt des Ostens auf mich, und leibhaftig, ergötzlich und rührend stehen vor mir der kecke Betrüger und seine Opfer.

Da hörte ich Stimmengewirr von ferne, dann hastige, wohlbekannte Schritte, und im Rahmen der Thür stand — Hagen! Mir war, als stände das Herz mir still, der Atem stockte mir. Regungslos lag ich und hilflos, und sah ihn an und er mich. Mit einem Ausdruck sah er mich an, wie der Jäger wohl das Wild betrachten mag, das ihm endlich in die Falle ging: „Nun hab' ich dich!"

Aber im nächsten Augenblick hatte er seine Miene schon wieder in seiner Gewalt. Mit kameradschaftlicher Herzlichkeit trat er an mein Lager.

„Liebste Sophie, was machst du für Geschichten! Wie hast du uns erschreckt! Krank bist du gewesen? Wie ich mich gesorgt habe um dich, Sophie! Und nun laß sehen, — freilich, ein wenig schmal ist das Gesichtchen geworden, ein wenig blaß, und dennoch, o Sophie ..." Er brach jäh in seiner Rede ab und wandte sich von mir. „Sieh da, den ganzen Rückert hat sie neben sich auf dem Tische stehen, Band für Band! Der darf sich hier breit machen, und der alte Hans wird abgewiesen! Heute früh verbot mir dein Cerberus wieder die Thür: ‚Bedaure unendlich, Herr Doktor, Frau von Bredow darf niemand empfangen!‘

„‚Was macht sie denn, schläft sie?‘

„‚Nein, Herr Doktor, sie liegt auf dem Altan und liest!‘

„‚Sie liest? O, all ihr Himmlischen, steht mir bei! Sie liest! Welche Anstrengung! Das darf nicht sein! Ich werde ihr vorlesen, meine Gute!‘ ... Oder soll ich lieber still sein, Sophie? O, ich kann auch mit Leidenden umgehen; ich kann schweigen und regungslos auf dem Schemel dort hocken, nur laß mich ein Weilchen, ein kurzes nur, in deiner Nähe sein! Soll ich schweigen, Sophie?"

Er sagte das alles mit halblauter, weicher Stimme, jeder Laut eine Liebkosung.

„Lies lieber!" sagte ich.

Besser noch, lesen als seine werbenden Blicke in schwüler Stille.

Er rückte den Schemel heran und nahm nach kurzer Wahl einen Band aus dem Stoß, den mir Frau Ente gebracht hatte, aus Furcht, nicht das Richtige zu treffen.

Er blätterte und hielt endlich inne und sah mit einem wunderlichen Lächeln auf das Buch in seiner Hand nieder.

„Der gute, alte Rückert!" flüsterte er.

Damals wußt' ich mir dies Lächeln nicht zu deuten, jetzt versteh' ich's nur allzu gut. ‚Vater Rückert als Gelegenheitsmacher!‘ dachte Hans.

Nun hub er an zu reden, ein wenig langsam, so daß es schien, als läse er nicht die Verse eines andern, sondern als setzte er sein eignes Empfinden in Worte um.

Die wundersam süße, erwartungsschwere Stimmung, welche dies Gedicht atmet, ward aufs neue lebendig und allmächtig zwischen Mann und Weib:

„Sie sah den Liebsten schweigend an.
Sie sucht' ein Wort, worauf sie sann.
Sie dachte, und in Duft zerfloß
Des Denkens Faden, den sie spann.
Empfindung tauchte auf, als wie
Die Nymph' aus Fluten dann und wann,
Und tauchte wieder in die Flut,
Als ob es sie zu reu'n begann.
Die Seele war der Knospe gleich,
Die will und sich nicht aufthun kann.
Sie lächelte, als staunte sie
In sich ein holdes Rätsel an.
Sie blickte wie nach einem Traum,
Der schwimmend nicht Gestalt gewann.
Sie flüsterte, es war kein Wort,
Ein Hauch nur, der in Duft zerrann.
Sie flüstert ihm das Wort ins Herz:
Du bist ein sehr geliebter Mann!
Du bist ein sehr geliebtes Weib!
So sprachen sie und schwiegen dann."

Ich kannte das Gedicht wohl; kaum hatte Hagen die ersten Worte gesprochen, als ich seine Absicht erkannte und mit grauenvoller, alle Kräfte lähmender Gewißheit empfand: dies ist die Stunde, vor der du gezittert hast!

Und diese Stunde trifft dich schwächer, schlechter gewappnet denn je zuvor. Die Hand nach der Klingel ausstrecken wollt' ich, rufen wollt' ich: Halt ein! Schweig! Ich wollte mich abwenden wenigstens und die Augen schließen ... ich konnt' es nicht. Wie ein Alp lastete es auf mir und zwang mich nieder mit bleierner Schwere, daß ich ihn anschauen und hören mußte. Vor meinen Ohren klang es: ein feiner, heller, schneidender Ton, wie wenn tausend Kinderhände unablässig über den Rand geschliffener Gläser strichen, und dazwischen dröhnten dumpf in mir die langsamen, schweren Schläge meines Herzens.

Und ob mir gleich vor dieser Stunde graute, genoß ich dennoch seiner Stimme Wohllaut mit Entzücken.

„Du bist ein sehr geliebter Mann!"

Von bebender, überwältigender Wonne waren diese Worte erfüllt.

„Du bist ein sehr geliebtes Weib!
So sprachen sie und schwiegen dann."

Das Buch entglitt ihm; er lag neben meinem Lager auf den Knieen und preßte sein Gesicht auf meine Hände.

„Sophie!" stammelte er, „Sophie!"

Und dann ergoß sich seine Leidenschaft über mich in einem Strom glühender Beteuerungen. Mir war, als müßte ich in dieser Flut zärtlicher Liebesworte wehrlos versinken. Nein! wollte ich rufen und rang vergebens nach Atem. Sein Mund raunte dicht an dem meinen:

„Und auch du, du liebst mich!"

Und küßte mich ...

Das fühlt' ich noch, denn mir war, als versänke ich unter diesem Kusse ins Bodenlose, Dunkle, Unendliche ... Mir verging alles Denken, ich verlor das Bewußtsein.

Ich hätte ihn sehen mögen, den Triumphator, als ihm die sichere Beute unter den Händen erblaßte, erstarrte, so daß sie ihm entronnen war, ob sie gleich in seinen Armen ruhte. Die Natur, die ich seit Wochen mit Peitschenhieben traktierte, die ich verachtete, hier that sie mir, als sie mich im Stiche ließ, einen guten Dienst.

Ja, sie ließ mich gründlich im Stiche. Diesmal ist sich Onkel Sanitätsrat nicht mehr im Zweifel über die Diagnose: „Herzkrank! Und die größte Fürsorge und Vorsicht vonnöten!"

„Aber, lieber Doktor, warum die Stirn so in Falten, warum der tragische Ton? In unsrer Familie gehört ein Herzfehlerchen zu den sicheren Erbstücken. Auch Georg ist herzleidend, und Sie sagten oft, der werde uns noch alle überleben."

Er wurde ordentlich böse, der liebe Alte:

„Ich sehe schon, was ich jetzt heile, wird mir Ihr Leichtsinn alles wieder zerstören! Sie und Georg! Kann es verschiedenere Naturen geben? Georg, der nie aus seinem seelischen Gleichgewichte kommt, Georg, der ruhigste, mäßigste Mensch, den ich kenne! Hundert Jahre kann er alt werden bei dieser Lebensweise! Ihnen geb' ich nicht drei, wenn Sie so fortfahren, sich über Kraft anzustrengen!"

Konnt' ich ihm sagen: Lieber, mir liegt ja nicht daran, für mein Leben den längsten Weg zu suchen, sondern den, der mir der beste scheint!?

Sobald mir der Arzt erlaubte, längere Zeit zu sprechen, hatte ich eine ernste Unterredung mit Georg. Auf meine Frage sagte er mir, Hans habe sich an jenem Morgen, als ich leblos zusammensank, wie ein Rasender gebärdet und sich in den wildesten Selbstanklagen ergangen. In der Sorge um mich habe niemand recht Zeit gehabt, darauf einzugehen. Er sei nicht aus der Wohnung gewichen und habe die Nacht auf der Chaiselongue zugebracht. Am nächsten Morgen habe er Georg alles gestanden und ihn gebeten, seine Werbung zu unterstützen.

„Glaubst du, daß Sophie deine Neigung erwidert?"

„Ich hoffe es!" hatte Hagen geantwortet.

„Wenn es Sophiens Wille ist, dein Weib zu werden, so sollst du mir willkommen sein."

„Ist es dein Wille, Sophie?"

Bei dieser Frage sah Georg mich liebevoll und eindringlich an.

Ich erwiderte fest seinen Blick, ergriff seine Hände und sagte:

„Nein! Es ist mein fester Entschluß, ihm nie anzugehören. Ich bitte dich, thu alles, um ihm jede Hoffnung zu nehmen."

Das hat mein Bruder gethan.

Hans wollte ihm nicht glauben, wollte diesen Entschluß als die Laune einer Kranken angesehen haben.

„Hat dir denn Sophie so sichere Zeichen ihrer Liebe gegeben, daß du mir nicht glauben kannst?"

Er mußte zugeben, daß dem nicht so sei.

„So wirst du mir glauben und dich bescheiden müssen. Und ich bitte dich, und ich werde es als ein Zeichen deiner Freundschaft ansehen, wenn du aus Schonung für die Genesende unser Haus meidest, bis du meiner Schwester ruhiger, ja, mit den Gefühlen eines Bruders nahen kannst!"

„Das werd' ich nie können!" habe Hagen geschrieen und sei ohne Gruß fortgestürmt.

Das ist des Märchens Ende. Hagen wird mich nicht mehr in Versuchung führen, mir untreu zu werden. Und ich bin dessen froh! Mit der Gewißheit, daß nun wirklich das letzte Band zwischen uns zerrissen ist, kam wieder Friede über mich. Wie ein Vogel, dem man die Flügel zerschoß, ist meine wildflatternde Sehnsucht herniedergesunken und ruht todmatt in sicherem Versteck. Still! Lüfte nicht das Gesträuch, daß sie nicht wieder erwache! Still! Geh vorüber, vergiß! Daß sie nicht wieder erstarke! Laß sie sterben im schattigen Versteck!

*

Am 20. September.

Ich habe mich heute an dem Anblick eines jungen, frohen Menschen gelabt, an Hanna Mühlheim. Wie sie sich meiner Genesung freute, wie herzlich ihr die Worte liebevoller Teilnahme von den Lippen kamen! Dennoch wollte mir scheinen, als wäre es nicht das allein, was ihr so lebensfroh aus den Augen blitzte. Sie war, was ich sonst nie an ihr bemerkt hatte, sogar ein klein wenig übermütig.

„Sagen Sie, Kind, haben Sie mir nicht noch etwas zu erzählen, etwas Frohes, Beglückendes?" fragte ich sie.

„Wie Sie mir das vom Gesicht weglesen! Freilich, freilich hab' ich Ihnen was zu sagen!"

Sie sprang auf und stellte sich mit komischem Ernst stramm vor mich hin.

„Sehen Sie mich an, liebste Frau von Bredow! Wissen Sie, was ich bin? Ach, quälen Sie sich nicht, Sie raten es doch nicht! Ich bin — na, Putzmacherin bin ich! Seit vier Wochen angestellt bei Madame Léoty, erstes Putzgeschäft der Residenz; vorläufig als Lernende, doch mit Aussicht auf baldiges Avancement. Sehen Sie diese braunen Hände, wissen Sie, was die sind? ‚Ce sont des doigts de fée!' sagt Frau Geheimrat Heinzius, eine gute Bekannte meiner Mutter und ebenso gute Kundin der Léoty, überdies eine famose, vorurteilslose Frau, Amerikanerin von Geburt. Die besuchte uns vor ein paar Wochen; Mama und Melitta waren ausgegangen. Ich bat sie, mit mir vorlieb zu nehmen.

„‚Störe ich Sie nicht, Kleine? Sie haben da ein Paar so glühende Wangen, als hätte sie Ihnen der Arbeitseifer angemalt.'

„Da führte ich sie ins Wohnzimmer, wo ich geputzmachert hatte, was meine Leidenschaft ist. Sie wissen, Liebste, wir müssen tüchtig uns nach der Decke strecken; alles nähen wir uns selber. Melitta schneidert, und ich garniere alles und putze die Hüte auf, und ich hab' eine gewisse Geschicklichkeit, leicht und lustig zu arbeiten. Meine Kunst hab' ich mir so von den Schaufenstern abgeguckt. Ich hatte gerade einen Sommerhut, der Melitta verregnet war, frisch hergerichtet; ein zartes Ding in weiß und rosa, und ich war furchtbar vergnügt darüber, denn mir war noch nichts so gut gelungen. Ich zeigte ihn Frau Heinzius.

„‚Entzückend!' sagte sie. ‚Wissen Sie, Hanna, darauf können Sie stolz sein. Die Léoty macht's nicht besser. Das ist auch eine Gabe, eine Kunst, solch ein Hutpoem zu machen, das läßt sich nicht anlernen. Wenn Sie es nötig hätten, wahrhaftig, Sie könnten sich damit ernähren!'

„Da flog es mir von den Lippen: ‚Aber ich hab' es ja nötig! Ich weiß mir keinen größeren Wunsch, als mich selber zu ernähren!'

„Das gefiel Frau Heinzius; als Amerikanerin kennt sie unsre kleinlichen Vorurteile nicht. Sie hat mir Mamas Zustimmung errungen, sie hat mich bei der Léoty untergebracht.

„Frau Léoty ist mit mir zufrieden; eigentlich heißt sie Leo, aber sie war ein paar Jahre in Paris, und seitdem nennt sie sich Léoty auf dem Ladenschild und spricht gern französisch. Sie protegiert mich sogar, ich glaube, es macht ihr Spaß, eine Professorstochter als Ladenmamsell zu haben. Mein bißchen Französisch, das ich bei Ihnen aufgefrischt habe, kommt mir im Verkehr mit Fremden gut zu statten. In zwei Monaten bekomme ich Honorar! Gott, bin ich glücklich! Und daß ich hinter dem Ladentisch stehe und alten Bekannten hie und da was verkaufe, geniert mich ganz und gar nicht. Da hat's mich anders geniert, wenn ich im Ballsaal schimmeln mußte — na, Sie wissen schon! Und ich habe auch Zukunftsträume! Ich habe ein kleines väterliches Erbteil, und in ein paar Jahren, wenn ich meiner sicher bin und die Gelegenheit günstig ist, dann — etabliere ich mich selber! Denken Sie: Hanna Mühlheim. Neueste Moden . . ."

Ich küßte das tapfere, liebe Mädchen und wünschte ihr von ganzem Herzen Glück.

*

Am 24. September.

O du Einsamkeit, meine treueste Freundin, um an deinem Herzen zu liegen, wandte ich einst mich ab von den vielen geschäftigen, munteren, guten Freundinnen meiner Jugend. Nie habe ich es bereut, denn alles, was in meiner Seele wurde und reifte, du gabst es mir! Und je mehr ich nahm aus deinen Händen, um so viel tiefer wurde die Kluft zwischen mir und den Gefährten früherer Zeiten.

Nur an eine bindet mich noch das Band der Zuneigung, an Tante Marie. Nun sollte man meinen, eben deshalb müßten wir uns vortrefflich verstehen! O, über uns wunderliche Menschen! Da stehen wir einander gegenüber gleich zwei Schützen, und eines jeden Ziel ist, sich des andern Verständnis mit den Pfeilen der Beredsamkeit zu erschließen. Da zielen wir und senden unsre Pfeile mit eifrigem, zärtlichem Bemühen, hoffen und spähen, ob nicht einer stecken bleiben will im Zentrum? Aber sie prallen alle ab und fallen schlaff zur Erde. Ein jeder von uns beiden weiß vom andern, daß er ein ehrlicher, nach Gerechtigkeit strebender Mensch sei. Und immer von

neuem meint ein jeder: sie ist ehrlich und gerecht, sie muß dich doch verstehen! Und aufs neue wälzt Sisyphos seinen Stein bergauf, und aufs neue rollt er ihm in die Tiefe. Zwei grundverschiedene Individualitäten können sich niemals verstehen, denn sie reden verschiedene Sprachen, und einem jeden von ihnen gehen die Fähigkeiten ab, des andern Idiom erlernen zu können.

So liebt mich Tante Marie nicht um meinetwillen, sondern als Erbteil meiner Mutter, ihrer besten Freundin; ich liebe sie, weil ich ihr dankbar bin für ihre Neigung.

Das erkenne ich wohl, und dennoch mag ich der tiefen Traurigkeit nicht wehren, die mich erfüllt, wenn ich an dem bekümmerten Ausdruck des lieben Gesichtes empfinde, daß wir wieder einmal verständnislos aneinander vorübergehen müssen.

So auch heute wiederum.

Tante Marie gab sich alle Mühe, um mich meiner gewohnten Lebensweise abwendig zu machen: ich sollte sie auf ihrer Reise begleiten. Sie will ein paar Wochen in Wiesbaden verleben und von dort aus Vergnügungsfahrten in die Umgebung und an den Rhein machen. Tante Marie wird in Wiesbaden eine Unzahl Bekannter treffen, in deren Kreis sie mich einführen will; dort will sie aus mir einen vergnügten Menschen unter vergnügten Menschen machen. Sie hofft für mich alles Gute von diesem Wechsel der Luft, der Umgebung, der Gewohnheiten und vom Nichtsthun. Der Gedanke entsprang nur ihrer liebevollen Fürsorge, und ich dankte ihr innig dafür. Dann lehnte ich entschieden ab. Sie war außer sich, soweit das bei ihrer Güte möglich sein kann, und konnte mich nicht begreifen. Da war ich nun wieder einmal in der fatalen Lage, ihr erklären zu müssen, daß das, was ihr Vergnügen machen würde, mir eine Pein sein würde.

Ich sollte wochenlang von früh bis spät nichts thun, als in Gesellschaft geputzter Modemenschen flanieren, möglichst gut essen und trinken und Zeitfüllsel reden? Tante Marie bedarf der Menschen; in ihrer Nähe ist an einsame Muße nicht zu denken. Wenn mir die Ahs! und Ohs! einer geräuschvollen Gesellschaft in den Ohren klingen, ist mir jede Freude an der Natur verdorben. Ich empfinde ein geradezu körperliches Mißbehagen bei dem Gedanken, längere Zeit hindurch täglich, fast stündlich mit solchen vergnügten Menschen verkehren zu müssen. Ich würde mich nicht erholen, nein, erst recht elend dabei werden.

In die welken Wangen Tante Maries stieg eine feine Röte:

„Also diese Menschen sind dir unleidlich, du kannst sie nicht ertragen! Aber sage mir doch, was für ein Recht hast du zu dieser ungeheuren Ueberhebung, zu diesem geistigen Hochmut? Allein willst du sein, dir selber leben, — ist das nicht grenzenlose Selbstsucht?"

Ich erfaßte ihre beiden Hände, die Thränen stiegen mir in die Augen:

„O, Tante Marie, sieh, ich kann nicht mehr empfinden wie jene Menschen. Ihr tiefstes Leid kann ich mitfühlen, aber ihre Freuden nicht mehr verstehen. Denn meine Seele ist voll Sehnsucht nach einem Reich, das da ‚nicht ist von dieser Welt', nach einem Reiche edler Würde, reiner Liebe, einem Reiche, dessen Geschöpfe alle dasselbe heilige Streben nach Wahrheit erfüllt. Daß ich mich dieses Reiches würdig mache, so lange ich noch lebe, das ist mein innigstes Verlangen!"

Sie sah mich an, halb gerührt, halb mitleidig, wie man wohl einen schwärmenden Thoren betrachtet.

Sie schüttelte ein wenig das Haupt und sagte, indem sie mich an sich zog:

„So bist du nun; ach, Sophie, du Kind meiner Sorgen! Und dennoch, man muß dir gut sein!" Dann begann sie von andern Dingen zu reden und verließ mich bald darauf. Ich blieb allein in der Dämmerung, und zwei Worte lasteten schwer auf meiner Seele: Hochmut! Selbstsucht!

Ach, bin ich denn hochmütig? Bin ich denn selbstsüchtig?

Ist das Hochmut, daß ich anders bin als jene alle und mir dessen bewußt bin? Ich weiß, jenen allen bin ich wie

„... ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher ist schöne, grüne Weide."

Daß ich meine Einsamkeit liebe, daß ich mich nicht auf das Genießen auf schöner, grüner Weide verstehe, ist das Hochmut?

Sie nennen es so. Sei es drum! Diesen „hohen Mut" hab' ich nötig, wenn ich leben soll.

Ist ein Gärtner selbstsüchtig, der alle seine Zeit und Kraft dem eignen Garten weiht, so daß er sich um fremde Gärten nicht kümmern kann? Der Hauptgedanke aller jener Menschen, in deren Mitte ich es nicht aushalte, ist: „Wie mache ich es, daß ich fröhlich und sorglos lebe?"

Ich aber sage: „Wie mache ich es, daß ich dereinst fröhlich und getrost sterbe?" Sie leben nur im Hinblick auf das Leben, ich lebe im Hinblick auf den Tod. Wie könnten wir uns verstehen? Also müssen wir uns ferne bleiben.

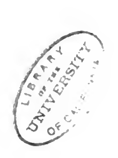
*

Am 26. September.

Ich habe meine einsamen Spaziergänge wieder aufgenommen; die Bewegung in frischer Luft thut mir sehr wohl. Heute bin ich über den See langsam gerudert; an der Landungsbrücke des Gasthauses gab ich meinen Kahn bei dem Bootvermieter, wie gewöhnlich, in Verwahrung, denn ich gedachte noch in den Wald zu gehen. Als ich an der Bude an der Brücke vorbeiging, der bescheidenen Behausung des Mannes, war es mir, als sähe ich an dem kleinen Fenster Hagens Gesicht. Ich erschrak im tiefsten Herzen; alles Blut stieg mir in die Wangen. Ich blickte noch einmal hin: das Fenster war leer.

E. E. Taylor

Ungewohnte Arbeit.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Es war nur eine Täuschung. So sehr bin ich noch im Bann der alten Gewohnheit, allüberall seine Gegenwart zu fürchten.

„— er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen der Kette nach.
Es ist der alte, freigeborne Vogel nicht.
Er hat schon jemand angehört.“

Die Verse Goethes vom „Vogel, der die Fessel bricht“, fielen mir dabei ein. Wann werde ich auch den letzten Rest der Fessel abgestreift haben?

*

Am 27. September.

Erlöst, erlöst! Endlich frei! Ganz frei! Ich möchte weit die Arme ausbreiten und einen Jubelschrei ausstoßen aus tiefster Brust: Frei! Jetzt erst ist der Sieg des Geistes in mir vollendet; ich darf mein Angesicht wieder erheben! Die bunte Chimäre, die mich so lange gequält hat, liegt zerfetzt im Staub, und ich schreite lächelnd daran vorüber.

Ich hatte gestern doch recht gesehen: hinter jenem Fenster war Hagen verborgen gewesen.

Als ich heute, umkehrend, auf dem schmalen Pfade längs des Wassers ging, kam er mir entgegen. Er versuchte nicht zu thun, als sei unser Zusammentreffen ein zufälliges. Er kam mir entgegen mit ausgestreckten Händen, mit strahlendem, liebendem, sieghaftem Lächeln. Ich blieb stehen und erhob unwillkürlich abwehrend die Arme:

„Was willst du noch von mir?“ rief ich aus.

Er faßte trotz meines Widerstrebens meine kalten Hände in seine lebenswarmen:

„Dich will ich, Sophie! Dich und deine Liebe!“

Ich riß mich los.

„Rühr mich nicht an!“ rief ich. „Du weißt, daß ich nicht geben kann, was du verlangst!“

Er lächelte immer noch.

„Und du meinst, mit dieser sophistischen Antwort werde ich mich zufrieden geben? Ich verstehe dich wohl, du kannst nicht, weil du nicht willst, aus irgend einem wunderlichen Grunde nicht willst. Muß ich wirklich an deine Ehrlichkeit appellieren? Du willst mich wirklich glauben machen, daß du nichts für mich empfändest? Es soll alles nur Täuschung sein, was ich in unbewachten Augenblicken dir aus den Blicken, aus dem Klang deiner Stimme, aus dem schnellen Erröten deiner Wangen las? Du hast mich nie geliebt? Du liebst mich nicht?“

Während er sprach, sah ich an ihm vorüber, meine Seele klammerte sich mit allen Kräften an jenes „Nein“, das ich wie einen Schild zwischen mir und ihm errichtet hatte, denn ich fühlte, in diesem letzten Kampfe würde mir nichts erspart werden. Wie gut er mich kannte, als er, an meine Ehrlichkeit appellierend, mich mit einem Geständnis zu fangen gedachte.

Wohlan, dies Geständnis sollte ihm werden! Des nutzlosen Versteckspiels war ich müde.

„Du hast recht!“ sagte ich. „Seien wir zum Schluß offen gegeneinander: du hast in meinen Mienen richtig gelesen, ich habe mich in dich verliebt, Hans Hagen!“

„Endlich!“ rief er aus. „Sophie . . .“

„Geduld!“ unterbrach ich ihn. „Höre mich an bis zu Ende. Wie du selber einmal citiertest, malt sich die Welt in diesem meinem Kopfe anders als sonst in Menschenköpfen. So fasse ich auch alles das, was in die Kategorie ‚Liebe‘ gehört, auf meine Weise auf. Ich unterscheide da scharf zwischen ‚Verliebtsein‘ und ‚Lieben‘. Unter Verliebtsein verstehe ich jenen süßen Rausch, der uns Menschen wider alle Vernunftgründe und besseres Einsehen jählings überfällt wie eine Krankheit, in der wir zum unmündigen, thörichten Geschöpf herabsinken, in der wir unsre heiligsten Ueberzeugungen, die Frucht unsers Strebens, unser Wohl und das andrer mit Füßen treten, wenn uns das am Genießen jenes Rausches verhindern will. Dieser Rausch gilt mir als ein Erbteil jener fernen Zeit, die das Wort ‚Menschenwürde‘ noch nicht kannte. Und es ist eine der größten Lügen, der mir verhaßtesten Lügen, die diesen Atavismus als unbezwinglich hinstellt, ihn schier heilig preist.

„Unter Liebe verstehe ich jenes große, unauslöschliche, reine und innige Gefühl, das zwei ebenbürtige, dem gleichen Ziel zustrebende Menschen, die einander achten und verehren können, verbindet. So hätte ich einen Menschen wie Georg lieben können.

„Meine Neigung zu dir, Hans, ist nichts als Rausch, als Krankheit, von der ich genesen kann und will und werde. Dein glänzendes Aeußere hat es mir angethan, der Wohllaut deiner Stimme, der hinreißende Zauber deiner Persönlichkeit. — Aber abgesehen von jenem Rausch, was können wir zwei einander sein? Wir haben nichts gemeinsam, wir können einander nicht verstehen, so weit gehen unsre Wege auseinander. So wenig könnten wir einander gerecht sein, daß wir uns um unsrer Verschiedenheit willen täglich befehden müßten, bis uns unser Beisammensein zur Qual würde, bis wir uns selber um jenes Rausches willen hassen und verachten müßten. Nun hab' ich dir alles gesagt; nun laß uns scheiden!“

Er hatte indessen, nur mühsam sich bezwingend, das Ende meiner Rede erwartet; dann, just als hätte ich nichts gesagt, brach es leidenschaftlich von seinen Lippen:

„Fürwahr, Geliebte, mich hat das Schicksal auf deinen Weg geführt, dich aus all dem wunderlichen Wahn und Traum ins Leben zurückzuführen! Denn wahrlich, wahnwitzige Ausgeburt der Einsamkeit ist alles, wovon du fabelst. Laß dir die düstere Binde von den Lidern nehmen und blicke mit unbefangenen Augen in die Welt und auf dich. Sieh, ist dir nicht Schönheit gegeben, Gesundheit aufs neue geschenkt, brennt nicht in deinem Herzen für mich das süßeste aller Gefühle? Und diese wonnevollsten Geschenke aus dem Füllhorn des Glückes willst du verächtlich beiseite schieben? Eines Hirngespinstes halber? Denn alles, was du für heilig hältst, nur deine Phantasie hat es geschaffen, es ist nicht wirklich! Wirklich ist nur diese Welt, die du mit eignen

Augen siehst, diese Welt voll Schmerz und Kampf, doch auch voll Lust und Entzücken. Sie hat dir Schmerz und Kampf nicht erspart, diese Welt; nun aber beut sie dir ihre süßeste Wonne! Oeffne ihr dein Herz, Sophie! Nein, wende dich nicht ab! Hör nicht auf jene, die da lehren, das Heil läge darin, daß man sich abwende von dieser Welt! Lüge, Sophie, ist das alles. Und die Lehrer selber sind betrogene Betrüger! — Geliebte . . ."

„Nein!" wehrte ich ab. „Laß mich! Ich bitte dich! Es ist vergebens!"

Ich fühlte, wie sich bei dem liebenden Ton seiner Stimme meine Gedanken mehr und mehr verwirrten.

„Vergebens?" rief er mit übermütigem Lachen. „Nimmermehr! Ich lese es ja aus deinen Zügen, aus deiner schwachen Abwehr sehe ich's — du bist mein! Komm an mein Herz, Süße, Liebste! Laß uns glücklich sein!"

Und als ich mich widerstrebend abwandte, sank er vor mir auf den Boden nieder, umfaßte meine Kniee und flehte und stammelte: „Erhöre mich! Laß mich nicht vergebens flehen! Ich liebe dich, Sophie! Ich liebe dich!"

Mit der letzten Kraft riß ich mich los, floh auf die andre Seite des Weges und rief, fast schrie ich es:

„Nein! Nein! Ich will nicht!"

Hagen erhob sich langsam von den Knieen; sein Gesicht war blaß geworden, die Lippen zitterten, der Atem ging laut und schwer. Er rang nach Fassung, und die mühsam unterdrückte gewaltige Erregung bebte in seiner Stimme nach, als er fragte:

„Du willst nicht? Und hast doch geahnt, gewußt, wie es stand um mich! Hast doch mein Gefühl für dich zu dieser Glut heranwachsen lassen, die mich verzehrt! Freveltest du da nicht an mir? Und willst dich nun abwenden, ohne die Liebesschuld zu tilgen?"

„Du weißt es selber, daß ich dir nichts schuldig bin; du weißt, wie ungerecht dein Vorwurf ist. Machen wir doch ein Ende!"

Er war langsam näher getreten und stand nun dicht vor mir.

„Ein Ende machen?" raunte er höhnisch. „Weil du des Spieles jetzt müde bist, jetzt, da dies Spiel Ernst wird. Ich aber sage dir, ich, der ich noch immer erreicht habe, was ich von ganzer Seele wollte, mein Wille ist stärker als der deine. Du wirst deinen Wahn fahren lassen, du wirst mein werden!"

Wir standen Aug' in Auge, ich fühlte den Hauch seines Atems, ich fühlte, seine Selbstbeherrschung ging zu Ende. In seinen Zügen war nichts mehr von Zärtlichkeit zu lesen, nur maßlose Begierde.

„Nein!" sagte ich wieder.

Da kam ein Laut von seinen Lippen, unartikuliert, ein Wutschrei, wie aus der Brust eines Tieres:

„Weißt du auch, du Weib, daß du in meiner Gewalt bist? Daß ich dich vernichten kann?"

Eine so gemeine Selbstsucht, eine so tierische Wildheit sah mich an aus seinem Antlitz, daß mich der Ekel erfaßte. In diesem Augenblick erstickte und erstarb etwas in mir, das bis dahin noch verstohlen geatmet und gelebt gehabt hatte.

Ueber dieser Wandlung vergaß ich das Gefährliche meiner Lage; meine Augen hingen am Gesicht des Mannes, den ich jetzt erst ganz erkannte, mit schier objektivem Interesse.

„Ja," erwiderte ich endlich langsam, „du kannst vernichten, denn in diesem Augenblick, der mir den tiefsten Grund deines Wesens verrät, hast du den letzten Rest meiner Neigung zu dir vernichtet."

Ich vermochte kaum das letzte Wort auszusprechen, denn er faßte meine Handgelenke und schüttelte mich wie der Sturm einen schwanken Baum, hielt dann inne, wie um die Kräfte anzuspannen zum letzten Schlag — da trafen sich unsre Blicke. Ob er in meinen Augen las, was mich bewegte? Nicht Furcht war's, nur Trauer um den Menschen, der sich so verlor.

„O, du, du," keuchte er, „verflucht seist du!" und schlenderte mich von sich. Ich taumelte und fiel schwer ins Gesträuch.

Als ich mich mühsam wieder aufrichtete, war ich allein.

Ich verharrte regungslos, ich lauschte, — nichts! Nichts traf mein Ohr als das sachte Wehen durch die flüsternden Blätter der Bäume. Ich ging langsam vorwärts und kam bald an den Platz am See, auf dem ich im Sommer Hanna zum erstenmal gesehen hatte. Es mochte um dieselbe Stunde sein wie dazumal, und wie damals begann sich langsam die sinkende Sonne zu röten. Heilige Stille senkte sich hernieder auf Wald und See — der Abendfrieden. Und Frieden erfüllte auch meine Seele und heilige Stille. Ich bin erwacht aus wüstem Traum; ich habe mich wiedergefunden.

*

Ich habe heute, zum erstenmal seit vielen Wochen wieder, gemeinsam mit Georg gearbeitet; um Mitternacht zwang mich seine liebende Sorgfalt, heimzugehen. Ich habe noch ein Weilchen auf dem Altan gesessen in der tiefen, linden Stille der Nacht. Der Himmel breitete sich über das Dunkel in wundervoller Reinheit, und unter dem glitzernden Gewimmel stand Jupiter regungslos im Westen wie eine ruhige, klare Leuchte.

Mein Herz ist voll von Dankbarkeit und Glück! Mir ist, als seien alle Dinge mir aufs neue geschenkt.

Alle Unruhe ist von mir gewichen, und tiefer, inniger als je zuvor empfinde ich den reinen Frieden unsrer glückseligen Insel. Ich gedenke der Welt und der Menschen ohne Groll und ohne Wunsch. Ich begehre nichts vom Leben als diesen Frieden. Ob es der rechte Weg war, den ich ging, ich weiß es nicht; aber ich weiß, es war

der einzige Weg, den ich ohne Scham und Reue gehen konnte.

Ich habe viel über Hagen nachgedacht, und ohne Zorn; wie könnte ich ihm zürnen? Er handelte, wie er mußte. Sein Glück liegt in dieser Welt, und es heißt: „Macht haben!" Und die Menschen sind ihm, bezwungen von seiner glänzenden Persönlichkeit, immer zu Willen gewesen. Er ist nicht unedel und empfindet noch Scham; aber maßlos in der Leidenschaft und mit jenem leichten Vergessenkönnen ausgestattet, das über alle Gewissensqual hinweghilft, und ohne das ein solcher Mensch nicht Freude an sich haben könnte. Als er mich von sich stieß, erwachte in ihm die Scham; aber das Vergessen und der leichte Erfolg bei Menschen werden sie bald verscheucht haben. Daß er sich mir ohne Maske zeigte in jenem Augenblick, als mich aus seinen Blicken das Tier angrinste und mich der Ekel erfaßte, dafür muß ich ihm dankbar sein, und somit sind wir quitt. Er ist mir nichts schuldig, und ich habe keinen Grund, ihm gram zu sein.

Und dem Schicksal, das mir diese meine selbstquälerische Art als Mitgift schenkte für das Leben, und dem Leben selbst, ich kann auch ihnen nicht gram sein. Ach, was ist es denn um dies Leben, das da, wie der Strahl des Springbrunnens, im Aufwärtssteigen schon zur Tiefe strebt? Was ist denn um diese lange Vorbereitung zu einem verhüllten Zwecke? Ein Lehrgang dünkt mich dies Leben, und zu beiden Seiten des schmalen Pfades harren alle Dinge des Wanderers, sehnsüchtig und begierig, und drängen sich an ihn heran, daß er ihr Rätselwort errate. Und mit Staunen sehen die Augen des Kindes auf alle Dinge und fragen und fragen — aber da kommt schon das Erdenglück, geschäftig und glänzend, und ein jeder sieht es in andrer Gestalt. Und ein Duft geht aus von seinem schillernden Gewand als wie von tausend Rosenkelchen, verwirrend und berauschend und betäubend, so daß der Wanderer alles Fragen vergißt, in wonnevoller Trunkenheit ihm nachtaumelt, dem Glück, — und wenn er es endlich erfaßt, zerrinnt es ihm zu nichts: Besitz ist des Glückes Tod. Ehre und Ruhm und Reichtum und Liebeswonne, — wenn wir sie besitzen, ist ihr Zauber dahin. Alles Glück, das wir in uns selbst nicht finden können, ist Rausch. Der Freund des Taumelnden ist das herzerschütternde Leid. Das lehrt ihn wieder fragen und horchen auf das, was alle Dinge um ihn her, die vergänglichen, ihm so gern zuraunen möchten: Siehe, es ist alles nichts! Ueberwinde es! Schaffe und mühe dich, dein Bestes in dir zur Blüte zu bringen, und lerne, bereit zu sein! Bereit zu sein, wenn der letzte Freund die Thür dir öffnen will zu jenem unbekannten Land . . .

Bereit zu sein, o Leben, das lehrtest du mich!

Mein Leben, ich danke dir dafür!



Im Garten duftet der Flieder.

Nun liegt im Schlummer die Natur,
Und durch die dunkeln Räume
Trägt leis ein lauer Windhauch nur
Der Blüten duftende Träume.
So klar und still die Frühlingsnacht,
Vom Himmel schimmern hernieder
Die Sterne in ihrer funkelnden Pracht,
Und im Garten duftet der Flieder.

Durch stille Gassen schreit' ich dahin,
Versunken in tiefe Gedanken,
Die schmeichelnd mir um Herz und Sinn
Wie tändelnde Falter schwanken.
Ich denke an dich, mein Lieb, zurück,
Das Herz voll tönender Lieder,
An eine Zeit voll Liebe und Glück —
Und im Garten duftet der Flieder.

Weißt du es noch, wie oftmals wir
Durch blühende Auen gingen,
Und wie vor seliger Wehmut dir
Am Auge die Tropfen hingen?
Weißt du es noch, wie wir erlauscht
Der Nachtigall schluchzende Lieder,
Und wie wir Kuß um Kuß getauscht,
Wie im Garten geduftet der Flieder?

Vorüber die goldene Frühlingszeit!
Wir sind voneinander geschieden;
Hinaus zog ich in des Lebens Streit,
Du bliebst in des Hauses Frieden.
Doch heute in herrlicher Blütennacht
Da träume von dir ich wieder. —
Am Himmel zittert der Sterne Pracht,
Und im Garten duftet der Flieder . . .

Fritz Keller.





Blick auf Grado und Badeanstalt.

Grado.

Von

Fink von der Croneh.

An der Nordküste des Adriatischen Meeres, eine Stunde südlich von Aquileja, liegt die kleine Laguneninsel Grado mit der gleichnamigen Stadt. Im frühesten Mittelalter infolge der Raubzüge Attilas auf dem Festlande zu einer bedeutenden Stadt, ja der Mutterstadt Venedigs geworden, im Mittelalter durch ungezählte Plünderungen, Hungersnot und Ueberschwemmung in große Armut versetzt, noch 1810 von den Engländern seines wertvollen Staatsarchives beraubt, begann Grado erst unter Oesterreichs Herrschaft sich von dem jahrhundertelangen Elend zu erholen. Man baute den großen Steinmolo zum Schutze gegen die gefräßigen Fluten; man entdeckte die große Heilkraft des Wassers, die Reinheit der Luft und fand, daß der köstliche, sanft ins Meer abfallende Strand wie geschaffen für ein Seebad sei. Und so erstand Grado zum zweitenmal. Aus der einst mächtigen Lagunenstadt, aus dem späteren Fischerdorfe ist nun ein Kurort modernsten Stiles geworden.



Calle Monferà in Grado.

Von Triest bringt uns der Dampfer in zwei Stunden nach dem Sandeiland, das gegen Süden, dem Meere zu, offen, nur durch einen schmalen, langen Damm vor der Springflut geschützt, im Norden von unzähligen Lagunen umringt, fast baumlos daliegt. Malerisch heben sich der Campanile und die altertümlichen Bauten gegen die blaue Adria ab. Gasthöfe und Hotels nehmen die scharenweise herbeiströmenden Fremden auf. Schon giebt es ein riesiges Badeetablissement, Kurmusik und — Kurtaxe.

Sobald es die Witterung ratsam erscheinen läßt, wird Grado von den Heilungsbedürftigen aufgesucht. Die Hochsaison jedoch bilden, trotz des dann glühenden Sonnenbrandes, die Monate Juli und August. Da bringt jeder Dampfer neue Zuzüge von Fremden, da ist im Orte jedes Plätzchen, am Strande jedes Zelt besetzt. Die Temperatur steigert sich zu der Zeit fast ins Unerträgliche, aber



Santo Antonio in Aquileja.

Spaziergänge, alles in dem bei der herrschenden Temperatur einzig erträglichen Badekostüm. Denn brennend, sengend steht das Tagesgestirn am azurnen Firmament und fordert auch unerbittlich seinen Tribut, indem es die Haut der entblößten Arme erst brennend aufzieht, dann kastanienbraun färbt. Die besonders zahlreich vertretenen, duftig in Weiß gekleideten Kinder spielen mit Wonne im Sande, bauen ihre Festungen und Burgen und suchen Muscheln.

Mittags treten einige Stunden der Pause ein, worauf der Strand gleich wieder dasselbe muntere Bild bietet.

Die Sonne sinkt, da sendet das Meer einen kühleren Hauch, unter dem man aufatmet. Schön ist es jetzt, am Strande zu liegen oder auf der Diga zu stehen und hinauszuträumen in das grandiose Schauspiel, das Sonne und Meer dem geblendeten Auge vorzaubern. Purpur und Gold auf Himmel und Wasser umgeben die Sonne bis zum Scheiden, dann legen sich violette, blauschwarze Tinten über die Adria. Man schaut und träumt, vertieft in die ewige

gerade das warme Wasser, die Einpackungen im heißen Sande (oft über 40 Grad) sollen den an Rhachitis und Skrofeln erkrankten Kindern, den Heilung suchenden Frauen Genesung bringen.

Das Leben der Kurgäste spielt sich tagsüber fast nur am Strande ab. Des Morgens pilgert die ganze Badewelt mit Sack und Pack hinaus, richtet sich im offenen Zelte häuslich mit Tischchen und Sesseln ein; dann macht man in der Badeanstalt Strandtoilette, das heißt, man wirft sich in sein elegantes Schwimmkostüm, und nun beginnt ein fröhliches Treiben. Man badet, trocknet im köstlichen, sammetartigen Sande, besucht andre Zeltbewohner. Die Damen beschäftigen sich wohl auch ein wenig mit Handarbeit. Oder man macht



Städtische Zisterne in Grado.



Rückansicht des Domes in Grado.

möglich wieder hinauseilt. Auf dem Platze findet sich nun nochmals die Badewelt zusammen, und bei den Klängen der Kurmusik schlürft man ein erfrischendes „Gelato“.

Das Leben in Grado ist nicht gerade abwechslungsreich, denn mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt ist man bald fertig. Die Basilika aus dem fünften Jahrhundert ist hochinteressant, ebenso die noch ältere Kirche delle Grazie: die Häuser sind ganz in italienischem Stile gehalten, mit außen angebauten Küchen. Die Typen der Männer und der außerordentlich fleißigen Frauen erfreuen das Herz des Malers. Das Seehospiz, eine Sardinenfabrik, Austernzuchtbänke, der neue artesische Brunnen — dann ist man fertig. Ueber dem allen schwebt natürlich Fischgeruch, die Leute leben ja vom Fischfang.

Wen die draußen gleißenden Sonnenstrahlen nicht schrecken, der findet eine Auswahl der lohnendsten Ausflüge. So hinüber zu den lockenden Türmen

Poesie der Natur, und vergißt, was man von der Hitze auszustehen hatte.

Daheim in den Zimmern erwartet einen freilich stickende, brütende Schwüle, so daß jeder sobald als

Aquilejas, durch die Lagunen und den kleinen Natiisakanal. Ein Hauch von Roms Weltherrschaft weht uns hier entgegen: auf Schritt und Tritt sehen wir Zeichen jener Zeit. Die Basilika



Fischerhütte an den Lagunen von Grado.





Piazza della corte in Grado.



Artesischer Brunnen bei Grado.



Fischerbarken bei Grado.



Antiker Einfahrtskanal in Aquileja.

Bilder aus Grado und Umgebung.



Pinien am Belvedere von Aquileja.

ist herrlich, voll der kostbarsten Ueberbleibsel aus frühchristlicher Zeit, und das Museum birgt reiche Schätze aus den Tagen der Römer. Vom hohen Campanile blickt man weit über die Lagunen hinaus ins Meer und nordwärts ins dämmernde, altersgraue Friaul.

Oder man läßt sich in malerischer Barke mit großem, buntem Segel vom wettererprobten Fährmann hinüber nach Barbano geleiten, der uralten Wallfahrtskirche auf winzigem, grünbewachsenem Eiland, oder weiter nach den Pinien des Belvedere, den letzten Ueberresten des mächtigen Pinienwaldes, der sich einst über die ganze Nordküste der Adria ausbreitete. Schön, wie alles, was dem geheiligten Italien sich nähert, sind diese Bäume, und der Blick vom Hügel oben über die duftenden Pinienkronen in den südlichen Sommer, hinüber zum Meer und hinein in die weite Ebene, wo aus violetten Nebeln geisterhaft Aquilejas Türme aufsteigen, ist unvergeßlich schön; dazu ein vieltausendstimmiges Konzert der Cikaden.

Unzweifelhaft gehören zu den Sehenswürdigkeiten auch die vielen Fischerhütten, die, je zu zweien über die Lagunen verteilt, in der denkbar primitivsten Form aus Schilf gebaut sind. Meist führt nur ein schmaler, aus steinhart gewordenem Lagunenschlamm gebildeter Damm zu der armseligen Behausung hin, worin die Leute ein dürftig-zufriedenes Dasein fristen.

Wenn im Herbst die rauheren Stürme eintreten, Stürme, bei denen man glaubt, das tosende Element müsse Grado verschlingen, dann ziehen die Fremden gestärkt nach dem Norden, und Grado hat den langen Winter über Zeit, sich für die nächsten Sommergäste vorzubereiten.



Calle dell Palazzo in Grado.



Cirsium spinosissimum (Kratzdistel)

Alpenpflanzen.

Eine Plauderei von Rudolf Greinz.

Aquarelle von Chr. Votteler.

Es welken die Blumen des Frühlings so schnell,
Laßt unten die Blumen verwelken!
Hoch oben giebt's Primeln am sprudelnden Quell
Und Rosen und brennende Nelken.
Weicht unten der Frühling dem reifenden Halm,
Zieht er mit der klingenden Herde zur Alm
Auf unsern ewigen Bergen.

Die Wanderung des Frühlings vom Thalgrund zu den Bergeshöhen, die Tirols größter Dichter, Hermann von Gilm, in seinen markigen Versen besingt, ist eines der reizendsten und interessantesten Schauspiele für das Auge des Naturfreundes. Wenn drunten im Thal schon die Frucht immer mehr zu reifen beginnt, dann fängt es in den Höhen der Berge erst zu blühen an. Die Alpenwiesen werden satter grün. All die Blumen der Alpen keimen empor und erschließen ihre Blütenknospen dem belebenden Sonnenschein. Der Frühling ist mit den Pflanzen, deren Verbreitung vom Thal bis in die Höhen reicht, zu Berg emporgestiegen. Er hat aber auch die ganze Flora, die fast ausschließlich der alpinen Region angehört, zu neuem duftenden und farbenleuchtenden Leben erweckt. Ein kurzer Frühling zwar, der den eigentlichen Alpenpflanzen beschieden ist, aber schön und eigenartig genug, um ihn für den Bergwanderer zu einer noch unverwelklicheren Erinnerung zu gestalten als all die berauschende Farbenpracht von Wiesen und Gärten im Thale.

Eine scharfe Grenze der hochalpinen Region zu ziehen, ist bei der mannigfachen Gestaltung unsrer Berge und bei den oft fast unmerklichen Uebergängen des Waldes in die alpine Zone sehr schwer. Den ersten Höhengruß sendet uns bei dem Emporklimmen auf den steilen und steinigen Pfaden des Bergwaldes der Gletscherwind, wenn er in den Aesten der hochragenden Lärchen und Fichten wie auf den Saiten einer Riesenharfe seine rauschenden Accorde greift. Wir knöpfen unwillkürlich den Lodenrock über der Brust zusammen. Es ist ein eisiger Gruß von da droben. Und trotzdem blüht auch unter seinem kalten Hauch ein hundertfältiges Frühjahr mit Duft und Farben.

Mit dem Verlassen des Hochwaldes, durch dessen erhabenen und schweigenden Dom fast scheu und ehrfurchtsvoll die Sonnenstrahlen zittern, betreten wir allmählich die alpine Region. Wir schreiten dahin durch ausgedehnte Bestände von Legföhren, in denen da und dort noch einzelne Zirbelkiefern emporragen. Wir nähern uns den Alpenwiesen und Matten, wenn wir dieselben nicht schon fast unmittelbar aus den letzten Gruppen hochstämmiger Fichten und lichtgrüner Lärchbäume betreten haben.

Sehr oft bildet jedoch der Legföhrenwald eine Art Uebergangsstadium vom Hochwald zu den

Alpenwiesen, auf denen die charakteristische alpine Flora eigentlich beginnt, obwohl auch bereits im Schutze der Legföhrenbestände zahlreiche Arten rein alpiner Pflanzen gedeihen.

Streng genommen beginnt jedoch die alpine Flora erst „ober Holz", wo vom Thale aus die lichten Stellen, die sonnigen Hänge und Matten erscheinen, wo die gewaltigen Felspartien und öden Geröllhalden ihre schroffen und wüsten Ausläufer bis herab zu den letzten Almhütten entsenden. Und darüber hinaus glänzen die ungeheuren Schneefelder und spiegelblanken Gletscherhalden, die für die Alpenflora die natürliche oberste Grenze bilden. Mutter Natur hält sich freilich vielfach nicht an diese abgezirkelten Marken. Sie erweckt ihre Alpenkinder schon da und dort im tiefer gelegenen Bergwald, streut ihre farbigen Grüße bis unmittelbar an den Rand der Schneeflächen, ja läßt sie mitunter sogar die weiße Decke selbst mit frischem Leben durchbrechen oder als schimmernde Oasen mitten in der höchsten Gletscherwelt gedeihen.

Die einfachste Uebersicht des Reichtums an Alpenpflanzen gewinnt man, wenn man sie nach ihren Standorten betrachtet. Da ist zunächst der alpine Wald: der Legföhrenwald, der die verschiedensten Arten beherbergt. Dann die Alpenwiesen mit ihrer herrlichen Flora. Eigne Betrachtung erfordern wiederum diejenigen Alpenpflanzen, die für sich allein ganze Strecken mit buschartiger Vegetation überkleiden. Besondere Merkmale weist endlich die alpine Flora auf, die auf den Schutt- und Geröllhalden gedeiht, die mit ihren Blüten kahle Felsenbänder überspinnt, mitten in dem schroffen Gestein grünende schmale Rasenstreifen, sogenannte Rasenbänder mit farbigem Schmelz bestickt oder sich sogar bis an die Schneeränder und mitten in die Gletscherwüste wagt.



1. Wulfenia carinthiaca. — 2. Thalictrum alpinum.

Bevor wir einen blühenden Strauß aus einzelnen der schönsten Alpenpflanzen binden und ihn auf dem oberen Ende des Bergstockes befestigen, um den Duft der Alpenwelt ins Thal zu tragen, sei noch ein kurzer Blick auf die allgemeinen biologischen Bedingungen der alpinen Flora geworfen.

Wie der Mensch der Berge in urkräftiger Eigenart erwächst, seine besondere Sprache, seine eigentümlichen Sitten und Gebräuche hat, so unterscheidet sich auch die Alpenpflanze nach all ihren Lebensbedingungen wesentlich von ihrer begünstigteren Schwester im Thal. Es ist fast wie der Unterschied zwischen einem verweichlichten Städter und einem knorrigen Bauer.

Der lange Winter und der sehr kurze Sommer bedingen in erster Linie die tief einschneidenden Aenderungen in den natürlichen Bedingungen des Pflanzenlebens unsrer Bergeshöhen. Für die Alpenpflanze gilt thatsächlich das Sprüchlein: „Drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt!" Der alpinen Flora ist zu ihrer Entwicklung nur eine äußerst karge Frist gegönnt. Die Alpenpflanzen haben die Aufgabe, ihren Entwicklungscyklus in nicht viel mehr als drei Monaten abzuschließen. In dieser Zeit müssen sie geblüht und den Samen gereift haben. Frühling und Herbst gehen in ihrer Höhe rasch ineinander über. Dem ersten schüchternen Emporblühen im Juni folgen nur zu bald die Stürme des September,



1. Papaver Pyrenaicum. — 2. Silene acaulis.

wenn Schnee und Eis nicht schon früher die letzten Kinder des Frühlings töten.

Die kurze Zeit der Entwicklung gestattet es den Alpenpflanzen nicht, hoch empor zu wachsen. Der Jahreszuwachs ist ein minimaler. Die alpine Flora charakterisiert sich daher hauptsächlich durch niedrige Pflanzen mit tiefgehenden und weitverzweigten unterirdischen Stämmen. Viele Alpenpflanzen sind mit immergrünen Blättern versehen. Da sie die Wärme des Bodens suchen, ist ihr Wuchs ein kriechender. Die Bäume verschwinden in der alpinen Region ganz. Die Föhren werden zu Legföhren, die zur wärmenden Erde streben. Ebenso werden die alpinen Weiden viel kleiner als ihre Verwandten in der Tiefe. Manche schmiegen sich auch mit ihren Zweigen und Blättern ganz unmittelbar dem Boden an, wie zum Beispiel die Gletscherweiden. Neben den Föhren veranschaulichen uns gerade die alpinen Weiden (wie Salix arbuscula, S. reticulata und S. retusa) den tief eingreifenden Unterschied zwischen den biologischen Bedingungen der Pflanzen im Thal und in der Alpenregion. Was dort hoch aufragt, entwickelt sich hier zur kriechenden Pflanze.

Die Alpenpflanzen müssen in der Lage sein, jeden günstigen Moment für ihr Wachstum zu



1. Salix arbuscula. — 2. Globularia cordifolia. — 3. Silene acaulis. — 4. Potentilla nivea. — 5. Viola alpina. — 6. Gentiana verna. — 7. Gentiana acaulis.

benutzen. Daher setzt eine Reihe von ihnen vorläufige Blüten an, das heißt die Blüten kommen vor der Entwicklung des Laubes zum Vorschein. Die meisten Alpenpflanzen sind deshalb auch ausdauernd, besitzen Wurzelstöcke, die stets wieder neue Triebkraft haben. Einjährige Arten, die samt ihren Wurzeln ein Opfer des Winters werden, giebt es verhältnismäßig wenige. Die Garantie, daß sich eine Art durch die bloße Verstreuung des Samens dauernd erhalte, ist in der hochalpinen Region viel zu gering. Das Wurzelstämmige, das Leben, das auf festen, in den schützenden Boden eingerammten Fundamenten fußt, ist daher die Regel in der alpinen Flora. Die Alpenpflanze gedeiht auf ihrem Wurzelstock wie ganze seßhafte Bauerngenerationen auf dem von den Urvätern ererbten Hof. Ein zähes Leben, den rauhesten Stürmen gewachsen, ausdauernd, voll Mark und Kraft.



Rhododendron ferrugineum.

Zu den auch für den oberflächlichsten Beschauer sogleich hervortretenden Eigentümlichkeiten der Alpenpflanzen gehören die im Verhältnis zur Pflanze großen Blüten und die intensiven, leuchtenden Farben der Blüten. Wo im Thal fände man das herrliche, satte und tiefe Blau der Gentianen oder das prachtvolle Gelb der Jochprimeln. Der Kontrast der entzückend schönen Farben zu der oft öden Umgebung wirkt mitunter so mächtig, daß der Eindruck der einzig dastehenden Farbenpracht unsrer Alpenflora auch einem Menschen, der gerade nicht Naturschwärmer ist, ewig unvergeßlich bleibt. Kein Wunder, daß sich das Alpenmärchen seine Feen und verwunschenen Bergfräulein mit den sonnengoldenen, wehenden Haaren und den Augen so abgrundtief wie ein Hochlandsee nicht anders denken kann, als mit blühenden Kränzen um das Haupt und um den schlanken Leib — Kränzen, die sie singend im Vollmondschein winden auf den Almwiesen und Felsenhöhen — Kränzen aus Almrausch und Edelweiß, Brunellen und Edelrauten, den Astern, Primeln und Gentianen der Hochalpen.

Zu der leuchtenden Farbenpracht gesellt sich der starke Duft und der Reichtum an Nektar in den Blütenkelchen der Alpenpflanzen. Damit hängt auch die Mannigfaltigkeit der im Hochgebirge sich tummelnden Insekten zusammen, all der Fliegen, Hummeln und Schmetterlinge, die sich bei den Blumen zu Tisch laden.

Und da schlummert solch ein alpines Pflanzenleben mit seinen unterirdischen Stöcken und den in der Erde verborgenen Knospen oft jahrelang einen wahren Dornröschenschlaf. Es ist nicht ausgemacht, daß die Pflanze jedes Jahr wieder zu neuem Blühen erwacht. Mancher Sommer vermag mit seinen Sonnenstrahlen die eisgepanzerten Kerker der lebendig Begrabenen nicht zu sprengen, bis endlich die erlösende Wärme die Schlummernden zu Leben und Licht erweckt. Die Knospen und Wurzeln überdauern unter ihrer hart gefrorenen Decke oft mehrjährige Winter.

Unter den ersten Alpenpflanzen über dem Hochwald nimmt die Legföhre mit ihrem zähen und harzigen Holz und den grünen Aesten von der Farbe dunkeln Grases den Kampf ums Dasein auf. Das Volk hat ihnen auch den Namen Zundern oder Latschen gegeben. Zu der Entwicklung eines eigentlichen Stammes kommt es bei der Zunder nicht. Dafür wachsen die Seitensprossen um so üppiger fort und erzeugen namentlich auf Steinblöcken und Felsspitzen jene typischen Formen, die man am ehesten mit der regelmäßigen Gestalt eines Kronleuchters vergleichen kann. Mit ihren Wurzeln bohren sich die Legföhren in hartnäckiger Zähigkeit in jede Felsenritze. Die Gletscherstürme brausen über sie hin, ohne daß sie weichen. Ja selbst Lawinen donnern über einen Zunderwald hernieder, ohne ihn mit sich zu reißen. Das dunkle, fast schwarz Grün eines Zunderwaldes wird in seiner düstern Wirkung noch erhöht durch die in diesem hochalpinen Waldgebiet herrschende Einsamkeit, durch die tiefen Risse und Schrunden, die schwindligen Schroien, in welchen die Bäume wurzeln. Ein Wandern durch die Legföhren ist sehr beschwerlich, fortwährend durch das Dickicht gehemmt, ja durch Felsabstürze oft überhaupt unmöglich gemacht. Die Stimme eines um Hilfe Rufenden verhallt in diesen Waldbeständen, die mitunter viele Stunden weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung liegen, ungehört wie in einem Urwald.

Unter dem düstern Grün der Legföhren leuchten da und dort aus dem Grunde farbenprächtige Blumen hervor wie verborgene Edelsteine. Namentlich sind die Uebergänge nach abwärts in den Hochwald und nach aufwärts in die Alpenwiesen reich an bunter Vegetation. An der Grenze des Hochwaldes bildet der Zunderwald sogar vielfach eine Art Unterholz, bis auch die letzten Fichten und hochstämmigen Föhren zurückbleiben und die Legföhre allein herrschend wird. Verschiedene schattenliebende Laubhölzer, höhere Krautgewächse und Farne begleiten sie auf ihrer Höhenwanderung. Die Heckenkirschen und niedrigen Weiden, die Alpenjohannisbeere, die alpine Rose, der Hasen- und Milchlattich, die Goldrute, Eisenhutarten, der



1. Soldanella pusilla. - 2. Saxifraga stellaris. — 3. Azalea procumbens.

Geißbart, verschiedene Toldengewächse, Bingelkraut, sowie eine Menge Farnkräuter siedeln sich im Schutze des Zunderwaldes an. Zu ihnen gesellen sich, namentlich in jüngeren Beständen der Legföhre, teils als Unterwuchs, teils da und dort auftretende Lücken des hochalpinen Waldes mit ihrem Buschwerk ausfüllend, der Wacholder, die Zwergmispel, der Seidelbast, das buchsblätterige Kreuzkraut, die Hauhechel und andre mehr.

Hat der Zunderwald die obere Grenze erreicht und zeigen sich zwischen den weiter abstehenden Büschen immer mehr offene, dürftig bemooste Stellen, so erscheint uns auf denselben meist der üppigste Reichtum buntfarbiger, im prächtigsten Schmucke prangender Blüten. Enziane, Steinbrech, Baldrian, Labkräuter, Hahnenfußgewächse erfreuen unser Auge durch ihre saftigen Farben und großen Blüten. Je mehr die letzten Vorposten des Zunderwaldes gegen die Alpenwiesen zurückbleiben, um so mannigfaltiger wird das Bild. Während die Wiesen selbst vorwiegend mit Gräsern und Halbgräsern besetzt sind, blühen an den Waldrändern und auf steinigen Intervallen der Matten die schönsten Aurikeln, Enziane und Kugelblumen. Das Buschwerk der Alpenrosen und Weiden hat das Amt auf sich genommen, den Uebergang des Zunderwaldes in die Alpenmatten möglichst abwechslungsreich zu gestalten.

1. Campanula Raiser. Perpent.
2. Pirola rotundifolia
3. Saxifraga aizoides

Während des langen Winters unsrer hochalpinen Regionen liegt eine tiefe Schneemasse auf den Bergmähdern, die nicht vor Juni, ja oft erst im Juli oder August abschmilzt. Wenige Tage genügen dann, um alles mit saftigem Grün zu überziehen. Den Reigen der einander abwechselnden Pflanzen eröffnet auf den Bergmatten der Frühlingssafran, der in den verschiedensten Nuancen vom blendendsten Weiß bis zum sattesten Violett aus dem grünen Teppich hervorleuchtet. Ja, selbst wenn die Blüten verwelkt sind, schimmern noch die schmalen, weißlich glänzenden Blätter im Sonnenlicht. Dem Frühlingssafran folgen alsbald die goldgelben Blumen des Bergranunkels, erfreuen unser Auge die azurnen Blüten des Frühlingsenzians (Gentiana verna), und die etwas dunkleren großen Glocken der stiellosen Enzianarten nicken uns in Tausenden von Exemplaren den Willkomm zu.



1. Gnaphalium carpaticum. — 2. Pirola uniflora. — 3. Saxifraga oppositifolia.

Die Gattung der Gentianen ist eine der artenreichsten unter der ganzen alpinen Flora. Sie erregte schon das Entzücken des alten Albrecht von Haller, der die herrliche gelbe Gentiana lutea in seinen „Alpen“ begeistert preist — jene majestätische Blume, „die hoch über den Chor der Pöbelkräuter ragt. Ein ganzes Blumenvolk dient unter ihrer Fahne. Ihr blauer Bruder selbst beugt sich und ehret sie“! Unter dem „blauen Bruder“ ist die kleinere Gentiana acaulis, der stengellose Enzian, mit seiner glockigen, vom Grunde an sich trichterförmig erweiternden Krone zu verstehen.

Gentianen bilden einen Hauptschmuck der Alpenflora und sind dafür besonders charakteristisch. Nur wenige Arten, wie die Gentiana verna finden sich auch im Thal.

Außer den azurblau gefärbten ist eine der schönsten vielleicht die Gentiana punctata mit ihren purpurnen Punkten auf mattgelbem Grund.

Neben den Gentianen sind in den Alpen vorwiegend heimisch die Primeln. Darunter die Aurikel mit ihren herrlichen gelben Blüten und dem starken, würzigen Duft, das „Platenigl" der Tiroler, das auf dem Hutstrauß keines Senners oder Jägers fehlen darf. Ebenso beliebt für Sträuße ist auch der violett blühende, duftige Speik.

Es würde zu weit führen, all die verschiedenen auf den Alpenwiesen gedeihenden Arten der alpinen Schmetterlingsblütler, Läusekräuter, Orchideen zu erwähnen. Nur eine Orchidee darf nicht vergessen werden, die neben Edelweiß, Enzian und Alpenrose wohl die populärste Alpenpflanze ist: die bekannte vanille duftende Brunelle, auch Kohlröslein genannt, weil sie mit ihrem tiefen, schimmernden Dunkelbraun wie eine glühende Kohle aus dem Grün der Wiesen und dem bunten Farbenschmelz der übrigen Blumenwelt hervorleuchtet.

Das Edelweiß ist durch seine ausdauernde Haltbarkeit längst zu einer so beliebten Modepflanze geworden, daß sein etwas gar zu großer Handelswert in manchen Gegenden schon zu Schutzvorschriften gegen die Ausrottung der prächtigen Alpenblume geführt hat. Das Edelweiß (Gnaphalium leontopodium, im Schweizerischen „Katzenpfötli") ist um so geschätzter, je größer der Stern und je weißer der Filz der Blüte ist. Wir finden es auf den Alpenwiesen ebenso verbreitet wie an felsigen Abhängen. Als Verwandter des Edelweiß mag hier das Karpathenkraut (Gnaphalium carpaticum) eingereiht sein.

Auf Wiesen, Geröllhalden und Felspartien verteilen sich ziemlich gleichmäßig die verschiedenen Steinbrecharten. Besonders intensiv in der Farbe ist die dunkelgelbe Abart des immergrünen Steinbrechs: Saxifraga aizoides, während sich der sternblütige Steinbrech (S. stellaris) durch glänzendweiße Kronblätter mit orangegelben Flecken auszeichnet. Eine ungemein zierliche Pflanze ist endlich der gegenblätterige Steinbrech (S. oppositifolia). Mit ihren prächtigen weinroten Blüten nimmt sich eine solche Gruppe schier aus wie eine ehrwürdige Versammlung winziger Prälaten in ihren weinroten Soutanen.

Die vom Thale bis in die Höhe vorkommende Pirola rotundifolia, eine reizende Pflanze mit weißen Blüten und Blättern, ähnlich den Blättern des Birnbaums, ihre Verwandte Pirola uniflora und das gleichfalls von den Niederungen bis zu den höchsten Hängen gehende weißblätterige Felsenleinkraut (Silene rupestris) helfen die Flora der Alpenwiesen ergänzen. Das ungemein liebliche stengellose Leinkraut (Silene acaulis) bildet mit seinen roten, seltener weißen Blüten auf Weiden, zwischen Steinen, auf Graten und an Schutthalden oft fußgroße, dichte, mit Blüten übersäte Polster. Wiederum grüßen uns die gelben Blüten des Fingerkrautes (Potentilla aurea und P. nivea), erfreut uns das Alpenveilchen (Viola alpina) oder das helle Gelb seiner gleichfalls alpinen Schwester, der Viola biflora. Das Alpenwiesenkraut (Thalictrum alpinum) ragt neben den niederliegenden Sträuchlein der herzblätterigen Kugelblume (Globularia cordifolia) und den zierlichen violetten Glocken der Soldanellen oder Alpenglöcklein (Soldanella alpina und pusilla).

Farbenprächtige Arten in allen Nuancen des Blau, vom lichtesten Himmelblau bis zum Dunkelblau weisen die Glockenblumen (Campanulaceen) unsrer Alpen auf. Sehr verbreitet ist die bärtige Glockenblume (Campanula barbata) mit den langen Wimpern am Blütenrand. Seltener findet sich die schöne Campanula Rainerii. Ja, es giebt auch große Raritäten unter den Alpenpflanzen. Eine der begehrtesten ist die Wulfenia carinthiaca, welche, außer vielleicht da und dort in botanischen Gärten, sich nur auf einer einzigen Alpe in Kärnten findet.



1. Edelweiss. — 2. Silene rupestris.

Wahrscheinlich eine sogenannte Reliktenpflanze, die aus uralter Zeit zurückgeblieben ist, während ihre Verwandten weit davon entfernt sind. Um so gewöhnlicher ist auf den Matten und Weiden der alpinen Region die Kratzdistel (Cirsium spinosissimum), die in ihrer stacheligen Widerhaarigkeit eignen Reiz besitzt. Die ornamentalen Blätter und wachsgelben Köpfchen dieser Pflanze gewähren, namentlich wo sie in Massen auftritt, einen herrlichen Anblick.

„Von dö Blüamlen alloan hat's Viech nit g'fressen!“ könnten wir vielleicht von einem derben Senner zur Antwort bekommen, wenn wir ihm mit einer Aufzählung all der Farbenpracht auf seinen Wiesen kämen. Für ihn ist der Nährwert der Gräser und Halbgräser die Hauptsache. Die verschiedenen Alpenkleearten dürften ihn daher mehr interessieren. Dem Marbelgras und Madaun, dem Alpenwegerich und dem alpinen Frauenmäntelchen wird er am meisten das Wort reden. Unter den Blumen schätzt er den Enzian, weil man aus seinen Wurzeln einen köstlichen Schnaps brennt, und die Arnica montana mit ihren großen gelben Blüten, weil daraus die bekannte Arnikatinktur angesetzt wird, die das beste Mittel gegen das „Reißen“ (Rheumatismus) ist.

Wo Wiese und Wald keine Herrschaft behaupten, da finden sich oft die weitesten Strecken im Hochgebirge mit buschartigen

1. Sempervivum montanum.
2. " Funkii.
3. " Braunii.

Alpenpflanzen dicht bedeckt. Die Stauden der Alpenrosen mit ihren harzduftenden, zarten Blüten sind darunter wohl am bekanntesten. Die Botaniker unterscheiden hauptsächlich zwei Arten: Rhododendron ferrugineum, das rostfarbige, und Rhododendron hirsutum, das gewimperte Alpenröschen. Ersteres ist mehr dem Schiefergebirge, letzteres dem Kalkgebirge eigen. Die Pflanze wird von den Sennern vielfach verwendet, um eine Krankheit der Rinder, „Rausch“ genannt, zu heilen. Daher der bayrische Name „Almrausch“ für Alpenrose. Einen ungemein malerischen Anblick gewährt es, wenn inmitten eines roten Teppichs von Alpenrosen einsam und feierlich eine Zirbelkiefer emporragt. Die langen, feinen, lauchgrünen Nadelpinsel verleihen der Zirbel ohnedies fast etwas Weihevolles, ein Eindruck, der durch die Form der Bäume und ihre Abgeschiedenheit auf Bergesrücken oder in dunkeln Schluchten und Thälern noch erhöht wird. Das mit Vorliebe die Zirbeln aufsuchende muntere Volk der Krummschnäbler läßt sich dadurch allerdings in seiner Lustigkeit nicht im geringsten stören.

Die buschartige und niedrige Zwergmispel mit ihren roten Beeren, der alpine Verwandte des Vogelbeerbaums, überwuchert gleichfalls ganze Gebiete. Auch die Erle des Thales ist in der Buschart der niederen Alpenerle, den sogenannten Lutterstauden, in die hochalpine Region gestiegen. Oft sind ganze Kuppen, die sich über den Matten und Wiesen erheben, eingehüllt von alpinen Heidearten (Ericineen). Darunter bildet die bekannte Azalea procumbens, die ganze Gipfel mit ihren rosenroten Blüten überkleidet, das behaglichste Bett für den Alpenwanderer. Es ruht sich wunderbar auf diesen Azaleenpolstern. Herrlich träumt man von dem weichen und trockenen Lager der lieblichen Alpenpflanze hinaus in die Einsamkeit der Bergwelt. Kein Laut stört. Still ist es da droben „wie in der ewigen Ruh'“, kaum daß hie und da von einem „Hochleger“ (höchstgelegene Alpe) das Läuten der Herdenglocken heraufdringt.

So lieblich der Anblick der Alpenmatten ist, so traurig und öde muten uns die Geröllhalden des Hochgebirges an, so unheimlich die düsteren und jähen Felspartien. Und doch ist gerade die Flora der Geröllhalden und Felsenbänder für den Naturforscher ganz besonders interessant. Ihre Lebensbedingungen unterscheiden sich wieder in manchen Stücken von der Flora des Zunderwaldes und der Matten. Der Pflanzenwuchs bildet auf Geröllen und Felsen nie geschlossene Bestände. Man sieht wohl diese Steinwüsten mit Pflanzen besetzt, einen grünen Anstrich vermögen sie jedoch der Halde auf größere Entfernung nicht zu verleihen. Die Pflanzen haben noch tiefer gehende, stärker entwickelte und weiter verzweigte Wurzeln, weil sie ihre Nahrung durch noch größere Strecken suchen müssen. Die kleinen grünen Oasen inmitten der schaurigen Wildnis gewähren einen geradezu rührenden Anblick. Da blüht das Alpenleinkraut (Linaria alpina), dessen Blüte eine der schönsten Farbenzusammenstellungen von Violett und Orangegelb bildet. Die achtblätterige Silberwurz (Dryas octopetala) hat mit ihren schönen, großen, weißen Blüten hier ihre Heimat gefunden. Diese anspruchslose Pflanze wächst sogar noch auf Grönland und Spitzbergen, Felsen- und Steinkresse, grünblütige Steinbrecharten, der weiße Alpenmohn, sowie das breitblätterige Schwindelkraut besetzen unermüdlich die Geröllhalden. Die Blüten des letzteren gleichen dem Arnica. Es heißt auch Gamswurz. Die Volkssage erzählt, daß die Gemse, ehe sie einen besonders gewagten Sprung unternimmt, davon äst. Abergläubische Jäger essen ein Stück von der Wurzel, um sich schwindelfrei zu machen. Zu den lieblichsten Pflanzen der Geröllhalden gehören endlich der weiß und gelb blühende Papaver Pyrenaicum, in Tirol Jochmohn genannt, und die auch auf den Felsen blühenden alpinen Astern, deren bläuliche Farbe von ganz besonderem Schmelz ist.

Manche Alpenpflanzen flüchten sich mit Vorliebe auf die Felsen und bilden dort die Flora der Felsgesimse und Rasenbänder, schmaler Grasstreifen mitten im Gestein, der kleinen Felsterrassen, auf denen man keine Spur von Vegetation mehr vermuten möchte. Neben dem Rhamnus pumila, einer Art alpinen Kreuzdorns, der an den kahlen Felsen die herrlichsten natürlichen Spaliere bildet, um die Sonnenwärme auszunutzen, der Bärentraube, die mit ihren kreuzartigen kleinen Blüten ganze Teppiche webt, dem Edelweiß, das bis zu den höchsten Schrofen emporsteigt, ist es namentlich die Joch- oder Edelraute, die sich die weltfernsten und erhabensten Standorte aussucht. Der Uneingeweihte möchte die Pflanze beim ersten Anblick für ein simples Wermutständlein halten. Und doch ist sie unter allen Alpenpflanzen fast am schwierigsten zu erreichen. Sie zu pflücken, ist vielfach mit Lebensgefahr verbunden. Mancher Senner und Jäger ist ihretwegen in der Tiefe zerschellt.

Auch an den Schneerändern und an den schattigen Stellen, wo der Schnee schmilzt, entwickelt sich eine eigenartige Frühlingsflora. Der weißblütige Alpenhahnenfuß sproßt dort empor. Die schönen, gefransten Soldanellen wachsen oft am Rande des Schnees, ja durchdringen sogar mit ihren violetten Blüten die Schneedecke. Mehr steinige Standorte wählen sich die Alpenfettkräuter, die Sempervivumarten (Sempervivum montanum, S. Funkii, S. Braunii), welche sehr die trockenen Stellen lieben. Das Sempervivum tectorum wird mit Vorliebe von den Bauern gegen Blitzgefahr auf die Dächer der Häuser gesetzt.

Den Abschluß der alpinen Flora gegen die Gletscherwelt bilden die noch auf den höchsten und kahlsten Felspartien gedeihenden Kryptogamen, Moose, Flechten und Algen. In ihnen verklingt das Pflanzenleben. Die ewige Eiswüste baut sich in massiger Größe, unerbittlicher Starrheit auf. Und doch haben sich auch noch manchmal in die Eisregion duftende Boten des Pflanzenlebens geflüchtet, beherzte Wagehälse, die auf zufällig aus den Gletschern aufragenden Felsspitzen Wurzel gefaßt haben, dort kleine Inselchen bildend, die lebendige Blütenmär zur Schau tragend inmitten der jedem Organismus sicheren Tod bringenden Eiswelt.

Meisterhaft hat Scheffel in seinen „Bergpsalmen“ den Niederstieg aus der Gletscherwelt in die pflanzenbewachsenen Regionen geschildert:

„Vor mir, ein Gruß aus den Reichen des Lichtes,
Hub sich zu Füßen, wo kaum erst das Eis schmolz,
Pflanzenwuchs, der spärlich erste
An der Grenzmark ewiger Starrheit.
Moose und Flechten begannen zu gilben,
Zwergfichten lüpften ihr krüppliges Astwerk
Mühsam vom Boden, den sie umkriechen,
Und rings erblühten, mit denen den Hut
Gerne die Sennerin schmückt und das Mieder der Brust.

Myrtillen, zierliches Heidekraut,
Jochrauten, Steinbrech und bläulicher Speik
Und die schmuckste von allen, die blätterrauhe,
Dornlose Rose der Alpen ..."

Eine große Rolle spielen die Alpenpflanzen in der Volksmedizin. Je höher der Standort der Kräuter, desto wirksamer gelten sie unter dem Volk. Die Jochkamille ist zum Beispiel viel heilkräftiger als ihre im Thal wachsende Schwester, die gemeine Schafgarbe. Der „Jochkranebitt", die Juniperus nana, wirkt Wunder, mit denen sich die Juniperus communis niemals messen kann. Der Rauch des auf die Kohlen des Hüttenfeuers gelegten Jochkranebitts heilt alle rheumatischen Schmerzen, Ischias und so weiter. Der Wachholderkranebitt (Juniperus communis) teilt mit dem Holunder den Ruhm, ein Allheilmittel gegen die Wassersucht zu sein. Nicht umsonst nennt ihn Scheffel „des deutschen Bergwalds Balsamstaude". Enzian, Jochkamille und Arnica sind äußerst wichtige Ingredienzien der volkstümlichen Apotheke. Ja selbst dem Edelweiß soll eine große Heilkraft innewohnen. Der Tiroler Bauer, der es „Alpenruhrkraut" nennt, kocht einen Thee aus Edelweißblüten gegen die Lungenschwindsucht.

Nur eine Alpenpflanze wurde noch in keinem botanischen Werk verzeichnet, noch weniger in einer Taschenflora abgebildet. Es scheint sie auch noch niemand gefunden zu haben, obwohl die Volkssage so mancher Thäler in geheimer Sehnsucht davon meldet. Es ist das Kräutlein wider den Tod. In tiefen Gletscherspalten soll es blühen, wohin nie ein menschlicher Fuß gelangt, auf unzugänglichen Felsenhöhen, wohin sich nicht einmal die Gemse wagt. Wer das Kräutlein fände, der brauchte nicht zu sterben, solange er es am Herzen trägt. Auch die Blüte dieser noch nie gefundenen Alpenpflanze wird beschrieben, trotzdem der Volksmund wieder anderwärts meldet, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen sei. Es soll eine tiefblaue Glocke sein mit einem goldumsäumten Rand. Im Grunde der Blume aber soll es feucht schimmern wie von einer dort ruhenden Thräne. Ihr Duft sei so stark, daß er selbst Tote wieder zum Leben erwecken könne. Irgendwo blüht es in unsern Bergen. Aber wer wird es wohl finden, das Kräutlein wider den Tod?



Dichter-Verehrung.

In früheren Jahrzehnten war es eine beliebte Abendunterhaltung ästhetischer Zirkel, sich die Preisaufgabe vorzulegen, wer größer sei: Schiller oder Goethe. Man kennt das Wort des großen Altmeisters von Weimar, daß die Deutschen froh sein könnten, zwei Kerle wie ihn und Schiller zu besitzen. So stehen sie in Weimar beide zusammen auf dem Sockel, denselben Lorbeerkranz fassend, und so hat sie die Litteraturgeschichte kanonisiert. Eine geistige Einheit scheinen sie zu bilden, ein Doppelgestirn, dessen Licht sich miteinander mischt und wie ein Strahl in die Ferne der Zukunft noch leuchtet zu den vielen ungeborenen Geschlechtern, die dieser Strahl erst nach Jahrhunderten erreicht.

So scheint es — aber in Wahrheit ist es nicht so. Das Leben der Wirklichkeit, das alles trennt, hat auch das Licht dieses Doppelsterns von Weimar gespalten, und wie die Sterne des Himmels einmal heller und das andre Mal weniger hell funkeln, wie ihr Glanz sich verändert und trübt, so ist es auch diesem Licht geschehen. Schiller und Goethe sind im Leben unsrer Nation nicht zusammengegangen, vielmehr waltet zwischen ihnen ein idealer Wettstreit in der Beherrschung der Geister. Einer von ihnen leuchtet immer den wechselnden Geschlechtern heller als der andre. Als Schiller gestorben war, wurde Goethe der litterarische Großmeister, zu dem die Besten der europäischen Nationen wallfahrteten. Dann ging Schillers Ruhm auf wie eine Sonne und verdeckte den unsterblichen Freund; er hatte die großen Ideale des politischen Lebens verkündet, die den großen Kampf der Geister im neunzehnten Jahrhundert ausmachten: das Vaterland und die Freiheit. Es kam das Jahr 1859, die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages. Am hundertsten Geburtstag Goethes war es still gewesen in den deutschen Landen, man feierte kein Fest, man sang ihm keine Hymnen, denn für die großen Volksmassen war Goethe kaum ein Name, für die litterarisch Gebildeten wiederum nichts andres als der steife, langweilig-formelle Geheimrat. Goethes Jugend war im Gedächtnis der Nachwelt vergessen und verschüttet, Schiller dagegen blühte wie in ewiger Manneskraft. Er hatte das Vaterland geschaffen, das geistige Vaterland, in dem alle Deutschen von der Memel bis zu den Alpen sich zusammenfanden; in Schillers Idealismus lagen die starken Wurzeln dieses Vaterlandes, und sein hundertster Geburtstag wurde den Deutschen daher ihr nationales Einheitsfest, ehe sie selbst eine Nation geworden waren. Dieser Jubel verpuffte nicht in begeisterten Reden und germanischem Zechgelage; er schuf sich sogar eine That. Damals, 1859, regte der Major Serre die Schiller-Lotterie und aus deren Ertrag die Begründung der Schiller-Stiftung in Weimar an. Das deutsche Volk fühlte, kurz bevor es die Kur von Blut und Eisen durchmachte, daß es seinen Denkern und Dichtern auch etwas schuldig sei — die Schiller-Stiftung wurde das große Nationaldenkmal für Schiller: junge und alte Talente, welche die Not des Lebens packte, sind dieser Stiftung zu reichem Dank verpflichtet worden. Noch heute ist sie die große Notstandsbüchse der litterarischen Carriere, die Alters- und Invaliditätsversorgung derer, die das Fundament ihres Daseins in der Spitze einer Feder sehen.

Aber als Chidher der Ewigjunge nach vierzig Jahren wieder des Weges durch Deutschland kam, fand er den Schillerjubel verrauscht. Man pries und preist in litterarischen Kreisen Goethe und nichts als Goethe. Das junge Geschlecht nach den großen Kriegen, in die ihre Väter noch das frisch-fröhliche Reiterlied: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" begleitet, hatte keine seelische Saite mehr für Schillersches Pathos. Auch freilich nicht für Goethe, man opferte vielmehr den Göttern des

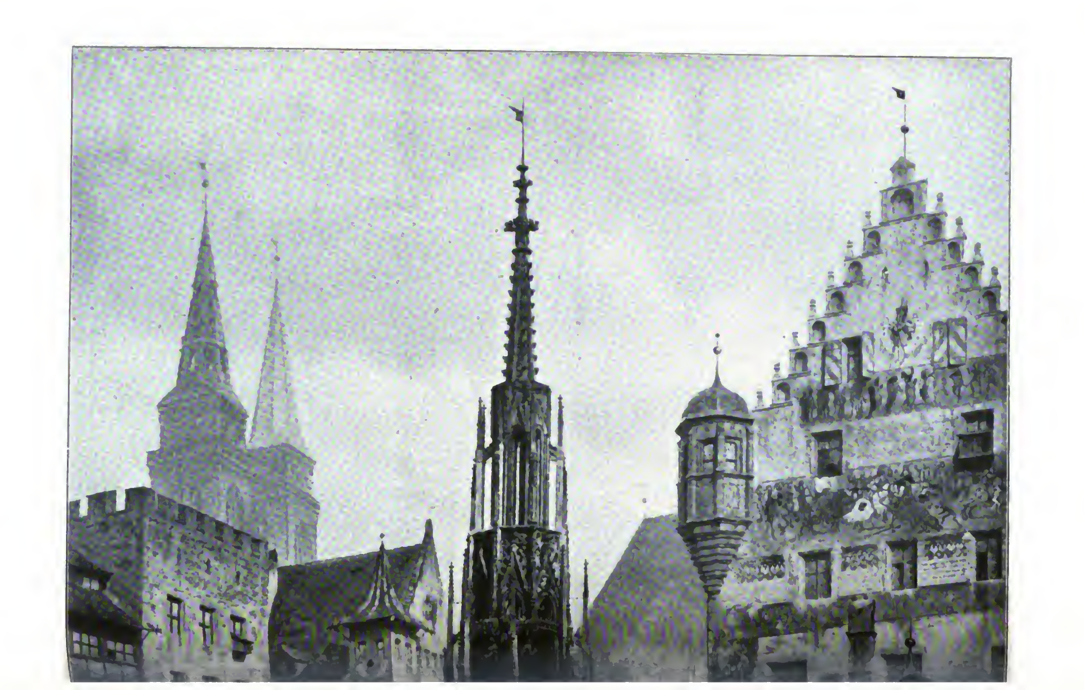
Auslandes, aber Goethe war dafür von den Gelehrten neu entdeckt worden, und sie lobten ihn allerorten. Jetzt reckte der Altmeister von Weimar erst seine volle gigantische Persönlichkeit aus, man erkannte, daß der naturwissenschaftlich-philosophische Geist des Jahrhunderts in der Seele des Mannes lag, der an dessen Anfang gestanden. Und nun fand man auch den Weg zurück zu dem jungen Goethe, dem Verfasser des „Götz“, des „Werther“ und vor allem der Lieder. Einheit und Freiheit, die Schiller als Ideale aufgestellt, hatte man ja, soweit Ideale sich verwirklichen lassen, man war gesättigt in dieser Beziehung — der Reiz der Wirklichkeit lockte allein und mit ihr auch die Kunst, diese Wirklichkeit im tiefsten Sinne zu erfassen und in sich aufzunehmen, wie es das große Auge des Weimaraner Olympiers vermocht hatte.

So stehen wir jetzt im Goethe-Kultus, sind wir nach dem Auerbachschen Wort „goethereif“ geworden. Wir, das heißt die Schriftgelehrten, die Dichter, die Künstler. Für diese war der hundertfünfzigste Geburtstag Goethes 1899 ein Fest des Geistes, auf dem sie die Herrschermacht des Dichters über das neue, kommende Jahrhundert verkündeten. Man beeilte sich, ihm neue Denkmäler zu setzen oder doch zu planen, so im besonderen an den Stätten, wo der junge Goethe gelebt und gedichtet hatte, in Leipzig und Straßburg. Hatte Schiller seine Stiftung, so durfte auch Goethe sie nicht entbehren. Dem Reichstag liegt gegenwärtig eine Petition zahlreicher Schriftsteller und Künstler vor, die Errichtung einer Goethe-Stiftung zur Förderung und Unterstützung des Schrifttums dadurch herbeizuführen, daß die Theaterdirektoren und Verleger genötigt werden, von honorar- und tantiemenfreien Werken und Aufführungen einen gewissen Prozentsatz abzuliefern. In Düsseldorf, der rheinischen Kunststadt, sind unter dem Ehrenprotektorat des preußischen Ministers des Innern zu Ehren Goethes rheinische Festspiele eingerichtet worden, die alljährlich stattfinden, und auf denen die dramatischen Meisterwerke Goethes, Schillers, Lessings, Shakespeares und so weiter von ersten Künstlern gegeben werden. Freilich nicht ohne Murren der Goethe-Verehrer vom strengen Kanon, die der Ansicht sind, ein rheinisches Goethe-Museum sei hier besser am Platze gewesen, denn was habe es mit Goethe zu thun, wenn man Lessings „Emilia Galotti“ oder Shakespeares „Viel Lärm um Nichts“ aufführe? Auch der Einwand, daß man die Klassiker popularisieren wolle, treffe nicht zu, denn die Preise dieser Festaufführungen seien nur auf die oberen Zehntausend berechnet.

Von Schiller ist es still geworden. An ihn, der in der Reichshauptstadt viel eher sein Denkmal erhielt als sein großer Bruder in Apoll, denkt man dort nicht mehr. Die Litteraturprofessoren lesen lange Kollegs über Goethe; Schiller gehört für sie nur noch in die allgemeine Litteraturgeschichte. Wir besitzen ein halbes Dutzend trefflicher Biographien über Goethe; die einzig hervorragende, die Schiller gilt — die von Weltrich —, ist bisher nicht über den ersten Band hinausgekommen. Unser naturwissenschaftliches Zeitalter hat keine Fühlung mehr mit Schillers Ideen und Gestalten. Das ist die Lehre des Hörsaales und des litterarischen Marktes.

Allein trotzdem erlebt diese Welt die Ueberraschung, daß Schiller nicht so tot ist, wie man ihm nachsagt. Die deutsche Frauenwelt hat ihn nicht aus dem Herzen gelassen. Zu derselben Zeit, wo man ihre Teilnahme anruft um ein Denkmal für die Frau, die der Welt den großen Wolfgang geschenkt hat, für ein Standbild der Frau Aja in Frankfurt, wenden sich deutsche Frauen mit einem Aufruf an ihre Mitschwestern, die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag — 9. Mai 1905 — durch ein Denkmal zu ehren, und zwar nicht durch ein Denkmal von Stein oder Erz, sondern durch ein soziales Liebeswerk. Die Schiller-Stiftung soll einen neuen Fonds erhalten, um ihren Zweck in reicherem Maße erfüllen zu können, und das Werk, das deutsche Männer am hundertsten Geburtstag des Dichters ins Leben riefen, wollen die deutschen Frauen nun durch ihre freiwilligen Beiträge ergänzen und vollenden in dankbarer Anerkennung, daß der Dichter „die höchsten Ideale sittlicher Kraft in seinen Frauengestalten verkörpert hat“. Hier haben wir ein volles Bekenntnis der deutschen Frauenwelt für Schiller, und mancher Goethe-Verehrer, der Goethes Frauengestalten bisher turmhoch über die Schillers stellte, wird es gewiß mit Ueberraschung lesen. Nicht Klärchen und Gretchen, Iphigenie und Leonore, nicht Mignon und Philine sind die sittlichen Ideale der deutschen Frauenwelt, sondern Luise, die Jungfrau Johanna, Thekla, Bertha, Gertrud Stauffacher, Maria Stuart — in ihnen liegt, was die Frauen als Heiligtum ihres Herzens empfinden. Und Schiller, der ja auch in seinen Gedichten immer ein echter Frauenlob war, gilt den Frauen vor allem darum, weil er ihr Herold, ihr Anwalt ist. Wie die Männer über ihn denken, was und ob sie etwas zu seinen Ehren planen, kümmert sie nicht. Sie würdigen den Dichter allein nach ihrem Herzen und ihren eignen Eigenschaften. Wer will es tadeln? Auch darin liegt wohl eine Emanzipation, die Loslösung der Frau vom männlichen Urteil; was sie bisher zwischen den Wänden der Häuslichkeit geübt, nach ihrem eignen Geschmack zu urteilen und zu wählen, vollführt sie nun auf dem Markt der Oeffentlichkeit. So erhebt denn die deutsche Frau in der Zeit unsers Goethe-Kultus laut und entschieden ihre Stimme für Schiller. Und auch den Unsterblichen auf dem Olymp dürfte diese Parteinahme freuen. Diese Frauen sind in der Mehrzahl Mütter, und solange er ihnen im Herzen lebt, werden auch die Söhne und Töchter dieser Mütter einen warmen Hauch seines Geistes zu spüren bekommen. Daß der sittliche Idealismus Schillers noch Deutschlands Frauen erfüllt, ist die beste Gewähr dafür, daß er dem heranwachsenden Geschlecht nicht verloren gehen wird.

Hie Schiller — die Frauen, hie Goethe — die Männer! Noch mancherlei Schlüsse ließen sich daraus ziehen und seien stillem Nachdenken empfohlen. Zu leugnen aber ist nun einmal nicht, daß Goethe in der Verehrung unsrer Zeitgenossen das siegreiche Gestirn darstellt. Es giebt noch einen andern merkwürdigen Beweis dafür. Schiller hat eine politische Rolle im Leben seiner Nachwelt gespielt; er war als Dichter der Freiheit der Herold der bürgerlichen Demokratie, und manches eignete ihn, auch der Dichter der modernen Arbeiterbewegung zu sein. Er ist es nicht, vielmehr wendet sich die sozialdemokratische Wissenschaft — man kann wohl von einer solchen sprechen —, viel mehr dem litterarischen Zuge der Zeit folgend, Goethe zu. Die





Hochzeitsgeschenk der Stadt Nürnberg an den Prinzen Rupprecht von Bayern.

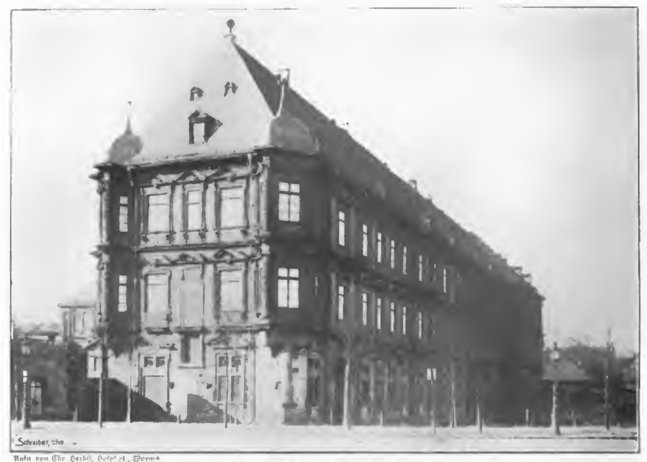
Paul Ritter

Der Marktplatz in Nürnberg um 1500.

(Text Seite 40.)

„Excellenz von Weimar“ — man denke sich! — als Arbeiterdichter! Und doch sind die wissenschaftlich gebildeten Führer der Arbeiterbewegung eifrig bestrebt, für Goethe bei den Arbeitern Propaganda zu machen; finden sie doch sogar in dem großen „Wanderbund“ in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ so etwas wie ihr sozialistisches Ideal wieder. Wie der deutsche Arbeiter Schiller und Goethe liest und verehrt, darüber wird freilich nicht viel zu sagen sein. Nach dem Ergebnis einer kleinen Umfrage, das der Pfarrer Pfannkuche jüngst in einem lesenswerten Schriftchen veröffentlicht hat („Was liest der deutsche Arbeiter?“), wurde Goethe 137 mal in 16 Bibliotheken und Schiller 106 mal in 18 Bibliotheken gelesen. Heine übertraf sie mit 215 mal in 18 Bibliotheken, was aus seinen sozialistischen Ideen verständlich ist. Die Ziffern geben nur einen dürftigen Anhalt, immerhin beweisen sie doch eine lebendige Anteilnahme unsrer Arbeiterwelt an den Heroen unsrer klassischen Litteratur.

Das ist um so bemerkenswerter, als — man kann es nur mit Bedauern niederschreiben — die in unsern Volksschulen erzogene Jugend dort weder von Goethe noch von Schiller etwas erfährt. Man kann diese Thatsache bestätigt finden, wenn man einmal ein Dienstmädchen oder eine Fabrikarbeiterin nach beiden Namen fragt: sie wissen nichts von ihnen. „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ und „Mit dem Pfeil dem Bogen“ haben sie einmal in der Schule gelernt, wie sie eben gelernt haben, daß 2 × 2 = 4 ist; alles andre sind ihnen böhmische Dörfer. Unsre Volksschule thut nichts, um in die jungen Seelen auch nur eine Ahnung davon zu legen, was Goethe und Schiller unsrer Nation bedeuten. Wie soll die Jugend später dafür Interesse gewinnen, wenn sie nicht einmal die Namen der beiden erfährt? Weder Goethe noch Schiller sind volkstümlich, sie sind es nicht einmal in den Sachen, die bei ihnen wirklich volkstümlichen Charakter haben.



Aufn. von Chr. Herbst, Hofphot., Worms

Das kurfürstliche Schloss in Mainz. (Text Seite 40.)

Nichts ist schmerzlicher als diese tiefe Kluft, die das geistige Leben der Gebildeten von dem der breiten Massen trennt, und nichts wäre erfreulicher, als wenn es einmal dazu käme, daß auch unsre Volks- und Fortbildungsschulen auf den Höhepunkt des deutschen Unterrichts die Namen Goethe und Schiller stellten, wie im evangelischen Religionsunterricht es mit dem Namen Luther geschieht. Das wäre das schönste, idealste Denkmal, das den beiden Unsterblichen von Weimar, den Schöpfern unsers modernen deutschen Schrifttums, errichtet werden könnte.

Hellmuth Mielke.





Kapstadt, vom Meere aus gesehen.

Der Marktplatz in Nürnberg um 1500.

(Zu der Abbildung Seite 36 und 37.)

In dem Hochzeitsgeschenk, das die Stadt Nürnberg dem Prinzen Rupprecht von Bayern spendete, hat Professor Paul Ritter, der so meisterlich die Stoffe aus der ruhmreichen Vergangenheit seiner Vaterstadt zu behandeln versteht, wiederum in künstlerischer Vollendung ein Stück Alt-Nürnberg verkörpert: einen Teil des von so herrlich malerischer Architektur begrenzten Marktplatzes, wie er sich im fünfzehnten Jahrhundert gezeigt. Da strebt in seiner ursprünglichen, an Ornamentik und Farbenpracht reichen Gestaltung der „Schöne Brunnen" in die Höhe, da präsentiert das so eigenartig geformte alte Patrizierhaus an der Ecke seine mit Fresken — eines der vielen auf jenem Platze abgehaltenen Turniere darstellend — geschmückte Fassade. Und dort, mit dem Ausblick nach dem altehrwürdigen Gotteshause von St. Sebald, eine versunkene Perle der Gotik, die „Alte Schau", von der daselbst abgehaltenen Probe der Silbergeräte so benannt. Vorzüglich fügt sich das Leben und Treiben jener mittelalterlichen Zeit in das Straßenbild ein: der Reisewagen mit seinen ihm entstiegenen Insassen, der galante Ritter, der eben seiner Dame eine Blumenspende überreicht, die bewehrten Mannen als Begleitung des Gefährts und sonstige Figuren. Daß der Künstler in den beiden seitlich vom Schönen Brunnen stehenden Edelleuten zwei um das neue Nürnberg hochverdiente Männer, Oberbürgermeister Dr. Ritter von Schuh und den Vorstand des Gemeindekollegiums Hesse, verewigt hat, mag hier noch Erwähnung finden.

Sofie Frank.

Das kurfürstliche Schloss in Mainz.

(Zu der Abbildung Seite 38.)

Die Anfänge des ehemals kurfürstlichen Schlosses in Mainz datieren bis zum Jahre 1627 zurück. Es diente als Residenz der Kurfürsten, bis während der Revolutionsjahre die Klubbisten es für ihre Beratungen in Anspruch nahmen. Napoleon überwies es der Stadt, in deren Besitz es sich noch heute befindet. Im Laufe der Zeit war das Schloß bis zum Heumagazin herabgewürdigt und hatte hierdurch wie durch Krieg und Unwetter stark gelitten. Seit etwa dreißig Jahren war eine Renovation geplant, mit der endlich in diesem Frühjahr begonnen werden soll. Das Reich wie der hessische Staat haben hierzu die Summe von 900000 Mark bewilligt.

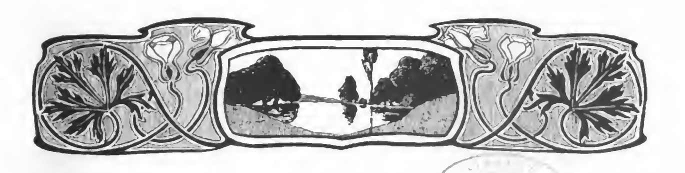


Die Statue des Kaisers Antoninus Pius für die Saalburg. Von Johannes Götz.

Zwei Werke von Johannes Götz.

(Siehe auch die Kunstbeilage vor Seite 1.)

Das Kastell der alten Saalburg, das einst der römische Kaiser Antoninus Pius (138 bis 161 nach Christo) erbaut haben soll, wird jetzt bekanntlich auf Kosten des Reiches erneuert. Kaiser Wilhelm wendet dieser Rekonstruktion die lebhafteste Aufmerksamkeit zu und hat den Berliner Bildhauer Johannes Götz damit betraut, eine Statue des Antoninus Pius zu schaffen, die vor dem Pfeiler zwischen den Eingangsthoren der Porta decumana sich erheben soll. Die Figur ist 2,40 Meter groß und kommt im Laufe des Sommers zur Aufstellung. Der Künstler hat noch ein andres bedeutsames Werk fertiggestellt, das für Magdeburg bestimmte Denkmal der Königin Luise. Es zeigt die von jugendlichem Liebreiz umflossene Gestalt der Königin im Empiregewand, ein Diadem im lockigen Haar, eine Rose in der Linken. In Marmor ausgeführt, soll das Monument im Juni enthüllt werden.



Die Rache ist mein.

Novelle von Ida Boy-Ed.

Noch schwammen auf den gelbgrauen, von bläulichen Tinten überflimmerten Wogen der Elbe große Stücke Eis. Es sah in seinem tauenden Zustand aus wie weißlich schmutziger Schaum. In rascher Bewegung trieb es dahin, meerwärts, denn vom geschmolzenen Schnee und den Regengüssen der letzten Wochen war der Strom von sehr hohem Wasserstand, und sein Fluß erschien viel gewaltiger als sonst, wo er sich breit und träge durch die norddeutsche Tiefebene drängt.

Unter dem sehr hellblauen und von bleicher Reinheit ganz erfüllten Himmel wehte ein herber Aprilwind, der von Osten kam.

Mit dem Strom, nah am Ufer der mecklenburgischen Seite und in sicherer Entfernung von der für den Dampferverkehr durch Schwimmtonnen gezeichneten Wasserlinie, trieb ein flaches, großes, kahnartiges Schiff. Es war mit Ziegelsteinen beladen, so schwer, daß nur längsseit die oberste Planke noch über die Flut reichte.

Vorn aus dem Schiff ragte der breite flache Bau einer Kajüte empor. Sie war knallgrün angestrichen, ihre Konturen aber und die winzigen zwei Fensterrahmen mit leuchtend weißer Oelfarbe umzogen.

Hinten im Schiff befand sich noch ein solcher, aber erheblich größerer Kajütenbau. Bei diesem kam aus dem grünen Dach ein einsames Ofenrohr herauf und stand ein wenig schräg, der Windrichtung nachgebend. Eine Thür führte hinein, mit Glasfenstern, vor denen weiße Gardinen befestigt waren, die in ihrer Mitte von einem roten Band zusammengefaßt wurden, so daß ihre Form einem römischen X glich.

Vor der Thür stand, in dem engen kleinen Raum zwischen der Kajüte und dem Absatz, von welchem aus das Steuer regiert wurde, die Schifferfrau. Sie wusch das Geschirr ab, das beim Mittagessen gebraucht worden war.

Ihr Haupt gab sie unbedeckt dem Winde preis, und er wehte alle blonden, krausen Strähnchen des Nachwuchses, die sich noch nicht in die Flechten hineinbringen ließen, nach einer Seite. Manchmal strich die Frau sich mit dem Arm die Stirn frei, denn ihre Hände waren zu naß dazu.

Sie war wohlgewachsen, von mittlerer Größe, und auf ihrem jungen, sehr hübschen Gesicht lag ein Ausdruck von Friedlichkeit. Sie sah aus wie jemand, der ergeben und beruhigt sein Tagewerk thut, das ihm weder lästig noch fröhlich scheint.

Unfern, hart an die ebenfalls grün gestrichene Wassertonne gelehnt, die in der Ecke auf dem Absatz stand, ragte die Gestalt des Schiffers auf. Er hatte die Hand auf das Steuerruder gelegt, das wie ein mächtiger Arm von hinten her über den Raum sich reckte und fast an die Kante des Kajütendaches stieß.

Flußschiffer Zernitz war ein Mann von gewaltigem Körperbau. Sein bartloses Gesicht mit der großen, geraden Nase und dem festverschlossenen Mund war von Furchen durchackert. Seine Haut erschien fahl, seine Augen lagen tief, und ihrer Farbe wurde man nie recht sicher. Sie konnten lange und durchdringend auf einem Menschen ruhen, so daß diesem nicht wohl ward, zu andern Zeiten aber unsicher hin und her flackern. Er trug kleine goldene Knöpfe in den Ohren, von seiner Jugend her, wo er Matrose auf großen Kauffahrteischiffen gewesen war. Seine Haare, grau und strähnig, fielen bis auf seine Schultern; sie sahen aus wie eine Garnitur von Fransen um eine blanke, elfenbeinerne Halbkugel. Aber zwischen der Stirn und dem kahlen Schädel ragte dem Manne ein einzelner grauer Haarbusch, den nun der Wind zuweilen über das Gesicht hinabfegte, um ihn gleich darauf selbst wieder zurückzustreifen. Dieser beständig bewegte Haarbusch über dem düsteren Gesicht voll Leiden oder voll Fanatismus gab ihm etwas zugleich Furchtbares und Groteskes.

Sein Rumpf war eng von einer dunkelblauen, grob gestrickten Jacke umschlossen. Die Narbe des Strickmusters glich Panzerschuppen. Seine dunklen Hosen endeten in ungeheuren Wasserstiefeln, deren Füße rötlich überpudert waren, denn der Wind streifte hart über die Ziegelsteine, und wenn der Schiffer auf dem Brett innerhalb der Bordkante entlang ging, schritt er durch eine feine Schicht hellroten Staubes.

Zu Füßen des Schiffers lag sein Hund. Es war ein weißer, kurz- und glatthaariger Hund,

mit einem großen braunen Fleck, der wie ein Sattel auf seinem Rücken saß. Das Tier hatte die Vorderpfoten flach vor sich ausgestreckt, sie waren auch rötlich vom Ziegelstaube. Den Kopf hielt der Hund aufmerksam erhoben. Mit seinen klugen Augen, die wie schwarze Perlen aus dem weißen Fell glänzten, sah er der Frau unverwandt bei ihren Hantierungen zu. Manchmal bewegte er beifällig seinen glatten Schweifstummel.

So trieb das Schiff mit dem Strom dahin. Auf dem metallisch unruhigen Glanz der Wasserfläche bildete es einen bunt-behaglichen Farbenfleck. Die hellrote Ladung dehnte sich von einer grünen Kajüte bis zur andern, und über die Fläche der Ziegelsteine hinweg sahen sich die weißumrandeten Kajütenfenster an wie freundliche alte Frauenaugen.

Der hohe Mast ragte kahl mitten zwischen den Ziegelsteinen empor. Das Segel war eng an ihm zusammengebunden, zehn-, zwölfmal, daß es sich wie eine graue, lange Wurst am blanken braunen Holz hinabzog.

Und hinter dem flachen, farbenbunten Kahn, hinter der Linie des steil aufrechten Mastes, hinter der mächtigen Gestalt des Mannes am Steuer dehnte sich das weite Elbthal im bleichen Licht des herben, klaren Apriltages. Links säumte das mäßig hohe hannoversche Ufer den Strom ein, mit gelbfahlen Farben, denn der Vorfrühling hatte noch nicht die Rasenhänge der Deiche zu grünen vermocht; rechts zog sich, auf Steinwurfweite vom dahingleitenden Schiff entfernt, das mecklenburgische Ufer entlang, noch bräunlich verschlammt von einer Ueberschwemmung, die sich erst vor wenig Tagen verlaufen hatte. Ab und an hing ein Weidengestrüpp schwankend auf der Grenze zwischen Ufer und Strom. Die Wellen hatten das kahle Gezweig mit allerlei Tang behängt, und von ihrer Richtung war dieser Behang ganz nach einer Seite gestrichen.

Voraus ward schon die Riesenbrücke sichtbar, die bei Lauenburg den Elbstrom überspannt. Unter ihren Bogen hindurch sah man rechts die rotgrauen Häuser der Stadt, die mit ihrem Fuß im Wasser standen. Der mächtige Oberbau der Brücke glich einem Filigrangerüst von unzähligen eisengrauen Stäben und gebogenen Linien, die sich, in gleichen Zwischenräumen, zu starren, turmartigen Pfeilern hinschwangen, an ihnen gleichsam ausruhend.

Und hinter der Brücke, an der roten Stadt vorbei, flutete der Strom weiter, immer weiter. Er verschwamm in dem bläulichen Dunst, der das Bild der Gegend fern überschleierte und der Riesenbrücke einen mystischen Hintergrund gab.

Gerade huschte ein Schnellzug zwischen den Linien und Stäben dahin. Ein wenig Rauch wölkte aus seiner Lokomotive, ein wenig schütterte die Luft von verhaltenem Rollen und Dröhnen. Und gespenstisch jagte das vorbei.

Die Schifferfrau reckte nicht den Kopf danach um. Gerade stellte sie den letzten Teller in den flachen Geschirrschrank, der drinnen an der Rückwand der Kajüte zwischen den beiden Fenstern angebracht war.

Als der Mann sah, daß die Frau ihr Geschäft beendet hatte, sagte er:

„Anne, nimm das Steuer, ich will nach ihm sehen."

Sie trat auf die Stufe, und da ihr Arm zu schwach war, das Steuerruder zu halten, stemmte sie sich mit ihrer ganzen Rückenbreite dagegen und streckte nach rechts und links die Arme aus, mit den Händen an das Holz greifend.

So stand sie und sah aufmerksam voraus, damit sie nur nicht den leisesten Druck gegen das Steuerruder versäume, und damit die „Johanna" nur ja schön in der Mitte den äußersten Brückenbogen der rechten Seite passiere.

Trotz aller Gewissenhaftigkeit, womit sie ihr Amt verrichtete, während ihr Mann in der kleinen Vorderkajüte nach dem kranken Schifferknecht sah, träumte die Frau noch ein wenig über Vergangenheit und Gegenwart.

Ja, sie hatte es doch gut. Nur ihr Mann, der dauerte sie. Nie vergnügt, und war doch weder krank und hatte doch keine Sorgen. Wie konnte das nur sein? Anne verstand es nicht. Sie war keine von den Lauten und Lustigen, gar nicht. Aber es gab doch so viel in der Welt, worüber man sich still dankbar freuen durfte.

„Nicht, Phylax?" fragte sie jetzt laut den Hund. Und Phylax, als habe er den Gedankengang seiner Herrin erraten, richtete sich an ihr auf, legte seine Vorderpfoten gegen ihre weiße Schürze und bewegte zustimmend seinen Schwanzstummel.

Wie wollte Anne es ihrem Mann gönnen, daß auch er einmal frohen Herzens werde! Früher hatte sie immer gehört, daß die Gottesfürchtigen heiter und zufrieden sein könnten; so hatte der Pastor wenigstens damals in der Konfirmationsstunde gesagt. Aber ihr Mann, der so fromm war und immer in der Bibel las, der sah doch nie heiter, nie zufrieden aus.

Böse war er freilich auch nicht, nie heftig, nie ungerecht.

„Sonst hätt' ich ihn auch nicht genommen, nicht Phylax?" sagte sie.

Und Phylax wedelte abermals und bellte ein wenig und sprang hin und her.

‚Als wenn er merkt, daß wir nun bald da sind,' dachte sie bewundernd.

Ihre Mutter hatte es ihr genug vorgestellt, ob sie wisse, was sie thue, wenn sie einen so alten Mann nähme. Dreiundfünfzig zu vierundzwanzig, der Unterschied war doch stark.

Aber Anne sagte, sie wisse, was sie thue. Und wie schön sie und die Mutter es hatten seitdem! Wieder dachte sie es voll Dank.

Die Mutter war die Tochter eines Volksschullehrers gewesen und hatte nie gedacht, daß sie einmal so hart mit Flicken und Nähen ihr Leben fristen solle. Aber nach dem vorzeitigen Tod ihres

Mannes, des Schreibers bei der Staatsanwaltschaft, blieb ihr nichts übrig, als von Haus zu Haus, Tag ein Tag aus, ihre kleine schwarze Handtasche zu tragen und in Hinterstuben und in lärmvollen Kinderzimmern, Berge voll Wäsche oder Haufen zerrissener Kittel und Hosen vor sich, zu nähen und zu stopfen und das Essen zu genießen, das man ihr vorsetzte, mochte es nun für ihren leidenden Magen schädlich sein oder nicht.

Anne war fast immer sich selbst überlassen, kochte sich mittags eine Suppe, lebte meist von Brot mit Schmalz und lernte und lernte! Sie wollte was werden. Die Familie mußte wieder in die Höhe! Das besprachen Mutter und Tochter oft, in einem stillen kleinen Hochmut, der sich an die Tradition der gebildeten Herkunft der Mutter klammerte.

Gleich nach ihrer Konfirmation kam Anne in Dienst. Ganz fein als „Kinderbonne". Sie hatte mehr Plage, weniger Lohn und weniger Freizeit als ein Dienstmädchen. Von ihrem sechzehnten bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahre war sie in drei verschiedenen Häusern. Ja, da machte man Erfahrungen! Besonders wenn die Mannsleute einen hübsch fanden. Anne konnte es heutigen Tages noch nicht begreifen, wie Männer so unverschämt und so gemeinen Sinnes sein können. Ihre ersten beiden Plätze verließ sie entrüstet wegen der Nachstellungen, die sie dort erfahren. Dann kam sie in eine Hauptmannsfamilie, wo sie bis zu ihrer Heirat blieb. Ach, das waren nette Menschen gewesen. Aber so arm, so arm. Und mußten noch nach außen hin allerlei vormachen. Wie dürftig es eigentlich herging, durften nicht einmal des Hauptmanns Vorgesetzte ahnen.

Das kam, Hauptmanns waren sechs Jahr heimlich verlobt gewesen und hatten dann aus Liebe geheiratet. Und durch die Liebe fanden sie auch die Kraft zu dem heimlichen Kampf. Anne half tapfer mit. Lohn und Kost waren schmal. Aber wie hätte Anne die arme Frau verlassen können, die weinte, wenn ein Glas zerbrach, die schlaflose Nächte hatte, wenn eine neue Bluse not that! Damals hatte Anne so recht eingesehen, daß Nahrungssorgen das schrecklichste sind, und daß sie keinen Stand verschonen.

Ab und an, wenn sie Sonntags ihre Mutter auf ein Nachmittagsstündchen besuchte, stand sie wohl mit dieser vor der Thür des Hauses und erzählte sich was mit den Nachbarn. Am Ufer — die Mutter wohnte in einem Hinterstübchen an der Obertrave — lagen die „Stecknitzfahrer", und es erschien Anne immer höchst anziehend, sich auszudenken, wie gemütlich es sich in so einer sauberen Kajüte müsse leben lassen. Bei diesen Straßenkongressen von Männern und Frauen, die, jedem Wirtshausvergnügen abhold, sich bei einem Gespräch in frischer Luft eine bescheidene Erholung gönnten, lernte Anne den Schiffer Zernitz, den Besitzer der „Johanna", des größten und bestgehaltenen „Stecknitzfahrers", näher kennen.

Zernitz war eine Persönlichkeit unter diesen Leuten. Nicht wegen der düsteren Gewalt seiner Erscheinung, sondern weil er Geld hatte. Außer dem Schiff, das vom Frühling bis zum Spätherbst, von Eiszeit zu Eiszeit immer mit Fracht bis weit die Elbe hinauf oder auch die Trave hinab bis nach Travemünde zu fahren hatte, besaß Zernitz noch ein Haus an der Obertrave, zwischen der Essengrube und der Hartengrube. Ein von Oelfarbe gelblichblank glänzendes Haus, in dessen erstem Stock mit den drei grün umrahmten Fenstern ein Zollkontrolleur wohnte. Auch die Dachstube war vermietet, während Zernitz selbst die drei Stuben unten bewohnte, die mit schönem Hausrat von seinen Urvätern angefüllt waren. So viel die Antiquitätenhändler auch bei ihm einsprachen, er gab nichts her. Vornehme Herren aus der Stadt boten ihm für dies und jenes Stück viel Geld, er sagte immer nein. Einmal war ein Senator, der Schnitzereien aus dem siebzehnten Jahrhundert sammelte, selbst bei ihm gewesen, hatte ihn „mein lieber Herr Zernitz" genannt und ihm durchaus eine alte Uhr abknöpfen wollen. Aber Zernitz blieb standhaft, und der Senator war schließlich objektiv genug, zu sagen: „Sie sind ein Mann von altem Schlag, Sie haben recht. Aber sollten Sie ohne Leibeserben sterben, so lassen Sie wenigstens das Museum Ihre Sachen haben; es ist doch mehr als ein Stück des lübschen Kunsthandwerks dabei."

Die Nachbarn schätzten Zernitz auf einen Mann, der neben seinem Verdienst noch an die Zweitausend Zinsen habe.

Das mit den „Leibeserben" ging Zernitz nach. Er gestand das nachmals Annes Mutter. Er hatte eigentlich niemals heiraten wollen. Warum nicht? — Darüber schwieg er sich aus. Aber ganz abgesehen davon, daß Anne es ihm angethan hatte, die alten Sachen sollten noch lange nicht ans Museum kommen, und die alte Schifferfamilie Zernitz sollte neu aufblühen — sozusagen zugleich mit dem Kanal, den sie jetzt bauten.

Seine Voreltern waren schon Flußschiffer gewesen und hatten den Stecknitzkanal zwischen Trave und Elbe befahren. Und wie oft war nicht ein Zernitz Aeltermann der Stecknitzfahrerinnung gewesen und hatte im Januar, wenn es bei der „Kringelhög", dem Stiftungsfest im Innungshause in der Hartengrube, hoch herging, den Vorsitz gehabt. Dann kamen die jungen Kaufherren und die ersten Angestellten aus den alten Handelshäusern und tanzten mit den Schifferfrauen und Töchtern auf der Fliesendiele, und oben auf der Galerie standen, kurze Tabakspfeifen im Mund, die alten Schiffer und sahen zu.

Als nach und nach der Stecknitzkanal seine Bedeutung verlor und fast verfiel, schlief auch die Fahrt auf ihm beinahe ein. Doch waren Zernitz' Vater und danach sein Sohn immer noch gefahren, wenn auch nur bis ins Lauenburgische hinein.

Nun kam der neue Kanal und mit ihm eine neue Blütezeit für die Flußschiffer. Und da sollten die Zernitz nicht mehr mitthun?

Das alles hatte der Mann Annes Mutter lang und breit erzählt, als ob es vieler und sogar historischer Entschuldigungen für seinen Entschluß, zu heiraten, bedürfe. Es sah beinahe aus, sagte damals die Mutter, als ob er sich nicht das Recht zugestehe, zu heiraten. Wenn er ein Schiffer gewesen wäre, der über See fuhr, hätte man ja beinah was dahinter vermuten können. Aber so? Jedermann kannte doch Zernitz' Leben.

Und er sagte auch, was doch schließlich die Hauptsache war, daß Anne das erste Mädchen sei, dem er vertraue. Er achte es hoch, daß sie weder putz- noch vergnügungssüchtig sei, nie ein Tanzlokal besuche und bei ihrer Herrschaft treu aushalte.

Anne fühlte sich sehr geehrt durch seinen Antrag. Es war der erste, den sie überhaupt erhielt. Ihr Herz war voll Rührung und Dankbarkeit. Wie schön konnte es nun ihre Mutter haben! Keine Nahrungssorgen mehr! Und sie selbst! Sie traute sich zwar gar nicht die Fähigkeit zu, sich zu verlieben, denn ihr waren ja genug Mannsleute über den Weg gelaufen. Allein bei Hauptmanns die diversen Burschen und was so an Unteroffizieren, Feldwebeln und Ordonnanzen aus- und einging! Aber selbst wenn sie sich mal verliebt hätte, arm wie sie war — da konnte es ihr noch wie Hauptmanns gehen, die vor Sorgen ein Jammerleben führten.

Ihrer selbst ganz sicher, nahm sie die Werbung an und ging mit einer gesammelten, ernsten Freudigkeit in die Ehe hinein. Ihre Dame, die Hauptmannsfrau, lobte weinend ihren Entschluß. „Die Liebe geht schließlich, und die Sorge bleibt," sagte sie.

Damals freilich kannte sie Fritz Laukau noch nicht. Er kam erst einige Monate nach Annes Heirat in die Gegend . . .

Wie deutlich sah sie seine braunen, warmen Augen vor sich und sein hübsches junges Gesicht mit dem flotten dunklen Schnurrbart!

‚O Gott, nein,' dachte Anne ängstlich und schloß die Augen.

Nur nicht an einen andern Mann denken. Nur kein Unrecht thun. Auch nicht mal in die Versuchung dazu kommen.

Und mit gewaltsamer Sammlung trachtete sie, sich ihre Mutter vorzustellen.

Die saß nun im hübschen Haus an der Obertrave. Schwiegersohn und Tochter bewohnten es mit ihr im Winter. Im Sommer kehrten sie nur gelegentlich für ein paar Nächte dort ein, wenn der Kahn gerade in Lübeck Fracht abgab und aufnahm.

Ja, Mutter hatte es gut. Mit dem Strickzeug saß sie beim Kaffee, zu welchem es ein Rundstück mit Butter gab. Und im Schummern hielt sie wohl mal einen kleinen Klöhnschnack mit Frau Zollkontrolleur ab. Und abends immer Bratkartoffeln und jeden Sonnabend eine Frau für das grobe Reinmachen.

„Dafür müssen wir dankbar sein, nicht Phylax?" sagte Anne, und der beruhigte, stillfriedliche Ausdruck lag wieder auf ihrem Gesicht.

Phylax stand jetzt in frecher Erobererstellung breitbeinig oben auf dem grünen Kajütendach und bellte.

Ein dunkler Schatten ging über das Schiff: es trieb unter dem gewaltigen Brückenbogen dahin.

Nun hieß es doppelt aufpassen.

Da war Lauenburg. Rechts erhob es sich am Ufer. Die Mauern seiner Häuser schienen aus dem Wasser emporzuwachsen. Deutlich sah man an ihrem Fuß die Wasserlinie von der letzten Ueberschwemmung. Und hinter dem malerischen Gehocke von grau-rötlichen Mauern mit blanken Fensteraugen, von ragenden roten Ziegelgiebeln und stählern blinkenden Schieferdächern erhob sich ein steiler Hügel. Nicht überall deckte ihn Rasennarbe, Busch oder Ansiedlung von Häusern und Gärten, sein weißsandiger Grund brach stellenweise als heller Farbenfleck hervor.

Dahinter stand der blasse Himmel, zum malerischen Bild mit den kräftigen Farben einen seltsam zarten Hintergrund gebend.

Auch die Männer in der Vorderkajüte hatten den gleitenden Schatten bemerkt.

Der Schifferknecht lag fast verdeckt in dem blauweiß gewürfelten Wust seines ungeheuren Federbettes; es füllte fast die ganze Kajüte aus und ließ nur Raum für einen lehnenlosen Holzstuhl und einen kleinen Verschlag, in welchem der Mann seine Habe aufbewahren konnte. Die beiden Fensterchen über dem Bett waren mit winzigen Gardinen verhangen.

Den Knecht fror, er ließ nur sein mit grauem Bart umrandetes rotes Gesicht sehen.

Vor dem Bett, die Riesengestalt nach Möglichkeit zusammenkauernd, hockte Zernitz auf dem Stuhl, die Ellbogen auf den Knieen, das Gesicht zwischen den Fäusten.

Sie beredeten sich lang und breit, denn der alte Schröder war ein weitläuftiger Mann, der jedes Wort dreimal sagen und dreimal hören mußte. Er sprach plattdeutsch, schlechtweg, wie er seit Kindesbeinen gethan. Sein Herr aber, der zugleich sein Freund und sein Jugendgespiele war, redete nur hochdeutsch.

Ein seltsames, feierliches, langsames Hochdeutsch. Alle Leute waren der Meinung, daß er es sich durch sein vieles Bibellesen angewöhnt habe.

Er selbst war sich wohl bewußt, daß seine Angewohnheit des Hochdeutschsprechens Anne mit bestimmt habe, ihn zu nehmen. Er kannte ihren unschuldigen kleinen Bildungsstolz. Der war ihm lieb. Der schien ihm noch eine Garantie mehr.

Schröder hatte diesen Morgen einen sehr bösen Zustand bekommen, mit Schüttelfrost und Gliederschmerzen, er fühlte es selbst: der Rheumatismus saß ihm in beiden Kniegelenken. Aber dennoch steifte er sich darauf, daß er morgen besser sein werde.

Daß er in Lauenburg ausgeschifft werden müsse und in ein Krankenhaus solle, war ihm nicht klar zu machen.

„Da krieg' ich nich satt — da krieg' ich nich satt," jammerte er.

Ruhig erinnerte Zernitz ihn daran, daß er ja doch nicht essen könne und möge, und daß er heute weder die schöne Biersuppe noch die Karbonade angerührt habe.

Schröder blieb klagend dabei, daß man in einem Krankenhause hungern müsse.

Mit erstaunlicher Geduld ertrug der Mann das sinnlose Gejammer. Endlich sagte er, daß er für seinen alten Schröder die zweite Klasse bezahlen wolle.

Dies verwandelte mit einem Schlage Schröders Jammer in eine sehr zufriedene, fast protzenhafte Stimmung. In die zweite Klasse sollte er! Ja, da konnte man fordern und sich etwas kochen und braten lassen nach Belieben, dachte er, ‚denn wer fix bezahlt, ist immer ein großer Mann!'

„Kann aber sin, dat dat di an söß Mark den Tag kümmt," sagte er unter Zagen und andächtigem Schauern vor so viel Geld.

„Ich denke wie geschrieben steht, Lukas 3, Vers 11," sprach Zernitz ruhig.

Eine kleine Pause entstand. Und in ihr ging es wie ein dunkler Schatten durch den dumpfen Raum.

Das Schiff glitt eben unter dem Brückenbogen dahin.

„Zernitz, du bist bannig bibelfest! Wer dat von di dacht harr', as du noch'n jungen Minschen wäerst," bemerkte Schröder. „Aber," fuhr er hochdeutsch fort, weil er etwas sehr Wichtiges zu sagen dachte, „aber Zernitz, mal muß es mir von die Leber 'runter: es ist auch gut, mit die Frömmigkeit ein Maß halten. Gott bewahr' mich, daß ich was Unchristliches sag'! Nee, ich bin immer 'n anständigen Christenmenschen gewesen und hoffe mal auf'n seliges Ende. Blot noch nich to bald — natürlich! Aber sieh mal, wenn du noch 'n Seekaptein wäerst! Draußen auf die See hat man ja den lieben Gott viel nötiger, als wir Flußschiffers ihn haben. Aber mit deine ewigen Bibelcitaten machst du dein' Anne das Leben noch trist."

Es ging wie ein Beben durch die Gestalt des Mannes. Die Fäuste sanken ihm nieder. In seinem düstern Auge blitzte es auf.

„Hat sie geklagt?" fragte er rauh. Der heiße rote Kopf mit dem grauen Bartkranz bewegte sich heftig verneinend hin und her auf dem blauweißen Kissen.

„Nee! Gott! Din Anne! Die?! Ick meen man so, als Warnung. Anne ist'n Perle."

Der andre nickte mehrmals, wie um sich selbst die Unzerstörbarkeit der Geduld und Pflichttreue seines Weibes zu bestätigen. Dann sprach er, sich näher auf den Kranken neigend, geheimnisvoll:

„Aber — wenn Gott sich nun ihrer zu bedienen dächte, um mich zu strafen? Du weißt wohl, wie es Moses zweiunddreißig, Vers fünfunddreißig, steht: ihr Künftiges eilet herzu! Sieh mal, Schröder, als du krank wurdest, durchfuhr es mich. War das der Finger Gottes? Nun muß ich einen andern Schifferknecht nehmen. Wenn es ein Knecht der Sünde ist und verführt mir mein Weib?!"

Schröder sah dem Mann starr in das Gesicht.

Er dachte allerlei: Daß man sich vor Zernitz manchmal graulen könne; daß er noch überschnappen werde; daß das Unrecht, welches Zernitz in seiner Jugend einmal begangen haben wollte, doch am Ende mehr als ein „Unrecht" gewesen sei. So einen Schiffer, den tritt schon allerlei an in fremden Landen. Und Zernitz war ja auch ein paar Jahre überseeisch gewesen, als sein gewaltthätiger Vater den großen Sohn nicht als Mann so recht anerkennen gewollt und zu nehmen verstanden.

Das Schweigen und der starre Blick folterten den Mann.

„Du denkst es auch?" fragte er heiser.

„Ach wat," sagte Schröder drastisch, „Knecht der Sünde! Versünnig du di man nich an dien Anne. Dat is 'n standhafte Fru."

Der andre fiel aus seiner gespannten Stellung zurück in seine vorige. Er saß nachdenklich, schlaff und brütete einige Augenblicke vor sich hin.

„Ich hätte nicht heiraten sollen. Hatte ich vor Gott ein Recht dazu? Aber wer hat ein Recht zu leben ohne Reue und Zerknirschung?" murmelte er vor sich hin; „steht es denn nicht zu lesen, Hiob vierzehn, Vers vier: wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?"

Der alte Schröder kam mit seiner Hand ein wenig unter dem Federbett hervor. Mit allen fünf Fingern der Rechten drückte er das blauweiß gewürfelte Gewulst unter seinem Kinn ein bißchen nieder, um freier sprechen zu können.

„Zernitz," sprach er ernst, „wenn du so was auf'n Kerbholz hast, daß du deines Lebens nich mehr froh wirst: erleichter dir! Es soll sein wie in'n Grab gesprochen. Ich will da woll auf schwören. Aber dies dauert mir. Früher warst du ja auch man'n ernsten Menschen. Aber so bist du erst, seit du Anne hast."

„Schwör nich! Denk an Matthäi fünf, Vers vierunddreißig," sagte Zernitz langsam. Und dann, mehr vor sich hin, den Mann auf dem Bett nur mit einem Blick streifend, setzte er fast lauernd hinzu:

„Wo man gesündigt hat, wird man heimgesucht; ich hab' mal die Frau eines Kameraden verführt."

Es war, als warte er, ob der alte Freund das glaube, ob ihm das genug Geständnis sei.

Schröder aber fühlte sich ernstlich enttäuscht.

„Mehr nich?" fragte er geringschätzig, „mehr nich?! Kiek di mal üm, ob du 'n forschen Seemann finnst, der bi dat Kapitel nix in sien Lebensbook hett. Gott, wenn man jung is! Un denn de hübschen Fruenslüd, wenn man da

förmlich hungerig up is, na'ne lange Reis'. Un denn Schipperbloot! Nee, Zernitz, wenn de lew Gott sik da persönlich um afmöhen wullt, alle Seelüd bie'n Kragen to nehmen, de 'n bütten to fidel west sünd — na, denn harr he veel to dohn."

In diesem Augenblick scholl ein heller Ruf über das Schiff hin. Anne schrie mit langgezogenem Ton nach ihrem Mann. Es wurde Zeit, daß er ans Steuer kam, um den Kahn sicher in den kleinen Lauenburger Hafen zu leiten.

Zernitz erhob sich. Sehr gebückt nur konnte er aus der kleinen Kajütethür kommen.

Draußen wehte ihn der herbe Wind so empfindlich an, daß er eine gestrickte Mütze, von einer Art Barettform, aus der Tasche zog, um seinen Schädel damit zu bedecken. Bei dieser ganz natürlichen Empfindung nach dem Aufenthalt in der heißen, dumpfen Kajüte, dachte er aber doch voll Schreck:

„Das Alter kommt!"

Und hinten am Steuer lehnte schlank und geschmeidig die junge Anne.

Er ging mit seinen schwer stapfenden Schritten an der Bordkante auf dem sich innerhalb derselben hinziehenden Brett entlang.

Dabei sah er, daß hinter ihnen, aber in der Mitte des Stromes, ein Dampfer daherkam. Der Wind wehte seine Rauchfahne ihm voraus. Das war sozusagen wider die Natur eines fahrenden Dampfers, der seine Fahne hinter sich herziehen muß. So sah es aus, als fahre das Schiff rückwärts.

‚Wie komisch das aussieht!' dachte Zernitz.

Dann ging er und nahm Anne das Steuer ab. Ohne Hilfe konnten sie nicht in den Hafen kommen. Zernitz wollte zusehen, das Schiff aus dem Strom zu bringen, und Anne mußte dann schnell in den kleinen Nachen steigen und in den Hafen hineinrudern, um den erstbesten Schiffer zur Hilfe herbeizuholen.

Phylax stand noch immer auf dem grünen Dach, in sehr breitbeiniger, wichtiger Stellung und beobachtete mit unendlich klugem Antlitz, was nun werden würde.

Wie mit ehernen Händen packte Zernitz das Steuerruder und gab ihm eine so scharfe Wendung nach links, daß das Schiff bald quer gegen den Strom kam. Dabei sah Zernitz seinem Weibe zu. Anne zog gewandt die kleine Jolle, die hinten neben dem Schiff befestigt war und ihm folgte, wie ein Hündlein hart an den Hacken seines Herrn läuft, dicht an die Bordwand. Sie stieg ohne Zaudern in das schwankende Nußschälchen hinüber, band es los und ruderte kräftig davon.

Als der Mann so zusah, war es ihm, als tauche zwischen Bord und Jolle was Fahlweißes aus dem trüben Elbwasser auf. Es war ein Fetzen Papier. Schon kam eine, im Tauen fast vergehende Eisscholle geschwommen, stieß daran und schob es ein wenig vor sich her mit stromab.

Aber dem wuchtigen Mann, der am Steuer stand und anzusehen war wie ein Bild düsterer, cyklopischer Kraft, dem war es doch greulich kalt durch die Adern gelaufen.

*

An das Löschen der Ziegelladung konnte heute nicht mehr gedacht werden. Das Ausschiffen und Unterbringen des Kranken machte viele Wege nötig. Auch mußte Zernitz sich vor allen Dingen nach einem Ersatzmann für seinen alten Schröder umsehen. Es ergab sich, daß vor einigen Tagen bei der Ueberschwemmung und dem Sturm ein schwer belasteter Elbkahn, der mit Zucker von Magdeburg herunter kam, voll Wasser geschlagen und gesunken war. Der Besitzer, dessen Frau und Kind und zwei Knechte waren gerettet worden. Der eine Knecht hatte sich gleich nach Hamburg begeben, der andre aber wartete hier eine Gelegenheit ab. Zernitz ließ dem Mann in der Fischerkneipe „Zum blauen Beil" den Bescheid sagen, er möge sich auf der „Johanna" melden. Von einer Wahl konnte nicht die Rede sein.

Und dieser Zwang, einen Menschen an Bord nehmen zu sollen, den er nicht einmal vorher von Angesicht zu Angesicht gesehen, erfüllte Zernitz mit einem abergläubischen, verschwiegenen Zorn. Es erschien seinem Fatalismus wie eine Bestimmung, wie das zweite Glied in der Kette, deren erstes die jähe Erkrankung des alten Schröder gewesen.

Er versuchte, sich dennoch die Freiheit einer Wahl zu schaffen. Beim Spediteur erfuhr er, daß er, sowie die Ziegel gelöscht seien, eine Ladung von Stückgut bekomme, die er durch den Kanal hinauf nach Lübeck führen solle. Es war eine Ladung so recht nach Zernitz' Schifferherzen; es kam mehr auf Billigkeit als auf Eile des Transports an, und die ‚Johanna' sollte sich deshalb nicht von einem Schleppdampfer ziehen, sondern konnte gemächlich sich den Kanal entlang stacken lassen. Der Schiffer klagte dem Spediteur sein Leid mit dem kranken Knecht, und der Spediteur versprach, ihm bis morgen früh einen andern zu schaffen, eventuell per Draht aus Hamburg, obschon auch dort im Frühjahr meist Mangel an Arbeitskräften sei.

Während Zernitz all diese Gänge machte, saß Anne still in ihrer Kajüte, hart hinter der Thür, um das Licht des sinkenden Abends noch womöglich auf ihre Stricknadeln zu bekommen.

Ihr Herz klopfte immer noch. Der Postbote hatte vorhin einen Brief gebracht. Ganz ausführlich stand darauf: „An Frau Zernitz an Bord der ‚Johanna' aus Lübeck, Schiffsnummer 82, z. Z. im Hafen zu Lauenburg." Der Postbote sagte, daß er schon zweimal heute am Hafen gewesen. Ja, sie waren eben verspätet angekommen, weil sie keine Segel hatten setzen können, wegen des kranken Knechtes.

Ihre Mutter schrieb lang und breit: daß die beiden Azaleen in den gelben Steinguttöpfen auf der Fensterbank nun zu blühen anfingen; daß

Frau Zollkontrolleur sich habe einen Zahn ausziehen lassen müssen; daß bei Tischler Wohlert nebenan der Storch mit dem dritten Jungen angekommen sei. Dieser Nachricht fügte die Mutter sententiös hinzu, daß es nun einmal so in der Welt hergehe, was der eine sich umsonst wünsche, habe der andre zu viel.

Es war Anne schon peinlich, daß ihr Mann das von Tischler Wohlerts drittem Jungen lesen würde; es war ihr, als habe sie dabei ein Schuldbewußtsein. Ach, und sie selbst hätte ja zu gern ein Kindchen gehabt!

Dann aber kam das Eigentliche, das, worüber ihr ein Schreck in die Glieder fuhr, daß ihr die Kniee bebten.

Mutter schrieb, daß Herr Gädchens, der Mieter der hübschen Frontespizstube, von Lübeck fortgehe, nach Kopenhagen. Aber es sei ihr geglückt, sofort wieder jemand zu finden. Zum fünfzehnten ziehe Herr Laukau ein — Zernitz und Anne erinnerten sich vielleicht — der nette Fritz Laukau, der vorigen Herbst als Postassistent nach Lübeck versetzt worden war und manchmal seine Cousine, die Frau Zollkontrolleur, Sonntags besucht habe. Die Mutter pries sich glücklich, denn sie wußte ja, daß es Zernitz vor allem daran liege, einen soliden, feinen Menschen im Hause zu haben. Auch falle bei diesem Mieter das mit dem Morgenkaffee und dem Reinmachen weg, da Frau Zollkontrolleur dies für ihren Vetter zu übernehmen wünsche, wobei sie ja immer auch noch ihren kleinen Vorteil habe.

Ob Anne sich erinnerte! Der schlanke Postassistent mit den warmen, braunen Sammetaugen und dem hübschen dunkeln Schnurrbart auf der Oberlippe hatte einen sehr starken Eindruck auf sie gemacht.

Ganz befangen war sie geworden, als die Frau Zollkontrolleur ihr den Mann vorstellte.

Und wie gut er sprechen konnte. So rasch und leicht, von Gegenstand zu Gegenstand eilend, verbindlich — ganz so wie die Herren, die in den Häusern verkehrten, wo sie in Stellung gewesen. Diese Gewandtheit allein ließ ihn schon als aus einer höheren Welt stammend erscheinen. Anne war an schweigsame und schwerfällige Männer gewöhnt.

Und ein ordentlicher Mensch war er. Die Frau Zollkontrolleur und ihr Mann, der sonst was Unfehlbares und Gnadenloses in seinem Urteil hatte, waren immer voll davon. Eine schöne Carriere würde er machen und mal Postdirektor in einer größeren Stadt werden, das war das mindeste.

Jedesmal, wenn Herr Fritz Laukau kam, sah Anne ihn, mußte sie ihn wohl sehen. Sie saß entweder am Fenster, und er grüßte, wenn er vorbeikam, oder die sehr gesellige und gesprächige Frau Zollkontrolleur war unten bei ihnen, und dann kam es wie von selbst, daß sie ihren Vetter für einen Moment hereinwinkte. So lernte man sich kennen. Nur ganz oberflächlich, nur ganz obenhin. Und er war so nebensächlich in ihrem Leben, daß Mann und Mutter nie daran dachten, von ihm zu sprechen, wie man sonst wohl von seinem lieben Nächsten thut: wie viel er einzunehmen hat, ob er damit auskommt, ob er solide ist, wen er mal heiraten wird. Nein, nichts dergleichen sprachen sie, er war ja so gleichgültig für sie.

Anne konnte es selbst nicht fassen, weshalb sie so oft an ihn und seine warmen Sammetaugen denken mußte.

Gut war das nicht, das fühlte sie in schweren Aengsten.

Und nun zog er gar zu ihnen ins Haus!

Anne strickte wie rasend, immer schneller, immer schneller.

‚Dagegen an, dagegen an,‘ dachte sie entschlossen. ‚Nur nicht denken. Lieber tot sein als was Unrechtes — wenn auch bloß in Gedanken. Nein, nein. Und Zernitz schlüg' mich ja wohl auch tot! Und da hätte er das Recht dazu.‘

„Nicht, Phylax?“ fragte sie laut.

Und der Hund, der zu ihren Füßen lag, die Schnauze zwischen den Pfoten, erhob seinen Kopf, sah unmenschlich klug aus und klopfte mit dem Schwanzstummel auf den Boden.

Dies beruhigte Anne, sie ließ ihr Strickzeug sinken und neigte sich liebkosend zu dem Hunde, worauf dieser sich sofort erhob, sich reckte und dann Anne anguckte, als wollte er sagen: ‚Wollen wir nun endlich mal spielen?‘

„Die Lampe wollen wir anstecken,“ sagte sie als Antwort auf seine auffordernde Miene und nickte ihm zu.

Bald glomm aus den kleinen Fenstern der Kajüte ein gelbes Licht hinaus in den grauen Frühlingsabend, dessen Dämmerung überlangsam hinstarb.

Dann kam Zernitz nach Hause. Als er sein Weib so still zufrieden im engen Raum bei der Lampe sitzen und stricken sah, atmete er wie erlöst auf.

Nie stand sie, wenn man irgendwo im Hafen lag, müßig an Bord, gaffte und ließ sich begaffen, wie andre Schifferfrauen thaten.

Und immer wieder war es dem Mann eine unendlich wohlthätige Empfindung.

Er streichelte ihr leise das blonde Haar, und sie nickte ihm kindlich ergeben zu.

„Mutter hat geschrieben,“ meldete sie und zog den Brief aus der Tasche.

Am Tische sitzend, las ihn Zernitz, während Anne Teller und Brot und Butter, sowie reichlichen Aufschnitt von Wurst und Schinken aus dem flachen Schrank zwischen den Fenstern nahm. Rechts und links war die Kajüte durch je ein Bett ausgefüllt. Das von Anne war aber eine Art Lade, in die man tags das Bettzeug verstecken konnte und die dann als Sofa diente. Da saß nun Zernitz, den Tisch mit der Lampe vor sich.

Den kleinen, jetzt kalten Ofen, auf dem man auch kochen konnte und der hart neben der Thür

stand, benutzte Anne nun als Kredenz und stellte Bierflaschen und Gläser auf seine Platte.

Phylax stand erwartungsvoll und verfolgte jeden Teller mit seinen Blicken.

Anne wagte nicht, ihren Mann anzusehen. Wenn er unzufrieden wäre mit dem neuen Mieter? Und war es nicht besser, er wäre unzufrieden und hieße sie nach Lübeck schreiben, Mutter solle das rückgängig machen? Ihr deuchte, es wäre leichter . . .

Aber da sagte er, in den Brief hineinnickend:

„Das ist gut. Soweit ich mich besinne, ist es ein solider, netter Mensch. Und lieb ist es mir, daß Mutter und du nicht mehr die Wirtschaft mit dem Morgenkaffee habt."

Nun freute es sie doch, so sehr, daß ihr Herz wieder klopfte.

‚Nein, nein, nein,' dachte sie zitternd.

Plötzlich fing Phylax an, rasend zu bellen.

Draußen über das Brett, das Schiff und Ufer miteinander verband, kam jemand.

Zernitz, der seine breite Riesengestalt immer nur vorsichtig im engen Raum bewegen konnte, erhob sich langsam und hielt dabei mit beiden Fäusten den Tisch fest, daß er ihn nicht umstoße.

Der Jemand aber, der kam, war flinker. Es klopfte schon an die Thür, und durch ihre obere, mit Glasfenstern versehene Hälfte, sah man draußen was stehen.

„Phylax, still! Herein!" schrie Zernitz. Aber Phylax, der sonst von selbst wie jäh aufs Maul geschlagen stillschwieg, sobald er sah, daß sein Herr oder seine Frau selbst aufpaßten, fuhr fort, wie verrückt zu bellen.

Die Thür that sich auf.

Sie in der Höhe ganz ausfüllend, stand ein junger, sehr schlanker Mensch in ihrem Rahmen.

Das Licht der Lampe fiel voll auf ihn.

Phylax, in Kämpferstellung, fuhr unentwegt bellend, nein keuchend, gegen ihn an.

Ganz verlegen stand Anne mit dem Rücken gegen den Schrank und sah zu dem Fremden hinüber. Dies wütende Hundegebell hatte so etwas Peinliches, Mißtrauisches, Unpaßliches, so als hätten sie ihren Phylax dazu abgerichtet, jedem bange zu machen.

Niemand konnte ein paar Augenblicke lang zu Wort kommen, und während Zernitz auf den Hund einschalt, sah Anne den Fremden an.

Der hatte ein helles Gesicht und sehr blonde, kurze Haare. Ein kurz gehaltener Schnurrbart stand auf seiner Lippe, er hatte auch vor den Ohrmuscheln schmale Bartstreifen. Seine Augen waren sehr merkwürdig blau, so hell vergißmeinnichtblau, wie man sie selten sieht. Und er hatte auch einen merkwürdigen Mund, rot und geschwellt, wie ein Frauenmund. Der ganze Kopf schien etwas zu klein und zu fein für die sehnige Gestalt. Aber alles in allem war er doch ein hübscher Mensch.

Phylax mußte endlich einen sehr derben Klapps bekommen, um einzusehen, daß er still zu sein habe. Darauf verkroch er sich beleidigt hinter Anne.

„Ich bin der Schifferknecht," sagte der junge Mensch, „Herr Böhm schickt mich."

Zernitz starrte ihn an.

Was war das für ein Gesicht? Sorglos, frech beinahe, hübsch . . . Und diese so seltsam vergißmeinnichtblauen Augen — daß es ein so durchdringendes Blau noch einmal auf der Welt geben konnte . . .

Und mit einem Schlage sah der Mann ein andres Gesicht vor sich, das ebensolche blauen Augen gehabt . . .

Nein, den Menschen wollte er nicht haben — Herr Böhm, der Spediteur, mochte denken, was er wollte. Den da behielt er nicht.

„Es thut mir leid," sprach der Schiffer langsam, „aber ich kann Sie nicht annehmen. Ich habe im ‚Blauen Beil' den Bescheid hinterlassen, daß ich den Knecht von dem untergegangenen Kahn anheuern will."

„Aber ich bin derselbige," sagte der blonde Mensch lächelnd. „Und Herr Böhm hat es auch schon fest mit mir gemacht. Er sagte, Sie hätten es ihm in Auftrag gegeben, und er sagte, Sie hätten es not an Mann. Und meine Zeugnisse sind prima. Herr Böhm sagte, die würden Ihnen gewiß passen."

Zernitz' düstere Augen bekamen ihren flackernden Blick.

Also doch keine Wahl! Der Zufall zwang ihm einen Menschen auf!

Hatte er nicht vorher ein widriges Spüren davon in sich gehabt, daß das einer sein würde, dessen bloßer Anblick ihm hassenswert vorkam?

‚Ich will ihn nicht,' dachte er, wie gehetzt von dem elementaren Gefühl der Auflehnung gegen diesen blonden Menschen.

Aber was würde Anne denken und Herr Böhm und der ganze Hafen, der doch wußte, daß er einen Knecht brauche und sich den ganzen Nachmittag auf der Suche nach einem solchen befunden habe. Und Herr Böhm hatte es schon festgemacht. Da mußte er einen Monatslohn opfern, um den Menschen auf der Stelle los zu werden. Wie gern! Aber wie auffallend.

Anne konnte gar nicht begreifen, warum ihr Mann den armen Menschen immer auf der Schwelle stehen ließ.

„Treten Sie doch näher," sagte sie freundlich.

„Ja," sagte Zernitz mühsam, „kommen Sie nur herein . . . wenn Herr Böhm . . . wenn Sie derselbe . . ."

‚Der ist komisch,' dachte der blonde Mensch mit flüchtigem Erstaunen. Er gehorchte und zog die Thür hinter sich zu.

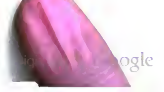
„Meine Sachen hab' ich draußen," sprach er.

„Haben Sie die nicht verloren?" fragte Anne teilnahmsvoll.

„Wir brachten die Frau und das Kind und alle Sachen beizeiten an Land. Denn daß es bös werden konnte, merkte man schon abends. So in'n Schummern, morgens Glock sechs, konnten

Schram

Der neue Schmuck.



wir dann nicht mehr gegen an schöpfen," erzählte er.

„Ja, es muß hier schrecklich gewesen sein. Wir waren den Tag vor der Ziegelei, ein Stück die Ende 'rauf. Da kamen das Hochwasser und der Sturm kaum hin," sagte Anne.

‚Wie sie sich gleich vertraulich mit ihm unterhält,' dachte Zernitz, ‚das ist sonst nicht ihre Art.'

Die natürliche weibliche Neugier auf die Details eines Schreckensereignisses, das ihr selbst schließlich auch einmal passieren könnte, hatte Anne erfaßt.

„Die Frau war wohl außer sich vor Angst?" fragte sie. „Ich wäre übrigens bei meinem Mann an Bord geblieben."

Die letzte liebevolle Aeußerung hörte Zernitz gar nicht mehr. So rauschte ihm das Blut, das ihm zu Kopf stieg, in den Ohren.

„Geben Sie Ihre Papiere," sagte er, beinahe schreiend zwischen die Unterhaltung fahrend.

‚Na, na, na, man nich zu hitzig,' dachte der blonde Mensch mit einer gewissen kaltblütigen Gleichgültigkeit.

Er griff in seine Brusttasche. Die war länglich viereckig oben auf seine eng zugeknöpfte Jacke genäht und förmlich geschwellt von Inhalt. Wie ein dicker Wulst saß sie auf dem schlanken Torso des jungen Menschen.

Um die unbegreifliche Unfreundlichkeit ihres Mannes wieder gut zu machen, fragte Anne:

„Sie haben wohl noch nicht gegessen?"

„Nein," sagte er und sah befriedigt auf den gut bestellten Tisch.

„Meine Frau wird Ihnen das Abendbrot zurecht machen. Sie essen immer für sich in Ihrer Kajüte," sprach Zernitz und nahm die Papiere aus der Hand des andern. Sie waren zusammengelegt und von einem weißen Umschlag umgeben, der aber schon recht schmutzig aussah.

‚Das 's ja komisch,' dachte der Knecht wieder, der es nicht anders kannte, als daß die Schiffersleute mit ihren Knechten aus einer Schüssel aßen.

Er sah flüchtig auf Anne. Eine hübsche, junge Frau. Er hatte es schon gehört: die sollte was Feineres sein. War die sich am Ende zu gut, mit dem Knecht an einem Tisch zu sitzen? Aber er hatte heute nachmittag zufällig doch selbst gesehen, wie sie ganz allein mit der kleinen Jolle hereingerudert kam. Das konnte doch eine nicht, die „etepetete" war. Na — egal.

Mit diesem Schlußgedanken, mit dem er hinter all und jedem, was ihn beschäftigte, einen Punkt zu setzen pflegte, drehte der Mensch sich um.

„Die Laterne!" sagte Anne.

Und während Zernitz sich etwas mühsam wieder auf das „Sofa" niederließ, reichte Anne dem Mann die kleine Laterne, die sie oben vom Schranke herunternahm, sowie den Schlüssel zur Vorderkajüte.

Anstatt sich der Besichtigung der Papiere zu widmen, verfolgte Zernitz von seinem Platz aus genau jede Bewegung, jeden Blick der beiden.

„Danke," sagte der Knecht nur kurz, als er Laterne und Schlüssel nahm und hinausging.

Aber es kam Zernitz vor, als sähen die vergißmeinnichtblauen Augen zu dreist auf sein Weib, als lächle Anne ganz unnötigerweise.

Er atmete schwer.

‚Dies geht nicht. Es ist Unsinn. Ich mach' mir dumme Gedanken. Bloß nicht den Teufel an die Wand malen,' dachte er, mit Anstrengung sich zur Vernunft, zur Besonnenheit zwingend.

Und welch ein Unrecht an Anne.

Wie flink und gelassen zugleich sie nun schon an der Arbeit war, derbe Brotschnitte zu bestreichen und zu belegen. In ihrem Fleiß war niemals Hast und niemals Säumen. Das machte ihn so segensvoll.

„Ich verdien' sie nicht. Ich weiß es ja. Aber wer hat Verdienst? Sagt nicht Hiob: ‚Und wie mag ein Mensch gerecht vor Gott sein?'"

Wie viele Ungerechte mochte es geben, die sich sorglos ihres Lebens und aller möglichen reichen Güter freuten.

Anne fühlte den Blick ihres Mannes. Sie sah zu ihm hinüber, freundlich, arglos, und nickte ihm zu.

„Wie heißt er denn?" fragte sie.

‚Es ist natürlich, daß sie danach fragt, man mag doch wissen, wie einer heißt, der mit einem leben soll,' bestätigte er sich ausdrücklich, als wieder so etwas wie Unruhe in ihm aufwallen wollte.

„Mal sehen," sagte er und begann den mit Fingereindrücken beschmutzten und an den Kanten schon angegrauten Umschlag zu entfalten.

Es waren mindestens sieben Papiere. Wahrscheinlich Taufschein, Zeugnis, Militärpapiere — alles was sein mußte.

Mit Vorsicht, um die in den Kniffen schon mürben Blätter zu schonen, entfaltete Zernitz das oberste.

Mit einemmal sah Anne erschreckt von ihren Butterbroten auf. Zugleich stieß Phylax einen kurzen Beller aus.

„O Gott ... Mann ... Er kriegt 'n Schlag ... o ... o ..."

Anne jammerte und war vor Angst ganz weiß.

Sie suchte mit ihren Armen den Körper des gewaltigen Mannes zu halten, daß er nicht zu Boden falle, und zugleich ängstigte sie sich wegen der Lampe, die auf dem Tisch umfallen konnte. Sie wußte nicht aus noch ein und hätte nach Hilfe schreien mögen.

Der Mann schien aber nicht von Besinnung. Er tastete mit der Rechten seitwärts, als suche er Halt.

Anne war bestrebt, ihm wieder auf seinen Sitz zu helfen.

Aus ihren Augen liefen Thränen der Angst.

‚Das ist 'n Schlaganfall,' dachte sie, ‚ganz gewiß — ganz gewiß ...'

Wie er aussah! Beinah grau im Gesicht.

Liebevoll strich Anne ihm den Haarbusch, der ihm tief in die Stirn hing, aus dem Gesicht.

Dabei fühlte sie, daß die Stirn ganz naß und zugleich kalt war.

Er schlug die Augen auf.

Anne fuhr zusammen. Ihre Hände zitterten.

Wie irr sah er sie an. Das war ja gar nicht mehr wie ein Menschenauge

Ein so furchtbarer Blick voll Todesangst . . .

„Dir wird schon besser," sagte sie barmherzig, „die Farbe kommt wieder. Nein — so was! So, so — nun ist es gut."

Wie zu einem Kinde sprach sie. Wie jede mitleidige Frau, die einen schwachen, mutlosen Menschen heben und trösten will, spricht.

Der Blick voll furchtbarer Todesangst zerriß ihr das Herz Sie wähnte, in der Körperschwäche, die ihn jäh überfallen, fürchte er, daß seine Stunde schon gekommen sei. Das wollte sie ihm ausreden, obschon sie selber vor Furcht flog und zitterte, dies könnte ein Schlaganfall oder der Vorläufer eines solchen sein.

„Der neue Knecht kann gleich zum Doktor laufen," sagte sie halb bittend. Ihr schien, der Doktor, das war ebensoviel zu seiner Hilfe wie zu ihrer Beruhigung.

„Nein," brachte er heraus. „Nein."

‚Es muß doch sein,' dachte sie, wartete aber ein wenig. Und da schien es, als erhole er sich wirklich. Es war, als zwinge er sich, als wolle er nicht schwach sein. Er richtete sich auf, sank noch einmal zurück und richtete sich abermals auf.

Anne setzte sich neben ihn. Sie weinte. Das war ein zu böser Schrecken gewesen. Und Phylax kam, legte seine Schnauze in ihren Schoß und sah tröstend zu ihr empor.

Der Mann aber merkte nichts davon, daß sein weinendes junges Weib treulich neben ihm saß. Er starrte in die Tiefe der Kajüte hinein, regungslos, in schwerem, brütendem Schweigen.

Das gelbe, stille Licht der Lampe erhellte traulich den kleinen Raum. Hinter der Glaswand des breiten, flachen Geschirrschrankes blinkten einige weiße und metallische Reflexe auf.

Durch die Abendstille drang von fern Sprechen und Lachen. Am Ufer mochten Leute auf und ab gehen.

Phylax wandte seine Teilnahme von der weinenden Frau ab und diesen interessanten Geräuschen zu. Er hob die Ohren und drehte flink den Kopf.

Aber plötzlich brach er in ein wütendes Gebell aus.

Auf dem Schiff selbst hatte sich etwas gerührt.

Wieder stand der neue Knecht hinter der Glasthür und klopfte.

Er kam dann herein, während Anne sich rasch die Augen trocknete, und fragte, ob er sein Abendbrot holen dürfe.

‚Der verfluchte Köter,' dachte er.

„Phylax, still doch!" rief Anne.

Der Schiffer richtete sein Haupt mit den grauen Haarsträhnen langsam auf. Es schien, als sei es ihm schwer und er höbe es, wie man ein ehernes Gewicht hebt.

Seinen düsteren Blick fest auf den jungen Menschen richtend, sah er ihn durchdringend an. Nicht staunend, nicht mit dem Ausdruck der Furcht. Voll finsterer Entschlossenheit, wie der Starke sein Schicksal, das unvermeidlich dräuende, ansieht.

Die Thränen in der Stimme des jungen Weibes waren dem Knecht nicht entgangen.

‚Der alte Kerl behandelt sie am Ende schlecht. Na — egal. Wenn ich nur mein Recht kriege,' dachte er.

Nun sprach der Schiffer, heiser und langsam:

„Sie heißen Tjark Lemvig und sind aus Vejle gebürtig?"

„Das haben Sie woll gelesen," bestätigte der junge Mensch, der diese Frage ganz überflüssig fand, und hielt schon seinen Teller mit Butterbrot nebst einer Flasche Bier vor sich in den Händen.

„Ihre Eltern leben noch?" fragte der Mann wieder, das Haupt mit den grauen Haarsträhnen starr und hoch haltend.

‚Sein Recht kriegt man,' dachte Tjark, die Butterbrote taxierend.

„Vater ist lange tot. Ich war erst 'n kleines Gör. Sie sagen, er ist mal verunglückt, im Baage Sund, von'n kleinen Schoner, der mit Holz von Vejle an die fünensche Küste ging. Nachher zog Mutter nach Hamburg. Sie war von da. Nun ist sie auch schon tot."

Nach diesem Bericht fühlte er sich zu nichts weiter verpflichtet, sagte „Gute Nacht auch", klinkte mit dem Ellbogen die Thür auf und ging unter dem abermaligen wütenden Gebell des Hundes davon.

„Wie merkwürdig, Phylax ist, als wenn er was gegen ihn hat," sagte Anne.

Ueber das durchfurchte Gesicht des Mannes ging ein Lächeln.

So lächelt das Elend: bitter, ergeben und wissend.

‚Er ist zu sonderbar heut abend,' dachte Anne voll Angst.

„Komm, Mann," sagte sie mit sanfter Güte, „leg dich zu Bett. Wenn der Schwächeanfall vorhin auch nichts zu bedeuten hatte, so'n büschen schonen ist doch besser."

„Ja," sprach er, „ja."

Aber noch nicht ganz ins Bett. Nur eine Stunde ausruhen und nachher noch auf dem Schiff nach dem Rechten sehen. Nur still liegen, nicht sprechen.

Nur denken — denken.

In ihrer geräuschlosen Art hantierte Anne noch umher. Die enge kleine Welt war warm und still. Phylax lag, in sich zusammengerollt, unter dem Tisch. Man hörte das Glucksen und Gurren des Wassers.

Der Mann hatte seine gewaltige Gestalt lang ausgestreckt. Um sie bauschte sich das Federbett rot-weiß auf. Er hielt das Gesicht gegen die Holzbohlen der Kajütenwand gekehrt,

so fest, daß seine Stirn den harten Druck spürte.

Seine Augen stierten die Wand an. Ein sonderbares Licht war in ihnen, ein irres Funkeln.

Unaufhörlich bewegten sich seine Lippen und sagten lautlos immer und immer wieder dieselben Worte:

„Die Rache ist mein. Ich will vergelten. Zu seiner Zeit soll ihr Fuß gleiten; denn die Zeit ihres Unglücks ist nahe, und ihr Künftiges eilet herzu.“

*

In stiller Fröhlichkeit ging Anne ihren Weg. Zu ihrem grauen Sonntagskleid trug sie eine schwarze Jacke und einen schwarzen, einfachen Hut. Und in dieser Anspruchslosigkeit der Kleidung sah ihre schlanke, blonde Erscheinung sehr vorteilhaft aus. Viele sahen ihr nach und dachten, wer wohl die „fremde Dame“ sei. Sie wollte Schröder im Krankenhaus besuchen, ehe sie fortfuhren. Der Kahn war geladen, unter den riesengroßen, schwarzgeteerten Persenningen lagen Tonnen und Kisten und Ballen und erzeugten in ihrer Schutzdecke phantastische Buckelungen. An einem Sonntag aber wäre Zernitz um keinen Preis gefahren. Er ging zwar nicht in die Kirche, was Anne immer sehr wunderte. Er schickte nur sein Weib hin und las selbst den ganzen Tag in der Bibel und im Gesangbuch.

Morgen früh um sechs Uhr begann die Fahrt den Kanal hinauf. Schröder mußte man zurücklassen. Nach zwei Tagen heftigen Fiebers lag er steif und lahm. Zernitz war jeden Tag mehrmals im Krankenhaus gewesen und hatte nun Anne gebeten, auch hinzugehen, weil der alte Knecht nach ihr verlange.

Der Frühlingsnachmittag war kalt und klar. Er gab ein Gefühl von Frische und Mut. So viel gute Gedanken und Vorsätze kamen Anne. Das ganze Leben schien auf einmal leichter.

Gottlob, daß ihr Mann sich von seinem Anfall am Mittwochabend ganz wieder erholt hatte!

Und wie schön, daß man in drei Tagen wieder in Lübeck sein würde, bei Mutter und im eignen Haus!

Und was Fritz Laukau anbetraf, so wollte Anne standhaft sein und sich gar nichts vormachen. In der Nacht nach ihres Mannes Zufall, als die große Angst um ihn allmählich schwand, hatte sie es sich gelobt. Wie gräßlich, wenn ihr Mann gestorben wäre und sie an seiner Leiche dagestanden mit dem Bewußtsein: gerade heute hat mein Herz um einen andern geklopft! Wenn nach dieser furchtbaren Mahnung ihre Seele noch einmal in Unruhe kommen sollte durch die braunen, warmen Sammetaugen, dann wollte sie ihre Mutter bitten, daß diese den jungen Mann ersuche, auszuziehen.

Anständig mußte sie bleiben, auch in Gedanken, sonst mochte sie lieber gar nicht leben.

Oben auf dem Kirchendach lärmten schon Stare.

Da fiel Anne der kleine Hauptmannssohn Botho von Leisewitz ein. Wie schön war es gewesen, wenn sie mit ihm an der Hand weit, weit hinaus spazieren gegangen war; von der Chaussee aus vagabondierten sie auf Wiesen und Brachkoppeln hinüber, durch Lücken im Knick. Und wie der Junge dann selig war über eine Handvoll Kuckucksblumen oder „Kiebitzeier“, die er seiner Mama mitbringen konnte. Besonders die weißen und roten glockenartigen, schwarzbraun übersprenkelten Kiebitzeier, die hatten seine Sträuße gegeben.

Der Junge war ein lustiger kleiner Kerl und hatte seine Anne so lieb gehabt . . .

Wie schön mußte es erst sein, wenn man mit einem eignen Kind so in den Frühlingstag hineinlief . . . Ach ja . . .

Da war das Krankenhaus. Anne wurde in das Zimmer geführt, wo Schröder allein lag, das zweite Bett in demselben war gerade unbesetzt.

Schröder strahlte. Sein Gesicht war keineswegs gebleicht vom Fieber; rot, breit, vom grauen Bart umkränzt lag es auf dem weißen Kissen.

„Gott nee — wo nüdlich von Ihnen, Madam Zernitz,“ sagte er.

„Na, ich mußte Ihnen doch noch mal guten Tag sagen, ehe wir fahren,“ meinte Anne und setzte sich neben sein Bett, das Gesicht ihm zugewandt. „Hoffentlich kommen Sie bald nach, oder wenn wir wieder herunterkommen, nehmen wir Sie dann mit.“

Schröder bewegte melancholisch den Kopf hin und her. Mit geheimnisvollem Ausdruck sprach er:

„Madam Zernitz, die Aerzte verstehen sich da nich auf. Aber ich will Sie sagen: ich hab' die sleichende Jicht.“

„Aber Schröder, die äußert sich ganz anders,“ sprach Anne weise. Ihre medizinischen Kenntnisse erstreckten sich nur auf das Magenleiden ihrer Mutter und das Scharlachfieber, das der kleine Botho einmal durchgemacht. Daß es keine „schleichende Gicht“ nach Schröders Vorstellung gäbe, vermutete sie aber doch.

„So?“ fragte er beruhigter. Dann setzte er hinzu:

„Einen gebrochenen Arm — das wäre mir lieber gewesen.“

„Aber Schröder!“

„Dja. Der ‚Unfall‘ muß so was bezahlen. Und der ‚Unfall‘ bezahlt besser als der ‚Infallidität‘.“

„Erstens sind Sie noch nicht invalide, Schröder. Und wenn es mal kommen sollte, legt Zernitz doch was zu. Das weiß er ja, daß Sie von dem bißchen Geld der Invalidenrente nicht leben können,“ beruhigte Anne ihn.

„Dja, Zernitz!“ sagte Schröder in scheuer Bewunderung, „er is wirklich 'n guten und s—pendablen Mann! Zweihundert Mark hat er for mir deponiert.“

„Sind Sie denn zufrieden?“

Schröder machte ein diplomatisches Gesicht. Klagen wollte er nicht. Aber er hatte eine

bestimmte Vorstellung davon, daß ein Mensch, für den zweihundert Mark deponiert waren, köstliche Sachen zu trinken und zu essen bekäme, daß er einen gerechten Anspruch auf „Schampanjer“ und dann mal mittags auf gebratenen Schweineschinken habe, so recht mit 'ner braunen, knupperigen Kruste, auf die man zwei „Krummesser“ nehmen mußte, um den Magen ein bißchen zu beruhigen. Essen mußte man doch fühlen nachher! War es sonst nahrhaftes Essen?!

Er streichelte sein weißes Betttuch und sagte ausweichend:

„De witten Laken, Madam Zernitz, de sünd to fien. De sünd g'wissermaßen nich gemüdlich. Mi kümmt dat immer för, as wenn ick da nich warm in bün.“

Anne lachte.

„Na, Schröder, dann wollen wir hoffen, daß Sie bald wieder in Ihr blau und weiß kariertes Kojenzeug kriechen können.“

„Wie ist denn meinen Nachfolger?“

„O still und sehr fix bei der Arbeit.“

„Woher?“

„Aus Vejle.“

„Trau, schau, wen,
Keen Sweden und keen Dän',“

citierte Schröder.

„Wie komisch. Denken Sie mal: Phylax hat auch was gegen ihn.“

Schröder faltete seine Hände auf dem weißen Betttuch, sah Anne erst ein Weilchen sehr liebevoll an und begann dann:

„Madam Zernitz, ein freies Wort wollen Sie nich für ungut nehmen?“

„Na?“ fragte Anne ermunternd.

„Sehen Sie mal: Zernitz is ja einen so guten Mann. Aber 'n komischen Mann is er auch. Von das viele Bibellesen hat er sich so viel Grabben in'n Kopf gesetzt. Das taugt nich! Er liest so viel über allen alten Sündenkram. Davon denkt er nu, der Deubel geht umher und suchet, wen er verslinge. Mein Vater sagte ümmer: dafor sind die Pastors da, daß sie uns aus der Bibel suchen, was für unsereinen paßt. Na, ich wollt' man sagen: nehmen Sie sich 'n büschen mit dem neuen Knecht in acht. Behandeln Sie ihn mehrstens als Luft, damit bloß und bloß Zernitz nich eifersüchtige Grabben kriegt.“

Anne wurde dunkelrot und hatte solchen Gesichtsausdruck, daß Schröder sein freies Wort doch bereute.

„Madam Zernitz, beleidigen wollte ich Ihnen nich.“

„Aber lieber Schröder . . .“

Sie drückte ihm noch vielmals die Hand und versprach, in Lübeck gleich seinem Bruder, dem Kornträger, die Nachricht von seiner Erkrankung zu bringen.

Dann ging sie heim, aufgeregt und beleidigt.

Auch die schuldigste Frau fühlt sich zunächst immer durch Eifersucht beleidigt. Der Mann soll ihr glauben, auch wenn sie ihn betrügt. Den Anspruch erhebt sie aus einer dunkeln, elementaren Empfindung heraus.

Und Anne war doch unschuldig. Nie hatte sie sich von der Möglichkeit träumen lassen, daß ihr Mann sie mit eifersüchtigem Mißtrauen ansehen könne.

Daß schon ihr Herzklopfen bei dem Gedanken an die gewissen braunen, warmen Sammetaugen mit Recht ein eifersüchtiges Gefühl in ihm wachgerufen haben würde, wenn er davon gewußt hätte, fiel ihr in diesem Augenblick gar nicht ein. Sie dachte nur voll Stolz ihrer Festigkeit und ihres heiligen Vorsatzes, nie und unter keinen Umständen ihre Pflicht und ihre Dankbarkeit gegen ihren Mann außer acht zu lassen. Das war doch auch selbstverständlich. Sie hatte es doch bei der Trauung in Pastor Losens Haus damals beschworen.

Aber Schröder kannte ihren Mann ja lange und genau. Wenn der sagte, er könne eifersüchtig werden und fürchte auch für sie immer die Versuchung zum Bösen, so würde es schon stimmen.

Auf den blonden Schifferknecht, der eigentlich ein Gesicht wie ein Frauenzimmer hatte und so harte vergißmeinnichtblaue Augen, die einem geradezu unangenehm sein konnten manchmal — auf den eifersüchtig?! Auf den!

Anne hatte ein förmliches Hochmutsgefühl.

Aber gerade aus diesem heraus fand sie ihre helle Stimmung wieder.

‚Das is ja Unsinn,‘ dachte sie schließlich. Wohlgelaunt kam sie am Hafen an. Schon von weitem sah sie ihren Mann am Quai auf und ab schreiten, gerade immer hin und her vor seiner längsseit dort vertäuten „Johanna“. Phylax stand auf dem grünen Kajütendach und besah sich mit klugem Beobachterblick Menschen und Gegend.

Nun bellte er Anne freudig entgegen. Darüber fuhr der düster und geneigten Hauptes auf und ab schreitende Mann aus seinem Sinnen empor.

„Na und Schröder?“ fragte er.

Anne erzählte, daß sie ihn sehr gut aussehend gefunden habe.

Ihr Mann folgte ihr über das Verbindungsbrett zwischen Ufer und Kahn, und sie meinte, schon ihren Hut abnehmend, es sei wohl Zeit, an das Abendbrot zu denken.

Da knurrte Phylax feindselig.

Anne sah sich um.

Auf seinem Veloциped, in trefflicher Haltung, schlank und leicht kam Tjark, der Schifferknecht, angeradelt.

„Ach, wie nett das aussieht!“ rief Anne unwillkürlich.

„Möchst wohl auch?“ fragte Zernitz finster.

Anne erschrak. Ihr fiel Schröders Warnung ein. Darüber errötete sie nun sehr lebhaft.

„O nein,“ sagte sie sehr ängstlich, „ich finde, das schickt sich für unsereinen nur, wenn er damit zur Arbeit fährt. Bloß so zum Vergnügen — dazu ist ein Rad doch zu teuer. Tjark muß sehr darauf gespart haben.“

So viele Worte. Und so herzlich hervorgebracht. Und solcher Eifer der Ablehnung darin. Und das Gesicht dazu glühend rot.

Dem Mann, der sie durchdringend ansah, wallte das Blut kochend durch die Adern.

„Ich will nur die Kartoffeln braten," stotterte Anne und verschwand in der Kajütenthür, bevor der Knecht sein Rad über das Verbindungsbrett hinableitete.

*

Weit vorgeneigten Leibes, die Schultern gegen den Knauf der langen Stange gepreßt, schritten die beiden Männer, je einer an Steuerbord und je einer an Backbord des Kahnes entlang. Wenn sie vom Bug bis zum Steuer diesen Gang mit schwer aufstapfenden Füßen und sich beugenden Knieen gemacht, richteten sie sich auf, zogen in lässiger Hand den langen Staaken, der im Wasser schleifte, mit sich, kehrten gemächlich nach vorn zurück, um dann abermals vorgeneigten Leibes mit festgestemmter Schulter den Weg zurückzumachen. Und so fort, rastlos, endlos, ohne Eile und ohne Aufenthalt.

Der bleichblaue Frühlingshimmel war stellenweise von blendendweißen Wolkengebilden verbaut. Aber sie standen still, als seien sie zu dick und wohlig, um sich die Anstrengung des Ziehens zu machen.

Die flache Landschaft, durch die sich der Kanal zog, war in der Ferne von feinen, bläulichen Dünsten überwirkt. Aus Gebüschen und zwischen Wipfeln, die noch kahl, aber schon von der warmen Lebensfarbe neurinnender Säfte getönt waren, guckten graue Strohdächer hervor. An ihren Giebeln kreuzten sich die Hölzer, die in Pferdeköpfen endeten.

An den Ufern des Kanals entlang hatte sich die Bodenplanierung, das Ausgegrabene, Aufgeschüttete noch nicht mit der alten Erdhaut verwachsen. Die Furche zog sich durch die Landschaft wie ein frischer Schmiß über eine Wange. Und die Tiefe hatte allerlei Farben und Stoffe herausgegeben, die nicht in das vorige, vom Alter und Wetter so fein abgestimmte Bild des Geländes paßten: weiße Sandbreiten oder schwarze, moorige Stellen durchflochten die Ränder der sich am Ufer hinziehenden Koppeln.

Ueber dem weiten, friedlichen Bild der Gegend lag Morgenstille. Alles war so hell, so frei, ein wenig frostig noch, aber doch freudig.

Anne saß hinten neben dem Steuer und schälte Kartoffeln. Zu ihren Füßen schlummerte Phylax.

Nichts war hörbar als die schwer aufstapfenden Schritte der Männer und das Rinnen des Wassers. Nur zuweilen war es Anne, als höre sie noch einen andern Ton: fern, silbern, leise zwitschernd. Drüben auf der Koppel, auf deren braunen Schollen die junge Wintersaat grün und durchsichtig stand, stieg wohl eine Lerche auf.

Der blonde Knecht hatte eine Mütze auf und trug sie weit aus der heißen Stirn. Das gab ihm etwas Keckes. Immer wenn er unten am Steuer ankam und sich wieder aufrichtete, sah er flüchtig die Frau an.

Nicht weil sie ihn sonderlich anzog. Aber sie war eben das einzige Wesen, das man überhaupt ansehen konnte. Ganz unwillkürlich guckte er. Höchstens dachte er, weil sie nie von ihrer Arbeit aufsah und überhaupt nie mehr mit ihm sprach als das Nötigste: ‚Die is langweilig.‘

Annes Mann aber, der sich immer gerade in der Mitte des Schiffes befand, wenn Tjark am Ende ankam, sah jedesmal diesen Blick.

Seine Frau war ihm durch die Kajüte versteckt.

Er bezweifelte nicht, daß sie den Blick erwidere.

Das mußte so sein. Das war ihm aufbewahrt.

„Denn ihr Künftiges eilet herzu."

Nach jenem Abend, als die ungeheure Erkenntnis über ihn hereinbrach, daß seine Stunde gekommen sei, hatte er sich noch einmal aufgerafft.

Den ganzen Sonntag verbrachte er damit, Stellen aufzusuchen, die es ihm bewiesen: tausend und abertausend Ungerechte wandelten unter der Sonne, und Gott sandte keine Rache, keine Strafe, um sie zu treffen.

Wer war rein vor Gott? Nicht Lebendes und nicht Totes?

Hieß es nicht Hiob 25, Vers 5:

„Siehe der Mond scheinet noch nicht und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen."

Nichts war vor seinen Augen — alles nur Nichts. Nicht wert, bemerkt zu werden von dem Allmächtigen: weder das Gute noch das Böse.

Wie viele leiden ungerecht. Wie viele trifft das Schicksal, und sie dürfen wohl ihren Blick erheben und fragen: warum? was that ich?

Und wie viele bleiben ungestraft. Und sie dürfen sich wohl brüsten und sagen: Gott hat mir schon verziehen, denn sein Gericht ereilet mich nicht.

Nein, es wird nicht abgerechnet, Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Und hatte er nicht die wilde That jener dunkeln Zeit in heißer Angst tausendfältig abgebetet? Stand denn nicht in der Bibel, daß mehr Freude im Himmelreich ist über einen Reuigen als über zehn Gerechte?

Schröder, mit seinem gesunden Menschenverstand, hatte wohl recht: Gott würde zu viel zu thun haben, wenn er mit jedermann genau verfahren wollte. Allzumal sind wir Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen, der eine mehr, der andre minder.

Gut machen ist alles.

Und er zählte ängstlich nach: ja, er war immer gerecht und geduldig gegen Untergebene und Herren gewesen. Seinem Knecht hatte er allezeit mehr gethan als nach dem Buchstaben der Pflicht. Seine Auftraggeber zu ihrem Vorteil mehr als zu dem seinen bedient. An Arme hatte er gespendet nach seinen Kräften. Und als er sich ein liebes Weib nahm, zugleich getrachtet, daß er ihrer armen, verarbeiteten Mutter ein Wohlthäter in Demut werde.

Ja, gut machen ist alles. Das war wie ein Wink vielleicht vom lieben Gott, daß er ihm den jungen Menschen an Bord geschickt. Gerade diesen ...

Gut machen ...

Und schon am andern Morgen sagte er dem jungen Menschen, daß er ihm mehr Gehalt zahlen wolle, als Schröder bekommen habe. Und er schloß fest mit ihm ab für den ganzen Sommer. Anne band er auf die Seele, das Essen noch reichlicher zu bemessen, denn so ein Junger habe wohl mehr Hunger als Schröder.

Aber als dies alles geschehen war, sank sein Vertrauen zur Ueberbeschäftigtheit Gottes und zum Wert der Reue wieder in nichts zusammen.

Er hörte am Sonntagabend Annes wohlgefälligen Ausruf und sah ihr Erröten. Und sah nun, wie der junge Mensch jedesmal zu ihr hinblickte.

Seine Kniee bebten.

Und die schwere Arbeit muß mit der stumpfsinnigen Gelassenheit des Zugstieres gemacht werden ... Mensch sein ... denken dabei ... das nagt an den zähesten Kräften. Der gewaltige Mann fühlte sich schlapp, ermüdet, er keuchte. Es war ihm willkommen, daß hinter ihnen ein hohler Schrei und ein Brausen und Rauschen erklang.

Er stand und ließ seinen Staaken im Wasser schleifen.

Flink, wie ein schwarzer Schwimmvogel das gelblich blinkende Wasser des Kanals zerteilend, daß es Falten warf wie ein Gewand, das schleppt und sich zugleich in zwei Enden spaltet, kam ein kleiner Dampfer ihnen nach.

Er zog zwei breite Oberländer Kähne mit flachen, gerippten, dachartigen Holzbedeckungen über dem Laderaum. Solche Kähne hatte es früher hier nicht gegeben. Sie kamen die Elbe herab und brachten durch den Kanal Ware für Schweden und Dänemark.

Zernitz haßte sie. Er erkannte nur den alten Stecknitzfahrern das angestammte Recht zu, auf dieser Wasserstraße zu verkehren.

Aus dem Kajütenschornstein des ersten Oberländer Kahns dampfte blauer Rauch. Die Schifferfrau, ein Kind auf dem Arm, stand hinter der Kajüte und nickte ihrer Kollegin Anne unbekannterweise fröhlich zu.

Ja, die konnte lachen. Sie hatte ein Kind.

Aber er — er! Darin strafte ihn Gott auch. Das war gewiß.

Ob Anne dieser Anblick auch auf allerlei Gedanken brachte? Es war ein blonder Junge, der auf dem Arm der Schifferfrau, so ungefähr wie der kleine Hauptmannssohn, den Anne so liebte.

Er wollte, indem das Schleppschiff und die beiden mächtigen breiten Kähne nun vorbeirauschten, nach Anne sehen. Da sah er, daß Tjark etwas lachend zu Anne sagte. Ob sie antwortete, konnte er nicht sehen. Aber er sah deutlich, zu deutlich ganz gerade in das Gesicht des Menschen ...

Wie konnte es nur geschehen, daß in einem Gesicht eigentlich zwei waren?

Schlug er die Augen nieder, hatte er das Gesicht seiner Mutter mit den roten, roten Lippen. Aber schlug er die Augen auf, diese harten, vergißmeinnichtfarbenen Augen, dann war er sein Vater.

Diese hellen, blauen Augen hatten damals gefunkelt wie Glas — damals, beim Schein der Laterne — in der Nacht im Baagö Sund ...

Und er stand und sah hinüber. Die grauen Haarsträhnen umgaben sein Haupt. Der eine starke Büschel, der einsam über dem kahlen Schädel ragte, bewegte sich ein wenig im Luftzug.

Das durchfurchte Antlitz war wie versteinert in Schmerz und Grauen.

*

Träge und heiß lag der Hochsommer auf der Gegend.

Schon fünfmal hatte Anne mit ihrem Manne die Reise den Kanal hinauf und hinab gemacht. Heute erwartete ihre Mutter sie wieder einmal, denn Anne hatte von Lauenburg eine Ansichtspostkarte geschrieben, daß sie wohl um den 26. herum in Lübeck sein könnten.

Nun saß Annes Mutter mit dem alten Schröder auf der Bank vor dem kleinen, vom gelbgrauen Oelanstrich blanken Haus. Die Bank stand neben der Hausthür, unter den beiden Fenstern der Wohnstube. Das blinkende Glas, von grünen Rahmen umfaßt, mit den vielen roten Geranien und Gloxinien dahinter, gab je einen hübschen Hintergrund für den Kopf der Frau und den des alten Schiffers.

Vor ihnen zog sich die Quaistraße entlang, wenig begangen, schlecht bepflastert und mit Linden bestanden. Die Straßensteine wurden vom Wasser des vorüberziehenden Flusses bespült. Vom jenseitigen Ufer sahen von hohem, bebuschtem Wall herab uralte Rüstern. Ihre dichten, fast schwärzlich grünen Wipfel standen in feierlicher Ruhe vor dem tiefblauen Augusthimmel.

Auf dem schmalen Fluß war Leben. Alle Augenblicke kamen, vom Dampfschiffshafen unten an der Stadt her, kleine Schleppdampfer vorbei. Oder vom Kanal her, in den weiter hinauf dieser Arm des Flusses mündete, kamen, tiefgehend, breit und schwer beweglich, Kähne mit Sand oder Ziegelsteinen daher, wie ein Schweif den Spuren des sie ziehenden kleinen Dampfers folgend.

Manchmal tobte hinter den ernsten Rüstern drüben auf dem Wall ein schütternder Lärm vorbei, und weißgraues Rauchgewölk stieg, sich ballend, hinter ihnen empor. Dann fuhr ein Zug auf dem Eisenbahndamm dort.

Der alte Schröder und die Frau hatten kein Gefühl für das seltsame Bild. Der Stadtwinkel und der dunkle Fluß mit seinem sich aufbauenden, begrünten Ufer hier und seinem Straßensaum von kleinen altmodischen Häusern dort, hinter denen sich gewaltig und in brutaler Schönheit der rote,

gotische Bau des Domes erhob, waren wie zu träumerischer, wehmütiger Stille bestimmt. Und nun kam die rasche Beweglichkeit des neuen Lebens und störte fortwährend.

Die beiden Leute besprachen immerfort die Stunde von Annes möglicher Heimkunft, obschon sie wußten, daß sich hierüber wenig Vermutungen aufstellen ließen.

Nun, der Kuchen war fertig, und das war die Hauptsache.

Frau Tosahl sprach sich zu Schröder darüber aus, daß es ihr doch immer so verschwenderisch vorkäme mit dem Kuchen. Sie nahm recht viel Backpulver dazu, um in ihres Schwiegersohnes Kasse hinein wenigstens immer noch an ein paar Eiern zu sparen. Und wenn Zernitz es nicht ausdrücklich befohlen hätte, würde sie es sich auch nicht trauen, das verstehe Schröder wohl. Zernitz war eben so gut, so gut. Als Braut kam Anne mal damit heraus, daß sie schrecklich gern Kuchen möge. Da hatte Zernitz ihr sanft das Haar gestreichelt und gesagt, Mutter solle jedesmal einen backen, wenn sie heimkäme. Ach, das hatte Frau Tosahl sich auch nicht träumen lassen, daß sie ihr schönes Rezept zu dem „Türkenbund“, das noch aus ihrem Elternhause stammte und dort dreimal im Jahr zu den hohen Festen benutzt worden war, nun so oft brauchen durfte. Ja, wie es denn so manchmal kommt im Leben!

Schröder, der etwas sehr Autoritatives bekommen hatte, seit er nicht mehr arbeitete, und sozusagen außerhalb des Lebens dadurch stehend, es nur noch kritisierte, Schröder nickte zu allem teils kurz und beifällig, teils langsam erwägend.

Sein Stock stand zwischen seinen Knieen. Nur mühsam konnte er den weiten Weg hierher machen. Er wohnte bei seinem Bruder, dem Kornträger, am andern Ende der Stadt, im Kattundruckergang. Aber wenigstens zweimal in der Woche mußte er kommen, anders hielt er es nicht aus. Frau Tosahl war auch sehr damit zufrieden. Erstens konnte sie mit Schröder nach Herzenslust über ihre Anne sprechen, und zweitens sprach sie überhaupt sehr gern.

Was hatten sie sich nicht auch alles zu erzählen! Sie gehörten beide Familien an, die seit Generationen in der gleichen Beschäftigung, dem gleichen Ort, in Verbindung mit den gleichen Geschlechtern gestanden hatten. Sie lebten das Leben der großen Kaufherren mit, deren Väter ihre Väter schon gekannt. Wie die Zernitz schon einige Jahrhunderte Flußschiffer und Stecknitzfahrer gewesen, hatten die Schröder immer dem ehrsamen Stande der Kornträger angehört, und nur ab und an war mal ein jüngerer Sohn Schiffer geworden. Sie waren stolz auf ihren Arbeiterstand und fühlten sich als ebenso wichtige Mitglieder des hanseatischen Gemeinwesens wie die großen Herren. Auf den „modernen Kram“ sahen sie mit Verachtung herab, und Schröder hätte sich nie mit der Sozialdemokratie eingelassen.

Er sprach breit und wichtig über vaterstädtische Angelegenheiten. Damit imponierte er Frau Tosahl nicht im mindesten. Was er da wohl für Urteil haben konnte! Ja, ihr Vater! Der war gleich nach Achtundvierzig mit in die „Bürgerschaft“ gewählt worden und hatte als Mitglied derselben sozusagen mit Gesetze gemacht!

Frau Tosahl wiederum sprach sehr gern von fremden Ländern und Völkern; Kriege und Wetterkatastrophen in den fernsten Weltteilen interessierten sie. Für dies Interesse hatte Schröder nur geringschätziges Mitleid. Was sie wohl davon verstand. Ein Frauenzimmer! Und hatte noch nie ihre Nase aus Lübeck 'rausgesteckt!

Aber diese beiderseitige Ueberhebung störte ihren Frieden nicht im geringsten.

Als sie im schönsten Zuge waren, ging mit einemmal ein breites Lächeln über Schröders rotes, graubärtig umrahmtes Gesicht.

„Herrjes — Madam Zernitz!“ sagte er.

Richtig, da kam Anne gegangen, in ihrem grauen Sonntagskleid, aber ohne Jacke; auf dem Kopf ein weißes Matrosenhütchen mit dunklem Band und bescheidenem Fittich. Sie trug ein großes Paket und war sehr erhitzt.

Frau Tosahl, lang, mager, etwas überschnell in allen Bewegungen, ging ihr rasch entgegen. Das gelblich blasse Gesicht der Mutter strahlte.

„Ja, Mutter — da bin ich,“ sagte Anne. Die Frau nahm ihr sogleich das Paket ab.

„Nanu, Madam Zernitz, perpehdes zu Fuß?“ fragte Schröder und that, als wolle er aufstehen.

„Bleiben Sie nur sitzen . . .“ Anne stand vor ihm. „Wir sind den ganzen Kanal bis zum Burgthor lang gefahren,“ erzählte sie, „wir haben Baumwolle gehabt. Wir kriegten Order, gleich unten im Dampfschiffshafen längsseit dem Dampfer nach Finnland zu gehen. Mit dem Ueberladen wurde sofort begonnen. Zernitz kann erst heut abend spät kommen.“

Wenn sie mit der „Johanna“ in Lübeck waren, schliefen sie in ihrem Hause, und das Schiff ward des Nachts der Bewachung durch den Knecht und Phylax anvertraut.

„So, so,“ sagte Schröder und wiegte den Kopf hin und her.

„Kind, der Kuchen is auf'n Tisch. Ich will flink 'ne Tasse Kaffee machen.“

„Ach ja, und du und Schröder, ihr trinkt wohl noch mal mit.“

„Wenn Madam Tosahl ihm 'n büschen recht kräftig mit Kaffeezusatz macht, nich mehr wie gern. Bloß von die ollen Bohnen smeckt er leicht nach nichs.“

„Da seien Sie ruhig für,“ sagte Frau Tosahl.

Anne setzte sich inzwischen zu Schröder auf die Bank.

Einige Nachbarskinder kamen vorbei. Anne gab ihnen die Hand.

„Na?“ fragte dann Schröder und sah, die Hände auf die Krücke seines Stockes übereinanderlegend, die junge Frau von der Seite an.

„Ach, Schröder!“ Anne seufzte schwer.

„Je — je — je,“ meinte er, kummervoll nickend.

Anne sah, den Kopf wendend, erst einmal nach den Fenstern des ersten Stockwerkes hinauf, ob nicht auch Frau Zollkontrolleur da ausgucke und horche. Dann sagte sie leise:

„Ich darf Mutter das Herz nicht schwer damit machen. Aber das ist gewiß, seit dem Anfall, damals im April in Lauenburg — ich weiß den Tag noch genau, es war zufällig derselbe, wo Tjark bei uns antrat — seitdem geht es mit Zernitz' Gesundheit schlecht. Ich sage Ihnen, Schröder, ich mag sozusagen kein Auge von ihm lassen. Immer bin ich in Angst, es kommt wieder, und er kriegt mir mal einen Schlaganfall. Und dann, wissen Sie, mit dem Bibellesen ist es noch mehr geworden. Jetzt singt er auch manchmal aus'm Gesangbuch. Davor kann man rein bange werden. Aber ich denk' manchmal, denn irgend 'n Grund muß es ja haben, er hat wohl das Gefühl, er könnte früh sterben müssen. Davor hat er Angst. Und nun will er sich den Tod wegbeten.“

„Das is dja nun 'n kumplehten Unsinn,“ sprach Schröder sehr mißbilligend, „de Dod, de lätt sik nich wegbeeden. Sonntag sagte Pastor Classen noch, unser S—tündlein is uns vorbes—timmt. Sie müssen nämlich wissen, Madam Zernitz, ich geh' nu alle Sonntag zur Kirche. Herr Senater Thormählen, wo mein Bruder dja viel bei auf'n Kornspeicher arbeitet, der hat mal zu mein' Bruder gesagt: ‚Was die s—taatserhaltenden Elimenten sünd, die müssen sich 'n büschen an die Kirche halten.‘ Na, und schön kühl und ruhig sitz' ich da dja auch.“

Anne seufzte. Ach, wie hager war ihr Mann, wie fahl und gefurcht sein Gesicht! „Wenn er nur einmal zum Doktor gehen wollte!“

Frau Tofahl kam und sagte, daß der Kaffee in der Stube auf dem Tisch stände. Mit großem Ach und Krach kam Schröder in die Höhe und hinein.

Drinnen war es beinahe festlich. Der goldbraune Türkenbund stand mitten auf dem Tisch, drei Tassen, groß und weiß mit Goldrand, dabei, und eine sehr stattliche Kanne, aus deren Tülle es dampfte.

Die bunte Blumenfülle vor den Fenstern und die weißen Gardinen gaben der Stube das Freundliche, die mancherlei alten Stücke der Einrichtung Charakter und Wohlhabenheit. Da war eine Alt-Dithmarsche Bauernuhr, mit Spindelwerk und nur einem Gewicht, von 1560; dieselbe, die Zernitz nicht an den sammelnden Senator hatte verkaufen wollen. Dann ein alter, einfacher, sehr flacher Mahagonischrank mit Birnbaumholzeinlagen und einem Aufsatz mit Glasthüren, hinter denen alte Tassen und Teller standen. Sogar ein paar holländische und chinesische Stücke befanden sich dazwischen. Das Hauptstück der Stube aber war ein alter Burchhardscher Ofen, aus einer Kunsttöpferei stammend, die noch im vorigen Jahrhundert in der Stadt geblüht. Er hatte eine dicke Säulenform. Seine weißen Kacheln waren mit kleinen farbigen Arabesken gemustert. Oben krönte ihn eine Urne, aus der eine Flamme aufquoll; beides, Urne wie Flamme, war weiß glasiert.

Die Stühle im Zimmer waren von alter, derber Arbeit, in guten Linien mit einer primitiven Schnitzerei ausgeziert.

Das Sofa paßte nicht hinein, es war ein modernes Polsterstück, mit Wollstoff bezogen. Zernitz hatte geglaubt, seiner jungen Frau die Anschaffung eines solchen schuldig zu sein.

Man trank sehr viel und sehr lange Kaffee.

Währenddessen erkundigte Schröder sich mit der Miene eines Inspektors nach dem neuen Knecht, und ob er sich denn in Zernitz' Schrullen füge.

„Aber Schröder,“ verwies ihn Frau Tofahl, die vor keinem Menschen auf der Welt mehr Respekt hatte als vor ihrem Schwiegersohn und nicht einmal vor sich selbst im geheimen zugab, daß er „Schrullen“ habe.

Diese Vermahnung nahm Schröder mit kaltblütiger Nichtachtung hin.

Anne sagte, daß Tjark gar nicht die Miene habe, als fände er seinen Brotherrn anders als andre Leute. Sie dachte, daß der junge Knecht um des Geldes willen alles ertrage; aber das hätte sie um die Welt nicht Schröder sagen mögen. Sein Leben wäre fortan wie vergiftet gewesen, trotz aller Wohlthaten, die er schon empfangen und noch empfing, wenn er hörte, daß dieser Tjark den doppelten Lohn erhielt. Schröder hätte es ja auch nicht begriffen, so wenig, wie Anne selbst es begriff.

Ob er denn tüchtig sei? O ja, meinte Anne, das schiene wohl. Aber sie kümmere sich so wenig als möglich um ihn. Schröder wisse wohl warum — nach der Warnung, die er einmal ausgesprochen habe.

„Was für 'ne Warnung?“ fragte Frau Tofahl.

„O, ich meinte man so — Zernitz is ja so'n komischer Mann. Und alte Männers mit d'junge Frauens sünd woll mal leicht eifersüchtig.“

„Ich trau' mich auch gar nicht, mit Tjark ein freundliches Wort zu sprechen. Wenn ich ihn mal was fragen muß, thu' ich's beinah heimlich,“ sagte Anne.

„Nee, so was!“ bemerkte ihre Mutter erstaunt.

Nun schlug der Regulator an der Wand über dem feinen Sofa sechs. Die alte Dithmarsche Uhr ging längst nicht mehr.

Schröder sah nochmal nach, obschon er die sechs tiefen Schläge deutlich gehört.

„Wirklich — all sechs. Nee, wo einmal die Zeit läuft. Ja — nu muß ich mich woll auf die Socken machen nach meinen Kattundruckergang. Der Kaffee war schön, Madam Tofahl, ich glaub', so'n s—tarken kriegt nich mal der Kaiser; der käuft ja auch seinen Kaffeezusatz nich bei Jansen in die Breitestraße. — Au — au — hab' ich es Sie nich in'n Frühling gesagt, Madam Zernitz? —



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

L. v. Fortunsky

Spanische Tänzerin.

es is sleichende Jicht, die infamtige sleichende Jicht. Na, nu denn, grüßen Sie Zernitz man schön."

Als Schröder fort war, fuhr die Mutter förmlich auf Anne los.

Was, Zernitz hatte Anlagen zur Eifersucht? Das war ja ganz was Neues. Nun, sie kannte ihre Anne. Die würde ihm nie Ursache geben! Das wäre ja auch rabenschwarze Schlechtigkeit, wo Zernitz den Frauen ein Leben ohne Sorge geschaffen. Nein, nein, sie war darüber ruhig — Anne, ihre Anne hielt auf sich. Sie, die Mutter, wäre sonst die erste, sie zu verdammen. Schließlich, nach sehr viel aufgeregten Reden, ermahnte sie auch ihrerseits die Tochter, dem blonden Schifferknecht nicht den geringsten Blick, auch nicht den harmlosesten, zu schenken.

Aber während sie mit Anne zusammen dann allerlei häusliche Geschäfte besorgte, kam sie immer wieder auf das Thema zurück. Frau Tosahl hatte nicht so viel Anreize in ihrem Leben, um ihre Gedanken leicht auf verschiedene Gegenstände zu lenken. Sie hafteten lange bei ein und demselben, und alles wurde so gründlich durchgenommen, daß aus Schatten zuletzt manchmal wirkliche Körper zu werden schienen.

Endlich hielt Anne es nicht mehr aus und ging in den Garten.

Der war eigentlich nur ein größerer Hof. Die Hinterwand des Hauses und rechts und links die Mauern der Seitenflügel der Nachbarhäuser umschrankten ihn; grade aus die vierte Seite ward von einer geteerten Holzplanke gebildet. Aber Mauern und Planke waren fast ganz überklettert von Clematis und wildem Wein und Epheu. Den viereckigen Platz bestanden rechts vom Mittelweg Reihen von Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen, links befanden sich Rabatten mit Suppenkräutern. Und in der Mitte stand ein Apfelbaum. Seine hohe, sich weit und rund breitende, dunkelgrüne Krone war durchsetzt mit den roten Farbenflecken der reifenden, großen Alexanderäpfel. Unten um seinen Stamm zog sich eine kleine Rundbank; ihre Latten waren sehr sauber grün angestrichen.

Und in dieses kleine, stille Gärtchen, das von seinen dick berankten vier Wänden wie von einem grünen Pelz umgeben war, sahen hoch und stolz die Doppeltürme des Domes hinein.

Hinter der Planke hockten Mauern und Dächer über- und durcheinander. Und unmittelbar über ihnen, in erdrückender Nähe, reckte es sich gewaltig auf. Rote Backsteinmauern, durchbrochen von Spitzbogenfenstern mit kleinen, eckigen, verbleiten Scheiben. Turmdächer, hoch und spitz — hoch, daß man schwindelte, wenn man so vom Fuß der Türme fast unmittelbar zu ihnen emporsah.

Im Gärtchen war es schon abendschattig, und das Gesträuch wie die Baumkrone vertieften ihre Farben bis ins Schwärzliche.

Droben aber standen die Mauern der Türme in orangefarbenem Glanz vor dem tiefblauen Himmel. Und neben ihnen, zackig und zierlich vor eben dem Himmel ausgeschnitten, war noch das braunglasierte Dach des Museums und die vielen kleinen gotischen Schmucktürmchen an seinem Giebel sichtbar.

Anne stand, ein Knie auf die Bank gelegt, die Hand gegen den Stamm gelehnt, und sah schräg geneigten Hauptes von dem Apfelbaum her sinnend empor zu dem übermächtigen Bau, der sich so dränend und prunkend hoch über ihrer kleinen Welt erhob.

Der jungen Frau war das Herz schwer, sehr schwer. Aus den eben geführten Gesprächen erkannte sie wohl, daß sie sich ihrer Mutter nicht offenbaren konnte. Die würde das Feine, Stille nicht verstehen. Die würde ein großes Lamento machen und Anne wohl gar verdammen.

Und zu verdammen war da nichts. Das fühlte Anne, während es ihr naß in die Augen trat. Sie konnte nichts dafür, daß ihr immer das Herz klopfte, wenn sie Fritz Laukau sah.

Sie ging ihm immer aus dem Weg. Aber wenn sie ihn traf, — und in dem kleinen Haus mußte man sich wohl treffen, wenn man zusammen darin wohnte, — dann ging ihr immer ein solcher Schreck durch alle Glieder. Einmal war sie sehr blaß geworden — ihr hatten förmlich die Lippen gezittert. Und da war er gleich ängstlich gewesen und hatte gefragt, ob sie leidend sei. Daß ein Menschenauge bei solcher Frage so warm, so treu blicken konnte . . .

Und diese braunen, warmen Sammetaugen erschienen ihr seitdem oft im Traum.

Bei ihrer letzten Anwesenheit aber, da war etwas noch ganz andres geschehen. Er hatte wohl keine Ahnung davon gehabt, daß Anne schon zurück sei. Und als er plötzlich auf der Hausthürschwelle mit ihr zusammentraf, wurde er ganz rot. Die zitternde Anne sah es wohl und hielt sich selber kaum. Mit hastigem Gruß, ganz verlegen, war er vorübergeeilt.

Seitdem wußte Anne: sie wollte und durfte ihn lieber nicht mehr sehen.

Heute hatte sie sich so geeilt, nach Haus zu kommen, war der Gelegenheit schmerzlich froh gewesen, endlich ihre Mutter zwei, drei Stunden ganz allein zu sehen. Da mußte doch eine Stimmung, ein schicklicher Augenblick kommen, ihr zu sagen: sorge dafür, daß bei unsrer nächsten Wiederkehr ein andrer Mieter oben in der Stube wohnt.

Aber nach diesem Gespräch, nach der Art, wie ihre Mutter sich dabei gezeigt, fühlte Anne klar: von daher erwuchs ihr nicht die Hilfe, die ohne Worte versteht, die zart handelt und nicht fragen, nicht wissen will; die begreift, daß es schon zu viel sein kann, etwas zu besprechen, mit Namen zu nennen.

Nun stand sie, umschrankt vom gründunkeln Garten, der einem Kirchhofwinkel nicht unähnlich war, und sah empor zu den roten Turmmauern im satten Abendglanz.

Langsam löste sich ihr schweres Grübeln in eine gedankenlose, träumerisch-wehmütige Stimmung auf.

„Guten Abend," sagte eine Stimme hinter ihr.

Anne erschrak.

Sie ließ unwillkürlich ihr Knie von der schmalen Rundbank gleiten. Ihre Hand sank herab.

„Schon zurück?" fragte der junge Mann und trat vollends auf Anne zu.

Er hatte sie vom Flur her durch die offene Hinterthür bemerkt. Er hatte sich gesammelt für diesen Augenblick.

Sie aber, völlig überrascht, nicht als sei es das Selbstverständliche, Alltägliche, daß er um diese Zeit heimkam, sondern als stehe das Schicksal plötzlich vor ihr, sie sank ganz kraftlos auf die Bank nieder.

„Ja," sagte sie leise, „wir sind zurück." Sie lehnte den Hinterkopf gegen den bräunlichen Stamm und faltete die Hände im Schoß.

Sie sah zu dem Mann empor, ganz hilflos, ganz vernichtet.

Er war mit einemmal sehr verlegen.

„Ein schöner Abend. Sie haben gewiß eine hübsche Fahrt gehabt."

„Ja — ein schöner Abend. Ja — wir haben eine sehr hübsche Fahrt gehabt."

Sie suchten sich beide mit Gewalt zu fassen.

Der junge Mann zog an seinem Uniformrock, als müsse er dessen Sitz verbessern. Dann tastete er an seinem Halskragen herum.

„Wie dunkel es hier schon ist. Und der Dom so rotgold. Das sieht schön aus. Nicht?"

Er deutete hinauf.

Anne sah ihn an mit großen Augen, sehr traurig und sehr innig. Und von diesen wunderlieben, graublauen Augen voll Leid und Innigkeit konnte er den Blick nicht losreißen.

„Ich habe eine Bitte," sprach Anne leise und langsam, die Hände fester im Schoß faltend.

„Ja?" fragte er. Es sollte eine Aufforderung sein, nur frei zu sprechen.

Er brachte es aber kaum heraus.

Ach, was war sie für eine süße, feine, stille, liebe Frau! Und war eines andern! Und war vielleicht nur ein alberner Zufall, daß er sie nicht einmal gesehen und kennen gelernt, als es noch Zeit war . . .

„Ich möchte . . . ich möchte wohl bitten . . ." Sie schwieg schon wieder.

Es sagte sich doch so schwer. Und es that auch so sehr weh.

„Um was möchten Sie mich bitten?" fragte er ganz vorsichtig.

Jedes Wort schien wie eine Gefahr. Jeder Laut, jede Bewegung wie ein Fallstrick.

„Auszuziehen," stieß Anne hervor.

Es war gesagt. Sie starrte ihn an, atemlos, zugleich entsetzt und doch befreit.

Aus seinem bräunlichen Gesicht wich jede Farbe. Er wurde sehr, sehr blaß. Er schloß auch einen Herzschlag lang die Augen. Dann schien es, als richte er sich ein wenig strammer und höher auf als sonst.

„Ja," sagte er einfach.

Sie sahen sich an. Er reichte Anne die Hand. Kalt waren ihre Hände, ihre und die seine.

Er trat zurück. Er sagte nichts mehr. Langsam ging er aus dem Garten.

Aber Anne war's, als sei eine neue Kraft über sie gekommen, als wisse sie genau, daß er sie noch niemals so hochgehalten wie in diesem wehen Augenblick. Als habe sie in seiner Seele etwas Köstliches, Unverlierbares gewonnen, das ihr eigen blieb und bleiben durfte, trotzdem sie eines andern war, dem sie nie, nie die Treue brechen würde.

Befreit, in einem seltsamen Gemisch von reinem Glück und Schmerz und in freudiger Gewißheit, fortan alle Pflicht als leichte Last — nein, als gar keine Last mehr zu empfinden, blieb Anne sitzen.

Sie weinte.

Es that so wohl, zu weinen.

Im Gärtchen ringsum ward es dunkler und dunkler.

Droben auf den ragenden Turmmauern erlosch der orangenfarbene Goldglanz, so daß sie nun in ihrer Uebermacht nicht mehr prunkend, sondern düster und drohend herabsahen auf den stillen, kleinen Weltwinkel.

Jeder Zweifel war ausgeschlossen. Seit langer Zeit wußte Zernitz es genau: Anne, sein Weib, liebte den blonden jungen Menschen. O, er hatte sie genau bewacht seit jenem Tag, an dem der Mensch gekommen war. Von jener Stunde an war sie eine andre.

Früher gab es nichts Gleichmäßigeres, nichts Unbefangeneres und nichts Freundlicheres als ihr leises, wohlthuendes Wesen.

Aber seit damals war ihr Blick oft unruhig und folgte ihm so angstvoll. Warum? Doch nur, weil sie vor ihm, ihrem Manne, etwas zu verstecken wünschte, etwas, von dem sie fürchtete, er könne es trotzdem bemerken.

Mit dem alten Schröder hatte sie manchmal zutraulich verkehrt. Schröder, der sich zur Familie rechnete, saß wohl nach Feierabend, einen sehr schrecklichen Tabak aus kurzer Pfeife rauchend, hinten bei Anne vor der Kajütenthür. Sie auf dem Stuhl, noch strickend oder zurückgelehnt und mit verschränkten Armen, Schröder auf der Kante des Absatzes hockend, Phylax, dem er ab und an den Kopf kraute, neben sich. Wie geduldig hörte Anne dann Schröders breitspuriger Weisheit zu oder seinen Räubergeschichten aus seiner Matrosenzeit! Manchmal, wenn es zu unwahrscheinlich wurde und die Chinesen und Türken in allzu großen Scharen in Schröders Erlebnissen auftraten, dann lächelte Anne ein ganz klein wenig und sah zu ihrem Mann empor, der am Steuer lehnte und zuschaute.

Niemals sprach sie so unbefangen und ausführlich mit Tjark.

Hätte sie es gethan, wäre Zernitz außer sich gewesen. Nun aber rechnete er ihr das Unterbleiben an als Scheu des bösen Gewissens.

Wenn auch noch nicht des bösen, so doch des unsicheren!

Aber heimlich, ja, heimlich und schnell flüsterte sie doch zuweilen mit dem blonden Menschen.

Als der Mann das zuerst sah, glaubte er, er werde sich nicht halten ... Seine Fäuste ballten sich ... Niederschlagen, niederschlagen wollte er den Kerl ...

Er fuhr nachher Anne an: was sie mit dem Menschen so heimlich zu sprechen gehabt habe, weshalb sie so flink in die Kajüte hineingehuscht sei, als sie ihn selbst kommen sah?

Ihm schien, als zittere Anne förmlich. Sie sagte aber, daß sie Tjark nur gebeten habe, die Wassertonne frisch zu füllen.

Ja, sie war eine andre geworden. Niemals mehr leuchtete das ruhige Licht aus ihren Augen. Traurig schien oft ihr Gesicht.

Bereute sie es, den alten Mann geheiratet zu haben? Natürlich bereute sie es.

Er war ein hübscher Bursch, der Junge! Das hatte er von seiner Mutter. Die war auch hübsch gewesen und leicht und zärtlich. Und der Mann, an den sie sich hing, obschon sie eines andern Frau war, der mußte ihr wohl wie verfallen sein. Sie hatte so eine Art: bald wild, bald kalt, sie konnte einen verrückt machen, bald vor Liebestollheit, bald vor eifersüchtiger Verzweiflung und Hunger nach ihr.

Wenn der junge Mensch auch diese eindringliche Kunst verstand, mit der man sich ein andres Menschenleben ganz unterthan machen kann?

Wenn er Anne vergiftete mit Besinnungslosigkeit, wie seine Mutter einst die Männer vergiftet?!

Und einer — einer war so von Sinnen gewesen, daß er ihren Ehemann erwürgte — in jener schwülen, heißen Sommernacht im Baagö-Sund ... Der Ehemann prahlte mit seiner Frau, plump und lachend ... Da packte der andre ihn. Sie rangen. Aber der andre hatte Riesenkräfte ...

Und mit einemmal hatte es durch die Nacht geschrieen:

„Mann über Bord!"

Sie fanden ihn nicht. Und der Kapitän und der Schiffsjunge und der Schiffszimmermann konnten es gar nicht begreifen, weshalb Tjark Lemvig sich nicht durch Schwimmen zu retten suchte, und sie horchten in die Nacht hinaus, ob nicht aus den schwarzblanken Wassern irgendwo her der Ruf erscholl: „Hier, hier!"

Aber alles blieb still. Und mit leisem Rauschen und sanft geblähten Segeln schwamm das Schiff weiter — weiter —

Er hatte es gewußt, als der junge Mensch kam, daß alles so werden würde, wie es geworden war.

Die Stunde war gekommen, jene Stunde, von der geschrieben steht:

„Zu seiner Zeit soll ihr Fuß gleiten."

Welchem ist die Kraft gegeben, sich dagegen zu wehren? Keinem Sterblichen. Denn der Herr spricht: „Mein ist die Rache."

Und immer eifriger, in heißem, verzehrendem Verlangen, Worte zu finden, die widerlegten, erlösten, las der Mann in der Bibel.

Der ungeheure Gedankenreichtum, den er in sich aufnahm, zersprengte ihm fast das Gehirn. Er verwirrte und berauschte sich daran wie an einem Trank, der für ihn zu schwer war.

Seine Bildung, sein Beruf, seine Umgebung hatten ihn nicht darauf vorbereitet, so viel zu denken, immerfort zu denken. In den Widersprüchen verstrickte er sich, und seine gehetzte Seele fand keinen Ausweg mehr.

Einen Tag erhob er sich stolz und schritt, die Riesengestalt zu alter, gebieterischer Höhe aufgerichtet, in priesterlicher, entsühnter Stimmung einher. Und er sprach es wieder und wieder vor sich hin:

„Ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen. Da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde."

Ja, natürlich war ihm vergeben. Längst, längst! Das war Gottes Geschäft, den Sündern zu vergeben.

Und am andern Tag sank er in sich zusammen. Gramvoll waren seine durchfurchten Züge und scheu sein Blick. Beim Beginn solchen Tages, wenn der Morgen sich rosig-grau aus den feuchten Nachtdünsten der Niederung erhob und ein schuppiges Rieseln über die Oberfläche des Kanals dahin lief wie ein Frösteln, dann kniete der Mann schon vorn am Kiel.

In seinen Händen hielt er das Gesangbuch. Auf seinem kahlen Schädel stand ein Glanzlicht, die grauen Haarfransen hingen feucht und schwer bis auf seine Schultern herab. Und seine furchtbare, tiefe, rauhe Stimme klang in feierlichem Gesang laut hinaus.

Aus dem nächsten Kornfeld am Kanalufer schwirrte aufgestört eine Hühnerkette empor.

Drüben, wo auf einer Wiese schwer in träger Nachtruhe die braunweißen Leiber einer Kuhherde gesellig bei einander lagen, erhob sich ein gedämpftes Muhen.

Geradeaus unterbrach eine Schleuse den Kanal. Da lagen schon seit gestern abend andre Kähne versammelt, und schon begannen sie sich zu rüsten, um sich durchschleusen zu lassen.

Der Schleusenmeister stand am Ufer und die Schiffer auf ihren Kähnen. Und alle sahen auf den knieenden Mann, dessen Stimme deutlich herüberscholl.

Anne in der Kajüte zog sich mit bebenden Händen an, aus ihren Augen liefen Thränen, ein Gemisch von Sorge um den Mann und Scham vor den Menschen, die ihn vernahmen und seiner spotten konnten, quälte sie. Und sie hörte diesen tiefen, orgelnden Gesang:

„Aus tiefer Not laßt uns zu Gott
Von ganzem Herzen schreien."

Nach solchen Augenblicken geschah es dann wohl, daß Anne den blonden Knecht, wenn er sich seine Kumme mit Milchkaffee und sein Brot holte, mit besonderem Blick ansah. Sie ängstigte sich davor, in seinen kalten, vergißmeinnichtblauen Augen irgend etwas zu lesen ... Geringachtung, Mitleid ...

Und Tjark, obschon er nicht weichen Herzens war und kaum Anteil an der stillen Frau nahm, außer der Zufriedenheit, daß sie ihm sehr gut zu essen und zu trinken gab, Tjark dachte dann flüchtig: ‚Die arme Person! Der Olle ist verrückt.‘ Und er sah sie darauf an.

Wenn sie rund und dunkel und forsch gewesen wäre, hätte er vielleicht versucht, sie zu trösten. Aber sie war ja eigentlich langweilig, nach seiner Meinung.

Der Mann sah die Blicke, ihren und den des jungen Menschen.

Ja, ihr heimliches Einverständnis war gewiß, so kalt sie auch oft gegeneinander thaten, ihre Augen konnten sie nicht bewachen, und wenn der ganze Mensch sich zum Werkzeug der Heuchelei zu machen weiß, mit den Augen kann er doch nicht heucheln, damit nicht. Die blanken, sehnsüchtigen Blicke verraten, was in den Herzen vorgeht.

Und nachts, wenn er ruhelos, aber auch regungslos, mit bleischwerem Körper und wachsam bangem Geist dalag, hörte er wohl im Bett gegenüber Anne im Schlaf sich unruhig bewegen.

Dann packte ihn wilder Zorn. Das Blut seiner jungen Jahre schien wieder durch seine Adern zu rasen. Er liebte Anne. Aber das Gedenken seiner Schuld und die Ehrfurcht vor ihrer Unschuld hatten seine Brutalität mit einer stillen, sicheren Gewalt niedergehalten. All sein Eherecht hatte er gleichsam in Scheu, mit sanften Bitten, sehr zurückhaltend ausgeübt. Wenn er nun nächtens Anne seufzen hörte, glaubte er, ihre Sehnsucht nach dem jungen Knecht mache ihre Träume unruhig. Dunkle Vorstellungen kamen ihm von dem, was sie eben träumen möge. Und seine Liebe zu dem sanften Weib zerbrach alle Schranken, er verging in Verzweiflung, er wollte das Weib so haben, wie er einst die andre Blonde mit dem roten, roten Mund gehabt, ohne Scham und Scheu. Weil er Anne sündige Sehnsucht zutraute, liebte er sie anders, heißer, eifersüchtiger, tyrannischer.

Noch sank am Tage vor ihrem reinen Wesen das wilde Begehren stumm in sich zusammen. Aber es verkroch sich nur, wie ein Raubtier sich verkriecht, wenn es Beute belauert. Und jetzt, seit den wenigen Tagen, die sie wieder daheim waren, jetzt war die letzte Gewißheit da. Anne war ganz verändert, selbst ihre Mutter äußerte es einmal. Also nicht sein Wahn sah sie so, auch andre sahen es.

Die Sünde war der Reife nahe, sie schrie zum Tag. Hofften die beiden vielleicht jetzt, in der Stadt die Gelegenheit zu finden, sich allein zu sehen, sich zu gehören? Auf dem Schiff ging das nicht an. Nie! O, er wachte Tag und Nacht! Aber in der Stadt ... Die Baumwollenballen, die sie von Hamburg die Elbe herauf durch den Kanal gefahren hatten, waren auf den finnischen Dampfer überladen. Es fand sich für die „Johanna“ ein kleiner Auftrag, der ganz gut ausgeführt werden konnte, bis der bevorstehende größere, eine Ladung Fässer mit finnischer Butter nach Magdeburg hinaufzubringen, fällig war.

Von der Holzsägemühle, die Zernitz' Haus schräg gegenüber am andern Ufer, zu Füßen des Walles mit den alten Rüstern lag, sollte ein Kahn voll Bretter nach Mölln geliefert werden, das ließ sich in drei Tagen machen.

Nun verholte die „Johanna“ in die Obertrave, ihrem eigentlichen Heimat- und Winterhafen, und lag bereit und wartend, bis die Bretter gesägt waren.

Zwei Tage.

In zwei Tagen kann so viel geschehen! Und wenn die redselige Frau Zollkontrolleur im Gärtchen Zernitz festhielt, um nach halbstündigem Gespräch endlich sich ein paar Johannisbeeren oder ein bißchen Suppenkraut zu erbitten, was machte dann Anne unterdes?

Und wenn Zernitz in Geschäften zum Spediteur mußte, was machte Anne unterdes?

Wenn Phylax sprechen könnte!

Nie nahm er den Hund mit auf seinen Gängen.

Und es war ihm eine grimme Genugthuung, daß Phylax sich nie von dem Tjark streicheln ließ, daß das Tier immer noch feindselig knurrte, wenn der Mensch sich ihm nähern wollte.

Einmal, als Zernitz heimkam, sah er Anne auf dem mit dem Bug am Ufer vertäuten, sich lang in den Fluß hineinstreckenden Kahn. Sie kam aus Tjarks Kajüte.

Er sah es genau. Und gleich danach steckte auch Tjark seinen zierlichen, hellen Kopf aus der Kajütenthür heraus. Sie waren zusammen drinnen gewesen, in dem engen, schummrigen, vom Bett fast ausgefüllten Raum.

Ja, so mußte es sein, es konnte gar nicht anders sein. Sich wehren dagegen — vergebens, vergebens. „Ich will vergelten,“ spricht der Herr.

Anne hatte Tjarks Bett frisch bezogen, und er war im letzten Moment noch hereingekommen, um seine Jacke zu holen, denn er wollte ausgehen. Er war sehr vergnügt, er hatte einen Schatz seit gestern! Eine schwarzäugige, flotte und dralle Deern. Ja, nun wurde das Leben ein bißchen lustiger.

Er ging mit kecken, raschen Schritten an seinem Brotherrn vorbei und sagte mit heller Stimme: „Guten Tag auch!“

Und quer über die Straße ging Anne, einen Bündel zusammengeknülltes Bettzeug unter dem Arm.

Zernitz rief: „Anne!“

Sie wartete auf ihn. Ihr Gesicht war klar, ihr Auge warm und strahlend. Das Leuchten

des Sieges, den sie neulich Abend über sich errungen, gab ihr eine neue Schönheit.

Wie sie verändert war! So was Herzenswarmes, so was merkwürdig Starkes hatte sie, als wenn sie mehr geworden wäre, nicht mehr so sacht bescheiden und dennoch weiblicher. Das machte die Liebe — ihr Herz, ihre Sinne waren wohl erwacht.

„Anne," sagte er heiser, „ich hab' es mir überlegt, du bleibst hier, du fährst nicht erst mit nach Mölln."

Anne erschrak. Wie sah er aus! Ganz verfallen. Man hätte ihn für einen Siebziger halten können.

Indem sie mit ihm ins Haus trat, sagte sie liebevoll und eifrig:

„Um keinen Preis, du mußt deine ordentliche Pflege haben, erst gerade, wenn du arbeitest, ich hätte hier keine Ruhe."

‚Sie will sich nicht von ihm trennen, nicht drei Tage lang,' dachte er.

Beim Mittagessen kam Anne nochmals darauf zurück: „Mutter rede es ihm doch aus, daß ich hier bleiben soll."

„Ja, lieber Schwiegersohn, wenn ihr Mannsleute euch allein behelft, kriegen Sie kein ordentliches Essen und nicht pünktlich."

„Die alte Klappschau kann mit und kochen. Ueberhaupt kann die immer mit. Ein für allemal. Der Knecht und ich schlafen zusammen. Es geht ganz gut. Es ist immer zu viel grobe Arbeit an Bord für Anne," sagte er, ohne den Blick von seinem Teller zu erheben.

Nun ward Anne ganz erregt.

„O nein," rief sie, „das bißchen grobe Arbeit, das macht nichts! Denk mal, was es kostet, wenn du die alte Klappschau extra bezahlst und ich sitz' hier und thue nichts. Da könnt' ich mich ja rein schämen."

Sie sah in seiner Aeußerung wieder einmal einen Beweis, daß er ihr das Leben so leicht und schön machen wolle wie möglich. Wie war er gut zu ihr! Sie hätte ja all die Güte nicht verdient, wenn sie nicht vom Morgen bis Abend bestrebt gewesen wäre, ihn zu pflegen. Er war gewiß krank. Man sah ja, wie er verfiel.

Dankbarkeit schwellte ihr das Herz. Liebevoll streichelte sie seine große, braunrote Faust, die schwer auf dem Tisch lag.

„Diesmal muß ich den Willen haben," sagte sie herzlich. „Grobe Arbeit! Ach was, die macht Spaß, wenn ich's dir damit gemütlich schaffe."

Er schwieg. Er sah sie nicht an und hatte kein gutes Wort wie sonst. Anne war betroffen.

Voll Zorn und Hohn dachte er: ‚Sie will mit um jeden Preis, und wenn ich ihr sagte, sie müßte Knechtarbeit thun.' Aber sie sollte nicht mit. Niemals wieder, solange der Mensch noch an Bord war.

Annes Mutter blinkte beredt mit den Augen: die Tochter solle nur Geduld haben, alle Männer seien einmal unwirsch, sollte das Blinken sagen.

Aber Anne war gar nicht ungeduldig, nur sorgenvoll und erstaunt. Wenn er schon unfreundlich zu ihrer Freundlichkeit blieb, dann mußte es noch viel schlimmer um ihn stehen, als sie so schon fürchtete.

Nach dem Essen setzte Zernitz sich in den Lehnstuhl am Fenster, die Bibel auf den Knieen.

„Willst du nicht ein bißchen schlafen? Ich glaub', diese Nacht hast du auch nicht geschlafen," bat Anne.

Er schüttelte den Kopf, ohne ihn zu erheben.

„Aber es wäre doch besser."

Da sah er zu ihr empor, und sie erschrak, daß ihr das Herz klopfte. War das eines vernünftigen, eines guten Mannes Blick? Daß in einem Auge so viel glimmen kann, hatte sie nicht für möglich gehalten ... War das Haß? Aber wie sollte er seine Anne hassen. War das Gram? Aber welche Gründe hatte er, seine Anne so gramvoll anzusehen?

Zum erstenmal kam ihr der Angstgedanke, daß es um seinen Verstand gefährlich stehe. Ihr wurde ganz kalt. Sie entfärbte sich. Und der fürchterliche Blick ruhte noch immer auf ihr.

Sie nahm sich zusammen. Er sollte ihren Schreck nicht merken.

„Na, dann nickst du vielleicht so im Stuhl ein bißchen, und ich will Mutter in der Küche helfen," sagte sie und ging zögernd hinaus.

„Ja, die Sünde schreiet gegen den Tag, und ihr Antlitz trägt die Male ihrer Schuld," sprach der Mann halblaut vor sich hin.

Die Zeit verrann, der Nachmittag rückte vor.

Draußen hinter der Wohnstubenthür standen die Frauen, und bemüht, selbst ihren Atem anzuhalten, horchten sie. Drinnen klang gleichmäßig murmelnd eine tiefe, rauhe Stimme. Er las. Sie wagten nicht, ihn zu unterbrechen, und sahen sich in Aengsten an.

Da wurde die Hausthür aufgeklinkt, und Schröder setzte tappend seinen Stock sich voraus auf die roten Ziegelsteine des Flures.

„Gott — Schröder!"

Wie erleichtert sagten es beide Frauen.

Anne flüsterte ihm flink ins Ohr, daß ihr ihr Mann nicht gefiele. Er sähe schrecklich aus. Und noch nie, nie sei er unfreundlich gewesen. Diesen Mittag zuerst. Das sei ein Zeichen! Und sein Auge habe solchen Ausdruck ...

„Nu — nu — nu," machte Schröder beruhigend.

Er war ja da! Dann war ja alles gut.

Vor seiner Einsicht und seinem Rat würde wohl alles glatt werden. Und da er sich nicht vor Zernitz fürchtete, machte er ohne weiteres die Stubenthür auf. Hinter ihm, mit ängstlich gespannten Gesichtern, folgten die Frauen.

Zernitz saß noch, wie er gesessen, da Anne ihn vor drei Stunden verließ. Nun hob er das Haupt. Aufgestört, erwachend sah er die drei an, fast als kenne er sie nicht.

„Gooden Dag ok," sagte Schröder. „Ich höre eben, daß meinen Animus da 'n richtigen

Rüker aufgehabt hat und daß hier noch kein Kaffee getrunken is. Madam Tosahl, Sie haben mir auch vorgeahnt und gewartet. Sie macht ihm prima, deine Schwiegermutter. Na, Zernitz, sonst gut zu Wege?"

Mit dieser jovialen und unbefangenen Einleitung glaubte Schröder ein Meisterstück zu begehen. Sein Blick ruhte dabei scharf auf dem Jugendgenossen. Er stellte bei sich fest, daß derselbe miserabel aussähe. Aber nur die armen Frauensleute nicht ängstigen!

Er blinkte Anne beruhigend, beinahe leichtsinnig zu. Wirklich schien es, als nähme der Mann sich gewaltsam zusammen.

„Setz dich, Schröder," sagte er.

„Mit deine Permischon."

Schröder ließ sich gewichtig in der Sofaecke nieder. Er pries es bei sich als ein ungemeines Glück, daß er gekommen sei. Nachher mußte sich eine Gelegenheit bieten, mit den Frauen gründlich zu beraten. Bei Zernitz stimmte was nicht. Das war klar. ‚Ihm sticht was in die Glieder,' dachte er, ‚das is dja so klar, as Peter Moor sien Drang.'

Zernitz sprach nicht weiter. Er legte die Bibel auf das Fensterbrett, zwischen die Geraniumstöcke.

Auch Schröder saß schweigend.

Die Frauen trugen den Kaffee herbei und bedienten die Männer.

Frau Tosahl und Schröder wechselten fortwährend bedeutungsvolle Blicke. Anne trat einmal leise an den Stuhl ihres Mannes und streichelte ihm die Wange. Er schien es nicht zu bemerken. Er allein schien auch die Stummheit der drei nicht zu empfinden.

Der Pendel im Regulator tickte hart und laut.

Man hörte die Schritte der vereinzelt dicht am Fenster Vorübergehenden. Es gab auch immer einen leisen Schatten, wenn draußen einer vorbeikam.

Tieftönig schlug es nun fünf.

Und immer noch Schweigen im Zimmer.

Endlich fing die alte Frau mit Schröder ein nebensächliches Gespräch an. Schröder erzählte die überflüssigsten Geschichten von seinen Nachbarn aus dem Kattundruckergang. Frau Tosahl that, als sei es sehr wichtig. Dazwischen seufzten sie beide.

Anne hatte eine Handarbeit genommen und saß am andern Fenster, ihrem Mann gerade gegenüber. Manchmal sah sie ihn sorgenvoll an. Er aber starrte immer vor sich hin. So wurde es gegen sieben.

Mit einemmal erhob sich der Mann, so jäh, daß es schien, als stoße er mit seiner Riesengestalt bis oben an die Decke.

„Ich will noch einen Weg machen," sagte er.

„Aber ... es ist bald sieben ... halb acht essen wir doch," stotterte Anne.

„Wartet nicht."

Er nahm seine Mütze vom Nagel am Thürpfosten und ging hinaus.

Sogleich fing Anne an zu weinen.

„Man ruhig, man ruhig," mahnte Schröder, „man bloß immer Pomade — mit die Aufgeregtheit lockt man keinen Hund vor'n Ofen."

„Wenn wir zum Doktor schicken?" meinte die Mutter mit verängstetem Gesicht.

Ach, sie hatten es zu gut gehabt seit bald anderthalb Jahren. Immer hatte es ihr geahnt, daß das Unglück wiederkomme.

„'n Doktor?" sagte Schröder, „da hören ümmer zwei zu: einer, der was verschreibt, un denn de annere, der sik wat verschreiben lätt! Glauben Sie, daß Sie ihm dazu kriegen, sich untersuchen zu lassen?"

Nein, leider nein. Dazu gehörte wohl viel Ueberredungskunst.

Schröder, der sie sich noch mehr zutraute als den Frauen, versprach hierzubleiben und auf seinen alten Zernitz einzureden. In dem Zustand konnte der doch nicht fahren. Das war klar. Und morgen früh sollte die Bretterladung aufgenommen werden, und dann weg nach Mölln? Nein. Aber die Frauen sollten doch nur ruhig sein. Er, Schröder, er vermochte was über Zernitz. Anne sollte ihm nur haarklein alles erzählen, was sie so an ihrem Manne beobachtet.

Während die drei im kleinen Hause sich so berieten, die Herzen voll Trauer und Sorge, schritt der Mann planlos ins Freie.

Die Anwesenheit der drei im Zimmer hatte ihn so qualvoll im Denken gestört.

Und er mußte denken ... immer denken ...

Er schritt über die Dankwärtsbrücke, die zu den Wallanlagen vor der Stadt den Weg schlägt. Viele Menschen kamen ihm entgegen. Frauen, die Kinderwagen vor sich herschoben und an deren Röcken noch kleine Kinder hingen. Denen waren die Füßchen schon schwer und müde. Mit klammernden Fingern hielten sie Mutters Rockzipfel und ließen sich halb weiterziehen.

Eine Schar halbwüchsiger Mädchen, von ihrer Lehrerin geleitet, kam paarweise daher.

Dazwischen erschienen Arbeitergestalten, sie kamen vom Bahnhof, der weiterhin sich zwischen die Wälle schob.

Die Sonne stand schon tief. Zwischen den Aesten und den dichten Buschgruppen auf den hohen Wallanlagen glomm ein roter Schein. Der Himmel war ganz von stillen, leichten, grauen Wolken bedeckt. Durch die schwüle Schwere der Luft strich kein erquickendes Abendlüftchen. Es war, als verharre die Natur in Unbeweglichkeit.

Der groß und stetig ausschreitende Mann sah nichts um sich her und über sich.

Er dachte ... dachte ...

Die Sonne sank. Es wurde düster, und auf dem Wall, wo der Mann immer hin und her ging, ward es ganz einsam. Schwärzliches Dunkel lagerte schon über den Gebüschen. Indem das Licht vom Himmel entwich, schien er selbst hoch und höher empor zu weichen.

Die Unendlichkeit der Nacht that sich auf. Und mit einemmal stand der Mann still. Durch

seine wuchtige Gestalt ging es wie ein Schreck. Er hob das Angesicht und schaute empor in die dunkle Unermeßlichkeit der Höhe. In das wirre, quälende Durcheinander seiner Gedanken war wie der Blitz das Licht einer Erkenntnis gefahren.

Wie sagte doch der Herr?

„Mein ist die Rache. Ich will vergelten."

Aber nicht stand geschrieben, daß eines Menschen Sohn dem Herrn sein Recht, zu richten und zu rächen, vorweg nehmen solle!

Ein böses, triumphierendes Lächeln ging über des Mannes Gesicht.

Er hatte erkannt, daß sein Feind gar kein Recht hatte, sein Feind zu sein. Und er hielt gleichsam Gott eine Rede. Wie, der Allmächtige würde sich doch nicht nehmen lassen, was ihm allein zustand? Das wäre nicht richtig von Gott. Denn ihrer sind viele, die immer sein Walten bezweifeln!

Wenn Gott ihm dann nicht verziehen hatte, oder noch nicht verzeihen wollte, so stellte er sich hiermit seinem Zorn anheim. Gott sollte ihn mit Krankheit schlagen. Mit Armut. Einen zweiten Hiob aus ihm machen. Ihn samt seinem Schiff untergehen lassen. Hier stand er ... bereit, alles in Demut hinzunehmen.

Aber nur von Gott!

Nichts von diesem Menschen, den er so gierig haßte, wie er dessen Mutter einst geliebt.

Der war auch nur ein Sünder, gleich ihm selbst. Einer von denen, von welchen die Schrift sagt: Und wie mag ein Mensch gerecht sein vor Gott?

Und einer, der nicht mehr war als er selbst, der da sündigte, wo auch er einst gesündigt, der sollte Rächer sein dürfen?

Wie dann, wenn der junge Mensch ihn auch haßte? — so, gerade so, wie er einst dessen Vater gehaßt ...

Todesgrauen packte ihn! Wenn jener nach seinem Leben trachtete ... so wie er selbst einst nach einem andern Leben ...

Eine wahnsinnige Furcht erfaßte ihn. Wenn man ihn hinterrücks überfiel? Aus der Welt brachte? Wenn er von hinnen mußte ohne die Gewißheit, ob ihm vergeben sei ...

Er schritt hastig aus, immer hastiger. Schon war er auf der Brücke.

Der Laternenschein fiel rötlich trübe auf die Flut.

Was war das? Wie sah das aus?

Waren die sieben Engel herabgekommen mit den sieben Schalen des göttlichen Zornes? „Und der dritte Engel goß aus seine Schale in die Wasserströme. Und es ward Blut."

Blank und dunkel und schwer flutete es dahin unter dem Brückenbogen ...

Der Mann ging schneller. Er hatte große Eile.

Die Eile des Fliehenden? Die Eile des Henkers?

An der Uferstraße brannten nur wenig Laternen. Auf die Stelle, wo die „Johanna" vertäut lag, fiel nur noch ein letztes Schimmern. Alles war ruhig ringsum. Aus den Fenstern der Häuser glomm still das Licht des Friedens.

Als der Mann seinen Fuß auf den Rand des Kahnes setzte, bewegte sich drinnen etwas. Es war der Hund. Er hatte irgendwo zusammengerollt geschlafen und wedelte nun in stummer Freude seinem Herrn entgegen.

An Bord war alles ruhig.

Der Mann tastete in seiner Tasche nach den Schlüsseln der Kajüten. Er zündete sich in der großen sorgsam die Laterne an. Dann ging er, das baumelnde Lichtlein in der Hand, in die andre Kajüte. Der hin und her schwankende Schein fiel über seine Füße und auf den Hund, der hart hinter den Hacken seines Herrn diesem folgte.

Die Thür zur vorderen Kajüte, wo der Knecht hauste, war durch eine Eisenstange mit Hängeschloß verwahrt. Tjark hatte seinen Schlüssel, aber auch sein Herr besaß einen.

Es rasselte hart durch die Dunkelheit, als der Mann die Eisenstange wegnahm. Sie entfiel seinen bebenden Händen.

Er trat ein. Trotzdem der Raum ja von außen verrammelt gewesen, hatte er die sinnlose Meinung, der, den er suchte, müsse hier drinnen sein. Als er ihn nicht sah, packte ihn ein andrer Gedanke.

Wenn Anne, sein Weib, diesen Mittag hier gewesen, so fand er vielleicht ihre Spuren ... Ein abgerissenes Schürzenband ... Vielleicht ein blondes Haar auf den Kissen ...

Er leuchtete umher. Vor Furcht, etwas zu finden, keuchte ihm die Brust.

Phylax stand verwundert.

Plötzlich schlug er an.

Gleich danach sagte eine Stimme:

„Na ... dies ..."

Der junge Mensch war erstaunt und geärgert, seinen Herrn vorzufinden, wie der seine Kajüte durchstöberte. Das paßte ihm denn doch nicht ...

„Was is los?" fragte er, noch auf dem Rande des Kahnes stehend.

Keine Antwort.

Es stieg ihm zu Kopf. Aber er hatte sich's mal zugeschworen, mit dem Alten nie Streit zu machen. Von dem mußte man eben die Verrücktheiten bei dem hohen Lohn mit in den Kauf nehmen.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen, pfiff sich eins und ging hinter die Kajüte in den leeren Kahn. Hier lehnte er sich gegen den niedergelegten Mast, der das Fahrzeug der Länge nach in zwei Raumeshälften teilte.

Lange würde der Alte ja wohl nicht mehr in der Kajüte herumrumoren. Zu finden war da nichts. Zwar war gestern abend seine Mike heimlich und in aller Unschuld bei ihm gewesen, um sich einmal anzusehen, wie es sich denn auf so einem Schiff wohne. Aber den Besuch konnte der Alte doch den vier Wänden der Kajüte nicht mehr ansehen, wenn nicht etwa die Mike aus ihrer lockeren schwarzen Mähne, an welcher er sie gern zauste, eine Haarnadel verloren hatte.

Bei der Vorstellung und was der fromme Alte dazu sagen würde, lachte Tjark vergnügt in sich hinein. Er hörte den Schiffer aus der Kajüte steigen. Dann wurde es so still — auffallend still.

Ihm schien, als näherten sich schleichende Schritte. Noch ehe er sich umwenden konnte, fühlte er zwei würgende Hände an seinem Hals.

Blitzschnell drehte er sich herum. Ein stummes, wildes Ringen begann. Aber dann, als der Junge einen Herzschlag lang von dem Gefühl entsetzt war, die Wucht des Riesen könne ihn doch erdrücken, schrie er.

„Hilfe — Hilfe" — scholl es durch die Abendstille.

Und ein wütendes, rasendes Hundegebell überkläffte die Menschenstimme.

Die schrie lauter.

„Hilfe! — Hilfe!" ...

Und alle Thüren und Fenster öffneten sich ...

Zugleich aber siegte die zähe Beweglichkeit des Jungen über die zerbrechende Kraft des Alten ...

Ein Drängen ... ein Keuchen ... dann ein schwerer Fall ... und ein Aufrauschen des stillen Wassers ...

Die am Ufer schrieen.

Männer stürzten in den Kahn ...

Da stand der junge Mensch, keuchend, mit beiden Fäusten den Kahnrand packend, den Oberleib weit vornüber geneigt, mit stieren Augen in das schwarze Wasser blickend.

„Schnell ..." stieß er hervor ... „retten ... er ist drin ... er wollte mich würgen ... er ... Hilfe ..."

Sie griffen nach Stangen und senkten sie ins Wasser. Zugleich aber sprang schon der junge Mensch dem Alten nach ...

Vom Ufer stiegen ihrer zwei, drei in das Wasser, das hier einen kurzen Saum entlang nur wenige Fuß tief war.

„Licht!" schrieen viele Stimmen.

Aus den Häusern wurden Lampen herbeigetragen. Von hocherhobenen Händen gehalten, leuchteten sie still auf all die gespannten, erschreckten Gesichter.

Da teilte sich die Menge.

Anne kam dahergestürzt. Ihre Mutter folgte ihr.

„Seine Frau ..." murmelten die Umstehenden.

Schröder kam herangehumpelt.

Er war mit den Frauen hinten, im abgeschlossenen Gärtchen gewesen. Sie saßen da bedrückten Gemütes zusammen und hörten nichts, bis Zollkontrolleurs oben aus den Fenstern herunterriefen, es scheine ein Unglück vorgefallen zu sein.

Anne stand mit gefalteten Händen, zitternd, von der Mutter gehalten ... Ein dumpfes Schweigen legte sich über die kleine Menschenansammlung. Man hörte deutlich das Aufrauschen des Wassers, das Plätschern der Stangen und die Worte, welche sich die im Wasser und vom Kahn aus Arbeitenden zuriefen.

Tjark und ein andrer Mann tauchten wiederholt. Der Grund wurde zwei Schritt vom Ufer sofort von erheblicher Tiefe. Es war nicht zu begreifen ... der Mann konnte doch schwimmen ... und er kam nicht in die Höhe? ... Es schien ja fast unmöglich, daß er hier, neben den Planken seines Schiffes, ertrinken könne ...

Minuten rannen.

Da ein Ruf und ein Hasten ...

Stricke wurden geworfen, Stangen gereicht ...

Und dann rauschte es herauf — schwer und groß, und rinnende Wasser flossen von dem gewaltigen Körper ...

Man trug ihn, hob ihn ... Noch eine Minute ...

Da lag er, lang, bleiern ... furchtbar anzusehen im ungewissen Licht ...

Sein grauer Haarschopf hing ihm schräg über die Stirn und deckte das linke Auge. Das andre starrte gläsern zum schwarzen Himmel empor.

Aufjammernd warf Anne sich über den Mann.

„Zum Arzt!" schrie jemand.

„Macht Wiederbelebungsversuche!" ein andrer.

„Holt die Polizei!" ein dritter.

„Ja — ja."

Und ein paar Menschen liefen davon.

Der Zollkontrolleur aber, der im Kreise stand, sagte flüsternd, daß Zernitz wohl vom Schlage gerührt worden sei, im Augenblick, wo er ins Wasser stürzte. Sonst sei es ja gar nicht möglich gewesen, daß er in den wenigen Sekunden ertrunken sei, auch wäre er wohl als tüchtiger Schwimmer gleich von selbst hochgekommen.

Und in der Kajüte, wo Tjark sich trocken anzog, weil er es eilig hatte und sich gleich bei der Polizei selbst melden wollte, sprachen sie mit dem jungen Menschen davon, daß es schon lang offenkundig gewesen, wie es mit Zernitz' Verstand stand.

Anne aber weinte herzbrechend. Der arme, arme Mann. Und er hatte den Tod so gefürchtet. Und nun konnte sie ihm nie, nie mehr zeigen, wie dankbar sie ihm war! Nie mehr für ihn sorgen, der ihr nur Güte erwiesen! Nie ihn hegen und pflegen mit kindlichem Sinn! O, wie gut war er zu ihr und ihrer Mutter gewesen ... Sie hätte ihm bis an sein Lebensende zeigen mögen, daß sie sein Vertrauen und seine Güte verdiene. Aber spät sollte das Lebensende kommen und selig sollte es sein ... nicht so ... nicht so ... Und zu den Füßen des Toten winselte der Hund und mischte seine Töne in das laute Weinen der Frau.

Neben dem Toten, an der andern Seite, stand der alte Schröder. Sein Stock war ihm entfallen. Er hielt seine Mütze in gefalteten Händen vor seinem Kinn. Dicke Thränen liefen ihm über das Gesicht.

„Lieber Gott," betete er still, „sei seiner Seele gnädig, wie du es ümmer alle Schiffers bist."

Und dann sah er auf den stillen Mann herab. „Mien oll goode Zernitz," murmelte er aufschluchzend.

Anne weinte lauter. Da löste sich aus dem Kreise der erschütterten Zuschauer ein junger Mann. In seinen warmen, braunen Augen standen Thränen, und er war sehr blaß.

Er näherte sich Anne. Er neigte sich zu ihr herab und versuchte sie emporzuheben. Mit sanftem Zwange richtete er sie auf.

Und schweigend, voll Ehrfurcht führte er sie hinweg von dem Toten.



Aufn. von Hofphot. Heuschkel, Schwerin i. M.

Grossherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin.

Grossherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin.

Für die Bewohner des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin ist der 9. April ein bedeutungsvoller Tag. Mit diesem übernimmt der junge Großherzog Friedrich Franz IV. selbständig die Regierung seines Landes, die bisher unter der Regentschaft seines Oheims, des Herzogs Johann Albrecht, stand. Der junge Großherzog wurde am 9. April 1882 als Sohn des am 10. April 1897 in Cannes verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz III. aus dessen Ehe mit der Großfürstin Anastasia von Rußland geboren. Aus dieser Ehe stammen noch zwei weitere Kinder: die Herzogin Cecilie zu Mecklenburg und die Herzogin Alexandrine, jetzige Gemahlin des Prinzen Christian von Dänemark. Den größten Teil seiner ersten Kindheit verlebte der Prinz im warmen Süden, da der Vater an einem Brustübel litt, das ihn nötigte, das südliche Klima dem des rauhen Nordens vorzuziehen. Später besuchte der Großherzog das Vitzthumsche Gymnasium, wo er sich als fleißiger und begabter Schüler die besondere Hochachtung seiner Lehrer, sowie durch sein liebenswürdiges Wesen die Zuneigung seiner Mitschüler erwarb. Die beiden letzten Jahre verbrachte er auf der Universität Bonn. Hier bereitete er sich durch emsiges Studieren auf sein verantwortungsreiches Amt weiter vor, und als er die Universität verließ, waren der Rektor und die Professoren voll des Lobes über ihren fürstlichen Schüler.





Abschied von Bäregg und dem Grindelwaldthal.

Die Jungfrau.

Von

R. v. Lendenfeld.

(Aufnahmen von Gebrüder Wehrli in Kilchberg-Zürich.)

Die Faltung der Gesteinsschichten, welche die Bildung solcher Gebirge wie unsre Alpen veranlaßt, schreitet von einem sich senkenden Zentrum wellengleich nach außen fort, wobei immer weitere Teile der Erdrinde erfaßt und emporgefaltet werden. Erreicht diese fortschreitende Bewegung eine Gegend (Stück der Erdrinde), welche der Faltung größeren Widerstand entgegensetzt, so wird an dem inneren, dem Bewegungszentrum zugekehrten Rande der widerstandsfähigeren Scholle eine Stauung eintreten. Das daranstoßende, leichter bewegliche Terrain wird hier höher und komplizierter gefaltet und über den Rand der unbeweglichen Scholle geschoben werden. An einer solchen Stelle muß eine bedeutendere Gebirgsmasse zu stande kommen, welche aus Falten besteht, die groß, kompliziert und nach außen über die unbewegliche Scholle gelegt oder geschoben sind.

Der zwischen Bern und dem Bodensee gelegene Teil der Schweiz scheint eine solche widerstandsfähigere Scholle zu sein: an ihrem südlichen, etwa der Linie Gutannen-Kandersteg entsprechenden Rande brach sich jene von dem Senkungsfelde der norditalienischen Tiefebene ausgehende Faltung, die unsre Alpen aufgetürmt hat. Die südlich von jener Linie gelegenen Terrainteile wurden in großartigem Maßstabe emporgefaltet und über den Rand der widerstrebenden Scholle hinaufgeschoben. Es entstand eine Gebirgsmasse, welche nach Süden gegen das Bewegungszentrum sanft nach Norden, gegen die überschobene Scholle aber sehr steil abdachte: das Finsteraarmassiv.

Es ist anzunehmen, daß diese Gebirgsmasse bei Beginn ihrer Entstehung zu unterst aus Gneis und alten Schiefern bestand, auf denen jüngere Sedimente, namentlich Kalksteine der Juraformation, Kreidebildungen und tertiäre Schichten ruhten.

Während die Gebirgsmasse emporgefaltet wurde, was natürlich sehr langsam geschah, wurden die oberflächlichen Teile derselben von den Temperaturschwankungen gelockert und von Lawinen, Gletschern, Bächen und Flüssen fortgeschafft. Von dem mittleren Teile derselben ist heute bereits die ganze

Decke jüngeren Gesteins (Jurakalk, Kreide und so weiter) abgetragen, und es sind hier der Gneis und die alten Schiefer bloßgelegt; ganz aus solchen bestehen das Aletschhorn, Finsteraarhorn und Schreckhorn. Am Nordrande des Gebirges aber, wo die widerstehende Scholle überschoben und mehrere übereinanderliegende flache Falten gebildet wurden, haben sich die jüngeren Schichten, namentlich der Jurakalk in sehr bedeutender Mächtigkeit erhalten. Einer Brüstung gleich bekleiden diese Kalkmassen den Nordabfall des Finsteraarmassivs, und sie entsenden Zungen nach Süden in die Urgebirgsmasse hinein, welche infolge der hier stattgehabten Ueberfaltung und Ueberschiebung zwischen die Urgebirgsmassen, die ursprünglich ihre Unterlage bildeten, eingeklemmt wurden.

Der Kalk setzt der Abtragung durch die Atmosphärilien einen großen Widerstand entgegen. Das fließende Wasser wirkt hauptsächlich an den unteren Teilen der Berghänge abtragend, weil hier seine Masse um ein vielfaches größer als in den oberen Teilen ist. Im Verein mit der Widerstandsfähigkeit des Kalkes führt das dazu, daß kalkige Bergabhänge sehr steil, ja häufig senkrecht werden. Dementsprechend hat auch jene nördliche Kalkmauer des Finsteraarmassivs eine sehr bedeutende Steilheit erlangt. An den Wetterhörnern und am Eiger reicht der Kalk ganz bis zur Höhe hinauf. Am Mönch und an der Jungfrau dagegen bestehen die oberen 800 bis 900 Meter des Nordabsturzes aus Gneis, der hier über dem viel jüngeren Jurakalk nach Norden hinausgefaltet worden ist und — an der Jungfrau — auch noch eine schmale Bank von Kalk eingeklemmt hat. Dieser Nordabhang des Finsteraarmassivs ist gegen drei Kilometer hoch. Er und die drei Gipfel der Jungfrau, des Mönch und des Eiger, welche ihn krönen, bilden den Glanzpunkt der Rundschau aller Aussichtspunkte der Mittel- und Nordschweiz.

Der höchste von jenen drei Gipfeln ist die 4167 Meter hohe Jungfrau. Sie steht ganz am Rande der Gebirgsmasse. Steil fällt von ihrem Gipfel das Terrain dreieinhalb Kilometer tief nach Westen zum Lauterbrunnenthal und zweieindrittel Kilometer nach Norden zur Wengernalp ab, während die Abdachung nach Südosten eine viel sanftere ist. Der höchste Gipfel (4167 Meter) erscheint als eine meridional verlaufende Firnschneide, welche nach Süden zum Rotthalsattel (3857 Meter) und nach Norden zu einem nördlichen Vorgipfel (4060 Meter) hinabzieht. Nach Nordwesten erstreckt sich vom Jungfraugipfel ein nicht allzusteiles Schneefeld, der Hochfirn, bis zu dem oberen Rande jener gewaltigen, über 1000 Meter hohen Felswände, die den Rotthalgletscher im Nordosten einfassen. Im Südwesten reicht dieser, hier etwa 1300 Meter hohe Absturz bis dicht an den höchsten Punkt heran. Nach Osten stürzt der Jungfraugipfel mit einer nur 400 Meter hohen Felswand zum Jungfraufirn ab, welcher in sanfter Neigung nach Südosten zieht, um, mit dem Ewigschnee- und Großen



Schreckhorn und Grindelwald-Eismeer.



Unteres und oberes Mönchsjoch.

des Rotthalsattels über einen kleinen, westlichen Grat zu erreichen, und 1885 fand von Almen einen andern direkten Aufstieg aus dem Rotthale.

Der leichteste Zugang zur Spitze ist jener von Meyer senior 1811 oder Meyer junior 1812 eröffnete vom Jungfraufirn zum Rotthalsattel und über den Südgrat zur Spitze. Den Jungfraufirn selbst kann man von Süden (Rhonethal, Eggishorn, Konkordiahütte) aus über den Aletschgletscher oder von Norden (Grindelwald)

Aletsch-Firn sich vereinigend, den Aletschgletscher, den größten Eisstrom unsrer Alpen, zu bilden. Von dem erwähnten nördlichen Vorgipfel der Jungfrau stürzen steile Felswände nach Nordwesten zum Gießengletscher ab.

Im Jahre 1811 sollen die Herren J. R. und H. Meyer die Jungfrau von Südosten aus über den Aletschgletscher, den Jungfraufirn, den Rotthalsattel und den Südgrat erstiegen haben. Es ist jedoch zweifelhaft, ob sie den Gipfel wirklich erreicht haben. Sicher ist, daß die Jungfrau — auf dem angegebenen Wege von Südosten her — am 3. September 1812 von Gottlieb Meyer, dem Sohne eines der oben genannten, erstiegen wurde. 1862 erstieg Thioly den Jungfraugipfel vom Jungfraufirn direkt über den Ostabsturz. 1864 erreichten Stephen, Macdonald, Crawford und Greve die Spitze von Lauterbrunnen im Westen aus über den Rotthalgletscher, den Rotthalsattel und den Südgrat. 1865 führten Young und George die erste Ersteigung der Jungfrau von Norden (Wengernalp) über den Guggigletscher und den Nordgrat aus. 1881 gelang es Dübi, die Spitze vom Rotthale im Westen aus direkt, ohne Berührung

aus über den Unteren Grindelwaldgletscher, den Grindelwalder Fieschergletscher, die Berglihütte und die beiden Mönchjoche erreichen. Der erstere von diesen beiden Wegen ist der bequemere, der zweite aber der interessantere und häufiger begangene.

An zwei Stellen hat das sich bewegende Wasser Breschen in die nördliche Mauer des Finsteraarmassivs gelegt. Tiefe Breschen erscheinen als gewaltige Felsenthore, durch welche die Zungen des Oberen und des Unteren Grindelwaldgletschers in



Auf dem Gipfel.

die weite Mulde von Grindelwald hinabziehen. Durch die westlichere von diesen, die zwischen dem Mettenberg und dem Eiger liegt, führt unser Weg von Grindelwald (1041 Meter) aus am rechten (östlichen) Ufer des Unteren Grindelwaldgletschers hinauf. Diesem folgend, erreichen wir die Alpenwirtschaft am Bäregg (1641 Meter) und gehen von hier über die durch Stiegen gangbar gemachte steile Bergwand zum Gletscher hinab, überschreiten ihn schief nach links aufwärts und gewinnen den jenseitigen Abhang des Kalliberges. Dieser ist zwar ziemlich steil, aber in den unteren Partien mit Gras und Alpenblumen dicht bewachsen. 1600 Meter geht es nun in westlicher Richtung empor bis zur die Schründe zu umgehen, beziehungsweise auf Schneebrücken zu überschreiten. Wir erreichen den Bergschrund, einen kolossalen, unter dem Berglifelsen hinziehenden Querspalt, der nur an wenigen Stellen von Lawinenresten überbrückt ist, übersteigen ihn und gehen über den jenseitigen steilen Eishang und die Felsen zur Hütte hinauf, in der wir die Nacht zubringen wollen. Der Aufenthalt in dieser Hütte ist nichts weniger als gemütlich; der Innenraum ist klein und kalt, und sie steht so hart am Abgrunde, daß man sich an das Seil binden muß, wenn man des Nachts vor die Hütte treten will.

Vor dem Aufbruche am nächsten Morgen seilen wir uns an und gehen hinauf zu einer Firn-



Abstieg durch das Eislabyrinth der Viescherwand.

Höhe der oberen Stufe des Grindelwalder Fischerfirns, der von Westen her dem Unteren Grindelwaldgletscher zuströmt. Nun wird der Südabhang des Berges nach links hin durchquert — an einer etwas schwierigen Stelle, dem Kallitritte, ist eine Leiter angebracht — und so das Eis wieder gewonnen. Fast eben geht es über dieses eine kurze Strecke hin, dann beginnt der Anstieg über den steilen, sehr stark zerklüfteten Firnhang, welcher nach Westen gegen den Mönch-Eiger-Kamm emporzieht.

Hoch oben unterbricht ein Felsen diesen Eishang, und auf diesem steht in einer Höhe von 3299 Metern die Berglihütte, unser Nachtquartier. Indem wir der Spur folgen, welche frühere Partien im Schnee zurückgelassen haben, gelingt es uns, schneide, die in südlicher Richtung zum Hauptkamme der Gebirgsmasse emporzieht. Dieser nach links folgend, erreichen wir den Hauptkamm — es ist die Hauptwasserscheide Europas zwischen Nordsee und Mittelmeer — im Unteren Mönchjoche (3630 Meter). Von hier geht es über eine gar nicht hohe, aber ziemlich steile Eiswand nach Süden hinab zum Ewigschneefirn, der mittleren der Firnquellen des großen Aletschgletschers.

Wir überqueren die kleine Nordwestecke dieses Firnfeldes in südwestlicher Richtung und steigen jenseits zu dem Oberen Mönchjoche (3618 Meter) empor, einer Einsattlung in jenem Kamme, der, den Ewigschnee- vom Jungfraufirn trennend, in südwestlicher Richtung vom Mönch zum Trugberg herabzieht. Von hier aus gewinnen wir einen



Blick vom Obern Mönchsjoch auf die Jungfrau.

herrlichen Ausblick auf den Ostabsturz der Jungfrau, die sich gerade vor uns im Südwesten aus der weiten, flachen Mulde des Jungfraufirns erhebt. Links vom Gipfel sehen wir den Rotthalsattel, unser nächstes Ziel, und wir erkennen die zahlreichen Schründe, die den zu diesem Sattel emporziehenden Firnhang durchsetzen.

Besonders auffallend sind zwei gewaltige, quer durch die Eiswand hinziehende Bergschründe. Um den Spalten einigermaßen auszuweichen, halten wir uns etwas links und überschreiten den Jungfraufirn in der Richtung auf das im Süden des Sattels aufragende Rotthalhorn. So erreichen wir den jenseitigen Firnhang links unter dem Sattel und steigen nun schief nach rechts zu diesem empor. Eistrümmer, die von oben herabgestürzt sind, haben die Bergschründe teilweise verschlossen; diese als Brücke über die Spalten benutzend und durch den obersten Eishang hinauf Stufen schlagend, erreichen wir den Sattel.

Ein ziemlich steiler Grat führt von hier in nordwestlicher Richtung zum Jungfraugipfel hinauf. Rechts setzt er mit steilen Felswänden zum Jungfraufirn, links mit gewaltigen, zum Teil überhängenden, mit Fransen von riesigen Eiszapfen besetzten Platten zu dem 1000 Meter tiefer liegenden Rotthalgletscher ab. Der Grat selbst ist größtenteils überfirnt, über denselben ansteigend gewinnt man ohne Schwierigkeit den Gipfel.

Charakteristisch für die Rundschau ist der Gegensatz zwischen dem Ausblicke auf das Tiefland im Nordwesten und die vergletscherten Hochgebirge im Südwesten, Süden und Osten.

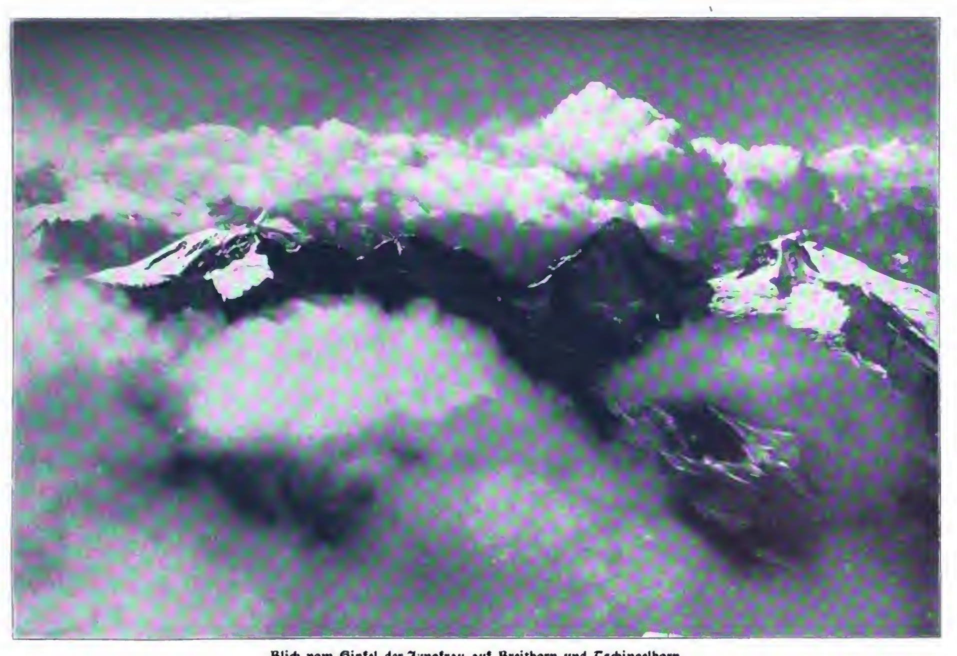
In goldigbraunen Dunst gehüllt liegt vor uns die große Depression der Nordwestschweiz mit ihren Städten und Seen. Ungehemmt schweift der Blick darüber hinaus bis zum Jura und Schwarzwald. So hoch stehen wir über dem Berglande der Freiburger, Emmenthaler und Schwyzer Alpen, das sich diesseits jener Senkung erhebt, daß die einzelnen Anhöhen, Pilatus, Rigi und so weiter, höchst unbedeutend erscheinen und kaum zu erkennen sind.

Gewaltig ist der Blick hinab in den dunkeln, von dem Silberfaden der Weißen Lütschine durchzogenen, dreieinhalb Kilometer unter uns liegenden Boden des Lauterbrunnenthales im Westen. Im Südwesten und Süden stehen in langen Reihen die Hochgipfel der Monterosa- und Montblancgruppe. Nach Südwesten zieht der Aletschgletscher in sanften Wellen zu Thal, und über seine Firnfelder erheben sich die herrlichen Gipfel des Aletschhorns im Süden und des Finsteraarhorns im Osten.

Wenn wir das Relief des großen Finsteraarmassivs, an dessen Nordwestrand wir stehen, genauer betrachtet und den Eindruck dieser herrlichen Hochgebirgslandschaft in uns aufgenommen haben, und wenn wir dann wieder hinausblicken nach Nordwesten über das zu unsern Füßen ausgebreitete Land, so fühlen wir deutlich, daß diese gewaltige Bergmasse von Süden her über das nördliche Land hinaufgeschoben, beziehungsweise hinübergefaltet sein muß, — ein Gefühl, das unvergleichlich direkter und überzeugender als all die Schlüsse, die wir vorhin aus dem Studium der geologischen Verhältnisse gezogen haben, auf den Geist einwirkt.



Seilen auf der Platte, oberes Kalli.



Blick vom Gipfel der Jungfrau auf Breithorn und Tschingelhorn.



Die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Beleuchtung.

Von
Franz Bendt.

Während der beiden letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts erschienen in der Beleuchtungsbranche hervorragende Neuerungen, die auf vielen Gebieten der Technik revolutionäre Umwandlungen veranlaßten. Vorzüglich durch Edisons Bemühungen war es gelungen, im elektrischen Glühlichte ein Beleuchtungsmittel zu schaffen, das das damals alleinherrschende Gaslicht nach jeder Richtung schlug und das nicht mit Unrecht als ein ideales Verfahren gepriesen wurde. Das elektrische Glühlicht erscheint uns auch jetzt noch als der vornehmste Lichtquell, und unter allen Lampen und Kerzen, die die Technik schuf, entspricht es allein den hygienischen Forderungen der modernen Zeit.

Die Erfolge des genialen Amerikaners waren um so blendender, als bis dahin die Gastechniker sich nur mit einer gewissen Gemächlichkeit ihren Arbeiten gewidmet hatten. Die Konkurrenz, die ihnen in der jungen Elektrotechnik erwuchs, zwang sie zur äußersten Anstrengung. Es gelang ihnen auch früher, als man es vermutet hatte, den wunden Punkt in der Erfindung Edisons klarzulegen und mit kühnem Handstreiche das verlorene Gebiet wieder zu erobern. Das elektrische Glühlicht erwies sich für das bürgerliche Haus zu teuer. Im Auerschen Gasglühlicht entstand ihm ein Rivale, der den höchsten Forderungen entsprach und sein Licht zu billigem Preise leuchten ließ. Ist es doch bei richtiger Einstellung der Gaszufuhr so wohlfeil wie die Petroleumlampe.

Jedem Einsichtigen war es dennoch klar, daß man es im Auerschen Gasglühlicht nur mit einem Interregnum zu thun haben könnte, und daß früher oder später die Elektricität auch auf diesem Gebiete als Sieger hervorgehen müsse. Die Aufgabe, mit der sich die Elektrotechniker seitdem am meisten beschäftigt haben, bestand in der Konstruktion billiger elektrischer Lampen. Solche ist jetzt gelungen, und gegenwärtig erscheinen drei elektrische Lampen auf dem Markt, denen von seiten der Kenner das Prädikat vorzüglich beigelegt wird.

Die ältere elektrische Glühlampe besteht bekanntlich aus einer luftentleerten Glasbirne, in der sich ein dünner Kohlenfaden befindet; sendet man durch ihn einen elektrischen Strom, der sich unter hohem Druck befindet, dann leuchtet er in schönem weißen Lichte. Der elektrische Strom wird also in Licht verwandelt. Je höher der Druck ist, unter dem die Elektricität wirkt, um so geringer ist auch der Stromverbrauch. Neue physikalische Untersuchungen haben nun gezeigt, daß der Elektricitätsdruck in den alten Lampen eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, weil sonst der Kohlenfaden zerfällt. Das ist der wunde Punkt in der Edisonschen Glühlampe; sie kann die Spannung nicht ertragen, welche eine wirtschaftliche Ausnutzung erfordert.

Ein großer Fortschritt wurde vor etwa zwei Jahren durch die Untersuchungen des Professors Walter Nernst in Göttingen erzielt. Er führte den fast paradoxen Nachweis, daß die sogenannten Nichtleiter, die Körper also, die der Elektricität im kalten Zustande den Weg verlegen, bei genügender Erhitzung sich in vorzügliche Elektricitätsleiter verwandeln lassen. Solche Körper, die sogenannten Nernstschen Glühkörper, sind zum Beispiel das Porzellan und die „seltenen Erden“, die in der Beleuchtungstechnik bereits früher eine große Rolle gespielt haben.

Walter Nernst setzte sich dann zur Ausgestaltung seiner Entdeckung mit der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft in Berlin in Verbindung, und im Augenblick, wo wir dieses schreiben, hat die Massenfabrikation der Nernst-Lampe begonnen.

Die Nernst-Lampe besteht im wesentlichen aus einem stäbchenförmigen Nichtleiter, um welchen in weiten Windungen eine Platinspirale gewickelt ist. Zu beiden führen die stromleitenden Drähte. Beginnt der Strom zu fließen, dann durchdringt er zunächst die Metallspirale und versetzt sie in weiße Glut. Die nahe große Wärme verwandelt in wenigen Sekunden den Nernst-Körper in einen guten Leiter, und die ganze Elektricitätsmenge vermag ihn mit hoher Gewalt zu durchdringen und sich in vorteilhaftester Weise in Licht umzuwandeln. In diesem Augenblick schaltet sich vermittelst eines kleinen Elektromagneten die als Wärmequelle dienende Platinspirale aus dem Stromkreis aus. Neben dieser automatisch wirkenden Lampe hat Nernst noch eine einfachere Kombination konstruiert. Sie besteht nur aus dem Glühkörper und wird durch ein Streichholz oder eine Spirituslampe vorgewärmt. Beide Lampen pflegt man in offene Mattglasglocken einzuschließen, um sie vor Luftberegungen zu schützen. Der Nernst-Körper verbrennt nicht in der Luft und bedarf daher keiner luftentleerten Glasbirne, wie sie die Edison-Lampe besitzt.

Die Vorteile der Nernst-Lampe lassen sich am besten durch einen Versuch illustrieren. In den Direktionsräumen der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft zu Berlin befinden sich an einer Wand eine Edison- und eine Nernst-Lampe, welche in den gleichen Stromkreis eingeschlossen sind. An beiden ist zugleich ein Meßapparat eingefügt, um die verbrauchte Strommenge ermitteln zu können. Beginnt der Strom sein Spiel, dann verfließen zunächst etwa zehn bis fünfzehn Sekunden, bis die Nernst-Lampe, wegen der Vorwärmung, dieselbe Helligkeit wie ihre ältere Schwester, die Edison-Lampe, erreicht hat. Dann aber bemerkt man, wie im weiteren der Zeiger der Edison-Lampe mit großer Geschwindigkeit dahineilt, während die Meßvorrichtung der neuen Lampe sich nur gemächlich bethätigt. In der That gebraucht die Nernst-Lampe zur Erzeugung gleicher Helligkeit nur die halbe Strommenge wie die Lampe des Amerikaners. Ihr Licht ist ein sehr angenehmes; es gleicht von allen künstlichen Lichtarten am meisten dem Tageslichte.

Die neue Nernst-Lampe muß als der gefährlichste Rivale der Auerschen Gasglühlampe betrachtet werden. Es ist daher nicht uninteressant, daß Dr. Auer von Welsbach der Gefahr, die seiner Erfindung droht, mit der Konstruktion einer neuen, eigenartig gedachten elektrischen Glühlampe zu begegnen versucht.

Die Erfahrungen auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik haben gezeigt, daß eine Lichtquelle

im Durchschnitt um so wirtschaftlicher arbeitet, je höher ihre Temperatur ist. Dr. Auer sagte sich also, daß er eine wirtschaftliche Lampe am besten dadurch erzielen würde, wenn es ihm gelingen sollte, das der Wärme am meisten widerstehende Metall in Fadenform herzustellen. Es würde dann nur nötig sein, einen solchen Metallfaden an Stelle des Kohlenfadens in die Birne der Edison-Lampe einzufügen.

Von allen Metallen, die unsre Erde birgt, vermag das Osmium die höchsten Temperaturen zu ertragen. Es ist zugleich eines der schwersten Elemente und findet sich fast immer in Gesellschaft des allbekannten hochgeschätzten Platins. Man rechnet es daher zur Gruppe der Platinmetalle. Die Verwendung des Osmiums zum Glühfaden war aber nicht unmittelbar durchzuführen, weil sich dieses Metall in der Natur nur als klein-krystallinisches Pulver vorfindet oder im schwammartigen Zustande erscheint. Zunächst hatte hier der Chemiker zu sprechen. Nach umständlichen Experimentaluntersuchungen ist es dem Wiener Gelehrten gelungen, dem Osmium die neue gewünschte Form zu erteilen.

Der wirtschaftliche Vorteil der Osmiumlampe besteht also darin, daß sie bei der gleichen Stromstärke eine größere Lichtfülle spenden kann als die Kohlenfadenlampe, und daß ihre Lebensdauer bedeutend größer ist. Die Versuche, die im Laboratorium der Oesterreichischen Gasglühlicht- und Elektrischen Gesellschaft angestellt wurden, haben die Lebensdauer der Osmiumlampe zu etwa 700 bis 1200 Brennstunden ergeben. Der Widerstand, den der Osmiumfaden dem Durchgange des elektrischen Stromes entgegensetzt, ist etwa um das Vierfache geringer als bei den bisher gebrauchten elektrischen Glühlampen. Um die neue Auer-Lampe innerhalb der bereits bestehenden Stromanlagen verwenden zu können, ist es daher notwendig, immer vier Lampen hintereinander zu schalten. Das läßt sich aber leicht und ohne alle technischen Schwierigkeiten ausführen. Eine vergleichende Betrachtung der Osmium- und der Kohlenfadenlampe zeigte eine Ersparnis von 60 Prozent für die erstere. Ich habe verschiedentlich den Versuchen mit Osmiumlampen beigewohnt und konnte feststellen, daß sie ein bei weitem weißeres Licht als die Kohlenfadenlampen geben und sich durch eine außerordentlich geringe Wärmestrahlung auszeichnen.

Bekanntlich war es zuerst das elektrische Bogenlicht, das vor fast einem Jahrhundert das Publikum für die Wunder der elektrischen Naturkraft gewann. Daß es nicht in der Weise sich einführte wie später das Glühlicht, lag an seiner nicht angenehmen bläulichen Färbung und in der Unmöglichkeit, Lampen für kleinere Lichtstärken bauen zu können. Es hat deshalb nur für die Beleuchtung großer Plätze, Hallen, Straßen und so weiter Verwendung gefunden. Diese Beschränkung ist zu bedauern, weil das elektrische Bogenlicht den billigsten Lichtquell darbietet, über den man überhaupt verfügt.

Auch auf diesem Gebiete stehen jetzt hervorragende Verbesserungen bevor. Durch den Ingenieur Ewald Rasch sind kürzlich die Kohlenstäbe der elektrischen Bogenlampe durch jene unverbrennlichen Stoffe ersetzt worden, die in der Nernst-Lampe und im Auerschen Strumpf sich in unerwartet günstiger Weise bethätigt haben. Rasch verwendet Stäbe aus den Oxyden der seltenen Erden, aus Magnesia, Kalk und ähnlichen Stoffen.

Wie wir uns von der Nernst-Lampe her erinnern, sind diese Körper elektrische Nichtleiter, und sie müssen, um leitungsfähig zu werden, durch Vorwärmung eine höhere Temperatur empfangen. In den Bogenlampen ist die Vorwärmung sehr einfach auszuführen, weil hier bereits eine Regliervorrichtung vorhanden sein muß. Rasch hat neben die beiden unverbrennbaren Stäbe zwei Kohlenstäbe zur Vorwärmung der Bogenlampe eingefügt. In der Nernst-Lampe konnte man die vortrefflichen Eigenschaften der neuen Glühkörper nicht vollkommen ausnutzen, weil die Fassung der Lampe der hohen Temperatur nicht zu widerstehen vermag. Ganz anders ist es in der neuen Bogenlampe. In ihr erglühen nur die Spitzen der Stäbe, die den Lichtbogen erzeugen, und hier kann deshalb die höchste Temperatur ohne Gefahr Verwendung finden. Thatsächlich wirken denn auch in der Raschschen Bogenlampe die Wärmemengen, die an unsern irdischen Substanzen überhaupt zu erzielen sind: Temperaturen von 3000 bis 4000 Grad Celsius. Dadurch werden Energiemengen von ganz unerhörter Gewalt frei; das veranlaßt schon an sich sonnenartige Lichtströmungen.

In vortrefflicher Weise kann die Farbe des Raschschen Bogenlichtes durch die Stäbe beeinflußt werden, zwischen denen der Bogen sich bildet. So besitzt zum Beispiel eine Bogenlampe, deren Stäbe aus Magnesia oder Zirkon bestehen, einen Lichtbogen von sonnenweißer Färbung, der gegenüber dem violetten Kohlenbogenlicht auf das Auge wohlthuend wirkt und dem Sonnenlicht im Tone gleichkommt. Man hat es überhaupt völlig in der Hand, durch Wahl geeigneter Stoffe ein Licht zu erzeugen, dessen Färbung sich den jeweiligen dekorativen Zwecken anpaßt. In der Rasch-Lampe sind die Mängel der älteren Bogenlampe überwunden, ja man darf vielleicht sagen, in ihr ist das Ideal der modernen Lampe erreicht. Sie kann in wirtschaftlicher Weise für jede Lichtstärke, auch für die kleinste, wie sie das Haus erheischt, gebaut werden, und ihr Grundton entspricht der Farbe des Tagesgestirns.

Eine Uebersicht über die Leistungen der gebräuchlichsten neueren Lichtquellen mag diese Betrachtungen schließen. Die Arbeitseinheit, die der Elektrotechniker bei dem Stromverbrauch zu Grunde legt, bezeichnet er bekanntlich als das Watt. Mittels eines Watt wird nun in der älteren Edison-Lampe eine Lichtfülle von $^1/_3$ Kerzen, beim Nernst-Licht von $^2/_3$ Kerzen, beim alten Bogenlicht von 2 und beim Raschschen Bogenlicht von fast 4 Kerzen erzeugt. Das ist übrigens nahezu die höchste Lichtausbeute, die man überhaupt mit dem elektrischen Strom erzielen kann, wie neuere wissenschaftliche Untersuchungen gelehrt haben.

Neben den großen wirtschaftlichen Vorteilen, welche die neue Technik bringt, erfüllt sie uns auch mit einer gewissen idealen Befriedigung. Die Erfindungen sind nicht mehr, wie einst, Kinder des Zufalls, die fast ohne unser Zuthun ins Leben traten, sondern unmittelbare Folgerungen aus den physikalischen Gesetzen. Das beweisen auch wiederum die geschilderten Neuerungen auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens.

Das Schiff der deutschen Südpolar-Expedition.

Schon früher haben wir die große wissenschaftliche und nationale Bedeutung der deutschen Südpolar-Expedition eingehend gewürdigt. Es handelt sich darum, einen Erdraum von der doppelten Ausdehnung Europas zu durchforschen. Für den 1. August dieses Jahres ist die Abfahrt in Aussicht genommen. Heute bieten wir unsern Lesern eine Abbildung des Schiffes, dessen Stapellauf auf Anfang April festgesetzt war. Es sollten sich dann Probefahrten anschließen. Das auf den Howaldts-Werken erbaute Schiff ist ein starker, festgegliederter Holzbau. Dieses Material hat sich zur Fahrt im Eise am besten bewährt; außerdem erforderten die magnetischen Arbeiten thunlichste Vermeidung von Eisen und Stahl. Das als Dreimastschoner getakelte Schiff ist durch starke innere Abstützung und dreifache Beplankung mit Eichen-, Pitchpine- und Greenheartholz gegen die Eispressungen besonders widerstandsfähig gemacht. Die Form des Schiffes ist nicht so abgeschrägt wie bei Nansens „Fram", wird aber gegen die Wellen größeren Widerstand leisten. Die Abmessungen sind folgende: größte Länge 51,25 Meter, Länge zwischen den Loten 46, größte Breite 11,10, Breite auf den Spanten 10,7, Tiefgang 4,8 Meter bei einer Wasserverdrängung von rund 1450 Tonnen. Die Dicke der Schiffswand beträgt 3/4 Meter. Ausflußrohre und Fenster sind vermieden; für gute Luft sorgen Ventilatoren. Das Schiff ist mit elektrischem Licht und Dampfheizung ausgestattet. Um die Fortbewegung nicht vom Winde abhängig zu machen, ist eine dreifache Expansionsmaschine mit Oberflächenkondensation vorgesehen; sie gewährt dem Schiff eine Geschwindigkeit von 7 Knoten (Seemeilen) in der Stunde. Das Fahrzeug besitzt außer dem Maschinenapparat unter andern auch eine Trinkwasserdestilliervorrichtung. Die Besatzung wird 32 Personen umfassen: 5 wissenschaftliche Mitglieder, 5 Schiffsoffiziere, 20 Mannschaften, die zugleich verschiedenartige Handwerker sind, einen Koch und einen Kellner. Die behaglichen Wohn- und Gesellschaftsräume liegen im Zwischendeck. Natürlich sind besondere wissenschaftlich-technische Arbeitsräume geschaffen. Der Großraum des Fahrzeuges dient als Kohlenbunker. Unter der Back werden 50 Ziehhunde untergebracht. Mitgeführt werden außer fünf gewöhnlichen Booten auch ein aus Eichenholz gebautes Naphthaboot, ein Fesselballon nebst den zur Füllung nötigen Stahlcylindern mit Gas, ein von Acetylen beleuchteter Scheinwerfer und eine Windmühle, die, wenn die Kessel nicht unter Dampf sind, zum Antrieb der Dynamomaschine verwandt werden soll. Der Führer der Expedition ist Professor Dr. Erich von Drygaski-Berlin (zugleich physischer Geograph). Ihm stehen vier andre wissenschaftliche Mitglieder zur Seite: Privatdozent Dr. Ernst Vanhöffen-Kiel (Zoolog und Botaniker), Dr. Hans Gazert-München (Arzt und Bakteriologe), Dr. Emil Philippi-Berlin (Geologe und Chemiker) und Dr. Friedrich Bidlingmaier aus Laufen in Württemberg (Erdmagnetiker und Meteorologe). Als nautischer Führer ist der erprobte Kapitän Hans Ruser von der Hamburg-Amerika-Linie gewählt. R. A.



Das Schiff der deutschen Südpolar-Expedition.

Ein künstlerischer Bismarckschild.

Der Bildhauer Professor Christoph Roth in München hat unlängst einen Bismarckschild von hervorragendem künstlerischen Werte vollendet. Auf den ersten Blick erkennt man, daß der Kopf des großen Kanzlers, der als Hauptstück das Mittelfeld ziert, nach dem Leben modelliert ist. In der That war Professor Roth der erste Bildhauer, dem es vergönnt wurde, den Kopf Bismarcks im Reichskanzlerpalais zu Berlin nach der Natur abformen zu dürfen. Baron Lothar von Faber hatte nämlich bei dem Künstler eine Büste des Fürsten für die Stadt Nürnberg bestellt, und diese gelang so vorzüglich, daß der Kanzler selbst sein uneingeschränktes Gefallen darüber äußerte und der genannte Besteller ihm eine Kopie in Marmor zum Geschenk machte. Ein drittes Exemplar der Marmorbüste kaufte jüngst die Kreisstadt Plauen i. V. für ein daselbst zu begründendes städtisches Museum an. Nach dem Originalgipsmodell nun ist auch der Kopf unsers Schildes geformt. Es sind an ihm zunächst die Maße und die Formen vollkommen authentisch, wie sich dies erwarten ließ von einem Künstler, der zugleich als ausgezeichneter Anatom durch seine entsprechenden Werke für Künstler überall da bekannt ist, wo man in menschlichen Körperformen plastisch arbeitet. Leider beginnt in neuerer Zeit die Treue der künstlerischen Nachbildung des Bismarckkopfes zu verblassen und ein mehr allgemeiner Kopftypus sich einzubürgern, dem man eine oberflächliche Schablonisierung anmerkt. Der Kopf Bismarcks von Roth dagegen ist echt und persönlich in jedem für die Charakteristik bedeutsamen Zuge.

Die Randverzierung des Schildes enthält folgende sinnbildliche Darstellungen: oben die sitzende Germania im Strahlenschein eines für sie neuanbrechenden Tages, ihr zu Füßen der sich spreizende deutsche Reichsadler mit dem zuckenden Blitzbündel in seinen Krallen; links die Siegesgöttin, welche mit ihrer Begleiterin der Germania huldigend die Kaiserkrone anbietet, darunter ein ins Horn stoßender, seinen Sieg über den erlegten Gallier verkündender Germane mit dem Adlerfeldzeichen in der Rechten, das er dem Gallier entrissen hat. Rechts zwei einen gefallenen Jüngling nach Walhall bringende Walküren, darunter ein zweiter, mit einem Gallier noch im Kampfe begriffener Germane. Unten sieht man den an den Felsen geschmiedeten Loki, den Geist der Lüge und Falschheit. Die von den Kronen als der höchsten Macht zusammengehaltenen Speere sind das bekannte Sinnbild der Einigkeit und Stärke. Der Orden des goldenen Vließes rechtfertigt sich durch seinen Wahlspruch: Pretium laborum non vile (der Mühen Preis ist kein geringer). Schließlich gewahren wir links und rechts das Wegekraut als das Wappen Bismarcks, durch dessen Zweizahl auch zugleich auf Bismarcks beide Söhne hingedeutet wird.

Fürst Bismarck bequemte sich bekanntlich ungern dazu, einem Künstler zur Abformung seines Bildnisses stand zu halten, und wenn es geschah, mußte sich der Maler oder Bildhauer mit flüchtigen Momenten begnügen. Eine Ausnahme machte er mit Christoph Roth, worüber uns der Künstler selbst berichtet: „Als ich 1885 beauftragt wurde, die Büste des Reichskanzlers zu modellieren, gestattete mir der Fürst, dieselbe in seinem Palais auszuführen, und gewährte mir elf Sitzungen. Ich modellierte die Büste im Vorraume der Arbeitszimmer des Fürsten und sah dabei alle die vielen, die amtlich mit ihm zu thun hatten. Es war ein interessantes Getriebe. Kaum hatte ich meine Vorbereitungen getroffen, so kam der Fürst zu mir heraus in den Vorsaal, versicherte mir aber, daß er nur fünf Minuten Zeit habe, und blieb gleich stehen. Dies war die erste „Sitzung". Dann kamen mehrere von sieben bis zehn Minuten Dauer. Zur letzten Sitzung gewährte mir der Fürst eine Viertelstunde. Während dieser Zeit wurde der französische Botschafter gemeldet. Der Fürst ließ ihm aber sagen, er möge sich noch zehn Minuten gedulden, da er dem Künstler diese Zeit zur Sitzung versprochen habe. Fürst Bismarck stand mir in voller Uniform, mit den Schriftstücken unter dem Arme, mit denen er sich sofort in den Reichstag begeben wollte, wie dies übrigens auch bei den meisten der früheren Sitzungen der Fall gewesen war. Nachdem die Büste bereits einigermaßen ähnlich war, beugte sich der Fürst einmal zu ihr herab, und indem er sie betrachtete, sagte er: ‚Ganz richtig, die eine Stirnseite ist etwas schiefer als die andre; ich sehe dies immer beim Rasieren. Am Ende bin ich doch „schief gewickelt"', fügte er lachend hinzu. Ein andermal, als der Fürst die Büste schon sehr ähnlich fand, äußerte er: ‚Die sollte man nun fleischfarben anmalen, dann könnte sie meinen Geburtstag aushalten statt meiner.' Und wieder ein andres Mal, wo er mir nur eine kurze Sitzung gönnte, weil er es sehr eilig hatte, sagte er: ‚So, jetzt muß ich in den Reichstag, die Parlamentstiger warten schon auf mich!' Als der Fürst einmal mit den Fingern an dem Thon herumtastete und mir seine schöngeformte Hand auffiel, äußerte er launig: ‚Ja, das ist aber auch das einzige Schöne, was ich an mir habe!' Als ich später bei Ausführung der Büste die Narbe auf seiner linken Wange erwähnte, meinte er: ‚Ja, das gilt nicht, die ist von der abgebrochenen Klinge meines Gegners.' Darauf erzählte er unter herzlichem Lachen, wie er zu diesem ‚Schmiß' gekommen sei, und fügte hinzu: ‚Ein junger Mediziner, der kein Blut sehen konnte, kam absichtlich immer zu den Mensuren, um sich an den Anblick zu gewöhnen. Nachdem ich die Verwundung erhalten hatte, betrachtete er mich aufmerksam, und als er sah, daß mir die Zunge aus der Wange herauskam, fiel er in Ohnmacht. Ich hatte nämlich mit der Zunge nach der Wunde gefühlt, wie tief sie wohl sei, und dabei kam die Zunge aus der Wange heraus.' So erklärt sich also die Narbe auf der linken Wange des großen Kanzlers."

Robert Wirth.





Bismarckschild. Von Professor Christoph Roth.



Inneres des Nürnberger Bratwurstglöckleins.

Das Bratwurstglöcklein zu Nürnberg.

(Mit zwei Abbildungen.)

Das Alter von fünfhundert Jahren erreicht zu haben, kann sich das Bratwurstglöcklein in Nürnberg rühmen. Vorzüglich — das muß ihm der Neid lassen — hat es sich konserviert, denn daß es, wie des Haltes bedürftig, mit krummer Bedachung sich an die alte Moritzkapelle anlehnt, rührt wohl nur von der früheren Bauweise her. Gar köstliche Gelasse birgt das unscheinbare Häuschen: die von der Straße zugängliche originelle Küche mit ihrem feuersprühenden Rostbratherde und zwei mit dieser verbundene Gastzimmer. Das größere davon, ein niedriger, schmaler Raum, ist geradezu ein antikes Schatzkästlein. An den holzgetäfelten Wänden und auf Borden allerlei alte Bilder, Figuren, Gefäße und Teller, die Decke gleichfalls aus dunkelm Holze und in der Ecke der trauliche graue Kachelofen mit seiner verführerischen Ofenbank. Nur wenig Licht lassen die mit Glasmalereien geschmückten, bleiverglasten Fenster in das dämmerige Gemach fallen, dessen Gemütlichkeit noch durch sein Mobiliar, an den Wänden sich hinziehende Bänke, altväterische hölzerne Tische und Stühle, erhöht wird. Illustre Gäste schon haben sich's hier wohl sein lassen: Albrecht Dürer, Willibald Pirckheimer, Peter Vischer, Adam Kraft, Veit Stoß, Hans Sachs und andre berühmte Söhne Alt-Nürnbergs. Carmen Sylva, des Bratwurstglöckleins königliche Freundin, die diesem ihr mit Namensunterschrift und Widmung versehenes Bild verehrte, ruft in Bezug auf jene erlauchten Geister am 9. Juli 1883 in einem selbstgeschriebenen Gedichte aus:

„Ich las, was allhier geschrieben stund,
Und weil ich die Herrn nit finden kunnt,
So hab' ich auf ihrem Platze gesessen,
In ihrem Geiste mich satt gegessen."

Dieses eingerahmte Poem bildet mit dem erwähnten Porträt den Stolz des Glöckleins. Namenseinzeichnungen andrer Fürstlichkeiten sind dorten weiter ausgestellt. Zu all den idealen Reizen des Bratwurstglöckleins gesellen sich die nicht zu verachtenden materiellen in Gestalt jener klein winzigen Bratwürstchen, die, umgeben von Sauerkraut, Kartoffelsalat oder Meerrettich in des Wortes ureigenster Bedeutung köstliche Bissen darstellen. Ihrer habhaft zu werden, wetteifert mit den Einheimischen die Legion der Nürnberg besuchenden Fremden aller Nationalitäten.

Sofie Frank.

Hartherzige Wohlthäter.

Ein Beitrag zur Psychologie des Amerikanertums.

Jüngst starb ein amerikanischer Erzmillionär, der Fleischerkönig P. D. Armour. Ueber das Leben dieses merkwürdigen Mannes ist in deutschen Landen viel geschrieben und viel gelesen worden, denn unser Publikum fühlt sich mächtig angezogen von der echt modernen Romantik des Lebenslaufes jener Großspekulanten, die innerhalb weniger Jahre den Aufstieg vom armen „boy“ zum fünfzig- und hundertfachen Millionär zurücklegen. Es ist auch recht so, daß die Biographien jener Großmeister des Gelderwerbes eifrig gelesen werden, denn zumeist kann man viel gute Dinge daraus lernen und erfahren: Sparsamkeit, Nüchternheit, Thatkraft, Zähigkeit, unbeugsamen Lebensmut und eine ganz besondere Art des Wohlthuns.

Ueber diesen letzten Punkt mögen hier ein paar Worte gesagt sein, denn es giebt nichts, was die Sinnesart und den Nationalcharakter des modernen Amerikanertums treffender kennzeichnet, nichts, was diese Eisen- und Stahlnaturen schärfer illustriert, als die merkwürdige Richtung, in welcher sich ihre Wohlthätigkeit bewegt. Hartherzige Wohlthäter, — in dieser Antithese spricht sich die Natur ihrer praktischen Nächstenliebe aus. Sie thun Gutes, sehr viel, unendlich viel Gutes, aber es ist keine weichherzige Charitas, die an die Kranken, Siechen, Elenden, Verkommenen, Untergegangenen dächte; der Amerikaner wendet seine Liebe den Gesunden und Hoffnungsvollen, den Entwicklungsfähigen, Starken und Vielversprechenden zu.

Armour, der große Fleischer, spendete gleich den meisten seiner Landsleute, die es zu gigantischen Reichtümern gebracht haben, enorme Summen für Erziehungsanstalten, so wie andre Millionäre öffentliche Bibliotheken, Volksmuseen, Turnhallen und dergleichen gründeten. „Ich gebe nichts,“ sagte er, „für die alten Sünder, die es zu nichts brachten; aber auf die Kinder muß alle Sorgfalt verwendet werden, um sie in die rechten Bahnen zu lenken. Aus dem alten Manne macht man nichts, aus dem Kinde alles ...“ Die lebende und strebende Menschheit, das Werdende und sich Entwickelnde ist es, dem diese Kraftmenschen ihre werkthätigen Sympathien schenken, nicht das Welke, Absterbende, das bestenfalls nur noch sein nacktes Dasein fortfristen kann.

Das sehen wir nicht bloß bei den Amerikanern von jenseits des Meeres, sondern auch bei den, wenn man so sagen darf, europäischen Amerikanern, bei jenen Europäern, welche die amerikanischen Charakterzüge der eisernen Energie, Ausdauer und Geschäftstüchtigkeit aufweisen. Als Alfred Nobel zu Ende des Jahres 1896 in San Remo starb, hinterließ er ein Vermögen von 50 Millionen Franken, dessen Ertrag er öffentlichen Zwecken gewidmet hat. Aber man hätte in seinem Testamente vergebens nach einem Vermächtnisse für Hospitäler, Siechenhäuser, Irren- oder Blindenanstalten, Versorgungsheime und Greisenasyle gesucht; der ganze Nabob-Schatz war bestimmt für die Belohnung und Förderung wissenschaftlicher Forschung, litterarischer Werke von hoher, idealer Tendenz, praktischer Erfolge im Dienste der Friedensbewegung. Wieder also Wohlwollen für das Gesunde und Entwicklungsfähige, Gleichgültigkeit gegen das Schwache,



Das Nürnberger Bratwurstglöcklein.

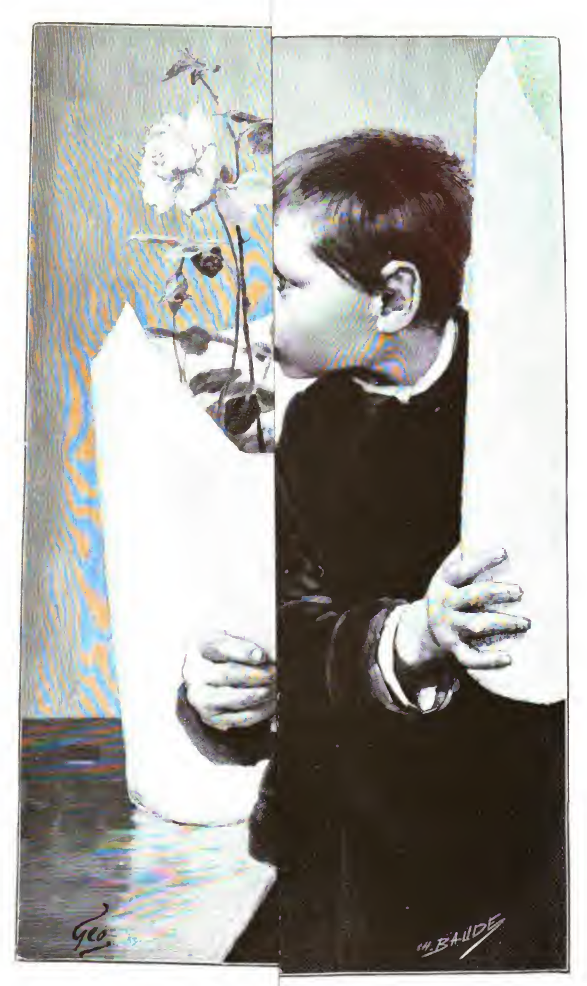
das nichts mehr verspricht: hartherzige Wohlthätigkeit!

Lange bevor Nietzsche seine mitleidsfeindlichen Gedanken in die Welt hinausgerufen, haben die Amerikaner sie in ihrer Art praktisch bethätigt. Keine Theoreme schwebten ihnen hierbei vor, keine Vorstellungen von einer herrlichen Despotie des Uebermenschen über die Masse der Vielzuvielen — nein, die einfache und nüchterne Erwägung, daß man seinem Volke und der Gesellschaft einen besseren Dienst erweist, wenn man für eine hoffnungsvolle Zukunft, als wenn man für eine absterbende und untaugliche Gegenwart sorgt. Noch mehr: die amerikanische Wohlthätigkeitspraxis, die an Nietzschesche Gedankengänge zu erinnern scheint, steht thatsächlich im schroffsten Gegensatze zu ihnen. Für Nietzsche ist die übergroße Mehrheit der Menschen eine schwerfällige, minderwertige, blöde Masse, die ihre Funktion erfüllt hat, wenn sie den wenigen überlebensgroßen Individualitäten als eine Art Dünger dient. Der amerikanische Wohlthäter großen Stiles hingegen thut alles, um aus der Jugend seiner Nation zahlreiche starke, selbständige, impulsive Naturen hervorgehen zu lassen, indem er ihr in überreichem Maße alle Möglichkeiten reichster geistiger und körperlicher Ausbildung erschließt. Der Amerikaner will nicht eine Handvoll Kraftmenschen, die himmelhoch über der dumpfen und stumpfen Masse thronen, er will vielmehr dem Uebermenschentum dadurch vorbeugen, daß möglichst zahlreiche Individualitäten herangebildet werden, die selbst sich dem Uebermenschentum nähern.

Wir besitzen eine Art von Kanon oder Katechismus dieser amerikanischen Nächstenliebe: er stammt von Andrew Carnegie und ist auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Der Name Carnegie ist diesseits des Atlantischen Oceans wohlbekannt. Carnegie ist, wie so viele nordamerikanische Erzmillionäre, Schotte von Geburt und gegenwärtig Besitzer der größten Eisen- und Stahlwalzwerke Amerikas. In seinem Geburtsorte Dunfermline und in Edinburgh, sowie in Pittsburgh, dem Sitze seiner Werke, hat er mit den großartigsten Mitteln (40 000 Dollars, 250 000 Dollars und 500 000 Dollars) Volksbibliotheken gegründet; damit ist aber nur ein kleiner Bruchteil seiner Wohlthaten erwähnt. Am 17. März dieses Jahres brachten die Blätter eine Sensationsdepesche aus New York, wonach Carnegie soeben die Gesamtsumme von 11,2 Millionen Dollars für seine Arbeiter, für öffentliche Büchereien in New York und St. Louis gewidmet hat. Daß dieser Carnegie kein sentimentales Weichherz ist, hat er anläßlich des blutigen Streiks auf den Pittsburgher Werken dargethan, wo er die von ihm geworbenen Privatpolizisten, die „Pinkertons", den gewaltthätigen Streikern förmliche Schlachten liefern ließ, bei denen es reichlich Tote und Verwundete absetzte. Da haben wir den rechten Amerikaner: ein großmütiger Wohlthäter seiner Arbeiter, aber unbeugsam bis zur Grausamkeit, wo es die Wahrung seiner Rechte gilt.

Andrew Carnegie nun ist es, der über „die Pflichten des Reichtums" ein lesenswertes Büchlein geschrieben hat. Auch dieser Besitzer ungezählter Millionen ist ein „hartherziger" Wohlthäter. Als oberster Grundsatz der Mildthätigkeit gilt ihm, solchen zu helfen, die sich selbst helfen können; denen, die sich vervollkommnen und emporbringen wollen, die Mittel hierzu zu bieten; nicht dem einzelnen Almosen zu spenden, die nur höchst selten Gutes wirken, sondern öffentliche Einrichtungen zu fördern, durch welche die sittliche, geistige und körperliche Gesamtlage des Volkes gebessert wird. Der Spende darf niemals ein Eindruck anhaften, der im Empfänger das Gefühl der Armut hervorruft, nicht die unverbesserlich Hilflosen und Mittellosen, sondern die Fleißigen, Ehrgeizigen, Emporstrebenden sind es, denen vor allem geholfen sei — nicht diejenigen, für die alles gethan werden muß, sondern die, welche nur eine bessere intellektuelle Ausbildung brauchen, um sich mit Erfolg vorwärts zu bringen. Als nachahmenswerte Beispiele großartiger Wohlthätigkeit stellt er in diesem Sinne hin: die Gründung einer ganzen Universität nach dem Vorbilde des Senators Stanford, der diesem Zwecke gegen 20 000 000 Dollars gewidmet hat (Leland Stanford Junior University zu Palo alto im Süden von San Francisco); die Ausstattung und Bereicherung bestehender Hochschulen, die Gründung von Freibibliotheken, wofür er besonders die Stiftung des Mr. Pratt in Baltimore (Kostenbetrag 1 000 000 Dollars) als vorbildlich hinstellt, und im Zusammenhange mit Freibibliotheken die Errichtung von Kunstgalerien und Museen, des weitern die Stiftung von Lese-, Lehr- und Vortragssälen und freien technischen Schulen nach dem Beispiele der Cooper-Union, Gründung öffentlicher Parkanlagen (Schenkung eines großen Parkes an die Stadt Pittsburgh seitens der Frau Schenley), Widmung von Hallen zur Veranstaltung öffentlicher Vorträge, Versammlungen und Musikaufführungen (Stiftung des Mr. Springer in Cincinnati), Errichtung von Volksbadeanstalten und so fort.

Es ist von großem Interesse, sich in die Psychologie dieser Art von Mildthätigkeit zu vertiefen. Wenn ich sie „hartherzig" nannte, so war die Lust am Paradoxen dabei ein wenig mit im Spiele, und ich habe mir, der Prägnanz des Ausdruckes zuliebe, eine gelinde Irreführung zu schulden kommen lassen. Sie möge sofort berichtigt sein. Man darf vor allem nicht glauben, daß der amerikanische Wohlthäter großen Stiles der Hilflosen und Schwachen etwa völlig vergäße. Auch Carnegie erwähnt unter den empfehlenswerten Gutthaten die Gründung und Unterstützung von Hospitälern. Aber aus der ganzen Praxis amerikanischer Wohlthätigkeit geht zur Evidenz hervor, daß sie denn doch mit großer Vorliebe zunächst die Gesunden und Entwicklungsfähigen ins Auge faßt, die andern nur in dritter und vierter Linie bedenkt. Des weitern bedarf das Wort „hartherzig" einer gewissen Aufklärung. Es darf nicht für „lieblos" genommen werden. Der Amerikaner ist des Altruismus im besten Sinne des Wortes fähig, aber er ist Geschäftsmann auch in der Mildthätigkeit: das aufgewendete Kapital muß sich ihm verzinsen, verzinsen durch die Förderung und Aufzucht lebensstarker und vielversprechender Menschen. Er giebt nicht gerne à fonds perdu. Seine Art des Wohlthuns entbehrt nicht des großen, universellen Zuges. Wir Europäer helfen mit Vorliebe dem bedürftigen Individuum, der Amerikaner fördert die gesunde Entwicklung der Allgemeinheit. Unsre Liebe wendet sich dem einzelnen zu, seine Liebe dem Volke, der Gesellschaft, der Rasse. Unsre Mildthätigkeit ist sentimental, denn der Anblick des Elends greift uns an das Herz und geht uns an die Nerven, sie ist aus diesem Gesichtspunkte auch egoistischer, weil sie sich von



an Geoffroy

Festgrüsse.

einem niederdrückenden Anblicke befreien will: der Amerikaner ist Prophylaktiker, er bemüht sich lieber, künftigem Elende vorzubeugen, als gegenwärtiges zu lindern. Er folgt hierbei sicherlich auch dem unbewußten Triebe, der in den starken, machtvollen Individualitäten lebt, die sich von allem Faulenden, Welkenden, dem Untergange Geweihten abgestoßen fühlen.

Noch ein Moment muß zur Erklärung der Eigenart des amerikanischen Wohlthuns herangezogen werden: Amerika ist in der Verstaatlichung der öffentlichen Interessen noch lange nicht so weit wie wir. Bei uns haben Staat und Provinz, Land und Kommune sich viel intensiver der öffentlichen Wohlfahrtspflege bemächtigt, als es drüben der Fall ist, und der privaten Initiative auf diesem Gebiete steht deshalb bei uns ein geringerer Spielraum offen als in Amerika. Die Gründung einer öffentlichen Universität zum Beispiel aus privaten Mitteln wäre im Deutschen Reiche oder in Oesterreich im allgemeinen einfach Geldvergeudung, während sie dort einem realen Bedürfnisse entspricht. Unsre Darlegungen bezwecken auch keineswegs eine kritiklose Verherrlichung und Anempfehlung amerikanischer Wohlthätigkeit, die ja größtenteils in der spezifischen Eigenart von Gesellschaft und Verfassung der Vereinigten Staaten wurzelt. Aber manches läßt sich immerhin daraus lernen, manches wäre auch nachzuahmen, unter allen Umständen aber liegt hier ein beachtenswerter Beitrag zur amerikanischen Volkspsychologie und zur Physiognomie der dortigen Gesellschaft vor.

Emil Löbl.



Das neue Kunstgewerbemuseum in Prag

Das neue Kunstgewerbemuseum in Prag.

In Prag wurde das neue Gebäude des kunstgewerblichen Museums eröffnet, in dem die bisher im „Rudolphinum“ untergebracht gewesenen Sammlungen nebst Bibliothek und Vorbildersammlung nunmehr ein eignes Heim besitzen, und das auch entsprechend geräumige Lese- und Vortragsräume enthält, um die vorhandenen Bildungsmittel weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Das Prager kunstgewerbliche Museum, dessen Begründerin die dortige Handels- und Gewerbekammer ist, besteht erst wenige Jahrzehnte und hatte ursprünglich im oben genannten, in den achtziger Jahren erbauten Künstlerhause, von dem wir seinerzeit Abbildung und Beschreibung gebracht haben, Unterkunft gefunden. Die zu diesem Zwecke bewilligten Jahresbeiträge der Handels- und Gewerbekammer, sowie das werkthätige Interesse, das zahlreiche Gönner, insbesondere die „Böhmische Sparkasse“, der Großindustrielle A. von Lanna und andre, an dem Gedeihen des jungen Instituts nahmen, ermöglichten indes eine derartige Vermehrung der Sammlungen, daß die verfügbaren Räume bald nicht mehr genügten und die Errichtung eines eignen Gebäudes sich als dringend notwendig erwies. Mit dem Bau desselben wurde, nachdem der Landtag des Königreichs Böhmen zu dem Zwecke 300000 Gulden gewidmet und auch die Regierung 150000 Gulden bewilligt hatte, begonnen und der-

selbe im Zeitraum von drei Jahren vollendet. Das neue Museum erhebt sich auf einem an den alten Judenfriedhof angrenzenden, allseitig freies Licht gewährenden Platze in der nächsten Nähe des bereits eingangs erwähnten Künstlerhauses „Rudolphinum“, der Kunstgewerbeschule und der Malerakademie. Der Bau wurde im Renaissancestil ausgeführt und erforderte einen Gesamtaufwand von 600 000 Gulden. Das Gebäude hat außer einem Erdgeschoß und einem Hochparterre zwei Stockwerke. Im Erdgeschoß befinden sich neben dem Vestibül ein Saal für Gipsabgüsse, Dienerwohnungen, Depots und eine Buchbinderwerkstätte. Im Hochparterre ist rechts ein Vorlesesaal nebst zwei Sälen für temporäre Ausstellungen, links der Lesesaal mit anstoßender Bibliothek und den Räumen des Bibliothekars. Das erste Stockwerk enthält rechts einen Saal für die Keramik, einen Saal für Glas und einen für edle und unedle Metalle. Links sind in drei Sälen Schmiedearbeiten, kleine Plastik und Möbel untergebracht. Im zweiten Geschoß befinden sich rechts drei Säle für moderne Industrie, links ein Saal für Bücherausstattung und Bucheinbände, nebst zwei Sälen für Textilien. Im Mitteltrakt liegt oberhalb des Vestibüls ein reich ausgestatteter Repräsentationsraum und über diesem im zweiten Stock ein Saal für Sepzialausstellungen. Ueber der Bibliothek befinden sich in einem Mezzaningeschoße die Administrationsräume. Die in geschmackvollen Renaissanceformen durchgebildete Fassade des Gebäudes zeigt in den Bogenzwickeln des Hochparterre plastische Darstellungen jener Zweige des Kunstgewerbes, die im Lande zu besonderer Blüte gelangt sind, in den Zwickeln des ersten Stockwerks sind die Wappen derjenigen Städte Böhmens angebracht, wo die einzelnen Gewerbe hauptsächlich Pflege gefunden haben. Mit dem oben beschriebenen Bau hat der Prager Architekt Professor Joseph Schulz, der Miterbauer des „Rudolphiums“, Erbauer des Landesmuseums für das Königreich Böhmen und so weiter, dem auch der Umbau des Nationaltheaters nach dem Brande, die Herstellung der alten Räume im Palais Waldstein, die der Friedländer einst bewohnte, und andres übertragen worden war, seinen Werken ein neues hinzugefügt. Die figuralen Bildhauerarbeiten der Fassade stammen von den Prager Künstlern Professor Anton Popp und Bildhauer Schnirch.



Herzog Peter von Oldenburg.



Grossfürstin Olga von Russland.

Die Verlobung am russischen Kaiserhofe.

Großfürstin Olga Alexandrowna von Rußland, die jüngste Schwester des Kaisers Nikolaus II., hat sich mit dem Herzog Peter von Oldenburg verlobt. Die Braut erblickte am 13. Juni 1882 in Peterhof das Licht der Welt; der Zar besitzt außer ihr noch zwei Geschwister, die Großfürstin Xenia, seit 1894 mit dem Großfürsten Alexander Michailowitsch vermählt, und den Großfürsten-Thronfolger Michael, der noch unvermählt ist. Der Bräutigam, am 21. November 1868 in St. Petersburg geboren, gehört jenem Zweige des Hauses Oldenburg an, der seit Generationen in enger Verbindung mit dem russischen Kaiserhofe steht. Seine Eltern sind Herzog Alexander, Mitglied des russischen Reichsrates, Generaladjutant des Zaren, und Herzogin Eugenie, geborene Prinzessin von Leuchtenberg.



Siegfried Wagners „Herzog Wildfang“.

Siegfried Wagners „Herzog Wildfang“, der am 24. März in München zur ersten Aufführung gelangte, bedeutet einen musikalischen Fortschritt gegenüber dem vor zwei Jahren mit einmütigem Beifall aufgenommenen „Bärenhäuter“, und wenn die Aufnahme bei allem rauschenden Applaus diesmal keine ungetrübte war, so ist der minder ansprechende Text zumeist dafür verantwortlich zu machen. Siegfried Wagner wandelt auch hier in den Bahnen des volkstümlich gehaltenen, mit Märchenelementen versetzten musikalischen Lustspiels. Die Fabel jedoch wird im „Wildfang“ mehrfach von Nebenmotiven umschlungen, was der Konzentration des Interesses und der straffen Abwicklung der Haupthandlung Eintrag thut. Herzog Ulrich verwundet aus Versehen Osterlind, die Tochter des

Rats Burkhard und giebt, von Liebe zu ihr entbrannt, Krone und Land auf, um nur ihr zu leben. Mit diesem Verzicht schließt der erste Akt, der im Schloßhof einer mitteldeutschen Residenz spielt. Hoftheatermaler Frahm hat die architektonisch reich gegliederten, sehr pittoresk und poetisch komponierten neuen Dekorationen der Münchener Erstaufführung gemalt, deren schönste wir mit der großen Hauptscene des ersten Aktes unsern Lesern vorführen. Sie zeigt Osterlind, verwundet von der Kugel des Herzogs, in der Mitte; neben ihr kniet der besorgte Vater, während die Haushälterin Kuni sie stützt und Leute vom Hof wie Nachbarinnen umherstehen. Der Herzog gewinnt Osterlind für den Plan eines „Liebe-Werbe-Wettrennens“, in dem er sie als Ehepreis zu erringen hofft. Aber er wird überlistet von seinem schlimmen Berater Blank, der selbst um Osterlind freit, doch sie nicht heimführt, weil sein Betrug entdeckt wird und das vielumworbene Mädchen ihre Hand einem aus der Fremde zu ihr heimgekehrten Geliebten reicht, während der Herzog sich seinem Volke weiht, dem er als Herr fortan treulich dienen will. Die Partitur ist reich an fein ziselierten Schönheiten und von großem polyphonem Reiz, und im vokalen Teil sind wahre Perlen lyrischen Gehaltes eingestreut, wie zum Beispiel das Quartett zwischen Osterlind und Rat Blank, Kuni und Junker Kurt im ersten Akt und der Gesang der Liebenden im zweiten Akt, der mit wonnigen Erinnerungen und wehmütigen Klagen Osterlind zur Gegenliebe rührt. Die musikalische Leitung führte Hofkapellmeister Fischer, während Intendant von Possart, der das Werk für die Bühne eingerichtet, seine bewährte Regiekunst in den Dienst der Inscenierung und Einstudierung gestellt hatte, für die keine Mühe und keine Kosten gespart wurden. Für stilechte neue Kostüme des im 18. Jahrhundert spielenden Werkes hatte Professor Flüggen, für die Maschinerie und die Beleuchtungseffekte Meister Lautenschläger gesorgt. Stieß Siegfried Wagners neue Oper in München auf einigen Widerspruch, so fand sie dagegen in Leipzig ungeteilten Beifall.

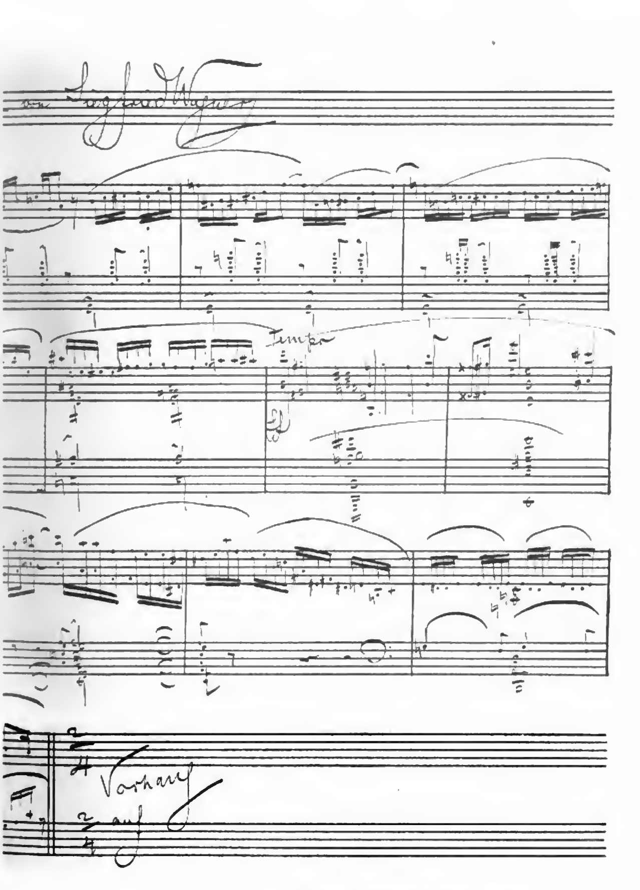


Aufn. von Jaeger & Goergens, München.

Schlussscene des 1. Aktes von Siegfried Wagners „Herzog Wildfang“.



Einleitung I. Akt
stringendo
appassionato



Faksimile der Originalschrift des Dichter-Komponisten.

Pariser Frühjahrsmoden.

(Phot. Reutlinger, Paris.)

Paris, April 1901.

Die letzte Herbstmode hatte eine gute Witterung gehabt, jedenfalls eine bessere, als sie bisher Ihr berühmter Landsmann Falb mit allen seinen subtilen Berechnungen über kritische, unkritische und hochkritische Tage verraten hat. Die Vorliebe für schönes und kostbares Pelzwerk schien anfangs als eine müßige Spielerei aufzutreten, als eine der extravaganten und unkontrollierbaren Launen der Allherrscherin Mode, bis sie sich mehr, als es uns lieb sein konnte, zu einer bitteren Notwendigkeit gestaltete. Und noch immer scheint sich, trotzdem endlich die Tage der Veilchen gekommen sind, der griesgrämige Winter nicht zu einem entschiedenen und endgültigen Rückzuge entschließen zu wollen. Ja, der rauhe Alte mit seiner Pelzkappe und seinem Flockenbart hat offenbar vor, sich noch einmal recht behaglich bei uns zu installieren, um über das ihm zugewiesene Maß eine Nachherrschaft zu begründen, als sei er der natürliche Verbündete oder gar ein stiller Geschäftsteilhaber der Pelz- und Kohlenhändler. Wir haben daher in Paris wieder einmal das gehabt, was man eine Fastensaison nennt, das heißt eine Zeit, in der die Wintermode eine zweite Auflage erlebt. Sonst machte diese sich einigermaßen ausgesprochen nur in den Toiletten für Abendgesellschaften bemerkbar, da der mardi gras allen rauschenden Festlichkeiten und namentlich den Tanzvergnügungen ein Ziel setzt und nach ihm die gesellschaftlichen Zusammenkünfte sich den Charakter von Tischgesellschaften wahren. Für diese werden selbstverständlich die Toiletten einfacher gehalten, wenn bei ihnen auch das ausgeschnittene Kleid seine Stelle behauptet: die Farben treten diskreter auf, und der Ausputz vermeidet das Grelle und Auffallende. In diesem Jahr trug die Fastensaison ein ausgeprägteres Antlitz als sonst; was früher nur für die Gesellschaftstoilette galt, trat jetzt für die Toilette überhaupt in Kraft, die Wintermode behauptete sich in leicht modifizierter Gestalt über ihren eigentlichen Geltungsbereich hinaus: in Stoffen,



Atelier Esther Meyer



Atelier Esther Meyer.

Farben und Formen erhielt sich im wesentlichen das, was für die letztvergangenen Monate maßgebend gewesen war, nur vereinfachte es sich, doch strebte es immerhin nach neuen Kombinationen, wenn diese auch nicht derart waren, daß sie einen bestimmenden Einfluß nach auswärts auszuüben vermocht hätten.

Es mag das der Grund sein, weshalb in diesem Jahre die Frühjahrsmoden sich weniger bestimmt und markant andeuten als in früheren. Im Auslande neigt man wohl der Ansicht zu, der große Schneiderstreik habe seinen Einfluß geltend gemacht, doch ist das keineswegs der Fall, ebensowenig wie in den Mode- und Toilettenfragen der Ausstand der Tüllarbeiter in Havre eine Rolle gespielt hat. Trotz des Schneiderstreiks hat das tailor-made seine Herrschaft behauptet und wird so zuverlässig wie nur irgend etwas auch den Uebergang aus der Frühjahrsmode in die Sommermode mitmachen. Es herrschen daher

nach wie vor die leichten Tuchsorten und die um die Hüften enganliegende Rockform vor. Was die Stoffe anlangt, so haben sich neben den Tuchen die Chiffons gehalten, die wie im vorigen Jahre so auch heuer zu großem Teile der Frühjahrsmode ihre Signatur verleihen. In den Foulards giebt sich eine besondere Vorliebe für die seidenglänzenden, mit bunten Blumenmustern bedruckten zu erkennen, zumal für diejenigen, die auf blumigem Untergrund weiße Spitzenmuster aufweisen, eine Kombination, die ebenso in den verschiedenen Arten von Kattun, Grenadine und Organdie wiederkehrt. Gleich beliebt sind indes auch Stoffe, die auf weißem Grund schwarze oder buntfarbige Muster aufweisen; eigentlich werden sie sogar vor den andern bevorzugt, wenigstens werden sie gern in den Kreisen getragen, die in Sachen des guten Geschmacks ein gewisses Vorrecht für sich beanspruchen. Es giebt aber auch reizende Sachen in diesem Genre, namentlich in der Zusammenstellung von Weiß mit den modernen blauen Farbentönen. Bei den blumigen Foulardmustern ist übrigens auch ein Besatz mit echten französischen und belgischen Spitzen beliebt, während für die andern zwei bis vier Zoll breites, nur am oberen Rande mit einfachem Steppstich angeheftetes Sammetband bevorzugt wird. Weiße und schwarze Spitzen werden zu den modernen weiß und rot gemusterten Stoffen getragen, besonders wenn das volle Rot mit einem gebrochenen Ton kombiniert wird. Noch besser machen



Atelier Esther Meyer.

sich in diesem Falle Spitzen von mattgrauer Farbe, sofern sie nur nicht in das Gelbliche überspielen. In Waschstoffen ist nicht die gleiche Fülle von neuen Erscheinungen zu verzeichnen wie im vorigen Jahre, doch tauchen reizende und originelle Muster auf, ebenso anziehend in der Zeichnung wie in dem Kolorit. Es können übrigens fast die sämtlichen Muster des vorigen Jahres noch getragen werden, da diese an Reiz nichts eingebüßt haben und sie schwerlich so bald durch anmutigere und wirksamere ersetzt werden dürften.

Unter den für die nächste Zeit maßgebenden Modefarben dürften die verschiedenen Nuancen von Grau und Purpur hervorzuheben sein, das Wort Purpur hier in seiner weitesten Bedeutung gefaßt als Uebergang vom satten Braunrot zu den Tönungen, die wir gewöhnlich als Violett, Malve oder Lila bezeichnen. Von den grauen Schattierungen werden mehr die in den Silberton hinüberspielenden als die zu Schiefer- oder Blaugrau abfallenden bevorzugt. Von den neuen Purpurnuancen macht sich besonders schön eine Vermittlung von Malvenfarbe zu Pfirsichrot, eine Farbe, die nur zu zart ist, als daß sie zu Straßenkostümen verwendet werden könnte, die dagegen in der Haustoilette alles andre ausstechen dürfte.



Atelier Esther Meyer.

Als charakteristischer Zug macht sich in der diesjährigen Frühjahrsmode eine Rückkehr von dem Extravaganten, wie es in der Wintermode hervortrat, zu dem Einfachen, Schlichtgediegenen geltend, freilich mit gewissen Einschränkungen. So mag es dahingestellt bleiben, ob für die Rockform der Einsatz von keilförmigen Seitenstücken ein Gewinn ist. Entschieden unschön ist die neue Aermelform, sei es nun, daß sie den Aermel am Handgelenk sackartig abschließt, sei es, daß sie vom Ellbogen an den Unterärmel, der aus anderm Stoff als die Taille hergestellt ist, als einen besonderen Kleiderteil hervortreten läßt. Es scheint sich damit ein Zurückgehen auf die alten Aermelpuffs zu vollziehen, wie sie teilweise während der Herrschaft der Krinoline und in einer noch früheren Zeit üblich waren. Auch eine neue Capeform erinnert etwas stilwidrig an die Großmütterzeit; sie nähert sich der längst entschwundenen und heute nur noch aus alten Modekupfern bekannten Gestalt der Mantille und wird fast ohne jeden Besatz nur aus Seide gefertigt, mit wirklicher oder nur angedeuteter Kapuze. Hoffentlich ist sie gleich den neuen Puffärmeln eine nur vorübergehende Erscheinung.



Atelier Brique.

Der Zug zu dem Einfachen und Schlichten tritt besonders markant in den Abendtoiletten hervor. Für diese scheinen namentlich die Tage des Flitterbesatzes gezählt zu sein, wenigstens soweit dieser Besatz in der sogenannten Netzform auftrat und sich über das ganze Kleid erstreckte. Flitter und Jet treten mehr und mehr nur da auf, wo sie eine besondere Wirkung erzielen sollen. Es gilt das namentlich von ihrer Verwendung zum Ausputz der Blusen, die, neben dem Bolero, ungeschwächt das Feld behaupten und in immer neuen Gestaltungen auftreten. Sehr effektvoll macht sich eine neue Art, die im Rücken geschlossen wird und eine möglichst wirkungsvolle Anordnung der Vorderseite gestattet; nur ist sie vorteilhafter für den Erfindungsgeist und die Geschicklichkeit der Kleidermacherin als für die Trägerin, da für letztere, falls ihr nicht eine gewandte Zofe zur Verfügung steht, der Rückenschluß seine besonderen Schattenseiten hat. Eine neue Erscheinung bei den Gesellschafts- und Abendtoiletten ist der lange, glatte, bis zum Handgelenk gehende Aermel, der de rigeur ist selbst bei tiefstem Taillenausschnitt.

Von den neuen Modeformen geben unsre Abbildungen wieder: ein reizendes Kostüm für junge Mädchen aus dem Atelier Brique; es besteht aus einem hellen, leichten, einfach gemusterten Seidenstoff mit zwei breiten, von kleinen Fältchen eingefaßten Spitzenstreifen an Stelle der Volants beim Rockabschluß, während ähnliche Motive bei der Taille am Einsatz und an den Aermeln wiederkehren; die Ceintüre hält eine Schnalle aus Mattgold mit Steinbesatz zusammen. — Ein Straßenkostüm aus dem Atelier Lender besteht aus heller Sicilienne, die Tunique aus Spitzen, die mit Seide überstickt sind. — Aus dem Atelier Beer stammt eine Dinertoilette aus cremefarbigem, plissiertem und gesticktem Seidenmusselin; die mit Stickerei und Guipüre ausgeschmückte Taille hat Boleroform; die lang herabhängenden Enden der weißen Taffetceintüre weisen eingestickte Blumenbouquets auf.

Von neuen Hutmodellen, die fast alle die flache Form wahren, stellt das Atelier Esther Meyer folgende zur Verfügung: einen originellen Hut im Stile Ludwigs XIII. aus schwarzem, weißgerändertem Stroh mit schwarzem Sammetbesatz und weißer Feder (auf den Abbildungen in Seiten- und Hinteransicht wiedergegeben); einen Watteauhut aus gefälteltem, himmelblauem Taffet, Ausputz aus hellroten Rosen und schwarzem Sammetband, Tuff aus himmelblauem Tüll; einen schwarzen Tüllhut im Stile Ludwigs XVI. Ausputz aus hellroten Rosen und weißen Federn, die schwarze Sammetschleife mit zwei großen Straßschnallen zusammengehalten.

Zéphirine.



Atelier Beer.

Die elektrische Vollbahnlokomotive.

Von

Hans Herwig.

Das Bedürfnis nach größeren Geschwindigkeiten beim Reisen wird immer dringender. In erster Linie kommt das Reisen zu Lande, also auf der Eisenbahn, in Betracht. Und dabei ist nun der springende Punkt, die Maschinerien, die einen Zug in Bewegung zu setzen und zu erhalten haben, möglichst zu vervollkommnen, und zwar hauptsächlich in der Hinsicht, daß sie für ein ungemein schnelles Verzehren, Verschlingen von Kraft oder kraftäußerndem Stoff, wie es die großen Geschwindigkeiten mit sich bringen, immer ebenso schnell wieder neuen Kraftstoff zu verschaffen vermögen. Die seitherigen Dampflokomotiven brachten einfach die Kraft, die sie für große Geschwindigkeiten brauchten, nicht so schnell wieder auf, so daß sie nach kurzer Zeit ausgepumpt waren. Und da werfen sich nun auf beiden Seiten, auf dem Gebiet des Dampflokomotivenbaues und auf dem des elektrischen Vollbahnbetriebs, die Ingenieure mächtig ins Zeug. Als Beweis für die erstere Behauptung hat die Pariser Weltausstellung Dampflokomotiven von außerordentlicher Vollkommenheit gezeigt. Aber man sieht es diesen Ungeheuern mit ihrer raffinierten Ausnutzung aller sich bietenden Möglichkeiten schon an, daß auf diesem Gebiet sehr bald an Größe und Bedienungsschwierigkeit eine Grenze erreicht sein wird. Auch sagt man der Dampflokomotive infolge ihres Kurbelgetriebs mit den auf und nieder stoßenden Stangen eine starke Zerstörung des Eisenbahnoberbaues (Schienen und Schwellen) nach, sowie eine erschreckend schlechte Ausnutzung der aufgewandten Kraft, das heißt der Kohlen.



Pariser Frühjahrsmoden: Atelier M. Lender.

Alle diese Mißstände stellen sich weit harmloser, ja sie fallen zum großen Teil ganz weg bei der elektrischen Vollbahnlokomotive, wie wir unsern Lesern eine von der „Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin“ erbaute im Bild vorführen. Diese Maschine ist geeignet zur Beförderung von Güterzügen und Personenzügen. Der Strom wird der Maschine durch eine, in diesem Fall aus drei Drähten bestehende, Oberleitung zugeführt. Diese drei Drähte sind aber nicht wie bei andern, als dem hier zur Verwendung kommenden Gleichstromsystem, voneinander isoliert, das heißt durch nichtleitende Materiale verbunden, sondern sie stehen in metallischer Berührung und können daher als ein Draht angesehen werden. Die Rückleitung geschieht durch die Schienen.

Der Widerstand, auf den sich die Maschine, wie jeder bewegende Körper, stützen muß, um einen andern Körper, den Zug, fortzubewegen, ist die Reibung zwischen Schienen und Rad. Diese wird erzeugt durch das Gewicht der Lokomotive im Betrage von 24000 Kilogramm, also jedes der Räder hat 6000 Kilogramm zu tragen. Wenn diese Reibung bei glatten Schienen anfängt zu versagen (Schleudern der Räder), so tritt ein Sandstreuer in Thätigkeit, der durch ein Rohr Sand zwischen Schiene und Rad schleudert und so ein festes Greifen bewirkt. Das Rohr kann man auf der Abbildung vor den Rädern sehen. Die größte Anzugskraft selber beträgt 3600 Kilogramm, also nur einen geringen Teil des Gewichts. Die Räder haben einen Durchmesser von einem Meter. Dieselben erhalten ihre

Kraft, die hier eine ruhig drehende, nicht wie bei der Dampflokomotive stoßende ist, durch zwei Motoren, die unter dem Untergestell hängen. Jeder Motor treibt durch ein Zahnrad von Phosphorbronze ein auf der Achse festgekeiltes Stahlgußzahnrad an. Durch verschiedene im Führerstande bewirkte Zusammenschaltung der beiden Motoren kann man Kraft und Geschwindigkeit der Lokomotive verändern. Die Motoren erhalten ihren Gebrauchsstrom von 500 Volt Spannung vom Führerstande aus, und dieser empfängt ihn durch vier Schleifbügel von den erwähnten Leitungsdrähten. Diese Drähte werden von einer Zentrale aus gespeist, in der sehr viele Dampfkessel von bedeutender Größe mit Hilfe von Dampf- und Dynamomaschinen den gesamten, für alle Maschinen des Bahnnetzes nötigen Strom erzeugen. Es ist klar, daß aus diesem ungeheuren Vorrat, der sich fortwährend ergänzt, nach Belieben bald mehr, bald weniger Kraft entnommen werden kann, ohne daß die entnehmende Lokomotive in Gefahr schwebt, sich zu erschöpfen. Das ist, wie erwähnt, ein wichtiger Vorteil gegen die Dampflokomotive. Auch wird die Kraft bei dieser Engrosdarstellung billiger, und sie wird sparsamer ausgenutzt.

Ist die Lokomotive gezwungen, Strecken zu passieren, auf denen sich aus verschiedenen Gründen keine Leitung anbringen läßt, so führt sie einen Schlepptender mit sich, in dem eine Accumulatorenbatterie untergebracht ist. In den schrägen Kasten der Maschine ist kein Platz dafür, da darin andre Nebenapparate untergebracht werden müssen, von denen sofort einige aufgezählt werden sollen.

Zum Fahren gehört bekanntlich — oder auch nicht bekanntlich! — vor allen Dingen eine Bremse! Man hat in unserm Fall die bei der preußischen Staatsbahn übliche Westinghouse-Bremse gewählt. Dieselbe arbeitet mit gepreßter Luft. Vorn an unsrer Maschine sehen wir einen walzenförmigen Blechbehälter hängen, der die gepreßte Luft zum Bremsen in Bereitschaft hält. Sie wird erzeugt durch eine Luftpumpe, die von einem besonderen Elektromotor angetrieben wird. Ist Luft verbraucht, so schaltet sich der Motor von selbst ein und erzeugt neue. Der Führer muß also nicht beständig, wie bei der Dampflokomotive, darauf acht geben, daß ihm die „Luft nicht ausgeht". Zugleich wird von dem Behälter eine Luftdrucksignalpfeife bedient.

Die vorn und hinten angebrachten Signallaternen sind natürlich elektrische Glühlampen, während für alle Notfälle, wo zum Beispiel der Strom ausgeht, Petroleumlaternen mitgeführt werden. Wenn aber wirklich einmal der Strom ausgeht, dann ist die Not auch viel größer als bei Dampfeinzelbetrieb, denn dann stehen sämtliche Fahrzeuge im ganzen Bahngebiet still! Und darin liegt ein gewisser Nachteil.

Die Leistung der abgebildeten Maschine beträgt 300 Pferdestärken, der Stromverbrauch 550 Ampère bei 500 Volt Spannung. Dabei kann sie einen Zug von 300000 Kilogramm Gewicht mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometer in der Stunde auf wagerechter Strecke fahren. Was die wirtschaftliche Frage anbetrifft, so beträgt beim Rangierdienst, dem einzigen, wo man bis jetzt durch längere Erfahrung genaue Feststellungen machen konnte, der Minderverbrauch von Betriebskosten 40 Prozent gegen die Dampflokomotive. Was wir mit Bestimmtheit von dem elektrischen Betrieb der Vollbahnen zu erhoffen haben, werden die Versuche der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen zeigen.



Elektrische Vollbahnlokomotive der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft.





Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Wilhelm von Kügelgens vor etwa einem Menschenalter erschienene „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ haben sich so viele Freunde erworben und sind heutzutage in einer so großen Anzahl von Auflagen und Ausgaben verbreitet, daß sie zu einer Art von Volksbuch geworden sind. Ist das Interesse, das sie erwecken, auch ein mehr subjektives als gegenständliches, das heißt ein sich mehr auf die persönliche Eigenart des Darstellers als auf das von ihm Dargestellte sich erstreckendes, so fesseln doch viele der von ihrem Urheber entworfenen Skizzen und Bilder in hohem Grade nicht zum wenigsten ihres Gegenstandes wegen. Es gilt das namentlich von den Persönlichkeiten, die er uns vorführt, und vor allem von seinem Elternpaar. Es waren in der That zwei seltene Menschen, die sich in diesem zusammengefunden hatten, der dem Rheinlande entstammende Maler Gerhard Kügelgen und die nach längerem Kampfe mit den Angehörigen von ihm als Gattin heimgeführte, einem alten estländischen Adelsgeschlechte entsprossene Marie Helene Zöge von Manteuffel. Das Bild des Vaters von seiner künstlerischen Seite hat uns F. Ch. A. Hasse in seiner Monographie über Gerhard von Kügelgen entworfen, von seiner menschlichen und gemütlichen Seite hat ihn uns gleich der Mutter der Sohn in seinen „Jugenderinnerungen“ in der liebenswürdigsten Weise nahe gebracht. Von der Mutter speziell handelt ein neues, kürzlich herausgekommenes Werk, „Marie Helene von Kügelgen, geb. Zöge von Manteuffel, ein Lebensbild in Briefen,“ das ohne Angabe eines Verfassernamens bei Richard Wöpke in Leipzig erschienen ist. Es bildet in seiner Art eine Ergänzung und ein Gegenstück zu den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, wenn ihm auch der Reiz abgeht, der diesen durch das eigenartige Plauder- und Darstellungstalent und die ausgeprägte geistige Physiognomie ihres Urhebers verliehen wird. Ein andrer Reiz bietet hierfür vollgültigen Ersatz, die Objektivität der Darstellung, derzufolge gewissermaßen ein „menschliches Dokument“ an das andre gereiht wird, so daß wir ein Lebensbild erhalten, das sich zum Teil wie ein spannender Roman liest, während es so exakt wie möglich dargestellte Lebenswirklichkeit ist, vom Anfang bis zum Schluß aus authentischen Quellen geschöpft und durchgehends in diesen selbst wiedergegeben. Wüßten wir von Gerhard von Kügelgen nichts, und wären uns die Jugenderinnerungen seines Sohnes unbekannt geblieben, so müßte doch das Buch über Marie Helene von Kügelgen unsre Teilnahme in mehr als gewöhnlicher Weise erregen, da es uns mit einer Frauengestalt bekannt macht, die sympathischer als Hunderte ihresgleichen anmutet, weil der groß angelegte Grundzug ihres Charakters sich überall mit einer Milde und Menschlichkeit der Denkart und einer Tiefe des Empfindens paart, wie sie nur in seltenen Fällen angetroffen werden. Marie Helene oder, wie sie im Kreise der Ihrigen gewöhnlich genannt wurde, Lilla Zöge von Manteuffel und Gerhard Kügelgen waren wahlverwandte Naturen, sie ergänzten einander mehr in ihren wesentlichen Eigenschaften, als daß sie sich in diesen gleich gewesen wären, wenn beide sich auch gleichmäßig durch eine von einfachem, schlichtem Menschlichkeitsgefühl sich ablösende ideale Richtung auszeichneten. Lilla war nichts weniger als eine der „schönen Seelen“, wie das beginnende 19. Jahrhundert sie als eine typische Erscheinung der Zeit aufwies, ihr Charakter war weit tiefgründiger, und nur gewisse Einflüsse einer späteren Lebenszeit können sie, und auch das nur bei Betrachtung durch ein einseitig gewähltes Medium, als eine Geistesverwandte des Fräuleins von Klettenberg Goetheschen Gedenkens erscheinen lassen.

Lilla war von Haus aus ein gesund und resolut empfindendes Mädchen, das sich nicht scheute, seine

Gesinnung im Leben zu bethätigen, wie das in unzweideutiger Weise aus ihrem Lebensroman hervorgeht. Am 24. November 1774 auf dem väterlichen Gut Eigstfer in Livland geboren, verlebte Lilla eine glückliche Kindheit; sie erhielt eine sorgfältige Erziehung; munteren, neckischen Wesens, war sie das belebende Element des Elternhauses, auf dem manch schwerer Druck ruhte, trotz des nach außen hin glücklich, ja lustig erscheinenden Lebens. Wie stark und tief daneben ihr Empfinden in Freud und Leid waren, bezeugen die ersten ihrer uns erhaltenen Briefe. In einem derselben, der am 5. März 1798 von dem Gute Harm in Estland aus an die ältere, mit dem Baron Stackelberg auf Ottenküll verheiratete Schwester gerichtet ist, findet sich die folgende Stelle: „Der liebenswürdige La Trobe ist viel bei uns gewesen und uns allen lieb geworden mit seinem ehrlichen Gesicht und schönen Klavierspiel — und zweitens ist hier der Maler Kügelgen, dessen Porträt Du in Riga so sehr bewundert hast, und ich versichere Dir, daß das Original nicht minder bewunderungswürdig ist. Ein feiner, gebildeter Mann, voll leidenschaftlicher Liebe für seine Kunst. Seine Begeisterung, wenn er von Malerei spricht, ist wahrhaft ansteckend. Gestern gab er mir sein Porträt, klein auf Elfenbein. Dieses Gemälde übertrifft alles, was ich mir habe denken können — ja, es ist unmöglich, etwas Schöneres zu sehen. Ich kann mich gar nicht trennen von dem Anblick — es liegt auch eben vor mir auf dem Tisch, damit ich meine Augen von Zeit zu Zeit daran ergötzen kann, und es wird gewiß große Händel setzen, wenn ich es zurückgeben muß. Die seelenvolle Beschreibung der ‚Charlotte von Leipzig' paßt sehr gut auf dieses Gesicht — oder vielleicht sind es nur Ausrufungen: ‚Wie schön ist dero Gesichtsbildung!' — ‚welche Niedlichkeit der Augen!' ‚was vor eine lebhafte Farbe!' ‚was vor zartes Wesen!' Herr W. nennt das kleine Porträt Don Carlos. Dies ist die größte Ehre, die er erzeigen kann, denn das ist sein Liebling — und jetzt bilde ich mir schon selbst ein, daß Don Carlos so und nicht anders ausgesehen hat. Kügelgen hat sich in spanischer Tracht und mit stolzer Wendung des Kopfs gemalt. O Himmel, wenn ich doch auch so malen könnte! Aber Geduld, Geduld, das kann noch werden, wenigstens will ich diese Gelegenheit, etwas zu lernen, nicht ganz ungenützt lassen." Wie es um das Herz des jungen Mädchens bestellt war, das diese Zeilen schrieb, bedarf keiner weitern Erläuterung. Nur eines sei zum Verständnis des Briefes bemerkt. Der Maler Gerhard Kügelgen war, wie schon hervorgehoben, ein Rheinländer, am 6. Februar 1772 in Bacharach als Sohn des kurkölnischen Kammerrats Franz Joseph Kügelgen geboren, und mit seinem Zwillingsbruder Karl, dieselbe Laufbahn verfolgend, immer Hand in Hand gegangen, bis sie sich nach längerem Aufenthalt in Rom, durch besondere Umstände veranlaßt, zeitweilig trennten. Als Gerhard, von Rom zurückkehrend, sich noch in München aufgehalten und dort fleißig gemalt hatte, schwankte er, wohin er sich in so unruhiger, verhängnisvoller Zeit zunächst wenden solle. Da überredete ihn sein Freund Schwarz, mit ihm nach Livland zu gehen, wo derselbe zu Hause war. In Riga fand Gerhard die entgegenkommendste Aufnahme und viele Anerkennung. Er malte dort in zweieinhalb Jahren 54 Bilder! Später ging er nach Reval, und es traf sich, daß dort gerade bei seiner Ankunft der estländische Adel versammelt war, um, wie immer in den ersten Märztagen, seine Geldgeschäfte zu ordnen. Gerhard, noch im ersten Gefühl des Fremdseins, freute sich, in einem Konzert ganz unverhofft einem Bekannten aus Riga zu begegnen, dem Kreismarschall von Bock, der ihn aufs herzlichste begrüßte und dringend überredete, sich durch ihn im Hause seines Schwagers Manteuffel einführen zu lassen. Er müsse Lilla kennen lernen und sehen, wie sie zeichne und male. So knüpfte sich die erste Begegnung zwischen Gerhard und Lilla an. Der alte Herr von Manteuffel war entzückt von dem genialen jungen Künstler und von der Idee, daß er die talentvolle Lilla in seine Schule nehmen sollte. Er begünstigte aufs eifrigste diese Studien, ohne im entferntesten an die Möglichkeit zu denken, daß eine Gefahr für die jungen Herzen in diesem fast täglichen Beisammensein und Zusammenwirken liegen könne. Wie wäre es denn auch denkbar gewesen, daß ein fremder bürgerlicher Maler die Augen zu seiner Tochter, der Tochter des Baron Manteuffel, erheben könne — oder daß dies adelige Fräulein sich gar zu ihm herabließe! Und dennoch geschah das Wunderbare, die beiden jungen Leute liebten sich, ohne daß sie es wußten, oder ohne daß sie es sich zunächst eingestanden. Wie sie zur Aussprache gekommen, wissen wir nicht, nur erfahren wir aus Lillas Briefen von Zusammenkünften, bei denen sie zittern mußten, wenn eine Maus hinter den Tapeten knisterte. Lilla entdeckte sich zuerst ihrer Mutter, die sie nicht ohne Hoffnung ließ, während der Vater, als sie sich später auch an ihn wandte, von der Verbindung nichts wissen wollte, ja die Tochter förmlich, zuletzt sogar auf den Knieen anflehte, der unglücklichen Neigung zu entsagen. Nur eine schwere Krankheit, in die Lilla verfiel, konnte ihn andern Sinnes machen. Sehr bezeichnend sind die Bedingungen, die er für seine ihm nach langem Sträuben und Kämpfen endlich entrungene Einwilligung in die Verbindung des Paares stellte. Kügelgen sollte zunächst ein bestimmtes Vermögen erwerben, sich dann adeln lassen und sich verpflichten, etwaige Kinder — er selbst war Katholik — evangelisch zu erziehen. Ursprünglich hatte die Hauptforderung gelautet, der Künstler solle, sobald er sich die erforderlichen Mittel erworben, seiner Kunst entsagen, ein Landgut erwerben und durch Bewirtschaftung desselben ein „standesgemäßes" Leben führen. Am vernünftigsten und resolutesten benahm sich bei allen diesen Verhandlungen Lilla, sie machte kein Hehl daraus, daß sie am liebsten dem geliebten Manne als bürgerliche Gattin in das bürgerliche Leben gefolgt wäre, und ihr ganzes späteres Verhalten hat bewiesen, daß ihr nicht nur der Wille, sondern auch die erforderliche sittliche Energie innewohnte, einen derartigen Entschluß bis zur letzten Konsequenz durchzuführen. Sie war auch die einzige, die der Nobilitierungskomödie gegenüber einen klaren Kopf bewahrte. Herr von Manteuffel hatte nämlich nicht gefordert, daß Kügelgen sich adeln, sondern daß er den „Adel seiner Familie solle wiederherstellen lassen", und der Künstler war auch auf diese Form der Forderung eingegangen. In seiner Familie war die allerdings gänzlich unbegründete Ueberlieferung von einem einstigen Adel verbreitet, und sehr lebhaft griff diese Gerhards Zwillingsbruder Karl,

die frohgemutere, leichtlebigere Natur des sonst so gleichgearteten Paares, auf. „Den Adel, oder die Vonnerei,“ schreibt er, der später Lillas Schwester Emilie heiratete, einmal, „haben meine Verwandten seit langem schon fahren lassen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde ein Kügelgen oder mehrere als Geisel in Gefangenschaft geschleppt, und deren Lösegeld soll die Wohlhabenheit der Familie erschöpft haben. Da in jener Zeit die Adeligen in der Regel begüterte Leute waren und meine Vorfahren aufgehört hatten, dieses zu sein, so fanden sie es der Schicklichkeit gemäß, da sie von der Wohlhabenheit entfernt waren, sich auch vom ‚von‘ zu entfernen. Ich habe noch meinen Vater sagen hören: ein Edelmann ohne Vermögen sei wie ein Degen ohne Klinge oder wie ein angerosteter, den man nicht mehr herausziehen könne. Sei dem, wie ihm wolle, das ‚von‘ ist und bleibt eine schöne Sache, und es ist eine liebliche Zierde, wenn den wenigen Noten, die den Namen bezeichnen, solch ein kleiner Vorschlag vorausspringt, wie das liebe ‚von‘.“ Lilla dachte in diesem Punkte sehr verschieden von ihrem Schwager; sie sah die Erwerbung des Adels als das an, was sie war, ein ganz gewöhnliches, widerwärtiges Kaufgeschäft. „Wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll,“ schreibt sie einmal an ihren Bräutigam, als auch dessen Mutter Bedenken gegen die Heirat erhoben hatte, „gefällt mir dieser offene Trotz Deiner Mutter. Sie fühlt sich glücklich in ihren Kindern, sie hat vielleicht Ursache, den Adel verachten zu müssen, und jetzt soll ihr Sohn für schwer erworbenes Geld jenen verächtlichen erkaufen und wozu? Um ein fremdes, unbekanntes, vielleicht sehr hochmütiges Mädchen von fremder Religion in ihre kleine, glückliche Familie einführen zu können. Vielleicht hält sie mich für eine Modenärrin, die Dein sauer erworbenes Geld für Hauben und Ringe ausgeben wird — o Gott, wie natürlich sind diese Besorgnisse einer liebenden Mutter! Sie erscheint mir in ehrwürdigem Lichte! Sie will weder Glanz noch Flitterwerk für ihre Kinder, sie will nur ihr wahres Glück. Deine Mutter liebt Dich, Gerhard, wie immer Mütter ihre Kinder lieben sollten. Ach, wie gerne befolgte ich ihren Rat und flöge mit Dir als ein glückliches Bürgerweib in ihre Arme! Und doch — werde ich je etwas andres sein? O, der unglückliche Adel, was er mich schon gekostet hat!“ Und ein andermal: „Jetzt erwarte ich Dich mit Ruhe, bis Du kommen kannst, ohne Dir Schaden zu thun, ich aber will dafür sorgen, daß die Hochzeit im Herbst ist, dann kannst Du gewiß hier sein und auch das verwünschte Papier aus Wien. Im Herbst bin ich gewiß Dein; male also nur ruhig und fürchte nichts mehr von den langen Winterabenden, denn an meiner Seite sollst Du ihnen entgegensehen, und ich will sie Dir verkürzen, und sollte ich Dir Märchen erzählen müssen. Möchte nur Dein papierner Adel zum Herbst kommen, denn da ich ihn eigentlich heirate, so kann ja auch meine Hochzeit unmöglich vor seiner Ankunft gefeiert werden. Jetzt fehlt nur noch, daß der Koch an unserm Hochzeitstage auch einen Schweinskopf vergoldet und von Kügelgen mit großen Buchstaben — pfui, pfui, pfui! — werde nur nicht böse — ich schweige ja schon ...“ Man glaube nicht etwa, daß in Lilla die geborene Aristokratin sich rege, wenn sie von dem „papiernen“ Adel ihres Bräutigams spricht, das Wort wird dem gesund und natürlich empfindenden Mädchen nur von dem Gefühl des Widerwillens gegen eine unwürdige Komödie diktiert. Man höre nur, wie dasselbe Mädchen sich von dem väterlichen Gute Harm aus gegenüber den Plänen der Verwandten, aus Gerhard einen aristokratischen Grundbesitzer zu machen, äußert: „Gerhard, Du weißt mit welcher Wärme ich an dem Gedanken hing, hier in der Nähe zu bleiben und so immer noch die Pflichten eines guten Kindes erfüllen zu können: glaube mir daher, daß ich nur mit blutendem Herzen diesen Lieblingsplan aufgebe. Aber es geht nicht, es geht wahrlich nicht — ich kann alles ertragen, solange ich allein trage, sobald ich Dich aber gekränkt sähe — und das würde täglich wohl hundertmal geschehen —, dann, Gerhard, wäre ich auch meiner nicht mehr mächtig — lieber sterben, als zulassen, daß Du gekränkt würdest ... Auch will man uns ja nicht, ich sage Dir's — man will uns nicht. Nicht aus Haß! nein, aus Eitelkeit und Stolz entfernt man uns, Gott weiß wohin? Du staunst? Nun, so höre. Leben wir hier in L. (einem kleinen Vorwerk des väterlichen Guts) ein ruhiges, aber kleines Leben, so erscheinen wir als Verwandte, die bei ihren reicheren Verwandten Schutz und Hilfe suchen; wenn es auch der Fall nicht wäre, so könnte es doch so scheinen. Darum sollst Du selbst ein großes Gut kaufen, sollst Dich in Schulden stürzen — sollst auch nicht mehr arbeiten, denn Arbeit ist heutzutage Schande, sondern Du sollst wirtschaften, obgleich Du weder die Kenntnisse dazu hast noch die Sprache verstehst. Wenn wir dann von Schulden erdrückt werden — so glänzen wir in unsern Lumpen dann noch mehr als in einem einfachen, aber ruhigen Privatleben ... Gott weiß, die Welt wird mir von Tag zu Tag verächtlicher! — o, der elenden Männerseelen! was Ehre ist, nennen sie Schande, und was mir Schande dünkt, ist ihnen Ehre!“

Auch hinsichtlich der Forderung, welche der Vater wegen der konfessionellen Erziehung der Kinder gestellt hatte, hatte Lilla allein das richtige Gefühl: „Deiner Mutter,“ heißt es in einem an Gerhard gerichteten Briefe, „werde ich nächstens schreiben — aber ich zittere — wird sie die eine Bedingung meines Vaters, die Religion betreffend — wird sie die eingehen? Und wenn sie sie aus Liebe zu Dir eingeht, werde ich ihrem Herzen, meiner fremden Religion wegen, nicht auch immer fremd bleiben? Und wird es ihr nicht schmerzlich sein, ihre Enkel einmal so aus ihrem Himmel ausgeschlossen zu sehen? Sie ist noch eine eifrige Katholikin, das habe ich aus den Klagen über ihre Söhne, die einmal nicht mit wallfahrten wollten, schon gesehen. Gott weiß, ich habe nie mit dieser Angst an dies alles gedacht, weil ich die Sache für zu entfernt hielt. Nähere Sorgen quälten mich damals, aber jetzt fällt diese mit doppelter Stärke auf mein Herz. Doch wäre es nicht undankbar von mir, wenn ich jetzt mutlos werden wollte? — jetzt, da Himmel und Erde sich vereinigen, meine Wünsche zu erfüllen.“

Und ein andermal: „Papa erwarten wir täglich ... Ich schrieb ihm, daß ich jetzt auch die Einwilligung Deiner Mutter hätte, daß sie vorher wider meine Verbindung gewesen war, weil sie keine Adlige zur Schwiegertochter wünscht, daß sie mich selbst gebeten, Dir zu entsagen, daß sie aber jetzt in alles willige, nur um Dich zufrieden zu

wissen. Sieh, Gerhard, erst drückte mich's, daß mein Vater von dem Briefwechsel mit Deiner Mutter gar nichts erfuhr, und dann dachte ich auch, daß es recht gut sei, wenn er sähe, daß sie auf ihren Stand ebenso stolz als er auf den seinigen ist. Wegen der Schwierigkeiten, die sie in der Absicht der Religion macht, habe ich gar nichts geschrieben. Die Briefe Deiner Schwester und Bruder Josephs habe ich ihm aber zum Lesen gesandt, und ich hoffe, die Liebe, mit der beide mich behandeln, wird auch ihn rühren. Und die Mutter wird mir auch schreiben — o schön, schön! Ich habe noch recht viele Freude zu erwarten ... Jetzt, da alles vorbei ist, kann ich Dir auch gestehen, daß der Brief Deiner Mutter allein mich so krank machte. Ihr Brief hatte mein Herz zerrissen, und im ersten Schmerz schrieb ich ihr, ich wollte nicht eher die Deinige sein, bis sie selbst mir ihre Einwilligung und ihren Segen sendete. Ich legte einen schweren Eid darauf, Dir nie meine Hand zu geben, wenn sie dawider wäre. — Der Gedanke empörte mich, mich aufzudrängen, wo man mich nicht gerne sah, und mein verwünschter Stolz gab mir den Mut, dies alles wirklich hinzuschreiben. Aber kaum war der Brief fort, so sank mein Mut. Wenn sie dich nun beim Wort hielte? dachte ich, und ein kalter Schauder über den andern lief mir über den Rücken ... Ich bin ein sonderbares Geschlecht, stark und doch auch schwach!"

Lillas Sorge war in der That unbegründet gewesen, Gerhards Mutter wurde ihre beste Freundin, wie denn überhaupt das Verhältnis zu den rheinischen Verwandten sich zu einem überaus herzlichen gestaltete. Als während eines Besuchs bei ihnen im Jahre 1805 die Mutter starb, drückte ihr Lilla die Augen zu, nachdem das letzte Wort der Sterbenden „Tochter" gewesen war.

Lilla war eine tief religiöse Natur und ist während des letzten Teiles ihres Lebens eine überzeugte Kirchengläubige gewesen, nachdem sie in dem unbestimmten Deismus des sogenannten Aufklärungszeitalters erzogen worden war. Auf ihr Denken und Empfinden ist dieser Uebergang ohne jeden Einfluß geblieben: das Christentum war und blieb ihr das Bekenntnis zur Liebe, und von diesem Bekenntnisse sind stets alle ihre Handlungen durchdrungen gewesen. „Du hältst mich," schreibt sie einmal an eine ihrer Schwestern, „für eine religiöse Schwärmerin! Geliebte Schwester! Bei der Religion muß das Herz für Gott brennen, nicht das Gehirn." Als mutiges, starkes Mädchen und als schwer geprüfte Frau und Mutter ist Lilla stets dieselbe geblieben, unverzagt im Dienste werkthätiger Liebe, ein Muster und Vorbild für alle, die das Leben ihr nahe brachte. Das Lebensbild, wie es sich aus ihren Briefen und Tagebuchblättern ergiebt, muß jeden fesseln, der es ruhig und vorurteilslos auf sich wirken läßt. Das wenige, das wir dem Leser davon enthüllt, bezieht sich nur auf die Jugendzeit bis zur Vermählung, und zwar lediglich auf die Episode, von der Lilla einst selbst ihrem Bräutigam schrieb: „Aber sage mir nur, Gerhard, was mit unsern Briefen vorgeht, daß sie so lang liegen bleiben und dann paketweis ankommen? Bald werde ich glauben müssen, was Sophie (die ältere Schwester) neulich im Scherz sagte — daß unsre Briefe aufgefangen, abgeschrieben und gesammelt werden und der ganze Roman mit dem Briefwechsel im Druck ausgegeben wird. Gott steh uns bei." Das Bild bleibt stets von dem gleichen fesselnden Interesse, und niemand wird es bereuen, es bis zu seiner letzten Phase zu verfolgen.





Giuseppe Zanardelli,

der neu ernannte italienische Ministerpräsident, steht zum ersten Male an der Spitze der Staatsgeschäfte, war jedoch schon wiederholt in verschiedenen Kabinetten Minister. Im Jahre 1829 zu Brescia geboren, das damals noch unter österreichischer Herrschaft stand, studierte er in Pavia die Rechte und nahm in den Jahren 1848/49 an der Erhebung gegen Oesterreich teil. Nach deren Unterdrückung flüchtete er, wurde jedoch 1851 begnadigt und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, wo er fortan als Privatlehrer lebte, doch im geheimen eifrig für die Einheit Italiens wirkend. Das Jahr 1859 eröffnete ihm den Zugang zu einer glänzenden politischen Laufbahn, indem ihn, sofort nach der Vereinigung der Lombardei mit Italien, der Wahlkreis Gardone in das Parlament wählte, in dem er sich der Linken anschloß. Nachdem er im Jahre 1860 am Zuge Garibaldis nach Sizilien teilgenommen hatte, organisierte er 1866 als königlicher Kommissär die Provinz Belluno. In den Ministerien der Linken war er 1876 bis 1877 Minister der öffentlichen Arbeiten, 1878 bis 1881 Minister des Innern, 1883 und 1887 bis 1891 Justizminister. Vom November 1891 bis Februar 1894 war er Präsident der Deputiertenkammer, die ihn im April 1897 wieder zu diesem Amte wählte. Im Dezember desselben Jahres wurde er als Justizminister in das Kabinett Rudini berufen, trat jedoch schon im folgenden Frühjahr zurück. Alsdann abermals zum Präsidenten der Deputiertenkammer erwählt, legte er dies Amt im Mai 1899 nieder und war seitdem der Führer der Opposition im Parlamente.


Giuseppe Zanardelli.

Major von Hugo.

Die Stelle eines Militärattachés bei der deutschen Botschaft in Paris war seit 1899 erledigt, nachdem aus Anlaß der Dreyfus-Affaire der Major Freiherr von Süßkind abberufen worden. Nunmehr ist jedoch dieser Posten wieder besetzt, und zwar durch den Major von Hugo, bisher im Generalstabe des 7. Armeecorps, der aus Anlaß seiner Berufung zugleich in den Großen Generalstab versetzt worden ist. Major von Hugo ist 1876 beim 9. Dragonerregiment in Metz Offizier geworden. Nachdem er einige Zeit Regimentsadjutant gewesen war, wurde er 1883 zum Militärreitinstitut kommandiert und während dieses Kommandos 1884 in das 8. Husarenregiment, sowie im Dezembe 1885 als Oberleutnant in das 7. Husarenregiment versetzt. Von 1887 bis 1890 besuchte er die Kriegsakademie. Im März 1891 wurde er unter Beförderung zum Rittmeister und Versetzung in den Nebenetat des Generalstabs Oberquartiermeisteradjutant. Bald darauf wurde er als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt und 1892 zur Botschaft in Wien kommandiert, wo er bis 1894 blieb, um dann Eskadronschef im 4. Ulanenregiment in Thorn zu werden. Am 20. Juli 1898 kam er als Major wieder in den Generalstab, wo er zunächst beim Großen Generalstab, dann bei der 17. Division in Schwerin und seit März 1899 bis jetzt beim 7. Armeecorps in Münster thätig war.


Aufn. von Hofphot. Heuschkel, Schwerin i. M.

Major von Hugo, der neue deutsche Militärattaché in Paris.

Karl Biedermann.

Mit Professor Dr. Karl Biedermann, der im Alter von 89 Jahren in seiner Vaterstadt Leipzig verschied, ist einer der edelsten Vater-

landsfreunde dahingegangen, dessen Name mit der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen auf das engste verknüpft ist. Am 25. September 1812 geboren, studierte er in Leipzig und Heidelberg Philologie und Staatswissenschaften und habilitierte sich 1835 in seiner Vaterstadt als Privatdozent. Schon nach drei Jahren erhielt er eine außerordentliche Professur. Das Jahr 1848 sah ihn im Frankfurter Vorparlament, aus dem er in die Nationalversammlung überging. Zuerst Schriftführer, später erster Vizepräsident der Nationalversammlung, war er Mitglied der Deputation, die dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die deutsche Kaiserkrone antrug. Die Anfeindungen, die er durch seine politische Thätigkeit sich in seinem engeren Vaterlande zuzog, hatten zur Folge, daß er 1853 seine Professur verlor. Von da an redigierte er die „Weimarische Zeitung", später die Leipziger „Deutsche Allgemeine Zeitung" (bis 1879). Inzwischen war ihm seine Professur wiedergegeben worden. Von 1869 bis 1876 gehörte er als Mitglied der nationalliberalen Partei der zweiten sächsischen Kammer an, von 1871 bis 1874 dem deutschen Reichstage. Mit seiner umfangreichen politischen Thätigkeit ging eine nicht minder fruchtbare litterarische Hand in Hand: philosophische, kulturgeschichtliche und vor allen Dingen historische Schriften erschienen in reicher Fülle aus seiner Feder.

Phot. Georg Brokesch, Leipzig.

Karl Biedermann.

Kaspar Diethelm.

Im Alter von 86 Jahren starb in Sarnen im Kanton Unterwalden der Ingenieur Kaspar Diethelm, Erbauer zweier der berühmtesten schweizerischen Alpenstraßen. Er begann im Jahre 1857 das schon längst bestehende Projekt eines bequemen und kürzeren Zuganges zum Berner Oberland durch den Bau der heute noch gern begangenen Brünigstraße zu verwirklichen. Als diese Arbeit nach fünfjähriger Dauer vollendet war, harrte seiner eine noch größere Aufgabe, deren Ausführung seinen Namen für alle Zeit berühmt gemacht hat, nämlich der Bau der Furkastraße, die das Oberwallis mit dem Herzen der Schweiz verbindet. Diese gewaltige Arbeit wurde in den Jahren 1862—1865 ausgeführt. Weiterhin stellte Diethelm seine Kunst den bedrohten innerschweizerischen Landesteilen zur Verfügung, indem er zahlreiche Wildbachverbauungen ausführte und dadurch viele Gegenden von der oft wiederkehrenden Hochwassergefahr befreite.

Kaspar Diethelm.

Julius Wiggers.

Im neunzigsten Lebensjahre verstarb in seiner Vaterstadt Rostock Professor Dr. Julius Wiggers, der bekannte Vorkämpfer der freiheitlichen Bestrebungen in seinem engeren Vaterlande. Am 17. Dezember 1811 geboren, studierte er in Rostock, Berlin und Bonn Theologie und wurde 1837 Privatdozent bei der theologischen Fakultät erstgenannter Universität. Hervorragende Schriften, wie die Kirchengeschichte Mecklenburgs und die Geschichte der evangelischen Mission, trugen ihm 1848 die Professur ein. Dasselbe Jahr aber führte ihn auf den politischen Kampfplatz, und die Stellung, die er in der mecklenburgischen konstituierenden Versammlung einnahm, zog ihm wie seinem jüngeren Bruder Moritz (gestorben 1894) heftige Verfolgungen zu. Des Hochverrats bezichtigt, saßen beide Brüder jahrelang in Untersuchungshaft und wurden schließlich der eine zu anderthalb, der andre zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, welche Strafe jedoch in Festungshaft umgewandelt wurde. Julius Wiggers lebte nach Verbüßung der Haft als Privatgelehrter und Publizist in Rostock und wurde 1867 in den Norddeutschen, 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt, dem er bis 1881 angehörte. Außer den eingangs erwähnten Schriften hat Wiggers auch Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft verfaßt, unter anderm eine Grammatik der plattdeutschen Sprache.

Julius Wiggers.

Das alte Admiralitätsgebäude in Hamburg.

Einem großen Neubau der Marinebehörde wird binnen kurzem das alte Admiralitätsgebäude in Hamburg zum Opfer fallen. Damit verschwindet wieder eine der malerischen Fleetansichten der Hansestadt, die schon durch die großen Umbauten für den Zollanschluß arg gelichtet sind. Das alte Arsenal ist vor etwa 300 Jahren gebaut und hat noch die Ausrüstung der alten Hamburger Kriegsmarine beherbergt, die unter den großen Seehelden Kapitän Karpfanger, Simon von Utrecht und andern so



Phot. Strumper & Co., Hamburg

Das alte Admiralitätsgebäude in Hamburg.

rühmlich dem Seeräuberunwesen in der Nord- und Ostsee ein Ende machte. Auf unserm Bilde nimmt das alte Admiralitätsgebäude (eigentlich sind es zwei nebeneinander stehende Häuser) das mittlere Feld ein. Der links aufragende Turm gehört zu dem in der Admiralitätsstraße stehenden ehemaligen Waisenhause, das von 1842 (nach dem großen Brande, der das alte Rathaus zerstörte) bis 1898 als Rathaus benutzt wurde.

Der neue Sprudel in Karlsbad.

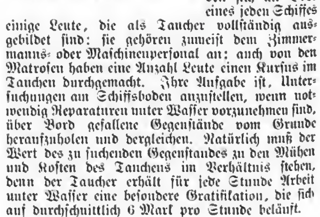
Die Erbohrung des neuen Sprudels in Karlsbad war nicht, wie es zuerst in der Tagespresse hieß, ein Werk des Zufalls, sondern das Ergebnis wohlüberlegter und planvoll durchgeführter Arbeit. Auf die technischen Einzelheiten können wir hier nicht näher eingehen, sondern müssen uns an das Resultat halten. Die Triebkraft und Wassermenge der Oeffnung des Springers Nr. 2 hatte seit Anfang dieses Jahres etwas nachgelassen, weshalb man ihn tiefer bohrte, indessen ohne den gewünschten Erfolg. Nun begann man mit der Bohrung der Oeffnung Nr. 3, die schon 1789 gebohrt worden war, jedoch seit längerer Zeit kein Wasser gab. Vom 11. bis 14. März wurde dieses Bohrloch um 2,10 Meter vertieft, wobei man anfangs auf reinen weißen, später auf gelblichen, quarzreichen Sprudelstein stieß. Am 13. März füllte sich das Bohrloch mit warmem Wasser, weshalb die Stoßbohrung am nächsten Tage fortgesetzt wurde. Um 2 Uhr nachmittags wallte das heiße Wasser bereits aus dem Bohrloche, und nach einigen Stößen des Bohrers und Herausnahme der Bohrstange begannen um ³/₄3 Uhr die großen und hohen Wurfmengen von heißem Wasser, dessen Quantität auf annähernd 800 Liter in der Minute geschätzt wurde. Nun setzte man auf die neue Springeröffnung einen Ständer von 105 Millimetern mit einem Bogenrohre von 65 Millimetern, und nach dieser Drosselung wurde bei dem neuen Springer noch eine Wassermenge von 290 Litern in der Minute gemessen. Vom Ständer allein sprang das Wasser bis zur Decke der Sprudelkolonnade. Nachdem der bisherige Springer durch den neuen weder an Triebkraft noch an Wassermenge verloren hat, besteht die Absicht, die Springer Nr. 2 und Nr. 3 zusammenzufassen.



Der neue Sprudel in Karlsbad.

Taucherarbeit von Bord eines deutschen Kriegsschiffes.

Zu den außerordentlich verschiedenartigen Verrichtungen an Bord eines Kriegsschiffes gehört als eine der wichtigsten das Tauchen. Es giebt kaum einen Beruf, welcher eine so ungeheure Vielseitigkeit verlangt, wie der des Mariniers. Er soll nicht nur Seemann, sondern auch Infanterist, Artillerist und sogar Taucher sein. Nicht jeder Matrose eignet sich für diesen Dienstzweig. Hier sind nur Leute zu gebrauchen, die eine kräftige Natur, eine gute Lunge und starke Nerven haben. Es gehört ein fester Charakter dazu, die Wunder der Tiefe zu schauen, und nicht selten kommt es vor, daß der Taucher, durch seinen komplizierten Apparat und den Druck des Wassers ohnehin in seinen Bewegungen stark behindert, recht unangenehme Begegnungen mit den Ungeheuern des Meeres hat oder sonst in Lebensgefahr gerät. In unsrer Kriegsmarine finden sich an Bord eines jeden Schiffes



einige Leute, die als Taucher vollständig ausgebildet sind: sie gehören zumeist dem Zimmermanns- oder Maschinenpersonal an; auch von den Matrosen haben eine Anzahl Leute einen Kursus im Tauchen durchgemacht. Ihre Aufgabe ist, Untersuchungen am Schiffsboden anzustellen, wenn notwendig Reparaturen unter Wasser vorzunehmen sind, über Bord gefallene Gegenstände vom Grunde heraufzuholen und dergleichen. Natürlich muß der Wert des zu suchenden Gegenstandes zu den Mühen und Kosten des Tauchens im Verhältnis stehen, denn der Taucher erhält für jede Stunde Arbeit unter Wasser eine besondere Gratifikation, die sich auf durchschnittlich 6 Mark pro Stunde beläuft.



Phot. Arthur Renard, Kiel

Taucherarbeit von Bord eines deutschen Kriegsschiffes.



Das verschüttete Sengthal.

Der Bergsturz am Simplon.

(Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen von A. Krenn in Zürich.)

Die prächtige Alpenstraße von Brieg nach Domo d'Ossola, die über den Simplonpaß führt, ist den meisten Schweizreisenden aus eigner Anschauung bekannt, denn ihre unvergleichlichen landschaftlichen Schönheiten locken alljährlich Tausende von Bewunderern an. Auf einer Wanderung von wenigen Stunden bietet sie dem Auge den schärfsten Kontrast zwischen den lachenden, sonnigen Gefilden Italiens und der rauhen Hochgebirgswelt. Steigt man von Norden gegen die Paßhöhe hinan, so bietet sich mit jedem Schritte ein wechselndes Panorama, und immer großartiger wird der Blick auf den gewaltigen Kranz der Berner Alpen, bis man, auf der Paßhöhe angelangt, sich selbst mitten unter stattlichen Hochgebirgsriesen befindet. Wie die Nordseite durch ihren wildromantischen Charakter imponiert, so erfreut das Thal auf der Südseite durch seine idyllischen grünen Matten und das muntere Alpenleben, das darauf herrscht. Vom Hospiz angefangen bis zum Dorfe Simpeln dehnt sich ein ununterbrochener schöner Wiesenplan aus, der mit Alphütten und Sommerdörfern übersät ist, und unterhalb Simpeln beginnt wieder die großartige Gondoschlucht, die an romantischer Wildheit mit der bekannten Via Mala bei Thusis wetteifert.

Wer zur Sommerzeit diese prächtige Gegend durchwandert, kann sich kaum eine Vorstellung machen von den Schrecken und Gefahren, die der Winter und namentlich die häufigen Schneestürme mit sich bringen. In wenigen Tagen häufen sich die Schneemassen meterhoch an und begraben alles, Häuser, Straßen und Klüfte, unter ihrer weißen Decke, so daß die Landschaft trotz ihrer Großartigkeit einen toten, eintönigen Eindruck macht, weil jedes belebende Element fehlt. Dabei stürzen



Die eingeschneite Kaltwassergalerie an der Simplonstrasse.



Das verschüttete Dorf Zeng.

Blick auf das Sturzfeld gegen Süden.



Waldkomplexe gegenüber dem Dorfe Simpeln, durch Lawinenstürze vernichtet.



Das halbverschüttete Dorf Eggen am Rande des Absturzgebietes.



Das Dorf Simpeln.

Der Bergsturz am Simplon.

fortwährend mächtige Lawinen ins Thal und gefährden ununterbrochen einen großen Teil der Straße. Die eidgenössische Post sucht den Verkehr so lange als möglich offen zu halten, und Dutzende von Wegknechten arbeiten im Winter an der Freihaltung eines Schlittenweges. Von der Straße ist freilich längst nichts mehr zu sehen, diese liegt etwa 3 bis 4 Meter tief zugeschneit, während die leichten zweispännigen Postschlitten auf der schnell gefrierenden Schneedecke hinweggleiten. Oft geht es über die schaurigsten Abgründe hinweg, so daß ein Fehltritt der Pferde die gefährlichsten Folgen haben könnte, aber unter der Leitung langerprobter und erfahrener Postillone geht die Fahrt sicher von statten. Nur wenn zur Zeit des Tauwetters die Lawinen drohen oder der frischgefallene Schnee noch nicht genügend tragfähig ist, dann beginnt die wirkliche Gefahr. Zu solchen Zeiten stellt selbst die Post den Betrieb ein. Es werden zwar täglich Versuche gemacht, mit Hilfe der Wegknechte so weit als möglich vorzudringen, aber der durchgehende Verkehr ist erst nach Wochen wiederherzustellen. Am schwierigsten ist die Strecke an der Nordseite vom Schutzhause Nummer 4 bis zur Paßhöhe, die fast durchweg von Lawinen bedroht ist. An den gefährlichsten Lawinengängen sind Galerien gebaut, die aber meist so hoch verschneit sind, daß man sie gar nicht passieren kann, wenn sie nicht überhaupt ganz verschüttet sind und aus dem Schnee erst ausgegraben werden müssen. In diesem Winter waren die Schneeverhältnisse ganz außerordentlich ungünstige; die gewaltigen Schneestürme im März hatten eine 6–8 Meter hohe Schneedecke über den Paß gebreitet, so daß auf Wochen keine Möglichkeit bestand, den Verkehr wieder aufzunehmen. Am 10. März verkehrte die Post zum letztenmal zwischen Brieg und Domo d' Ossola und am 31. war es noch nicht möglich gewesen, den Paß zu öffnen, ein Ereignis, das seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen ist.

Aus diesem Schneegrabe kam die Nachricht, daß sich am Morgen des 19. März eine Katastrophe ereignet habe, deren Folgen und Ausdehnung noch gar nicht abzusehen seien. Vom Fletschhorn kommend, habe ein gewaltiger Berg- und Gletschersturz das ganze Sengthal und einen Teil des Krumbachthales, sowie viele Gebäude und Hütten verschüttet. Wenn man, vom Dorfe Simpeln kommend, der Paßhöhe zuschritt, gelangte man nach 15 Minuten zu dem Weiler Seng, der aus fünf Gebäuden bestand. Links der Straße war ein schöner Waldkomplex, der Gemeindewald von Simpeln, von dem heute nur noch ein kleiner Rest vorhanden ist. Etwas weiter gehend, kam man zur eisernen Sengbrücke, unter welcher der Sengbach, vom Roßbodengletscher kommend, hindurchfloß und sich etwa 200 Meter unterhalb in den Krummbach ergoß. Von dieser Brücke aus bot sich ein prächtiger Einblick in das etwa eine Stunde lange Sengthal, von dessen Rückwand der große Roßbodengletscher herabhängt. Die Thalmulde ist vorn etwa 1100 Meter breit, verengt sich aber allmählich und mißt beim Gletscher etwa noch 500 Meter. Etwa fünf Minuten von der Sengbrücke befindet sich der Weiler Eggen, das einzige auch im Winter bewohnte Alpdorf zwischen Simpeln und der Paßhöhe. Der Ort ist durch Wälder vor Lawinen geschützt. Zwischen Eggen und Seng und das Sengthal hinauf waren prächtige Wiesen, und gegenüber dem Roßbodengletscher lag die große Roßbodenalp, auf die im Sommer mehrere hundert Stück Vieh zur Sommerung aufgetrieben wurden. Heute ist dieses ganze Gebiet ein einziges Trümmerfeld. Etwa 30 Häuser und Alphütten, sowie ein schöner Wald sind vom Boden verschwunden, und die Weidgründe sind 20—100 Meter hoch mit Stein- und Gletschertrümmern übersät, über die sich wieder eine zwei Meter hohe Schneedecke gelagert hat. Es sind der Katastrophe zwei Menschenleben zum Opfer gefallen, zwei Frauen, die sich von Simpeln nach Seng begeben hatten, um das dort in den Ställen befindliche Vieh zu warten.

Ueber den Verlauf der Katastrophe fehlt jeder zuverlässige Bericht. Am 19. März wütete, wie schon seit acht Tagen, ein furchtbarer Schneesturm, so daß keine Anzeichen der Gefahr wahrgenommen werden konnten, ja selbst der Absturz wurde nur in nächster Nähe undeutlich wahrgenommen, während man in dem kaum 15 Minuten entfernten Simpeln von dem Vorfall gar keine Ahnung hatte. Die Bewohner von Eggen, wo noch drei Häuser zur Hälfte verschüttet wurden, sagen, daß sie gegen sieben Uhr morgens ein eigentümliches Zittern und Donnern wahrgenommen hätten. Sie schenkten dem wenig Beachtung, zumal ja in der Nachbarschaft fortwährend Lawinen herabstürzten. Erst als sie sich nach Simpeln zur Kirche begeben wollten, sahen sie, welch furchtbarer Gefahr sie wie durch ein Wunder entgangen waren. Dicht an den Häusern erhebt sich ein etwa 40 Meter hoher Wall, der die äußerste Grenze des Trümmerfeldes bildet. Dann folgen auf eine Breite von 1000 Metern tiefe Schluchten und hohe Trümmerhügel. Fast auf der Spitze des Fletschhorns, in etwa 3800 Meter Höhe und circa 2400 Meter über der Simplonstraße gelegen, gähnt in der Gletscherwand eine mächtige, tiefe Kluft, und ringsum zeigen sich noch deutlich wahrnehmbare breite Spalten, so daß beim Eintritt des Tauwetters noch bedeutende Nachstürze zu befürchten sind. Die bisher abgestürzte Masse wird auf 10—15 Millionen Kubikmeter geschätzt. Der weitaus größte Teil besteht aus Gletschereis, von dem hausgroße Blöcke aus dem Trümmerfeld herausragen. Aber auch bedeutende Steinmassen wurden abgerissen oder beim Sturze weggesprengt, so daß selbst nach dem Wegschmelzen des Eises die schönen Wiesen verwüstet bleiben. Die unterhalb des Roßbodengletschers befindliche große Gletschermoräne wurde tief aufgewühlt, und ihr gelblicher Staub bedeckt die Gegend weit umher. *A. Krenn.*

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 9:

Des Umstellrätsels: Aeneide — Einöde.

Des Silbenrätsels: Walpurgisnacht.

Des Worträtsels: Herbarium.

Des Wort- und Trennungsrätsels: über Mannen — übermannen.

Des Oster-Kryptogramms: Jede Blüte in der Reihe der Blümchen bedeutet einen der Buchstaben des Wortes „Elfenhorst", und zwar den sovielten, als der Kelch Blütenblätter enthält: Frohe Ostern.

Des Buchstabenrätsels: Gerüste, Gerste.

Des Umstellrätsels: Petunie — Putenei.

Des Silbenrätsels: Ehestifter.

Notizblätter.

Robert Schumann-Feier.

Am 8. Juni erfolgt in Zwickau, der Vaterstadt Robert Schumanns, die Enthüllung des dem berühmten Komponisten gewidmeten Denkmals. Die Feier wird mit einem auf mehrere Tage berechneten Musikfeste verbunden sein. Eine Hymne des Leipziger Altmeisters Carl Reinecke soll die Feierlichkeiten eröffnen, in deren Verlaufe als Hauptwerk „Das Paradies und die Peri" unter Mitwirkung eines aus zweihundert Personen zusammengesetzten Chors aufgeführt werden wird. Bei der Aufstellung des Programms ist darauf Bedacht genommen, den großen Tonmeister von den verschiedenen Seiten seines Könnens zu zeigen. Die hervorragendsten Musiker des Königreichs Sachsen und Berlins haben ihre Mitwirkung zugesagt.

Briefmappe.

Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

A. K. in M. Mögen Sie Ihre Anfrage direkt an den Verlag richten: F. Fontane & Comp., Berlin W.

J. J. R. St. 1. Eine Anfrage bei der Polizeibehörde dürfte die gewünschte Auskunft bringen. 2. Ja.

M. v. L. in N. Wir werden gern prüfen, doch müssen Sie eine Weile Geduld haben.

A. M. in H. Eine gemeinverständliche Darstellung der „Modernen Geheimschriften" giebt Hans Schneickert in einer Schrift, die den obigen Titel führt (Mannheim, Verlag der Dr. Haasschen Druckerei, ℳ 3). Der Verfasser berücksichtigt auch die Graphologie als Hilfsmittel zur Dechiffrierung, Verbesserung und Neubildung von Geheimschriften.

R. v. S. in F., Otto B. in Berlin, P. D. in K., H. B. in Hamburg, A. G. in B., Rußland. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



th

Baumblüte im „Alten Land“, Hannover.



Demoiselle Engel.

Eine Altbremer Hausgeschichte

von **B. Schulze-Smidt.**

I.

„Neid, haß, abgunst,
Ist gar umsunst,
Was Gott bescheeret
Bleib' unverwehret."
Anno Domini 1618.

Also stehet ein feiner Spruch sammt dem Bau-Jahre deutlich an der Giebel-Fronten dieses fürnehmsten patricier-Hauses auff der Langen-Strassen der Freyen und Hanse-Stadt Bremen zu lesen. Es lieget dieß patricier-Hauß ohnweit der Stadt-Waage und rinnet derohalben eine Haubt-Ströhmung deß Geschäfts-Verkehres in continuo an ihm vorüber, und gelanget man auch, sonder Fährlichkeit und Beschwehr, von dorten auff den Tohm-Plaz mit der Tohm-Kürch und dem palatio, sowie auff den Marckt mit dem Rahts-Hauß, allwo des Hohen Rahtes Wittheit auff der Gulden-Cammer taget und mit dem Schutting, dem Convents-Orte der Wohllöblichen Herren Elterleute. Ist auch nicht weit biß zum Weser-Quai, der s. v. v. Schlacht, von welcher die Eken- und Bock-Schifflein unter dem Rauschen derer Linden-Bäume absegelen, so etwa der Wind die Wipffeln erreget, Fahren nach GOttes Befinden, ohn Hindernüß auffwärts gen Hamelen und dem Carls-Haven und abwärts nach dem Haven-Städtlein Vegesack, mit vielen capitains-Wohnungen und boscagen und angenehmen Vorwercken vor Sanct Magni Bergen. Gehen sodann noch fürder biß Bremer-Lehe und denen Wurster Landen.

„Es ist bemeldetes patricier-Hauß nach Vorgesagetem zu ermessen, zu Anfange deß dreissigjährigen Krieges mit Kunst an seynen vesten Plaz gestellet, doch haben dieses grausahmen Krieges Greueln den Nahmen sowie Standt des eigendlichen Bau-Herren betrübtermaßen gäntzlich verwischet und das duplo-Wapen, welches ein charmanter barocque-putto in seinen Händlein trägt, unerkenntlich gemachet. Dieses duplo-Wapen befindet sich unter dem mittlern Fenster des größern Fest-Sahles.

„Man saget aus und ist gewiß, daß zween edele Rathsherren-Geschlechter einander ernstlich befehdet hätten, um des Grundes wegen, welches von Ihnen den eigendlichen Bau-Herren solches magnifiquen Hauses habe hervorgebracht. Erstlich das Geschlecht derer Line mit dem springenden Hirschen, zweytens die Esichs, so das Rosenkräntzlein im Schilde führen. Nachdem jedoch genannte edele Geschlechter im Mannes-Stamme erloschen und auch sonsten nicht mehr von ihnen die Rede, ist der Streit geworden als ein Streit um den gegessenen Brey, und ist aus unbekannter Ursach die Ehre gantz bei den Esichs hängen geblieben, weßhalb man bemeldetes Hauß hinfüro das Esichs-Haus benennet hat.

„Item: verlohnet sich's wohl, dieses Esichs-Hauß mit einer kurtzen Beschreibung zu illustriren. Es gehet über der vesten Kellerung und Erd-Geschosse mit sechs Stockwerk biß unter des Giebels Spize; und sind vier Stockwerk zu Waren-Böden benüzet, liegen auch die Schlaf-Koyen des Ingesindes unter den Sparren. Von denen Waren-Böden abwärts gehen die Wohn-Räume: item zween prächtig geschmückte gala-Sähle, so eines Fürsten Haus keine Unehre machen dürfften und hat der grössefte gegen die Lange-Strasse zu ein feines Hängewerks für die Musici bey etwelchen banqueten. Gleichermaßen ist auch oberhalb der Haus-Diele ein treffliches Hängewerks zu sehen, dessen balustraden reichlich ausgeschnizet und ist daselbe vollgestellet mit magohny und nagelveste Schränke, so mit köstlichem Schrankzeugs aus Delfft und Sachsen besezet sind. Findet auch noch hinlänglich Ware Raum in den Winkeln und hat das Hauß eine sehr favorable Gang-Gerechtigkeit nach der Obern-Strasse.

„Uebrigens kann man schwehrlich umhin und höret nicht auf dieses Hauses kostbahre Steinmez-Arbeit laut zu berühmen, welche von einer classischen renaissance oder Wiedergeburth der Bau-Künste Zeugnüß ableget, obzwar sich bereits mehreres baroques aus unserer späthern Zeit dazu gesellet. Es ist ein Jegliches herrlich verzieret, so Simsen wie Gurten, nebst Kragstein und Pfeiler, und treten nahmentlich die Ausluchten räumlich hervor ohne Zudringlichkeit und sind schön verglaset, also, daß eine frohe und liebliche Aussicht vorhanden ist. Ebenfalls gehet des Daches Staffelung in den artigsten Windungen hernieder, und rollen sich solche eines Teils zu schmuckhafften arabesquen in einander; anderen Teils weichen sie nach beyden Seiten von hinnen, und ist jegliche Seite aus ihr selbsten ein

Zierath. Ein ähnliches arabesquen-Muster läufft über das Ey-runde oeil de boeuf, welches ob dem Erd-Geschosse eingelassen ist, auff daß es dem freyen Hängewerks möge Licht zuführen.

„Es haben die Zeit-Läuffte bereits eine milde Veredelung auf diese steinerne Kunst-Schäze verbreitet, und gereichet dieses anhier beschriebene Esichs-Hauß, so, als es stehet, der Langen-Strasse und der Bremischen Stadt zu grosser Verzierung."

Geschrieben a. d. MDCLXXXIX den 3ten des Martii.

*

Der nüchterne Hauschronikbeginn, vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts datiert, machte Gerhard eine ganz besondere Freude, und er las das vergilbte Blatt mit dem rot ausgepinselten Anfangsbuchstaben oben am Kopfe gern und oft wieder durch, obwohl er's fast auswendig wußte. Auf seine wortkarge Art liebte er sein stattliches Eigentum und war stolz darauf und suchte es, trotz der schweren Zeiten, in bestem Stande erhalten.

Vier Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege hatte sein Vater das Esichshaus um mäßigen Preis für sein wachsendes Geschäft gekauft, die kleine Chronik in einem der „nagelvesten Schränke" des Hängewerks gefunden und sie in Schweinsleder binden lassen, zum Angedenken für seinen einzigen Sohn und dessen zu erhoffende Nachkommenschaft. Nun trug Gerhard, seit des Vaters Ableben vor drei Jahren, das Großhandelsgeschäft mit deutschem und holländischem Linnen nach Spanien und Nordamerika, namens seiner Mutter, auf den kräftigen Schultern, arbeitete unverdrossen und treulich, schaute weder rechts noch links nach den hübschen Töchtern der Stadt und kam darüber an seine dreißiger Jahre. Der Sinn stand ihm nach keinem Ehebunde; er ließ sich daran genügen, ehrbar und christlich an den Sitten seiner Vorväter festzuhalten, achtete seine Mutter nächst Gott am höchsten und leistete ihr und Ohm Daniel, ihrem betagten Bruder und stillen Teilhaber der Firma, so viel kindlichen Gehorsam, wie sein Herz ihm riet und sein Verstand zugab. Gängeln jedoch ließ er sich nicht. Er trat mit sicheren Füßen auf, wenngleich niemals mit groben Sohlen, und wahrte sein Hausherrenrecht in aller Ruhe und Gelassenheit. Auch gelernt hatte er sein Buch, wenngleich er sich keiner „feinen Geistesader" berühmte wie Ohm Daniel und weder Gellerts noch Höltys Gedichte am Schnürchen kannte wie seine Mutter.

Die Mutter war eine kleine, beleibte Dame, lebendig und warm; liebte ein behagliches Schwätzchen und eine wohlgesetzte Sonntagspredigt in Sankt Stephani-Kirche. Sie hatte, ihrer Witwenschaft unbeschadet, noch kein weißes Haar unter der Tormeuse, während ihr Sohn, nach seines seligen Vaters Beispiel, schon eisgrau zu dunkeln Augen und jünglingshaft schlankem Wuchse war und des Puders nicht mehr bedurfte, um à la mode zu sein. Ohm Daniel glich der Schwester in allem, bis auf die kleine Statur und die Beleibtheit. Er ließ sich's angelegen sein, die Chronik nebst Kalendarium fortzuführen, und das Haus wäre nicht vollständig gewesen ohne ihn. Halb Bremen kannte den lustigen Alten, war ihm wohlgewogen und redete ihn „Ohm Daniel" an. Daß besagter Allerweltsohm Sitz und Stimme im wohlgeborenen Collegio der Herren Aelterleute besaß und mithin den Titel „Herr Aeltermann" mit Fug und Recht beanspruchen durfte, das wußten eigentlich nur noch die kleinen Leute des „vierten Standes", Taglöhner, Kahnschiffer und Fuhrknechte, und die Armen, die aus der verrunzelten Hand in der sauberen Spitzenmanschette allerlei Gutthat empfingen. Sogar Musjö Weitsel, der Handlungsbediener im Kontor, und Kasper Frischen, das Lehrbürschchen, durften „Ohm" sagen, und das war ihnen öfters sehr trostreich, in Ansehen des strengen Prinzipals.

*

Der Kalender (der gewohnte und nicht der neumodische, französische Revolutionskalender mit seiner Zehnteilung und den angehängten fünf festlichen Ohnehosentagen) zeigte den sechsten Februar des Jahres siebzehnhundertfünfundneunzig; es war ein Freitag, und die Dämmerung fiel schon mit Macht, obwohl es erst vier geschlagen hatte.

Im Esichshause ging es ungewöhnlich lebhaft zu. Hinter der Wohnstube, in der Küche drehte sich der Braten am Spieß über der offenen Glut, und daneben brodelte der braune Kohl, reichlich durchsetzt von Hafergrütze und mit geschnittenen Zwiebeln und Wunderpfeffer gewürzt.

Zwei gemietete Aufwärter räumten die weite Diele auf, thaten einen neuen Docht in die Hauslaterne und steckten da und dort eine Talgkerze in die Tüllen der Wandarme. Dazwischen gingen sie feierlich ab und zu mit Flaschen und Gläsern, Tellern und Silberzeug und legten allerlei Zuckerwerk auf porzellanene Schälchen. Kasper hatte schon zwei Riesenmaulschellen von einem der beiden Speisenträger eingeheimst, weil er eine Handvoll Korianderküglein, Alexandernüsse und Muskazinermandeln vom Nachtisch gemaust hatte, anstatt sittsam, wie höheren Ortes befohlen, seine blaue Schürze voll Torfsoden zum Nachheizen ins Kontor hinauf und den Krug Bier für Ohm Daniel ebendahin zu befördern.

All dieses rege Treiben bedeutete nichts Geringeres als einen Abschiedsschmaus für Sippschaft und Freundschaft. Gerhard und seine Frau Mutter gedachten morgenden Tages in der Frühe auf mehrere Monden Dauer nach Liverpool zu verreisen, um dort des seligen Vaters einzigen Bruder, bei Veranlassung eines Familienfestes, nach zwanzigjährigem Getrenntsein gründlichst zu genießen. Gerhard hoffte sehr wichtige Handelsverbindungen für seinen Leinenexport anzuknüpfen, und Ohm Daniel mußte indessen das Kontor versehen. Musjö Weitsel war bereits von ihm zu einem recht brauchbaren Korrespondenten angeleitet worden und sprach außer dem Französischen auch noch holländisch und eine Wenigkeit englisch.

Wohlbereitet wollten die Reisefertigen von hinnen ziehen. Am vergangenen Sonntage hatten sie sich zu Sankt Stephani am Tische des Herrn auf ihr ernsthaftes Vorhaben gestärkt und eine reichliche Spende in den Klingbeutel gethan. Gerhards letzter Wille, gebührend durch die Unterschrift zweier Herren vom Hohen Rate solennisiert, lag als Depositum in

der zuständigen Kanzlei neben dem Testamente der Mutter. Diese hatte den höchstwichtigen Aderlaß zu ihres irdischen Leibes Wohlfahrt glücklich überstanden, zur besseren Blutreinigung bereits vier Wochen vorher Stiefmütterchen- und Schafgarbenthee getrunken und war nun so munter und quick, wie der Kiiwitt auf der fetten Wisch. Deswegen sollte auch der heutige Schmaus vom Besten sein.

Das Gepäck war seit vier Tagen unterwegs. Harm, der Hausdiener, und der Küper hatten die beiden Lederkoffer, das ungeschlachte Felleisen und den Bettsack selbst beim Frachtfuhrmann verladen und durch Sperre und Doventhor auf den Weg nach Bremerlehe geleitet. Der Weserstrand trieb Eis, und der Englandsfahrer, der nach Amerika weiter ging, lag draußen vor der Mündung im offenen Wasser. Bis Bremerlehe wollten die Reisenden eine Extrapost vom Königlich Großbritannischen und Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Postamte benutzen, mit Vorspann in Ronnebeck, Sandstedt und Debesdorf. Wenn nur keine Truppen und Kriegsflüchtige Hindernisse in den Weg würfen: von Holland her war's eine wahre Auswanderung nach den nahegelegenen deutschen Landen, und die englischen und hannöverschen Soldaten zogen hin und zogen her und gaben keine Ruhe.

‚Das geht ab und zu wie zum Freimarkt!' dachte die Mutter, da sie, Schlüsselbund und Handfeger in der Hand, die hohe Puderfrisur längst in voller Glorie, noch ein Augenblickchen auf den Ausluchtensöller trat, um nach dem Mondlichte auszuspähen. Gar zu sehr wünschte sie sich den lieben Vollmond zum morgenden Reisegeleit, aber die Wolken gaben ihn nicht her für heute.

Wie früh sank doch die Nacht! Alles düster, die Straße grundlos, nur die ungeheuerlichen Schneemassen, die seit Tagen keines Wagens Rad mehr durchpflügen konnte, leuchteten schwach. Man verkehrte wieder gänzlich mit Portechaisen von Straße zu Straße, und dennoch lief jetzt da draußen im Dunkeln die Menschheit hin und wieder, und es war ein sonderbares Treiben damit.

‚Emigranten — Daniel hat doch recht —' dachte die Mutter und drückte ihr Gesicht gegen die Scheiben, um besser zu sehen. „Wir divertieren uns und essen gut und trinken gut . . . ! Gott! was für'n Glück, daß die Holländischen Geld genug auf die Flucht nehmen und ihr Logement bezahlen können. Das macht mir mein Herz wieder leicht! Wenn wir durch Gottes Fügung heil und lebendig von Liverpool heimkommen, soll Gerhard mir nichts mehr dagegen sagen, daß ich hinten im Haus ein paar Kammern freimache und mir einige von den flüchtigen Leuten ins Haus invitiere. Die Holländischen sind keine Ferkel, die halten auf sich selber und verderben nichts. Weitsel und Kasperken, die leg' ich sodann auf den zweiten Boden hinter das Brabänder Linnen; da lass' ich ihnen Kojen abschlagen, und mit der holländischen Sprache muß mir Weitsel auch aushelfen, oder mein alter Pastor Smidts."

Somit machte die lebhafte Frau sich beruhigt wieder an ihre Arbeit und lief eilfertig hinaus, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, ehe sie sich in ihr Staatskleid steckte. Als sie dann treppauf ging, kam ihr Gerhard in den Weg, der eben von seinem Besuche bei einem Geschäftsfreunde zurückkam, das Gesicht von Wind und Kälte angefrischt, den Hut in der Hand und das Haar tüchtig durcheinander geweht. Die Freiheit ließ er sich; er hatte auf seinem Kopfe keinen Puder, den die Luft nicht anblasen durfte.

„Nehmen Sie sich doch Zeit, Mutter; lassen Sie die andern für sich springen!" rief er und trat auf dem Podest beiseite, um sie vorüber zu lassen. Sie blieb vor ihm stehen, legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihm von unten herauf ins Gesicht:

„Was einem für Gedanken durch den Kopf gehen, Kind! — Hast du alle die fremden Leute in der Stadt laufen sehen? Wo sollen die heute nacht unterkommen?"

„Wir haben Last genug mit den Soldatenquartieren gehabt, seien Sie so gut und besorgen sich nur nicht mit solchen Fragen, Mutter," antwortete er ausweichend und begab sich in seine Schlafkammer hinauf. Die lag, nebst dem Kontor, im ersten Stock, und zwischen beiden lief die dunkle Küpertreppe nach oben und unten und hatte hier einen kleinen Absatz. Das Fenster der Schlafkammer ging auf das Hängewerk hinaus; die schrankbesetzte Galerie über der Diele, mit den Stricken der großen Winde, die an ihren Geländern hinbaumelten.

*

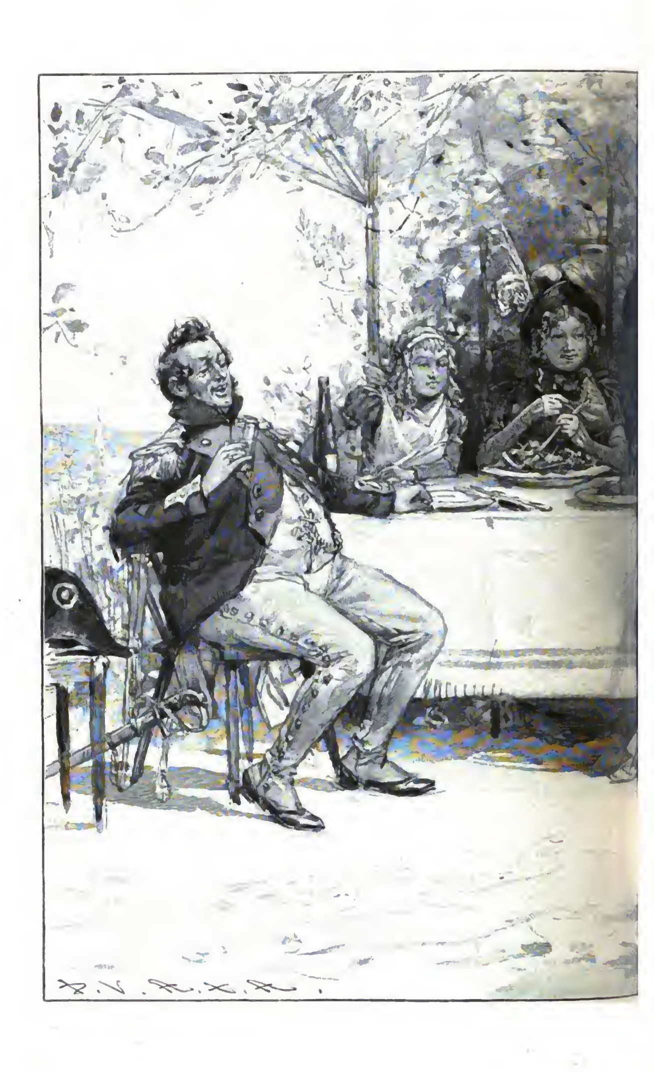
Im Kontor, das über der Wohnstube lag, wie die Küche unter der Schlafkammer des Hausherrn, war's sehr warm und gemütlich. Das Torffeuer bullerte im Kachelofen, und es roch nach einem wunderlichen Gemisch von Schreibpapier, Tabak und den Resten von Musjö Weitsels Bratäpfeln, die er sich, in Abwesenheit des Prinzipals, in der Röhre geschmort hatte.

Kein Laut außer dem dreifachen Federgekritzel; denn Ohm Daniel saß auch beim Schreiben. Er versorgte die Hauschronik mit Gewissenhaftigkeit.

„Den 6ten des Hornung 1795.

Den 3ten huj. haben wir Vollmond gehabt, des Morgends um 1 U. 25 Min. und vom 2ten an hat es gar sehr geschneiet, wobey es immer mässiger fror, und schneiete fort bis 5ten huj. So daß bey Menschengedenken nicht soviehl Schneh auf den Strassen gelegen, wohl bey 3 fuß und können die Wagen nicht durchkommen. Müssen sich die besseren Leute mit den Mieths-Pferden und den Porte-chaisen behelfen.

Es kam um diese Zeit, wegen der großen Kriegs-Unruhen, die Last Roggen auf 148 Rthlr., der Weizen auf 200 Rthlr. Ein Hochweiser Raht lies zu wahrem Glücke bey dem Markte Korn ausmessen, ein Viertel zu 45 Grote zuzüglich der Accise. Zu selbiger Zeit lies er auch das Weisbäcker-Amt fodern und verlangete zu wissen, wieviehl Mehl daß ein Jeder vorrätig hätte, damit die Stadt nicht





Th. Scharfetter

Altwiener Frühlingsboten. (Text S. 143.)

Mangels litte. Beschlosse jedoch das Weisbäcker-Amt davon nicht detailliert Rede zu stehen, sondern verpflichteten sich vor Hochlöbl. Magistrate diese Stadt auf 3 Monath reichlich mit Brote zu versorgen.

Es sind seit gestern Nacht an 600 ausgewanderte Holländische Flüchtlinge hier angelanget, vornehmlich aus Braband und dem Gooilande und etliche Flandrische. Es könne leichtlich seyn, sagete mir Herr Senator Goubela, daß in Kurtzem noch ein paar Tausende zu kämen.

Item: hat ein Hochweiser Raht heute befolen, daß man solle obgedachten emigranten nicht ferner logements auf länger denn 12 Std. vermiethen, da zu befürchten stehe, daß unsere Stadt von fremden Völckern möge überlauffen, zuzüglich der fortwährenden molesten durch Englische und Hannöfersche Truppen, deren heute 2 regim. Cavalerie und 1 regim. Invanterie eingetroffen sind. Thuen mir wahrlich nur Solche leid, die bey diesem argen Schnehe kein Obdacht haben."

Ohm Daniel spritzte den Gänsekiel aus, schnäuzte das Talglicht auf dem Pulte und überlas die krakelig hingeworfenen Zeilen mit flüsternden Lippen. Dann tüpfelte er ein Sternchen darunter, zog mit dem Kantel zu dessen beiden Seiten einen feinen Strich und machte hinter die Stadt- und Wetterchronik noch etliche private Eintragungen:

„Item: gedenket meine Schwester Betchen nebst ihrem Sohne Gerhard morgen in der Frühe nach Bremer-Lehe abzureisen und gehen sie von Bremer-Lehe so Gott es lässet angenehmes Wetter seyn, mit George Norwich seiner neuen Schunerbarck Brema bis Liverpol um Betchen ihrem Schwager beyzustehen, welcher am 19ten huj. das preisenswürdige Fest der Silber-Hochzeit mit seiner Eheliebsten samt Kindern und Enkeln feyert.

Item: Will mein Neffe Gerhard eine Fracht Westphälisch und Münsterländisch Linnen für Spanien bis England mitführen und für Peter Mennes Liverpolsch Saltz retour nehmen. Hätte gern ein ballot Brabänder Linnen gleichfalls transportiret, ist jedoch von Willem Coccejus, unserm Lieferanten zu Hilversum, keinerley Ware noch connoisements mit dem letzten convoi angelanget, fehlet auch Brieflichs. Nachdem besorgliche conjecturen in Hinsicht der gegenwärtigen unruhigen Zeiten in den Niederländischen Provinzen, wohl nicht sündhafft noch unbillig seyn dürfften. Und wolle die anbethenswürdige himmlische Vorsehung uns von solchen unruhigen Zeiten baldigst befreyen."

*

Als er so weit war, kam abermals ein sauberer Doppelstrich unter das Skriptum; dann der Sandregen aus dem hölzernen Streufasse, und dann wurde die schweinslederne Chronik in den nagelfesten Kontorschrank verschlossen.

Der alte Herr machte, in Anbetracht des bevorstehenden Abschiedsessens, zeitiger als sonst Feierabend; der Handlungsbediener, Musjö Weitsel, und Kasper, das Bürschchen, sollten auch mit am festlichen Tische speisen: untenan und in bestmöglichster Schweigsamkeit selbstverständlich.

„Geh und setz dir deine Haare auf, Muschü Kasperken, und laß ja genugsamen Platz für das, was heute geschüsselt wird, unter der Jacke," sagte Ohm Daniel, gutmütig neckend, zu dem rundbäckigen Jungen, der sich über seinem Zahlenbogen die Augen rot gerechnet und beim Torftragen und Nachheizen die Pfoten schwarz gemacht hatte. „Lauf, lauf, Muschücken — so, das Wegräumen ist schon gethan. Da hast noch 'n Apfel, und nimm weißen Sand mit nach oben für die Hände. — Ist Er denn noch nicht bald klar, Musjö Weitfels? Das geht ja mit der Schneckenpost! Ich vermute, Seine Muse sitzt da bei Ihm auf dem Bock und verstellt Ihm die Buchstaben!"

„Dieses weniger — das war ehegestern." Der bildhübsche junge Mensch, dessen bitterster Schmerz sein Miniaturfigürchen zur pathetischen Seele war, schob „Werthers Leiden" unbemerkt ein bißchen tiefer in die Tasche des unscheinbaren Kontorröckleins, sah verwirrten Blickes und errötend von seinem Bündel Leinenproben auf, die er sortierte und eintrug, und ließ den Zeigefinger am Register hinlaufen. Darauf begann er in der Brusttasche zu suchen. „Noch einige Minuten, Ohm Daniel. Aufgesetzt und balbiert hab' ich mich schon. Divertiert es Sie vielleicht, zu lesen, was mir ehegestern nachts das heftige Schneegestöber eingegeben hat?"

„Ei, ei, ei! Er artet wohl gar dem Musjö Goethe nach, von dem man bereits eine große Wirtschaft macht? Eins von seinen Büchern hat Metta letzthin in Seinem Bettstroh gefunden. Nun, da hat's weich und warm gelegen, und der Geist lässet sich nicht dämpfen. Geb' Er sein Opus nur getrost heraus."

Worauf der kleine Jüngling abermals in seinen Dichterbusen griff und dem stattlichen Gönner ein zusammengeknifftes Blättchen darbot. Der alte Herr nahm's, las, kopfnickend für sich, und ein feines, listiges Lächeln ging über sein behagliches Gesicht:

„Seh' ich den Winterschnee,
So will es mie erscheinen,
Als müsse Chloëns Reitz
Sich dessen Kälte einen;
Sie bleibt, ob Damons Hertz
Auch Liebesflammen schlägt,
Stets des Decembeis Schnee,
Von Rosen eingehegt.

Zwar hatte schon Myrtill
Erstrebt, um seinetwegen,
Der Chloë Liebessaat
Zum Keimen anzuregen.
Jedoch des Schnees Last
Erstickt sie einst und itzt,
Weshalb auch Damon nun
Alleine flötend sitzt."

„Trefflich!" rief Ohm Daniel; „ganz treffliche Alexandriner, Musjö Weitfels, und dürften dem spröden Frauenzimmer sehr angenehm eingehen, vornehmlich wenn Er Sein Poem, sauber kalligraphiert, um Zuckerbohnen vom Calinardy wickelt. Er weiß doch: der neue Confiseur, draußen vor dem Osterthore."

„Für den Zuckerbäcker hatt' ich eigentlich mein Poem nicht beabsichtigt," antwortete Musjö Weitsel und ließ beleidigt die Unterlippe hängen. „Es ist ein höchst ernsthaft gemeintes Poem, und wenn ich

erst mehrere dergleichen beisammen habe, denk' ich mich an die Buchdruckerei damit zu adressieren. Wer irgends den Trieb zu den Musen in sich spürt, neben dem — dem —" er hielt inne und machte eine vielbedeutende Handbewegung über sein Registervolumen hin, — „neben dem toten Zahlenkram!" hatte er vollenden wollen, nur daß Ohm Daniel ihn nochmals so verzweifelt listig anzwinkerte, während er sich seine Prise aus der dicken Schildkrotdose zu Gemüte führte. Immer und immer wieder fing der Spötter Musjö Weitsel nebst seiner Muse im Schäferkleide ein und zwickte und zauste. Nun steckte er eine recht teilnehmende Miene auf, trat zu dem beleidigten Dichter ans Stehpult und klopfte ihm auf die Schulter:

„Calmier' Er sich, lieber Weitsel; Er darf mir's schließlich nicht übel auslegen, wenn ich es angezeigter fände, daß Er Sein westfälisches Linnen und Kammertuch besänge, anstatt der Chlos und ihrer abgewiesenen Freier samt der Hirtenflöte. Setz Er Seine Muse lieber für einige Monden hinter Schloß und Riegel, bis mein Neffe von seinen Reisen heimgekehrt ist. Es sind beschwerliche Zeiten, und uns beiden liegt, bis gegen den Mai hin, die Hütung des Hauses und Wahrung der Geschäfte ob. Punktum, und jetzt Buch zu, verwahr' Er Sein Carmen gut und mach' Er für diesen Abend herzlich gern aus sich selber einen Damon oder Myrtill. Nur ärger' Er mir bei Seiner Toilette mein Kasperken nicht abermals mit dem nassen Reisbesen, hört Er?"

„Ihr ergebenster Diener, Herr Aeltermann!"

*

Ohm Daniel lachte hinter dem erzürnten Musenjünger drein, rückte sich vor dem winzigen Spiegelchen in der Fensterecke seine große Stecklockenperücke zurecht, setzte den altmodischen Dreispitz auf, der schon ganz fuchsig aussah, und zupfte die Manschetten über die Hände herunter. Dann nahm er seinen kanehlbraunen Rockelor vom Haken, löschte das Licht und mußte erst noch im Dunkeln nach dem vergessenen Krückstocke und den Fausthandschuhen suchen.

Endlich war er so weit, verließ das Kontor und riegelte die Thür von außen ab. Die Stunde vor Beginn des Schmauses wollte er in aller Heimlichkeit benutzen, um in den Straßen, auf dem Domshof und der Schlachte nach den Schicksalen der sechshundert Emigranten zu forschen, denen der hochweise Rat die Unterkunft im Weichbilde der freien und Hansestadt Bremen verweigerte. Das war eine Maßregel nicht nach des Alten Herzen.

‚Menschliche Weisheit und christliche Erbarmung: darüber könnte der mißkannte Genius, in meinem Auftrage, wahrlich auch einige recht gegensätzliche Alexandriner reimen,' dachte er, guckte, unten angelangt, noch flink in die Küche, allwo es mit Macht britzelte und schmorte und lieblich duftete, und ließ sich von einem der Aufwärter seinen kurzen, straffen Zopf ein wenig sicherer an den Mantelkragen feststecken; denn er trug ihn nur mehr dort und nicht an der Perücke.

Darauf begab er sich, vorsichtigen Trittes, hinaus, und der Wind wirbelte den Kragen des Rockelors um seinen Kopf und den Dreispitz herum.

II.

Auf der abendlichen Straße war es schon stockfinster, und sie strömte über von Wasser. Die aufgetürmten Schnee- und Eismassen tanzten mit aller Macht; es gab Berg und Thal im kleinen, schmale Uebergangspässe, rinnende Bäche, tiefe Tümpel. Die hohen, dichtgereihten Giebelhäuser mit ihren überlasteten, zapfenbehangenen Staffeldächern ragten schwarz und dräuend zum schwerbewölkten Himmel auf, und da und dort zeichnete der Schnee eine kräftige oder zierliche Linie deutlich ab. Die Rinnen spieen und gluckten, was sie nur konnten; es gab ein eintöniges, sprudelndes Getrommel; der West-Nordwest schnob und pfiff durch die schwarzen Gänge zwischen den Häusern und verfing sich polternd in Höfen und Sackgäßchen. Aus denen trug er Stimmen und Rufe herüber, bald näher, bald ferner, und das Johlen und Säbelrasseln der hannöverschen Kavalleristen, die in Rotten gingen und ihre Quartiere aufsuchten. Die Kasernements steckten übervoll, und der kleine Bürgersmann wehrte sich — aber: Gottsdonner! — er mußte!

Auch in die Langenstraße verirrten sich fremde Gestalten, tasteten sich hart an den Hausmauern hin und klagten auf vlämisch und französisch, rüttelten am zugesperrten Gasthofsthore der „Stadt London", und wo sie sonst trauliches Licht hinter wohlverwahrten Fensterscheiben entdeckten, da zogen sie schüchtern am Klingeldraht oder ließen den Messingklopfer zaghaft gegen das Holz rattern. Frauen und Kinder unter den Heimatlosen, man unterschied es deutlich; es weinte, bat, beschwichtigte. Dann verschlang die Dunkelheit den ganzen Jammer, und der Wind spottete pfeifend hinterdrein.

Ohm Daniels gutes Herz that einen raschen Sprung. „Du mußt nach!" sagte die innere Stimme. Er wollte auch nach, aber er konnte keine Hand vor Augen sehen. Die Laternen schwankten im Winde lichtlos an ihren Ketten quer über die Straße hin, alldieweil Mondschein im Kalender vermerkt stand. Hundert Schritte, aufs Geratewohl ins Ungewisse hinein, wagte er mit weit vorgestrecktem Krückstocke; dann stolperten seine alten Beine über einen Eisberg mitten in der Straße, und er kam recht häßlich zu Fall.

Es war ein Glück, daß Dierk Rulffs, der Lampenwärter, in Fischerstiefeln bis zu den Schenkeln hinauf, den Oelhut im Nacken und den grobtuchenen Schanzläufer über dem fettigen Leinenkittel, eben des Weges daher gewatet kam und vortrefflich beispringen konnte.

Er lehnte seinen Hakenstock, zum Festhalten der schwankenden Laternen, gegen die Mauer und stellte sein Blendlämpchen auf die Steinbank des nächsten, besten Beischlags:

„He wat, he wat! Doar liggt jowoll een'? Wokeen liggt doar? Sünd Se dat nich, Härr Ollermann?"

„Ja, Dierk, ja, das bin ich. So — an! — na so — da ist mein Stock, es geht schon. Danke vielmals, Dierk — ist gut, ist gut, mein Sohn! Nehm Er mich bloß 'nen kleinen Augenblick an den Arm.“

„Is 'r wat an Aehr' Knoaken 'twei, Härr Ollermann?“

„Da sei Gott vor, Dierk! Die Knochen sind heil geblieben. Sieht Er nicht, daß ich auf beiden Beinen festsieh'? Aber ein Loch hat es sonder Zweifel doch gegeben, mein Freund; im Hosenknie nämlich. Zünd' Er jetzo geschwinde Seine Laternen an; dies ist wahrlich eine abscheuliche Kalamität!“

Dierk hakte sein Blendlämpchen in den Schlitz des Schaunzläufers, ließ den schwachen Schein über die Gestalt seines Gönners hinlaufen und blickte dann, den Hakenstab geschultert, zweifelsüchtig gen Himmel, wo sich des Vollmonds Bleichgesicht von neuem durch einen Spalt in den zerfaserten Ballen des Schneegewölks arbeitete.

„Dat Düwelsdings kummt doch noch 'rnut, un wenn 'k bi Moanschien ansticken dho, denn kost' dat twölf Groten, Härr Ollermann —“

„Zwölf Grote? Hm — ist das die neue Pönitenzordnung? Zu Schaden soll Er darum nicht kommen, daß ich Licht haben muß. — Wart' Er 'nen Augenblick, mein Sohn.“

Dierk kratzte sich sein Strupphaar unter dem Schirm des Oelhutes, Ohm Daniel tauchte mit der rechten Hand in die Tasche, zog den langen Geldbeutel hervor und suchte nach dem passenden Silberstücke.

„Hier hat Er Sein Strafgeld und noch dritthalb Schwaren dazu. Jetzt steckt Er flugs an und stökert den Docht hoch, daß es fein helle wird für die unglückselige, fremde Menschheit, die kein Platt spricht und kein Hoch spricht und nicht hat, wo sie ihr Haupt — na — es ist gut so, Dierk; Er versteht das doch nicht, es müßte Ihm denn Sein Pastor recht in die Ohren tuten. — Jetzt helf' Er mir aus gutem Willen wieder zurücke nach Haus, Dierk.“

„Drüddehalf Swoaren is man 'n halben Groten, un veel is dat nich, Härr Ollermann,“ meinte Dierk, aber trotzdem packte er seinen hinkenden Herrn Aeltermann fest unter den Ellbogen und ließ den dünnen Strahl seines Glühwürmleins hinter dem Marienglase mit allem Vorbedacht auf Eisschollen, Schneewälle und Kotsümpfe fallen, bis das Ziel erreicht war.

Einer Lichtinsel gleich im Reiche der Finsternis stand das schöne Haus mit seinen festlich erleuchteten Fensterreihen. Dort, vom Markt her, wurden schon ein paar andre, größere Glühwürmer sichtbar, die auf das Esichshaus zuwanderten: zwei oder drei Portechaisen mit den ersten Gästen.

Der alte Herr bedankte sich bei Dierk, trat über die Schwelle und ging, von den Ankommenden ungesehen, gleich rechter Hand in die dunkle Wohnstube. Der Hausdiener kam mit einem Thrankrüselchen herein und fand „Herrohm“, wie das Gesinde sagte, schon in der Fensterecke der Auslucht sitzen. Das Bein hatte zwar keinen ernstlichen Schaden genommen, aber vom argen Schrecken seines Falles mußte er sich erst ein Weilchen hier in der stillen, warmen Dämmerung erholen.

„Laß Er der Frau heimlich ins Ohr sagen, daß ich erst nach der Suppe kommen will, Harm,“ bedeutete er dem ältlichen Mann, der wie ein Seeschiffer außer Dienst aussah, „die Frau soll darum nicht herunter laufen; ich hab' bloß 'n wenig nasses Fußzeug gekriegt und so weiter. Er kann mir reine Strümpfe und die gute Corderoyhose und meine besseren Schnallenschuhe hier herein bringen, Harm, nebst dem schwarzen Rock und der geblümten Seidenweste; dann bin ich wieder in der Reihe. Der linke Strumpf da hat 'nen Ratsch abbekommen, den legt Er Metta in den Nähkorb, und die Hose muß zum Schneider. Wart' Er, nehm' Er nur gleich mit hinüber, was ich jetzt anhabe, Harm.“

Behend, trotz der alten Glieder, entkleidete er sich und blieb, im Zustande größten Negligés, auf der Ofenbank sitzen, bis Harm mit dem Gewünschten zurückkam und ihm, mit aller Verschwiegenheit und Dienstwilligkeit, in die Festtagsgarderobe half. Er hatte auch die Reismehlschachtel samt Quast und Pudermantel mitgebracht, stäubte seinem Herrn den Kopf frisch ein, wenn auch mit einigem Ungeschick, aber er blies den Ueberfluß mit vollen Backen ab, daß es stob, und schabte mit dem hölzernen Pudermesser Nacken und Schläfen säuberlich rein, so daß es doch eine gefällige Ansicht gab. Dann ging er bedachtsam hinauf, um der Frau Herrohms Botschaft zu vermelden.

Die Gäste waren bereits zur Hälfte versammelt; lauter ehrenangesehene Namen: Denecken, Pundsack und Terhellen; der Schottherr Henrich Focke und George Norwich, dessen Schiff „Brema“ Montag in See stechen sollte. Der königlich preußische Agent, Herr Rump, war schon tief in Politik mit dem englischen Vizekonsul Gorrissen, und Herr Isaak Gabain stand als Dritter in der kleinen Gruppe. Die älteren Damen ließen sich von der Hausfrau den neuen, reizenden Rokokostuck an Decke und Wänden dieses kleineren Saales über der Hinterstube erklären, und die jungen Damen redeten sittsame Dinge mit ein paar kompläsanten jungen Herren oder verglichen ihren Putz. Sie hatten die neue Griechentracht aus Paris, von der man Wunders erzählte, noch nicht angenommen, sondern waren in mäßigen Reifröcken, leichte Fichus um die Taillen geschlungen und künstliche Rosen zwischen den steif aufgesteckten, gepuderten Locken über den Ohren. Der junge Hausherr ging, hübsch und schweigsam, von Gruppe zu Gruppe, das Kinn hoch aus der Krawatte heraus, die Augen anscheinend schon weit fort auf Reisen. Der veilchenblaue Wertherfrack und die gelbe Weste standen ihm ausnehmend gut zur bräunlichen Haut, den langgeschnittenen dunkeln Augen und dem vollen, eisgrauen Haar, das straff aus der großen Stirn hinaufgebürstet war. Ungeachtet seiner dreißig Lebensjahre war seine Gestalt leicht gebaut wie die eines Zwanzigjährigen, und daß er sie so straff und ein wenig zu steif trug, gab ihm etwas Prinzliches, wie die jungen Mädchen unter sich ausgemacht hatten.

In Madame Prince de Beaumonts gerngelesenem „Magazin für das junge Frauenzimmer, welches in die Welt tritt und sich verheurathet“, waren die liebenswürdigen Königssöhne der moralischen Märchen genau geschildert, wie er: „Prinz Friedlieb“, „Prinz Huldreich“ und wie sie sonst noch hießen, nach ihrer Vortrefflichkeit sortiert.

Seine Mutter, noch immer hübsch, rundlich und beweglich wie ein Kreisel, das rosige Matronengesicht vom schwarzen Spitzentuche über der sehr hohen Puderfrisur eingerahmt, unterhielt sich so lebendig, daß Harm an der Thür vor Ungeduld von einem Fuße auf den andern trat und schließlich den Aufwärter, der einen ferneren Gast hereindienerte, beauftragte. Gerade als die niedlichste der jungen Damen fragte: „Wo bleibt denn Ohm Daniel heute, Tante Betchen?“

Natürlich lief Tante Betchen nun doch einen Augenblick von ihren Gästen weg in die Wohnstube hinunter, faßte ihren Bruder heftig um den Kopf, küßte ihn ein paarmal in ihrer raschen Weise und wollte ihn durchaus gleich mit nach oben nehmen. Er aber klopfte ihr seinen Puder, mit dem sie sich übel zugerichtet bei ihrer Zärtlichkeit, vom Kleide und blieb, wo er war.

„Ich habe betrübende Eindrücke von den Folgen drakonischer Staatsgewalt empfangen, Betchen,“ sagte er, „laß mich erst wieder zurechtkommen.“

„Ih was! Iß 'nen Teller heiße Suppe, und 'n Gläschen span'schen Wein hinterher; dann bist du wieder zurecht,“ meinte sie, allein er wollte nicht.

„'nen Tropfen span'schen Wein soll Harm mir hierher bringen; damit hast du wohl recht, Betchen — kommen thu' ich 'n bißchen später. Setz du Norwich dreist auf meinen Platz und Weitsel zwischen die kleinen Demoisellen. Weitsel hat artige Sitten und weiß allerliebste Gedichte aufzusagen.“

So lief die hurtige, kleine Dame wieder davon, schmeckte noch flink die Suppe am Herde ab, schalt, weil ihr die Klöße darin nicht locker genug vorkamen und goß einen Schuß Madeira in die Brühe, ehe sie Bruder Daniels Gläschen einschenkte und ihm hineinschickte. Dann war sie, wie der Wind, wieder droben im Rokokosaale, und ihre helle Stimme hörte man in allen Ecken.

*

Der alte Herr in seiner dämmerigen Stille trank das Gläschen heißen Weines langsam leer, und ihm wurde besser zu Sinne danach. Er richtete sich aus der zusammengesunkenen Stellung empor, rieb sich die Kniee und hüstelte dann ein paarmal hinter der vorgehaltenen Hand. Manchmal überkam das Bewußtsein der Dreiundsechzig, die er auf dem Rücken trug, sein fröhliches Gemüt, und dann konnte er sich schwer aus der bedrückten Stimmung herausfinden.

Draußen schlug es sieben vom Sankt Martini-Kirchturm. Der Wächter, mit der Stadtronde auf den Fersen, schlurfte schweren Fußes vorüber und stieß ins Horn. Dumpf, wie aus dem hohlen Topf, sang er seinen Spruch mit jämmerlich-ziehender und zitternder Betonung:

„Siebenmal leidet Jesus Christ,
Der ans Kreuz geschlagen ist —
Mensch, bedenke, was du bist! — — —

— — Tuu—u—u—t — — ! Säben is de Klock'! De Klock' is Säben!“

Die letzten Silben verhallten schon in weiter Ferne; durch dick und dünn stapfte der Uhu in Menschengestalt unentwegt, und das „Trapp, trapp“ der rondierenden Soldaten von der Bürgerwehr immer hinter ihm drein.

Ohm Daniel stellte sich in die Ausluchi, kreuzte die Hände auf dem Rücken und sah hinaus. Der Wind zog melancholische Töne und rumpelte im Ofenrohr.

‚Das läßt sich nicht favorabel an zur Reise,‘ dachte der Einsame, ‚und ist trotzdem der Sprit im Barometer hochgegangen. Die Schickung wolle es gnädig für mein Betchen machen . . . Morgen um diese Zeit sitz' ich allein im Haus mit den zwei jungen Dösbartels da oben im Kontor!‘

Mißmutig schüttelte er den Kopf. Seine Natur war von geselliger Anlage, und all seiner Lebtage war er noch niemals ohne Betchen gewesen. Außer während dreier Tage nach ihrer Hochzeit, da sie mit ihrem jungen Eheliebsten einen angenehmen Aufenthalt auf des Herrn Schwiegerpapas Vorwerk zwischen den friedlichen Strohdächern von Oberneuland, nahe Klüvers Holz, genommen hatte, zu absonderlicher Ergötzung.

— — — — — — — — — — —

Endlich: die Kette kreischte; Dierk zog die brennende Laterne in die Höhe. Wie zum Spott stand gerade der volle Mond drüben auf dem gotischen Backsteingiebel und guckte, geisterhaft umschleiert, von der zweiten Dachstaffel herunter auf die trostlose Langenstraße.

III.

Der Vollmond thronte also auf dem alten Speckhanschen Hausgiebel, eben vor der Albutenstraße, und von dorther kam ein finsterer Spuk geradeswegs auf Dierk zu, als er die hochgewundene Kette an ihren Ort festgehakt hatte und zur übernächsten Laterne weiterwatete.

Es war unzweifelhaft ein weiblicher Spuk und sah doch nicht breit und bauschig aus, wie die bremischen Frauen und Damen, wenn sie, hinter der vorgetragenen Stockleuchte drein, zu einer abendlichen Lustbarkeit trippelten. Es klagte auch nicht und klopfte an keine verschlossene Thür, wie die Obdachlosen es gethan hatten, denen Ohm Daniel nachgehen wollte und nachgegangen wäre ohne seinen bösen Fall.

Nein, schmal und schlank kam die Gestalt daher im schwachen Mondschein. Das enge Gewand ließ die Füße frei bis zu den Knöcheln, und stumm stieg sie über Eiszacken und Schneehaufen. Um den Kopf hatte sie eine dunkle Wolle geworfen wie ein Regenlaken, und auf jedem Arme trug sie ein Kind, das sich unter dem schwarzen Ueberwurfe an sie klammerte.

Dann trat sie in den schrägen Lichtnebel, den das erleuchtete Esichshaus vor sich her warf, und

der furchtsame Dierk erkannte, daß sie kein umgehender Geist war, sondern eine Stadtfremde. Ganz verstört, wie eine, deren Not und Angst viel zu groß für Jammern und Weinen ist, schaute sie zuerst gegen den Mann im Schanzläufer hin und suchte nach Worten. Dann sprach sie ihn mit einer weichen Stimme an, die ein wenig bebte: es war „nicht Hoch und nicht Platt“, was sie vorbrachte, und doch schien es Dierk nicht ganz unvertraut, jedenfalls vertrauter als der langsam geredete Satz in Schriftdeutsch:

„Ich bin auf der Flucht — helft mir! Seht die Kinder . . .“

„He wat —!“ fing er an; da nannte sie ihm einen Namen, und nun grinste er breit und deutete linker Hand schräg über die Straße auf den Lichtnebelstreifen: „De woahnt dune bi: koam' Se man mit, Juffer.“

Sie folgte freudig und setzte ihren nett beschuhten Fuß vorsichtig über die breite Kluft des vereisten Rinnsteins hinweg, stellte die Kinder, ein Bübchen und ein Mädchen, auf den trockenen Pflasterstreifen vor dem Hause und nahm jedes an eine Hand. Einen Augenblick trat sie noch mit ihnen in den dunkeln Schatten des Ausluchtenvorsprunges zurück und wartete, bis die heransegelnde Portechaise ihr spikegraues Brokatkleid abgesetzt hatte (die unpünktliche Frau Syndica, auf die das Anrichten wartete) — und dann schlüpfte sie, ihre Kleinen nach sich ziehend, durch den klaffenden Spalt der Hausthür in die helle Diele.

Dort, in der vorläufigen Sicherheit, faßte sie in ihr Täschchen, eilte noch einmal zur angelehnten Thür und reichte Dierk zwei holländische Stuiver: „— bel good!“ — Das war leicht zu verstehen. Er steckte sie zu seinem Zwölfgrotenstücke und den dritthalb Schwaren und trollte sich. —

Die Aufwärter starrten das fremdartige Kleeblatt an und begannen ein großes Gerede; aber die Köchin rief sie ab. Harm kam auch dazwischen, und Metta, die Hausmagd, für die alles Neue ein Fest war, lief gleich herbei und schrie auf, als sie die hübschen Kinder sah, deren Augen der Schlaf drückte.

„Ich muß Mijnheer sprechen,“ sagte die Fremde, und da einer der Aufwärter, ein richtiges Frechmaul, lachte und über seine Schulter hinweg antwortete, daß Mijnherr schon eine Demoiselle zu viel am Tisch sitzen habe, machte Harm ihr, in seinem Aerger darob, nun erst recht einen tiefen Bückling, ebenso tief, wie kurz zuvor der hochvermögenden Frau Syndica, und führte sie ohne Aufenthalt aus dem Bannkreise des groben Flegels hinweg, zur Wohnstube, wo das Thrankrüselchen noch traulich in der Auslucht brannte.

„Einen Augenblick, Mamsell, Herrohm—hm, Herr Aeltermann, der sitzt noch hier in der Stube, der soll Ihr Bescheid geben.“

„Herein! wer ist da?“ rief Ohm Daniel, als es bei ihm anklopfte, stand von der Ofenbank auf und reckte forschend den Kopf vor, denn er war kurzsichtig und wußte die Ankömmlinge nicht hinzubringen. „Ihr Diener — Ihr Diener —: so; Er ist das, Harm? Wen bringt Er mir? — Womit kann ich dienen?“

„Engel Coccejus, Mijnheer —“ sagte die weiche Stimme der Eintretenden in ihrem langsamen, fremdländischen Hochdeutsch, und sie streckte die Hand aus. „Er hat uns fortgewiesen aus der Auberge am Wasser: — der Aubergist.“

„Wer? wer?“ Der alte Herr faßte nicht gleich.

„Das muß Sowersby von der Brittisch Tavern sein,“ warf Harm dazwischen, und die Fremde bestätigte:

„Ja wel, Mijnheer — und die Auberge liegt voller Soldaten, und unsre Reis'kist steht davor auf der Straße.“

„— — Engel Coccejus? — Willem Coccejus seine Frau?“

„Neen, Mijnheer — seine Tochter. Ich bin flüchtig mit den zwei Wichtern —“

„Herr und Gott!“

Ohm Daniel zog das junge Geschöpf an beiden Händen vollends zu sich herein und klinkte, Harm vor der Nase, die Thür zu. Gleich darauf aber öffnete er schon wieder das Fenster nach der Diele hinaus und rief ihn zurück:

„Harm! Harm! Geh' Er flugs auf den Saal und hol' Er mir die Frau herunter — oder lieber den Herrn, wenn Er das sonder Verzug und Aufhebens bewerkstelligen kann. Sag' Er: — — nein, sag' Er weiter nichts, nur daß ich Ihn schicke und daß es eine Notsache wäre — und Metta soll gleich hereinkommen —, es ist doch noch süße Milch im Haus und das Verwendbrot von ehegestern? Das soll hier herein für die Kinder; bring' Er das alles in Schick, Harm . . . Wollen Sie sich fürs erste nicht setzen, Demoiselle Coccejus? Hier auf die Bank neben mich, der Ofen ist noch schön warm. Die lieben Kinder, die kommen da in meinen Ohrenstuhl. — Brüderlein und Schwesterlein, Demoiselle?“

„Ja wel, Mijnheer: Jantje en Greetje. Essen und Trinken ist nicht mehr vonnöten.“

Sie wickelte sich aus ihrem Regenlaken, breitete es über den Ohrenstuhl in der Ecke, setzte die schlaftrunkenen Kleinen darauf und schlug es um sie zusammen. Weder das Bübchen noch das Mädchen regte sich mehr; die gelbhaarigen Köpfe nickten gegeneinander wie müde Blumen.

Der alte Herr betrachtete seinen seltsamen und unvermuteten Gast mit Wohlgefallen. Es war eine schlanke, kräftige Gestalt, nicht zu groß, nicht zu klein, sehr hell von Haut, Haaren und Augen, alle Formen weich ohne Fülle. Sie trug ein schlichtes, ingwerfarbenes Merinokleid mit schwarzem Schurz und Busentuch, und nur das zierliche Gooilander Häubchen war aus Kammertuch und weißen, tief ins Gesicht hängenden Spitzen. Sie trauerte anscheinend noch um ihre Mutter. Ohm Daniel entsann sich von Mijnheer Coccejus' letzter Anwesenheit in Bremen vor zwei Jahren, daß er seine Frau beim jüngsten Kinde verloren hatte. Zwei- oder dreijährig mochte klein Greetje im Ohrenstuhl, neben dem älteren Brüderchen sein.

Nachdem sie so eine ganze Weile still um die kleinen Geschwister herum gewaltet und gesorgt hatte, kehrte sie sich zu ihrem Gastfreunde um und knickste schüchtern und anmutig.

„Meinen Dank vielhundertmal, Mijnheer. Gott wird es Euer Edeln wohl gut vergelten.“

Er klopfte ihr die blasse Wange und sah freundlich in ihre hellen, zärtlichen Augen. „Sei Sie nur ganz ruhig und getrost, liebe Demoiselle.“

„Mit Gottes Hilfe hoffe ich, daß ich's bald bin: wenn ich weiß, was aus uns wird, bis Vater uns zu sich nehmen kann.“

Ohm Daniel schlug sich vor die Stirn:

„Ich bin der Rechte! wahrlich, ich bin der Rechte! — Freue mich an Ihr, lieb' Kind und denke nicht an das, was zunächst notthut! Und oben sitzt die Gesellschaft bei Tisch!“

Damit war er auch schon hinaus.

Ein kurzes Weilchen danach schob sich ein grober Fuß öffnend zur lose eingeklinkten Stubenthür herein, dem Fuße folgte ein draller Arm und dann das Theebrett mit heißer Milch in drei Steingutkrügen und dem aufgebrätelten Verwendbrot. Allein die zwei Vögelchen im Neste des Ohrenstuhls schliefen fest, und Engel hätte ums Leben nicht essen noch trinken können! Wie eine bleierne Kugel steckte ihr's im Halse.

Ihr Holländisch und Mettas Bremer Platt wurden gut miteinander fertig, indessen, das Reden der Magd fruchtete wenig bei der Fremden. Wohl folgte sie der Wegweisenden, vorbei an der Küche voll Dunst, Geschirrklappern und Geschwätz, vorbei an den speisentragenden Aufwärtern und der beleuchteten Treppe zum Saal und merkte sich den Weg in die abgelegene Hinterstube genau. Dort stand ein Schrageneſel für die Kleinen, und daneben lag die Matratze für sie selbst auf den Dielen, beides mit Pfühl und Kissen und weißen Linnen gedeckt. Aber sich hinlegen und schlafen, ohne Willkomm und Empfang der Hausfrau? Die Kinder, die der alte Herr in seine Hut genommen, hinter seinem Rücken forttragen aus dem Ohrenstuhl in der Wohnstube?

„Nein, nein! Nicht, bevor ich mit Mevrouw gesprochen habe!“

„Die Frau? nee, was! Die Frau hat Gesellschaft, un' der Herr läßt ihr nich vom Tisch weg,“ beharrte Metta. „Die Frau hat zu Harm gesagt, er soll den Esel gleich aus der Polterkammer hier 'runterholen un' ich soll Ihr die Betten aufmachen, Mamsell. Das hat seine Richtigkeit; Sie kann sich dreist auf mir verlassen, un' Harm, der is all lange mit der Wuppkarre weg nach Sowerby auf der Schlachte un' holt Ihre Reisekist. Die Herrschaft fährt morgen erst Glock' neun anstatt Glock' sechs, wegen Ihr, Mamsell — geh' Sie jetzt ruhig schlafen — ich bring' Ihr die Wichter!“

Engel jedoch beharrte gleichfalls auf ihrem Stück. Unverrichteter Sache ging Metta wieder in die Küche und Engel in die Wohnstube an ihren Platz auf der Ofenbank.

Da saß sie, wartete, sie wußte nicht, wie lange es war, und hatte nichts zur Gesellschaft als das sachte Atemholen ihrer schlafenden Geschwisterchen, wenn da draußen das Tellerklirren und Plaudern der dienstbaren Geister einmal für etliche Sekunden Dauer still ward.

Ihr war ein fröhliches Gemüt von der Natur verliehen, aber die Gegenwart lastete zu schwer darauf, und nach peinvollem Ringen dagegen kamen ihr dennoch die Thränen.

Herzlich und bitterlich weinte sie sich aus, das Gesicht in den Händen und die Ellbogen auf den Knieen. Es that ihr not, nach den langen Reisetagen voll Angst und harter Winterkälte und mutterseelenallein mit ihren neunzehn Jahren und den jungen Kindern. Durch Gelderland und Overyssel, Drenthe und Groeningen. Ueber den gefrorenen Dollart nach Emden; von Emden durch preußisches und oldenburger Land bis Bremen. Zu Wagen und zu Schlitten; in überfüllten Posthauderern und in obdacharmen Trekkschuiten, wo die Kanalstrecken offen waren an den zwei gelinderen Tagen, — sie, die Häusliche und Verwöhnte, obschon sie nur eines kleinstädtischen Detaillisten Tochter war, eines treuen Anhängers der Oranierpartei.

Ihm hatten die politischen Umstürze, Schlag auf Schlag, den Hitzkopf vollends zum Springen gebracht. Fort sollten die Kinder alle drei; er wollte es so, und nur nach Bremen, in eine freie Stadt, die dem Parteigewühl ein Schnippchen schlug, hinter feste Mauern in eine gut reformierte Gemeinde. Mit dem großen Emigrantenstrome waren die unmündigen Seinen verschickt worden und an ihres Vaters Hauptabnehmer sowohl wie an den alten Pastor Smidt, den Primarius zu Sankt Stephani, adressiert. An den Hauptabnehmer, weil er als thatkräftiger und ehrenwerter Mann eines guten Rufes genoß und an Pastor Smidt, weil er vordem in Mijnheer Coccejus' Gelderscher Jugendheimat Domine gewesen. „Zuerst geh auf die Langenstraße, Engelke,“ hatte Mijnheer Coccejus seiner bangen und tiefbetrübten Aeltesten beim Lebewohl gesagt.

Wo wanderte der Vater umher? Noch immer in Brabant und Utrecht, als Aufwiegler und Prediger in der Wüste allgemeiner Verbissenheit wider das Staatsregiment? Oder hatte er im Münsterschen gefunden, was er suchte: die Begründung eines neuen, die Uebernahme eines alten Geschäfts mit seiner soliden Warenkenntnis und den Resten seines Kapitals? Oder verschwand dieser Kapitalrest auf der weiteren Reise in die Rheinlande und hinunter bis Konstanz am Bodensee, allwo man bereits vor vierhundert Jahren mit köstlichem Linnen gehandelt hatte, im Kaufhaus beim Hafen? . . .

„Bei solchem Vagieren sind junge Dirnen und kleine Wichter vom Uebel, Engelke; gieb dich in meine Entschließung über euch.“

Sie hörte des Vaters scharfe, klingende Stimme und sah sein Gesicht, das die Sorge ums liebe Leben und die Seinen, und der rastlose, ohnmächtige Zorn sich selber unähnlich gemacht hatte. Angst und Müdigkeit, solche, die über den Schlaf hinweg ist,





Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

M. Simm-Mayer

Erinnerungen.

gaukelten ihr Bilder vor, die nicht da waren, und Klänge, die ihr leibliches Ohr nicht vernahm.

„Vater! wo bist du? — Sie lassen uns alle allein!“

Der Notruf kam ihr laut über die Lippen, sie wußte selbst nicht, wie; sie erschrak vor der eignen Stimme Ton. Das brachte sie vollends zur Besinnung zurück.

Sie stand von der Ofenbank auf, trocknete sich die nassen Augen und Wangen und rückte den weiten, schwarzen Seidenschurz grade. Am Häubchen war nichts verschoben; das paßte um ihr ovales Antlitz wie die Schale um die süße Nuß so genau, und in ihre blassen Wangen trat allgemach ein wenig Farbe. Dann beugte sie sich über die Kleinen — wie gut fest schliefen sie doch! —, zog die Nadel aus ihrem Busentuche und hob den Docht des Lämpchens ein wenig höher empor in der thranigen Tülle.

Nur Licht haben — vor sich her sehen können —, nicht in der schrecklichen Finsternis unsicher tappen Schritt für Schritt! ‚Licht ist das halbe Leben, — Licht und Arbeit! Wenn sie mich aus diesem Hause nicht hinwegstoßen und geben mir ein gutes Wort und Willkommen aus Barmherzigkeit, dann will ich dafür arbeiten, als wäre ihr Haus meines. Ja, das will ich gewißlich.‘

Sie hielt den Atem an, stand und horchte, und die Sehnsucht nach einer tröstlichen und freundlichen Ansprache wuchs übermächtig auf in ihr.

*

Da endlich ward ihrer Sehnsucht Erfüllung.

Draußen auf der Diele verstummte das Gesinde urplötzlich, weil eine hohe Frauenstimme rasch und ausdrucksvoll sprach und befahl. Dann sprang die Stubenthür mit jähem Ruck auf, und die Hausfrau stand vor der Verlassenen.

„Demoiselle Coccejus? Wahrhaftig? — Nein, was ist dies für eine Gottesfügung! Versteht Sie mein Platt, Kind? Ja? — So, das ist recht, wir wollen wohl übereinkommen! Kind — wie sich's nur übel trifft! Mein Sohn und ich auf dem Sprunge und nicht möglich zu verschieben! Aber darum bleibt Sie doch hier, bei unserm Ohm Daniel soll Sie verbleiben, ganz geruhig und von Herzen gerne; das besprechen wir morgen früh. Ich hab' mein Haus noch ganz auf 'n Kopf heute abend. Ihre Schlafstelle ist schon eingerichtet — neben Ohm. Sie kann sanft und ohne Furcht schlafen mit Ihren Geschwistern — Nein! nein! was für Puppen! was für Zuckerpuppen!“

Wie ein richtiger Schutzengel mußte die irdische Engelke ihre Hände über die Kleinen breiten, daß sie nur nicht von dieser heftigen Liebe aus dem Neste gerissen, geweckt und geküßt wurden, und sie wehrte mit so viel Ehrerbietung und lieblicher Sorgsamkeit und bat in gebrochenem Platt so herzlich um Verzeihung deswegen, daß die Hausfrau nun sie selbst beim Kinn nehmen und küssen mußte.

„Sie hat recht, Demoiselle; Sie merkt's, daß ich noch keine Großmutter bin!“

Was, erster Stand, was zweiter und dritter? Großhändlersmutter und Kleinhändlerstochter; Puderfrisur zum starren Seidenkleid und Gooilander Häubchen zu ingwerfarbigem Merino! Das war ja alles dummer Schnack, wenn die Not an den Mann ging und das Wasser an der Kehle stand, wie hier! Auf der Stelle entschlossen war die Mutter:

„Jetzt muß Sie gleich mitkommen und essen; wir sind just bei der leckern Schüssel. Kein Wort dagegen, nein, **kein** Wort; es geschieht nach **meinem** Willen — und so wie Sie dasteht — ist gerade recht, was schert mich der Firlefanz, wenn ich hungrig bin? — Ja, hungrig ist Sie, das seh' ich Ihr an der Nase an; weißnasig vor reiner Flauheit —!“

„Ach, Mevrouw — meine Wichter!“

„Sie bringt das eine in die Hinterstube und ich das andre und holterdipolter auf den Esel damit. So — ganz sachte; lieber Gott, so'n schöner, fester Kinderschlaf! Hätt' ich doch selbsten noch so'n zuckernes Püppchen bei mir in der Kammer! — — Esch! sinnig, Geschmagrete; was ist das für'n schandbares Ramentern mit den Tellern! Du kommst gleich nach hinten, Metta, und setzest dich mit dem Gestrick und dem Nachtlicht dabei, daß wir zum Mehlpudding an Tisch sind, die Demoiselle und ich ... Er muß noch fünf Minuten warten, eh' daß Er aufträgt, Köhnemanns.“

IV.

Oben im großen Saal, eine Treppe höher gelegen, als der zierliche Saal im Rokokogeschmack und nach der Straße hinaus, ließ man sich die Essenspause gern gefallen. Die kräftige Suppe, der Seefisch und der braune Kohl mit fettreicher Fleischzukost hatten einen soliden Grund gelegt; das Braunbier und der fein abgelagerte Franzwein die Leiber und Seelen angenehm erwärmt. Die einzige Ungemütlichkeit dabei — daß zuerst Ohm Daniel und dann Tante Betchen sich für eine ganze Weile mit französischem Urlaub empfahlen — war man geneigt, nachsichtig zu beurteilen, nachdem man erfahren, um was sich's handle.

„Wenn Willem Coccejus das Tobaksgeschäft betriebe und nicht das flächserne, so wollt' ich auch wohl, daß sein Jung-Holland mir auf dem Hals bliebe, Daniel,“ sagte der lustige Aeltermann Pundsack. „Dann würd' ich mir gleich den halben Preis für den Kanaster ausmachen —“

„Ob sie Ohm auf dem Hals bleibt, das ist **meine** Sache,“ warf Gerhard dazwischen, und als seine junge Tischdame ihn von den geringen Reizen und großen Füßen der Holländerinnen zu unterhalten anfing, brach er das Gespräch kurzerhand ab:

„Geringe Reize schützen vor Anfechtung, und auf großen Füßen kommt man am weitsten, Demoiselle.“

Die schöne Olivie Terhellen wurde blutrot, hob unmerklich ihre Achseln unter dem kunstreich hochgestellten Spitzenfichu und biß die Lippen. Aber sie faßte sich rasch, da Musjö Weisel, der hohen Ehre solch eleganter Nachbarschaft vollbewußt, sich galant befliß, ihr mit seinem nagelneuen Alexandriner aus Anlaß des heftigen Schneegestöbers aufzuwarten:

„Lieben Sie die poetische Reimerei, verehrteste Demoiselle Terhellen?"

„O, warum nicht? Ich habe letzthin mehreres gelesen, was mich recht angesprochen hat: die Bürgerische Lenore zum Beispiel und ein artiges Lied von Voß: vielleicht goutieren Sie's auch, Monsieur? ‚Ich bin nur die Schäferin Hannchen' . . ."

„Das meinigte geht etwas anders im Vers; es gehet in den sogenannten Opitzischen Alexandrinern, aber ein Schäferlied ist es ebenfalls. Kennen Sie, wertgeschätzte Demoiselle, diesen Opitzischen Alexandriner, den ich für meine Dichtung mit Fleiß aptiert habe?"

„Er ist mir durchaus nicht erinnerlich, Monsieur. Wollen Sie die Gefälligkeit haben und mir noch eine Wenigkeit Franzwein ins Glas schenken? Danach sagen Sie mir doch einmal Ihre Poesie auf, wenn die Bemühung meinerseits nicht lästig ist."

„Zum Gegenteil, hochgeschätzte Demoiselle — ich achte mich glücklich!" Er reckte sich, so hoch er nur irgend konnte, zur Erfüllung seiner Kavaliers-pflicht; sie machte ein Mäulchen und trank geschwinde, weil das Gähnen sie heftig antrat, und dann durfte Monsieur Weitsel seinen poetischen Senf glücklich anbringen:

„Seh' ich den Winterschnee,
So will es mir erscheinen,
Als müsse Chloëns Reiz
Sich dessen Kühle einen —"

„Scharmant — recht scharmant, Monsieur. —"

„Sie bleibt, ob Damons Herz
Auch Liebesflammen schlägt —"

„Allerliebst! —"

„Stets des Decembris Schnee,
Von Rosen — — — —"

„O, Monsieur Weitsel! Seh'n Sie doch . . .!"

Das Unterbrochenwerden und Steckenbleiben per Ordre war höchst unliebsam, allein auch das wird angenehm, wenn eine so schöne Hand, wie Demoiselle Oliviens, sich einem auf den Arm im bouteillengrünen Staatsgewande legt!

Demzufolge hielt Musjö Weitsel mäuschenstill, während er, auf Befehl seiner Dame, Köhnemann und dem dampfenden Mehlpudding entgegensah. Allein das Wahre kam erst im Gefolge des Mehlpuddings: Tante Betchen, und an ihrer Hand die Gooilanderin.

Es ward eine plötzliche Stille an der Tafel, kein Ton außer dem Niederklappen des Messers, mit dem die hochwohlgeborene Frau Syndica, an Ohm Daniels rechter Seite, sich das erste Puddingstück abschnitt. Ohm Daniel faßte, hinter sich, seinen Stuhlsitz mit beiden Händen, machte Miene sich zu erheben und nickte Betchen zu, sein altes Gesicht lauter lachende Schelmerei.

Dann redete alles wieder durcheinander und flüsterte den Nachbarn in die willigen Ohren. Achselzucken und Kopfschütteln geschah, und ein paar freundliche Seelen rückten zusammen und schafften einen Stuhl herbei.

„Hierher, zwischen Betchen und Cousin Pundsack!" rief Ohm Daniel; denn er wollte seinen Findling am Tisch sich gegenüber haben, und Aeltermann Pundsack, der nicht minder auf den Humor gestimmt war, wie sein alter Schulkamerad, steuerte ein lateinisches Diktum zur Heiterkeit bei:

„O amoenissima puella amabilissima,
optime certe convenis ad hanc domum!"

„Ei, ei, ei, Liebwertester, das wäre denn doch nicht so ganz nach den Regeln der Classici!" tadelte der gelehrte Herr Syndicus im Kathedertone, aber Ohm Daniel trank dem Lateinverderber mit erhobenem Glase zu:

„Gänzlich meine Ansicht, Collega: ‚puella amabilissima' und ‚amoen' ist auch das trefflichste Beiwort für die Gelegenheit!"

„Unter Kamoenen verstand man im Griechentume die Musen," belehrte Musjö Weitsel Demoiselle Olivie; die aber sah ihm mit hoheitsvoller Verächtlichkeit über die Achsel hinweg, so daß er an seine schneekalte Chloe erinnert ward und den Arm eng an sich zog:

„Ueber die Kamoenen bin ich durch eine Schillerische Ballade unterrichtet," wies sie ihn zurück, „und ich sehe nicht ein, was die holländischen Landjungfern mit den Göttern Griechenlands zu thun haben sollten."

— — — — — — — — — — — —

Aeltermann Pundsacks „puella amabilissima", zu deutsch: das „liebenswürdige Mägdlein" war, anscheinend unbekümmert um das allgemeine Aufsehen, dessen Ursache sie geworden, geradenwegs auf den Platz des jungen Hausherren zugegangen. Neben dem blieb sie stehen, und Gerhard wendete sich zu ihr um.

Seine Stirn lag in Runzeln; aus seinen tiefliegenden Augen sah er starr und unwillig in ihre hellblauen; da streckte sie ihm unbefangen und mit der natürlichsten Gebärde die Hand hin:

„Meinen Dank viele Male für die Gastfreundschaft, Euer Edlen; ich habe Euer Edlen nach diesen neun Jahren ganz wohl wiedererkannt."

„Das Gleiche dürft' ich zwar nicht von mir behaupten, aber ich empfinde es von Ihrer Seite schmeichelhaft, Demoiselle," entgegnete er, erhob sich, nahm ihre Hand und legte sie lose in seinen Arm. „Erlauben Sie, Demoiselle, daß ich Sie an Ihren Platz geleite und meinen Gästen präsentiere."

Rotwerden lag niemals in seiner Art. Eher, daß er sich entfärbte. Alles Außergewöhnliche, jeder Verstoß wider die streng kodifizierte Hausregel erregte ihm die peinlichsten Empfindungen, und dennoch traf es die weiche Stelle, die in jegliches Menschen Herzen vorhanden ist, daß diese Fremde ihm neun Jahre lang einen warmen Platz in ihren Erinnerungen bewahrt hatte. Just vor neun Jahren war er, seinem Vater zur Gesellschaft, auf die holländische Geschäftsreise mitgefahren, und nun sah sein inneres Auge auch im Mädchen wieder das Kind, das sich an sein Knie geschmiegt und die leckeren Bombeisjes mit ihm vom nämlichen Teller verspeist hatte. Damals im Hilversumer Blumengarten, wo die Tulpen prangten, die Hyazinthen dufteten und die ersten Bienen durch den Frühlingssonnenschein summten.

„Lassen Sie sich's so wohl sein, wie die traurigen Umstände es ermöglichen, Demoiselle," sagte er, bog das Kinn ein wenig herunter, um sich für den Augenblick zu verabschieden; und sie wiederholte in ihrem fremdklingenden Deutsch ihr Sprüchlein:

„Meinen Dank viele Male, Euer Edlen. —"

Der joviale Lateinverderber hatte wahrlich recht! Sein ‚liebenswürdigstes Mägdlein war schön und lieblich in diesem Hause'. Der altmodisch-prächtige Patriziersaal stand ihm an, und es paßte gut hinein. Besser als Bausch, Puder und tiefer Busenausschnitt. Denen war der fröhlich rankende Rokokostuck und die buntgemusterte Wolltapete eine zeitgemäßere Folie.

Um Demoiselle Engel hätte man gleich einen Rahmen schlagen und sie unter die nachdunkelnden Ahnenbilder, längs der Wand hin, versetzen können, so gänzlich sonderte ihre Erscheinung sie von den übrigen Damen aus, wie sie da zwischen Tante Betchen und Aeltermann Pundsack saß, am Ehrenplatze, ohne Absicht und Vorbedacht.

Nicht einmal den schwarzen Seidenschurz hatte sie abnehmen dürfen. Hart unter dem züchtigen, schwarzen Brusttuche schloß er sich um das kurze Schoßjäckchen, und dessen braungrauer Farbenton hob die Weiße des runden Unterarmes blendend heraus, zumal vom engen Ellbogenärmel eine schwarze Kante darauf fiel. Auch das feine, lichte Antlitz nahm sich so, im engen Häubchen mit den tiefhängenden Spitzen, aus wie das Muttergottesgesicht irgend eines sehr alten Gemäldes aus der Zeit Memlings oder der Brüder van Eyck. Gerade aufgerichtet und doch voll einfacher Natürlichkeit in ihrer Haltung, füllte sie ihren Ehrenplatz neben der Hausmutter aus, aß bedächtig und mit zierlicher Handhabung des Speisegeräts ihr Teil und stand dem Aeltermann und Ohm Daniel freimütig Rede und Antwort, so gut und so schlecht es eben ging. Dabei traten zwei allerliebste Grübchen neben die Winkel ihres frischen Mundes, wenn dieser sich dann und wann zum Lächeln anschickte.

„Amoenissima, amoenissima!" sagte Aeltermann Pundsack immer noch einmal zu Ohm Daniel hinüber, und wenn die zwei würdigen Herren miteinander redeten, blickte Demoiselle Engel stetig nach der Thür und hob den Kopf mit halbgeöffneten Lippen, als lausche sie nach ihren Kleinen, fern von ihr auf dem Bettesel der stillen Hinterstube.

„Auf Metta kann Sie sich ruhig verlassen, liebes Kind," rief die Hausfrau ihr einmal zu, weil sie ihre Gedanken erriet. Sie sah auch mit Rührung, daß die kleinen Witzeleien über das Aschenbrödel auf dem Feste, die Blicke des Mißfallens, die ganze Zurückhaltung, die man so ersichtlich übte, dem harmlosen Kinde entgingen oder wenigstens die Klarheit der Mädchenseele nicht zu trüben vermochten.

Gerhard beachtete sie nicht. Die jungen Damen — bis auf Demoiselle Terhellen, lauter Sippschaft, — hatten ihn nun doch in ihre Unterhaltung gezogen. Unaufhörlich hieß es: „Liebster Vetter" da und „cher cousin" hier, wenn die Verwandtschaft auch manchmal etwas weit um die Ecke herum lag. Dennoch ließ Engel ihren Blick öfters nachdenklich auf seinem hübschen und bemerkenswerten Gesichte ruhen. Ihr Gedächtnis war besser als seines gewesen, und das that ihr leid. Sie ging in sich hinein und kramte in ihren bescheidenen Erinnerungen; dann sah sie urplötzlich ihres Vaters Gesicht vor sich. Erschrocken ob der Augentäuschung richtete sie sich auf. Hatte sie geträumt oder gewacht? Sie war todmüde, und es rann ihr kalt über den Rücken.

Ein bißchen frostig war's überhaupt hier drinnen im großen, selten geheizten Prunksaale. Der Regen, der von draußen her wieder gegen die Fenster trommelte, schlug auch in den Schornstein und drückte die Flammen des Kaminfeuers nieder, daß sie darob unwirsch pufften und zischten. Die rote Glut und der aufzuckende Glanz warfen launische Lichtflecken gegen die barock umschnörkelten Sandsteinhermen, die den reichen Figurenfries des Aufsatzes trugen, aber sie hatten keine Macht, so dunkel gehalten war der ganze Raum. Auch der sanfte Schein der Wandlampen und aufgesteckten Talgkerzen von den beiden silbernen Sechsarmen verlor sich längst, ehe sein Schimmer das schwere Schnitzwerk der Musikantengalerie oder das massige, schön bemalte Deckengebälk erreichen konnte. Ganz im Finstern lagen die Nischen zwischen den Fenstersäulen und die Sitzbänke am Wandpaneel entlang; kaum ein wenig aufgehellt waren die Familienbilder und Schildereien in breiten Rahmen, und das offene Nebenzimmer, allwo Thonpfeifen und Fidibus bereit standen, gähnte wie ein schwarzer Schlund.

Grade eben ward die letzte warme Schüssel aufs Tafellaken zwischen die silbernen Sechsarme gestellt und dampfte kräftig. Just vor Engels Platz stand das Gericht, ehe Köhnemann es zum Präsentieren wieder fortnehmen würde, und Musjö Weitsel, der für den Augenblick keine divertierende Unterhaltung in petto hatte, sah's mit wahrer Verzückung.

‚Der Rauch wallet gen Himmel wie aus einer Opferschale vor dem Bilde der Holdseligkeit,' dachte er und verspürte bereits zum subtilsten Preisgesange die nötige Anwandlung. Leider aber lohten keine Fackeln zu seiten des Altares, sondern ordinäre Unschlittkerzen schwalchten rechts und links von der hausbackenen Opferschale, — und jetzt ergriff die Hand des selbstbewußten Mietlings das weihevolle Behältnis, auf daß der Moloch gemeiner Essensgier sich des Inhalts verschlingend bemächtige.

Musjö Weitsel rückte auf seinem Stuhle; weiß Gott, die Jungfer Muse war schon wieder da, um sein prosaisches Ich in die Enge zu treiben! Chloë-Olivie, die schneekühle, war abgesetzt; Phillis oder Daphne sollte die neue Liebe heißen und er „Montan"! Dem Himmel sei Dank: Mit „Myrtill" der

„Erstrebt um seinetwegen
Der Chloë Liebessaat
Zum Reimen anzuregen" —

mit diesem Nebenbuhler brauchte er sich für diesmal nicht herumzuärgern! „Myrtill" hieß nämlich im nüchternen Alltagsleben „Gerhard" und ging morgen Glock neun auf die Fahrt nach England, während das „ländliche Mädchen", dem Hörensagen nach, im Hause verbleiben würde. Ohm Daniel und Tante

Albert Richter

Zweikampf auf Lassos.

Betchen hatten dergleichen unter sich beredet, vor Tisch, in der Ecke des Rokokosaales. —

Endlich ward auch der Nachtisch hinweggeräumt. Nur die Calinarbyschen Korianderküglein und den geringelten Gerstenzucker behielt sich die Jugend zurück, als sie, unter Demoiselle Oliviens Vortritt und nach den notwendigen Handküssen und Reverenzen, zu Pfänderspiel und anderweitiger Ergötzung in den heiteren Rokokosaal übersiedelte. Man mußte auch das Weitselchen noch ein wenig narren in allen Ehren und sich ein paar fernere Poesien vortragen lassen. Das süße Mäulchen, um ihn wieder gut zu machen, wenn er die Fopperei etwa merkte, kostete den Kopf nicht! Man war ja ganz unter sich. Der gestrenge Vetter Gerhard saß fest im Tabakskollegium, und Demoiselle Coccejus ging Tante Betchen nicht von der Seite. „Desto besser, — und wir wollen hübsch die Thür schließen, daß wir lachen dürfen, wie wir mögen. — Sie sind dran, Monsieur Weitsel: ich seh' mal was, was Sie nicht sehn — es läßt sehr angenehm."

„Demoiselle Coccejus!" platzte Musjö Weitsel heraus.

*

Im Saal waren Pfeifen und Fidibus an die Reihe gekommen, und das brennende Wachslicht im Messingleuchter ging von Hand zu Hand. Die Schlußstunde der Gasterei, in der die Männer gewiegten Tones Bürgerwohl und Ratsregiment, Staatskunst und Kriegsläufe besprachen und die zuhörenden Frauen am liebsten ihren Strickstrumpf oder das Spinnrad dabei gehabt hätten. Wenigstens Tante Betchen. Die Syndica und die schöne Frau Terhellen saßen mit Vergnügen müßig, und Engel wäre für ihr Leben gern die graue Maus gewesen, die dort vor dem Paneel hinhuschte und verschwand. So sehnte sie sich auch fortzuhuschen, zwei Treppen tiefer zu ihren Kleinen, sich auf die Matratze vor dem Bettesel zu strecken und dann schlafen — Ruhe genießen nach soviel Unruhe. Aber die Hausfrau hielt unter dem Tische ihre Hand und drückte sie bei jedem Stichworte im Gespräch der Männer.

Sie sprachen über die Emigranten. Aeltermann Pundsack erzählte sehr anschaulich aus dem gestrigen Bürgerkonvent und von den Maßregeln zur Eindämmung des heranflutenden Stromes landesflüchtiger Orangisten, jetzt, nach dem Einfall des republikanischen Heeres unter Moreau in die Bentheimsche Grafschaft:

„Wir bekommen eine Amsterdamsche Kolonie hinten bei der Neustadt, du sollst es beleben, Daniel," sagte der Erzähler. „Thorbeck kriegt hundert Thaler Miete aufs Monat anstatt vierzig für sein Gartenhaus beim Tanzwerder, und Wienges sogar hundertzwanzig, und liegt ganz auf der Abseite nächst dem Amtskamp. Das ist doch wenigstens ein leidliches Geschäft im Ansehen der kontinuierlichen Molesten und unerhörten Ansprüche an äußerliche Bequemlichkeiten, daß einiges überflüssige Geld aus den Niederlanden in unsre Stadt kommt."

Gerhard beteiligte sich nur zuhörenderweise. Das Haupt aufgestützt, die Hand in den grauen Haaren und das jugendliche Antlitz sehr ernst und sehr aufmerksam, saß er stumm dabei; die erloschene Thonpfeife hatte er in den Halter zurückgestellt. Kein Wort warf er in den Diskurs, der aus des Aeltermanns Bericht hervorging. Urplötzlich wendete er seinen Kopf zur Linken und erhob sich. Durch den schwebenden Tabaksqualm, der in bläulichen Wolken zog, sah er die Fremde, lautlosen Trittes, aus dem Saale gehen.

Mit drei langen Schritten war er ihr nach und hinaus. Auf dem Hängewerk hatte er sie eingeholt. Da lehnte sie, neben den hochgehakten Windenstricken, im Dämmerschein des Krüselchens am Rahmen seines Kammerfensters, das Gesicht in beide Hände gedrückt. Ihre Schultern hoben sich zuckend: sie weinte zum Erbarmen.

Er stand da, konnte das erste Wort nicht finden und wußte nicht einmal, ob sie sein Kommen gehört haben mochte in ihrem heftigen Kummer. Wenige Augenblicke wartete er ab, schob die Stirn über der Nasenwurzel fest zusammen und biß die Unterlippe. Dann klärte er seine Stimme vernehmlich und ergriff ihren Arm beim Ellbogen:

„Demoiselle Coccejus. — —"

Ihr Weinen ward immer stürmischer, und sie schüttelte seine Hand von sich ab.

„Demoiselle, Sie müssen mich zur Verantwortung für die ungütigen Reden ziehen, die, ohne Bedacht, in Ihrer Anwesenheit ausgesprochen sind; ich bin der Herr in diesem Hause," sagte er auf holländisch, und seine Stirn blieb gerunzelt.

„Gewalt geht vor Recht, und Gewinnst vor Nächstenliebe!" stieß sie laut schluchzend heraus, und stromweis stürzten die Thränen an ihren Wangen hin. „Wir gehören vor die Thür, Mijnheer — die doppelte Miete — so viel Geld! —"

Seine Hand preßte sich hart und unvermutet auf ihren stammelnden Mund, und ein jäher Strahl schoß durch seine gleichmütigen Augen. Er murmelte ein rasches Wort zwischen den Zähnen, und darauf sagte er kalt:

„Die Beleidigung, die man Ihnen, zu meinem Leidwesen, in diesem Hause zugefügt hat, ist soeben durch Sie selber beglichen worden, Demoiselle Coccejus. Falls Sie das geringste Zartgefühl für einen mehrjährigen Geschäftsfreund Ihres Vaters in sich tragen, so —"

„Mijnheer . . .!"

„— so benutzen Sie, nebst den Ihrigen, nunmehr dessen Haus, bis daß es Ihrem Herrn Vater konvenabel und möglich sein wird, Sie in das seinige zurückzunehmen."

„O Mijnheer — Mijnheer! — O Euer Edlen!"

Er streckte abwehrend die Hand aus:

„Es ist hierdurch abgesprochen und festgesetzt, Demoiselle. Geben Sie sich gelassen darein. Morgen früh, bevor ich abreise, werde ich noch die angenehme Pflicht haben, Ihnen etliche Anweisungen zur Erleichterung des täglichen Lebens mitzuteilen."

„O, Euer Edlen! Werfen Sie mich nicht in den Staub vor Ihnen! Hier steh' ich ohne Rat — in bitterlicher Beschämung!"

Er hob die Achseln, ließ sie, unter einem tiefen Atemzuge, in die natürliche Lage zurücksinken und stützte die Hand hinter sich aufs Schnitzwerk des Geländers. So betrachtete er die Weinende, ohne daß seine Stirn sich entrunzelte.

„Der kalte Winter ist nicht die richtige Zeit für den Staub, Demoiselle, und Ihre Beschämung können Sie leichtlich zurücknehmen, wenn Sie die Proposition acceptieren, die ich Ihnen morgen vorzulegen gedenke."

„Jetzt, Euer Edlen, flehend bitte ich . . .!"

„Nicht jetzt. Ich muß einige Zeit zur Formulierung meines Vorschlages gewinnen und denselben mit meiner Frau Mutter bereden. Belieben Sie sich morgen in der Frühe um sieben einzufinden. In der Wohnstube hier unter dem Kontor. Ich wünsche eine wohlschlafende Nacht."

Damit machte er ein Kompliment, von oben herab, nur mit dem Kopfe, verließ sie und suchte seine Gäste wieder auf.

Unter denen kreiste das Braunbier zur Pfeife, und die Jugend tanzte im Rokokosaale ein Menuet; Musjö Weitsel spielte die Melodie dazu auf seiner „flûte d'amour"; er war ein begeisterter Flötist in seinen sommerlichen Mußestunden, von der Dachkammer aus. Köhnemann ging in beiden Sälen hin und wieder mit seinen Erfrischungen. Da fand er plötzlich die Thür des Patriziersaales geschlossen, sogar von innen mit dem Schlüssel, und er hörte die Stimmen durcheinander wirren. Gedämpft und trotzdem heftiger als er's bei solchen Herrschaften gewohnt war. Des jungen Herrn Stimme klang fortwährend durch, — höchst absonderlich, bei seinem sonstigen Naturell und Phlegma! Es gab vermutlich eine geheime politische Auseinandersetzung, wie deren, in sothaner Zeitlage, beliebt wurden und am Platze waren für den höheren Stand.

*

Als der Nachtwächter elf Uhr abrief:

„Elf der Jünger sind getreu,
Judas sündigt sonder Reu',
Mach uns, Gott, von Sünden frei!"

da waren Straße und Haus still und dunkel wie das Grab.

Aber nur von außen. Drinnen saß die Mutter, ihren Pelzrock um sich hergeschlagen, bis weit über Mitternacht auf des Sohnes Bettrand. Er hielt ihre Hand in seiner kräftigen Hand und blinzelte müde ins Lichtchen auf dem Simse. Die Augen fielen ihm allmählich zu; er hatte gesagt, was er sagen wollte, und sehnte sich nach Schlaf; die Mutter fand noch nicht Ruhe in ihrer Lebendigkeit.

Endlich, da sie keine Antwort mehr bekam und die dunkelbewimperten Lider fest auf die Wangen des Sohnes gedrückt lagen, nahm sie das Lämpchen mit hinaus und schlich auf den Zehenspitzen die knackenden Stufen hinunter ins Erdgeschoß, wiewohl ihre eigne Kammer hinter dem Rokokosaale, nach dem Gange hinaus, gelegen war. Es trieb sie noch einmal heimlich in die Hinterstube zu den fremden Kindern, die der Schneewind ihr ins Haus geweht hatte.

Die wohlgeordnete Schlafeinrichtung auf der Matratze war ein Stück weiter über die Dielen beiseite geschoben und sonst unberührt. Die Geschwister alle drei drängten sich auf dem Eselschragen unter der schmalen Decke zusammen. Engel in der Mitte, steif auf dem Rücken, nur den Kopf ein wenig gegen das Fenster geneigt. In jedem Arme hielt sie eines ihrer Kleinen. Deren runde Gesichtchen glühten purpurn zwischen den gelben Lockenhaaren und nestelten sich eng an die schwesterliche Brust. Tief und friedlich atmeten sie in der köstlichen Wärme ihres Zufluchtsortes. Engels hübsches Antlitz sah desto blasser; nur um die geschlossenen Augen zogen sich rote Ringe. Die Thränen waren noch nicht getrocknet auf den Wangen, und der halboffene Mund schluchzte im Traum nach.

Das mütterliche Herz that einen lauten Schlag. Der Bettrand war nicht frei zum Sitzen, wie droben bei Gerhard; klein Jantjes strammes Beinchen kroch unter der Decke vor und baumelte über die Kante hin und ein dickes Aermchen gleichfalls. Allein an irgend etwas mußte die mitleidige Liebe sich doch ihr Genüge thun. Wenigstens einmal die gesunden, roten Bäckchen küssen und das stramme Beinchen in die Wärme zurückschieben — ganz sacht — und eine schützende Mutterhand behutsam auf die verweinten Augen der großen Schwester legen.

Dann knarrte die Thür zum finstern Vorplatz des Hinterhauses. Vorsichtig guckte Ohm Daniels vertrocknetes Gesicht unter der gestrickten Zipfelmütze durch den Spalt, und die lange Figur im Bombassinschlafrock und losen Leinenhalstuch schob sich zur Hälfte hinterdrein:

„Du bist da, Betchen? Das ist gut, daß sie schläft — stör' sie ja nicht. Zwei Stunden rund hat sie geweint, Betchen! — Kommst du noch 'n Augenblick zu mir in die Kammer?"

„Gern, Daniel. Ich wollte dir doch zu wissen thun, was ich mit Gerhard ausgemacht habe wegen —"

„Bst, bst! Betchen; sie rührt sich — komm."

„Ja, Daniel! — Sie hat sich bloß umgedreht, Daniel." —

Auch die alten Geschwister blieben für diese letzte Nacht vor Betchens Abreise beisammen: nur daß Betchen preislich in Daniels warmes Himmelbett steigen mußte und Daniel sich auf das brettharte Kanapee legte mit Betchens schwerem Pelzrock als Zudecke.

V.

Engel hatte die Zeit verschlafen. Als sie zum Eingang hinaustrat, den die symbolischen Gestalten des Glaubens und der Gerechtigkeit zu beiden Seiten bewachten, und eilends das Treppchen von der Hinterstube zur Diele hinabwollte, mußte sie einen Augenblick geblendet stillhalten. Durch das hohe Fenster neben der Hausthür fiel dunkelroter Morgenglanz herein. Nach dem Wehen und Regnen der Nacht brach ein schöner, stiller Tag an, und die ehrwürdige Stockuhr im Winkel, deren lautes Ticken und hallender Viertelstundenschlag ohne Unterlaß

von der irdischen Vergänglichkeit predigte, meldete halb acht. In ihren Ruf hinein kam, aus irgend einem Raume her, heiser ziehendes Orgelspiel.

Im Hause ging's bereits lebhaft zu. Eben war die reitende Post mit allerlei Schleunigem gekommen. Harm hatte Musje Weitsel und Kasper sonder Gnade aus den Kojen gejagt, allwo sie sich, nach den Freuden des gestrigen Festes, noch ein wenig zu dehnen beliebten: „Potz! an die Arbeit, Muschükens!“ Weder „richtig in Haaren“ noch „angenehm adjustieret“ erschienen sie mit Engel ungefähr gleichzeitig auf dem Plane, und Kasperken wand grade den Henkelkorb, in den der Postbote seine Briefschaften versenkt hatte, zum Hängewerk hinauf, um die Ausbeute zu Ohm Daniel ins Kontor zu reichen.

Die Mutter, schon in der grauen Reisekontusche, quirlte eifrig hierhin und dorthin zwischen dem Gesinde und rief die Verspätete zu sich her:

„Kind, Kind, Kind! Was ist das? Sie lässet meinen Sohn lauern, — ich hab' bereits gut zugeredet. Sei Sie nur ja und ja aufmerksam und nicht begriffsstützig; und hernach, wenn unser Koffee getrunken ist, haben wir beiden noch ein Wort in Liebe zusammen. So, Sie kann mir geschwinde ein Mäulchen zum Gutenmorgen geben, und um Ihre herzlieben Wichter nehm' ich mich gleich selber an. Geh Sie jetzt nur flink, und hört Sie wohl, Kind: Sie braucht vor Gerhard nicht bange zu sein! Gerhard ist kein Brummelbär; das läßt ihm blos so ernsthaft.“

*

Gerhard saß, bei Engels Eintritt in die Wohnstube, an seines seligen Vaters abgegriffenem Positiv, spielte eines von Paul Gerhardts geistlichen Liedern und sang sich selber den Reisesegen vor der Abfahrt:

„Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden,
Da ist mein Vaterland;
Hier reis' ich aus und abe —
Dort, in der ew'gen Ruh',
Ist Gottes Gnadengabe,
Die schleußt all Arbeit zu!“

Lichterfüllt der Raum; das erhobene Haupt des Musizierenden stand im Rosenglanz der Morgensonne gegen die rubinglitzernden Eisblumen der Fensterscheiben. Die römische Nase, die freie Stirn und das eigenwillig emporstrebende Graühaar des verlorenen Profils waren scharf und dunkel herausgeschnitten aus dem ganz durchleuchteten Hintergrunde. Laut sang er so für sich, und wiewohl seine Baßstimme weder kunstreich zugestutzt noch lieblich tönte, legte selbst der Dompfaff im Weidenkäfig sein Köpfchen klug auf die Seite und horchte, was er wohl ablernen könne.

Engel drückte die Thürklinke sacht ins Schloß und blieb auf der Schwelle stehen, die Hände gefaltet und die Augen gegen die braungenarbte Kalbsledertapete zu Häupten des Positivs gerichtet. Aber sie betete nicht, wie sich's wohl geziemt hätte für ein frommes Jungfrauengemüt nach leidlich geruhsamer Nacht unter sicherem Dache. Dennoch dachte sie keinen unfrommen Gedanken: sie erfaßte nur mit allem Fleiß die christlichen Worte, die einander langsam und deutlich folgten, die ihr von den vergangenen Reisetrübsalen und einem seligen Ende der beschwerlichen Wallfahrt sangen:

„Mich hat auf meinen Wegen
Manch harter Sturm erschreckt;
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir manch' Angst erweckt;
Verfolgung, Haß und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verschuld't,
Hab' ich doch müssen leiden
Und tragen mit Geduld.

Die Herberg ist zu böse,
Der Trübsal ist zu viel;
Ach komm, mein Gott, und löse
Mein Herz, wenn dein Herz will.
Komm, mach ein selig's Ende
An meiner Wanderschaft,
Und was mich kränkt, das wende
Durch deinen Arm und Kraft.“

Gleich wie mit eisernen Fäden begann es die Lauschende von der Schwelle hinweg und zu dem Singenden hinzuziehen, an Füßen und Händen; dermaßen trieb es sie, mit ihm in die Noten zu schauen und einzustimmen. Da kam urplötzlich das Furchtgefühl, jäh und heftig, über sie, wegen dessen die Mutter sie beschwichtigt hatte, und um sich davor zu retten, rief sie mitten in den Choral hinein: „Euer Edlen! — Mijnheer — ich bin da!“

— — — Wo ich bisher gesessen
Ist nicht mein rechtes Haus — —“

Er wendete sich nach der rufenden Stimme um, nahm die Hände vom Manual und stand vom Schemel auf.

„Beim Zaudern und Harren ist ein frommes Lied das beste,“ sagte er, streckte Engel die Hand entgegen, und trotz der ernsten Mienen erkannte sie's wohl, daß er es freundlich im Sinne hatte mit ihr, um sie den demütigenden Auftritt der vergangenen Nacht vergessen und vergeben zu machen. „Dies ist ein schönes Lied von den dunkeln Gefahren einer Reise auf dem Wasser,“ fügte er hinzu, „und paßt für die irdische Wanderschaft wie für die himmlische. Ich empfehle es Ihnen an, Demoiselle, falls Sie in den nächsten Zeiten hier in der Fremde etwa eines Trösteinsamkeits bedürfen sollten und überhaupt auf dem Positiv zu agieren wissen.“

Sie schüttelte den Kopf:

„Ich hatte ein Clavecin zu Haus,“ sagte sie schüchtern, ohne ihn anzublicken.

„Wie? Bereits ein Clavecin? Solch' eine neue Erfindung?“

„Ja, Euer Edlen, ein parisisches von de Virbès.“

„Das verwundert mich sehr bei Ihres Herrn Vaters Verhältnissen als Detaillist.“

Beinahe hätte er hinzugefügt, daß er für sein Leben gern auch einmal ein Clavecin sehen und unter den Fingern haben möchte, aber er besann sich zu rechter Zeit darauf, daß ihm der Neid, in seiner Stellung ihrem Vater gegenüber, nicht anstehe, und schwieg.

Sie schwieg auch. Ihre weiße Hand tastete rasch über das Manual des alten Positivs hin und suchte sich zurechtzufinden. Dann hob sie die hellen Augen zu ihrem Wirte auf, errötete, und in ihren Mundwinkeln erschienen die schelmischen Grübchen:

„Die Künste — namentlich die Musika — fragen gewißlich nicht nach en gros und en detail, Mijnheer, und wer weiß, ob ich mein Spiel und mein Singen nicht in tägliches Brot umwandeln muß, nach Ueberstehung dieser argen Notzeiten.“

Darauf wußte er nichts zu antworten in der Ungeschicktheit seines schwerfälligen Temperaments. Die Musik war seine einzige große Leidenschaft und unglückliche Liebe, weil sie sich ihm spröde erwies und sich seinem mühsamsten Bestreben in ihrer Vollkommenheit nicht zuneigen wollte, trotz des vortrefflichen Unterrichts beim Domorganisten Rauschelbach, den er ein Jahr lang mit Eifer genossen.

Dort auf dem Tische lagen die gewichtigen Hausbücher mit Soll und Haben, in denen er Demoiselle Coccejus vor seiner Abfahrt gründlichst zu unterrichten gedachte. Die Zeit drängte, gleich würde die Mutter mit dem Frühstück hereinkommen und Ohm und die Bediener aus dem Kontor. Und da stand er nun, wie einer, der die ars amandi studiert, neben der wildfremden Demoiselle an seinem Positiv, leitete mit seiner großen Hand ihre schlanken Finger auf den Tasten hin und wieder, erklärte Windwerk, Traktur und Registratur mit hölzernen Worten und konnte es doch kaum erwarten, daß sie dieses alles auf einmal begreifen und ihm sodann eine Probe ihrer Kunst ablegen möchte.

Mit dem ersten, dem Begreifen, hatte es keine Not. Die Accorde des Paul Gerhardtschen Reisesegens reihten sich alsbald klar aneinander, und die geschickten Finger holten auch die Melodie sonder Fehl und Tadel aus den gebundenen Dreiklängen heraus. Allein — so liebevoll die Augen der Musizierenden auch an dem groben Notenblättchen über dem Manual hafteten —, ihre hohe Sopranstimme deutete die Partie des Gesanges nur summend, bei geschlossenen Lippen und ohne die Textworte an, die sie so schnell nicht meistern konnten.

Sie wagte nicht, und er bat nicht, und deswegen geschah es, daß sie wenige Minuten nach diesem selbander am Tisch über den Hausbüchern saßen, jedes von ihnen mit einem unerfüllten Wunsche in den Gedanken.

Auch mit den Büchern war die Mühewaltung nicht allzu sauer, dieweil es sich alsbald erwies, daß des jungen Hausherrn jugendliche Schülerin die deutsche Schrift las wie ihre holländische, da Mijnheer Coccejus seine Tochter daheim im Kontorchen hinter dem Leinenausschnitt zur in- und ausländischen Kundschaftskorrespondenz angeleitet hatte.

„Das Lesen und Schreiben macht mir nicht Not, Euer Edlen,“ sagte sie ihm langsam in seiner Sprache, „nur das Reden mit dem Munde — das will Befinnen haben.“

Er nickte und unterrichtete sie weiter, weil die Uhr nicht stillstand, sondern soeben zu ihren acht Schlägen der vollen Stunde aushob. Jedoch seine Aufmerksamkeit begann dem Schnee auf den Dächern vor der Morgensonne zu gleichen. Mehr und mehr richtete sich sein Streben darauf, die weiche Mädchenstimme zu Frage und Antwort zu bringen und sich dazu recht ernstlich auszudenken, wie sie sich wohl singenderweise ausnehmen möge. Bereits zweimal hatte er dazu angesetzt, sie herzlich um einen Psalm oder eine Motette zur Orgelbegleitung zu bitten; aber stand ihm solches an, in Hinsicht ihrer untergeordneten Rangstufe als Tochter des Aufkäufers vom Webstuhl und Kleinhändlers? Und ihr befehlen? So etwa, wie der Herr den Kontorbedienern und submissesten Informatoren seiner kleinen Buben befiehlt?

Während sie gelassen vor dem dicken Foliobuche saß, zurückblätterte und die Posten der einzelnen Monate sorgfältig miteinander verglich, betrachtete er sie verstohlen von der Seite. Es war ihm schon gestern aufgefallen, daß sie mehreres aus dem Jugendbildnis der unglücklichen Königin Marie Antoinette in ihren feinen und frischen Gesichtszügen trug, unbeschadet des Haubenstreifens, der die Stirn gänzlich deckte. Der Kupferstich nach dem französischen Originale hing droben im Rokokosaale. Einem solchen Antlitz war's schwer zu befehlen.

Eine krittelnde Unzufriedenheit stieg in ihm auf und drückte sich in seinen Zügen aus; er ärgerte sich und hatte keinen Grund dazu und wußte nicht einmal: war's über Demoiselle Coccejus oder über sich selbst!

„Nun kann ich meine Pflicht gut erfüllen, Euer Edlen, und ich danke für alles,“ sagte sie in seine heimliche Verdrossenheit hinein, und da fiel es ihm mit einem Male schwer aufs Gewissen, daß er ihres Vaters und seiner augenblicklichen Nöte noch mit keinem freundlichen Worte gedacht habe.

*

Engel hatte ihre Bücher zugeklappt, die geschriebene Anweisung auf Ohm Daniels Kasse für das notwendige Haushaltungsgeld empfangen, und Gerhard hielt ihr gerade seine Schlußrede mit mancherlei Anweisungen:

„Vor allen Dingen ist es mein Verlangen, daß keine fremden Füße und Hände über mein Eigentum kommen, Demoiselle“ — da öffnete sich die Thür. Die Mutter erschien mit dem Kaffeebrette, dann Ohm, und zwischen den beiden trippelten die Kinder, das fünfjährige und das drittehalbjährige, Händchen in Händchen, wie Puppen anzusehen in ihrer altfränkischen Tracht. Jantje im kalmanknen Höschen, das Jäckchen mit den kurzen Aermeln an den Bund geknöpft, die weiße Tütenkrause: das Klinkenböfflen ums Hälschen und die gelben Haare rund ins Gesicht verschnitten. Klein Greetje, eine winzige Gooilanderin, Schwester Engel rein aus dem Gesichte herausgestohlen, nur daß dem Wichtchen die hellen Haarringel auf der Stirn lagen unter dem knappen Kinderhäubchen ohne Spitzenstrich.

„Engelke! zoet Engelke!“

„Lief zuster!“ riefen die Kleinen aus einem Munde, sprangen auf die große Schwester zu, reckten die Aermchen zu ihr auf und klammerten sich zärtlich an sie.

„Myn popjes!“ sagte Engel, bückte sich nieder, herzte und küßte ihre zwei lieben Püppchen, die sich frisch und lustig geschlafen hatten, und dann schob sie die beiden dem Hausherrn entgegen:

„Mit Verlaub, Euer Edlen, dies sind vier fremde Händchen und vier fremde Füßchen; was thut man damit bei Euer Edlen strengem Hausrecht?“ fragte sie, und in ihren luchenden Augen konnte er's deutlich lesen, was für ein sonnenhelles Wesen sie wohl an sich haben mußte, wenn ihr das Leben im Zeichen des Glückssternes stand. Darin stand es jetzt nicht, sondern im Schatten vielfacher Prüfungen, und so verlosch der frohe Strahl alsbald wieder. Sie gewahrte auch mit heimlichem Erschrecken, wie wenig auf Scherz gestellt derjenige war, mit dessen ernsthaftem Gebote sie eine kindische Haarspalterei getrieben hatte. Ja, es jagte ihr das Blut dunkelrot in die Wangen, als Ohm Daniel die Hände zusammenschlug zur Beifallsbezeigung und sie lobte: „Wohlgesprochen, liebe Demoiselle!“ und daß die Mutter ihren Sohn zu necken begann: „Schade, daß eine heitere Geistesanlage keine ansteckende Krankheit ist; die wollt' ich dir ohne Zittern wünschen, Gerd!“

Der junge Hausherr machte sich nicht viel aus Haarspalterei, Beifall und Necken, wie es schien. Er hob Jantje auf den Söller in der Auslucht, fragte ihn dies und fragte das in scharfbetontem Holländisch, und da der kleine Mann Rede stand ohne Furcht und dem Frager klar und kecklich in die Augen guckte, ließ er ihn zum Frühstück neben seinem Stuhle stehen. Da löffelte Jantje vergnügt die Buchweizengrütze aus dem Napfe und setzte das Gespräch fort, als schicke sich's gar nicht anders.

Kasperken, das Spielkind des Kontors, wand sich heimlich vor Lachen auf dem Dreibeinbock unten am Tisch, und Musjö Weitsel neben ihm ließ kein Auge von der Fremden. O, wie brünstig er doch wünschte, daß er seiner fatalen Leibeskürze einen Fußlang hätte zusetzen können aus eignen Kräften! Nur damit er der passende Schäfer für dieses allerliebste Schäfermädchen werden möge! In seiner Dichterbrust keimte und sproßte es heftig, und — ach! — heute war's Sonnabend, und die Wochenregister mußten fertig eingetragen und die Abrechnungen bilanziert werden. Pfui über die schnöde Prosa auf der Basis umständlicher Doppelbuchführung! Etwelche ennuyante Korrespondenzen an Brackfiek & Co.-Bielefeld und Gebrüder Kerkerink-Münster in Westphalen standen auch bevor und hatten durchaus nichts mit Daphne und Montan, deren Lämmerherden und Schalmeiengezirpe zu schaffen ... Es war ein elendiges Leben!

Ohm Daniel, Tante Betchen und der gestrenge Prinzipal tranken Kaffee, auch Demoiselle Coccejus ward eine Tasse voll hinübergeboten. Sie nahm dieselbe zwar mit Dank an, als sie jedoch der leckeren Buchweizengrütze ansichtig ward, schob sie den levantinischen Trank von sich ab, gegen Musjö Weitsel hin, nickte ihrem verkappten Schäfer Montan mit holdseliger Gebärde zu, und da ihm das Austeilen des grauen Grützekloßes zur heißen Milch oblag, wandte sich ihre Rede an ihn:

„Ein weniges von dem Eurigen, Mijnheer, wenn ich so frei sein darf und es fordern.“

Er antwortete mit dem galantesten Schnörkel, den er in seinem holländischen Sprachschatze eben fand, füllte ihr seinen erb- und eigentümlichen Steinguthafen, den er sich aus dem mütterlichen Eckschrank mit in die Kaufmannslehre genommen hatte, und trank, in der schönen Verwirrung seiner Seele, Daphnens Kaffeetasse leer. Jetzt hatte er sein Gedicht wahrhaftig schon halbwegs fertig im Kopfe, und es machte sich. Ja, es machte sich allen Ernstes ganz vortrefflich in der Opitzschen Nachahmung:

„Ambrosiens süßes Korn
Für Phöbi Nektartrank,
Dies Tauschen, Daphne, macht
Montan im Herzen krank!
Der Grütze sanft' Gemisch,
Des Koffees Flammenglut
Sei unsrer Liebe Bild — — —“

„Vergess' Er mir nicht, zu Ultimo hujus die Abrechnung von Brackfiek & Co. einzufordern, Weitsel, und mir pünktlichst darüber zu berichten,“ sagte des Prinzipals sonore Stimme in das eifrige Musengeflüster hinein, und der bocksbeinige Pegasus warf seinen Reiter ab. Ohm gab das bekannte Zeichen mit den Augen; der verunglückte Dichter erhob sich, Kasperken, nachdem er seinen Napf noch fleißig ausgescharrt, that das nämliche, sie machten ihre devotesten Kratzfüße zum Abschied auf einige Monden und verzogen sich ins Kontor hinauf. Engel gedachte es gleichfalls, aus Rücksichtsnahme, kurz mit dem Lebewohl zu machen; doch Ohm Daniel hatte jedes ihrer Kleinen auf ein Knie gehoben und ließ sie reiten:

„Juk, juk, na'r Mählen,
Greetje up' er Gehlen,
Jantje up'r bunten Koh,
Juk, juk, juk, na'r Mählen to!“ —

und der Hausherr redete sie an:

„Von Ihrem Herrn Vater habe ich mir noch nichts berichten lassen, Demoiselle, und diese wenigen Minuten bis zu unserer notwendigen Abreise —“

„Gehört sie **mir** an, Gerd, ja, ja, ja — das geht nicht anders!“ Die Mutter zog Engels Arm flugs in den ihren und wirbelte sie ohne Umstände mit sich selber zur Thür hinaus. „Kind, wegen Ihrem Herren Papa schreibt Sie uns bei nächster Gelegenheit ein Briefchen und giebt's Ohm in Kommission oder dem Narren, dem Weitsel — laß Sie sich den Flausenmacher und Flapps nicht zu nah kommen, Kind — er ist just so weichlich als wie 'n schlechtgestopftes Dunenkissen! — und itzt muß ich Sie dem Gesinde als meine Stellvertretung präsentieren und Ihr geschwinde zeigen, wo die Scheldegerste liegt und Mehl und Buchweizengrütze; Sieht Sie: hier in der Kammer, in den offenen Säcken, und da drin ist der Koffee, davon braucht Sie gut zwei Lot für den großen Pott und vom Thee so viel, wie Sie zwischen Ihre fünf Finger kriegt. Das ist holländscher Thee; daß Sie mir ja und ja den Kanister verschlossen hält, und den Kandis, den muß Sie vor Metta wahren; Geschmagrete ist nicht für die Süßigkeit. So, itzt **hier** herein. Sieht Sie die helle Mettwurst im Rauch hängen und die Schinken? Die sind für den Tisch; bloß die zwei Bediener, die kriegen von der Blutwurst: jeder einen Fingerbreit rund herum zum Brot, und die

Beutelwurst, die ist für Harm und den Küper und die Deerns in der Küche! — Hat Sie wohlverstanden, meine Liebe?“

„Sehr wohl, Mevrouw, danke für die Belehrung. Und wo find' ich das Hauslinnen und das töpferne Gut für den Tisch?“

„Ja, das kommt gleich an die Reihe, Kind; erst muß ich Ihr noch sagen, daß Sie den gestoßenen Pfeffer halb mit Roggenmehl vermengen muß, damit daß er Ohm bekömmlich bleibt, aber das wird mir nicht ausgeplaudert, hört Sie wohl? So, itzt nach oben an die Schränke. Daß Sie mir ja und ja das kostbare Schrankzeug selbsten abstäubt, und die schmutzige Wäsche läßt Sie sich vor Ihren Augen von Metta in die Balje zählen. Die von den Bedienern und den Leuten wird mit der grünen Seife eingesteckt; die gelbe ist für die Herrschaft. Auf dem Hauslinnen findet Sie's bei jeder Sorte fein vermerkt, wozu es dienet, damit es keinen Kohl damit giebt. — Ist Ihr itzt alles in die Begriffe gegangen, meine Gute? — Halt, daß ich's nicht verschwitze! Sie logiert sich mit Ihren Kleinen in die Kammer beim großen Saal, und die Hinterstube aptiert Sie für die Wichtchen zum Spielen, außer dem Essen. Sie ist nun über alles gesetzt, und wer Ihr etwa ein schiefes Maul zieht von den Mägden, der schlag' Sie getrost eine Schelle hinters Ohr. Wegen den Mannsleuten und dem Getränke adressieret Sie sich an Ohm Daniel; der wird als ein Vater für Sie einstehn. — Potz! Da schlägt's neun! Itzt noch schlennig das Geschirre und das Gesinde!“

VI

Musjö Weitsel hatte sich, zu kräftiger Unterstützung seiner Muse, eine praktische Einrichtung ersonnen, eine Leuchte, um seinen Alexandrinern und Hexametern den richtigen Weg aus dem Hirn aufs Konzept- oder Tütenpapier zu weisen. Beim Fadenlichtchen des dampfenden Thrankrüsels hatte das seine Schwierigkeiten, und deshalb erfand der Genius des Esichshauses etwas Besseres. Er that sich einen ausgeleerten Senftopf beiseite, hielt Kasperken, unter Angelobung menschenwürdiger Behandlung, dazu an, fleißig die dickrinnenden Tropfengebilde von den Talgkerzen abzuknipsen und auf etwelche Stümpfchen in den Tüllen Jagd zu machen. Sodann zog er Metta, die Hausmagd, ins Vertrauen. Sie schmolz den erbeuteten Talg um den festgedrehten Docht aus altem Stopfgarn im Senftopfe und band ein Endchen Zuckerstrick um dessen gewulsteten Rand.

Trefflich konnte man diese Leuchte an den krummen Nagel im verschwiegenen Innern der Schlafkoje hängen, und braunte der Docht zu tief in den Senfhafen hinein, so sorgten die zwei Getreuen für neue Zufuhr, zumal der nächtliche Dichter ihnen goldne Berge verhieß und Anteil an den Früchten der Drucklegung und Vertreibung seiner Unschlittpoesie.

So lag er denn auch, fast vier Wochen nach Demoiselle Engels unvermutetem Einzuge ins Esichshaus, wieder einmal zwischen den blaurot gewürfelten Kissen seiner Koje und hielt, zähen Sinnes, Zwiesprach mit Apollo. Kasperken, der seine geräumige Lagerstatt teilte, schlief in Frieden, gegen die Wand gedrückt, und dem Wachenden rollten in dieser tiefen Stille Gedanken und Versmaße hin und her durchs Hirn. Er wollte und mußte die „Huldgestalt“ besingen, die aus dem ernsthaften Hause eine Wohnung schelmischer Heiterkeit machte, seit er, der Dichter, ihr die beruhigende väterliche Nachricht, verbrieft und versiegelt und aus dem Rheinischen datiert, gestern überreicht hatte. — Daphne? O nein, sie war längst mehr und Besseres als das Schäfermädchen: eine Charitin — eine Göttin?

Der stumpfe Stift schrieb und schrieb; höchst feuergefährlich schwankte der vom Haken herabgenommene Senfhafen auf dem schweren Federpfühle, da Kasperken sich im Traum zu wälzen begann, die Mäuse pfiffen und raschelten im Bettstroh des Dichterjünglings, und viele Male hauchte er sich gegen die klammen Finger, ehe er sein Opus im Reinen hatte; denn draußen fror es zur Veränderung wieder nach Tauen und Regnen.

Endlich dehnte er sich lang in die Kissen, hielt den Senftopf gemächlich fest und las sein Werk mit Stolz. Kein Schäferspiel in Alexandrinern für dieses Mal. Mythologie in wuchtigen Hexametern, mit saurer Mühe von allen zehn Fingern abklaviert und Griechen- und Römergötter genial zusammengeworfen:

„Juno entfleucht dem Olymp, nebst dem Sohne mit finsterer Stirne,
Welcher Hephästos benannt, auch Vulkanus, zu besserm Verständnis;
Lässet Neptunen zurück, den gefälligen Greisen und Bruder
Ihr zu behüten das Heim, und zum Greise der thätigen Laren
Sklavisches Heer, unter Veneris rosigen Zepter gestellet,
Veneris, welche, umtändelt von reizend erschaff'nen Amoren,
Herrschet mit lächelnder Huld und wandelt zu Göttern die Sklaven,
Also, daß diese wohl möchten mit paphischen Flammen entbrennen,
Möchten Cupidinem folgen, dem Obersten aller Amoren,
Möchten sich nesteln in Veneris Busen gleich schnäbelnden Täubern!
Ha! wie es pocht in den Laren, das Hertz! Doch ihr Wünschen ist eitel!
Also entweichen die Tage geschwind in ambrosischer Süßheit!
Bleibet noch fern, ihr Entfleuchten, vertreibt uns nicht Venerem schnöde;
Lasset das Hertz sich ergetzen zu würklicher Wohlfahrt des Leibes!“

Der unsterbliche Homer sowohl wie der lebende Barde Klopstock und sein Freund, der Eutinische Hofrat, würden sich die Haare zweifelsohne gerauft haben, ob des schrecklichen Stoppelhopsens der willkürlichen Trochäen und Daktylen, ob der Deklination und der schlecht einschneidenden Cäsuren. Aber ein herzlich wahrer und hübscher Hexameter fand sich dennoch gegen den Schluß des bombastischen Gebrubbels hin:

„Also entweichen die Tage geschwind in ambrosischer Süßheit!“

— — — — — — — — — — — — —

Wer weiß, ob das alte Haus schon jemals solch heitere Zeiten erlebt hatte, wie die jetzigen unter Demoiselle Engels Regiment, in den wechselvollen Winterwochen, die schon allgemach dem Lenze entgegenwuchsen?

Am Vormittage, nachdem Hausherr und Hausfrau abgefahren, war sie schnurstracks in die Küche gegangen, hatte den beiden Mägden, der selbstherrlichen Geschmagrete am Herd und der rotarmigen Jungfer Metta vom Besen die Hand gereicht, für alle Ecken, Winkel und Gelasse ein aufrichtiges Interesse bewiesen und in gebrochenem Deutsch gebeten:

„Ihr Guten, wollt ihr mich anweisen? Mir ist euer Landesbrauch fremd.“

Kein Wort von Herrin, nichts von Stellvertretung. Sie begehrte zu lernen, und auf diese Art kam's, daß die Dienenden sich ihr unters Joch beugten, ohne die Beschwer zu verspüren, und daß ihre Klugheit in aller freundlichen Demut Herrscherin ward.

Solch eine treuherzige und hübsche kleine Mamsell, der that man wohl gern den Willen, zumal sie nicht kommandierte, schnauzte und Schellen austeilte, wenn's da oder dort vorquer ging, sondern lächelnd ersuchte und selbst mit anpackte, um die Querheit grade zu rücken. Auch des Plattdeutschen bemächtigte sich ihre geschickte Zunge im Nu, und sie wußte das Waffeleisen vortrefflich zu handhaben und holte die alte Bombeisjespfanne zu öfterem Gebrauch aus der Polterkammer in die Küche. Dann, als die Mägde, samt dem Küper und Harm, ihr wohlgewogen waren, hatte sie urplötzlich ein paar stille, nachdenksame Tage und wollte nicht hervorkommen, da Madame Terhellen und Demoiselle Olivie ihr, aus guter Absicht und Neugier, einen Besuch zu früher Stunde abstatteten. Ohm Daniel mußte statt ihrer vom Kontor in die Wohnstube hinuntertreten und die eleganten Modedamen ein Viertelstündchen divertieren.

„Charmant! Aufs höchste charmant und wohlerzogen — durchaus nicht wie eines Detaillisten Tochter — und alles gedeihet ihr unter den Händen!“ sagte der alte Herr zum Lobe der Unsichtbaren, und machte seine geehrten Besucherinnen auf die Blumenstöcke in der Ausluchl aufmerksam. Die hatte seine rasche und ungeduldige Schwester nie zurechtgekriegt, und jetzt standen sie in kräftigem Grün. Die Asklepie, die an der Mauer emporkroch, öffnete ihre honigreichen Wachsblüten; die Pantoffelblumen hatten ihre braungescheckten Schuhchen in ganzen Bündeln am Stengel aufgesteckt, und die Pelargonien leuchteten tiefrosa und weißlich, von dunkelm Purpur überflammt. Sogar die Amaryllis trieb, und auf den Tulpenkeimen und denen der späteren Hyazinthen, die viel zu lange im Keller geschmachtet hatten, standen weiße Schutztüten. Die Sonne guckte fröhlich herein, und sieh, da öffnete sich die Thür ein Spältchen weit, — das war der kleine Mijnheer Jantje mit der Schiefertafel unterm Arm und dem Griffel im Fäustchen, denn er arbeitete droben im Kontor mit den großen Mijnheers um die Wette.

„Komm, Ohm!“ bat er, und Ohm hieß ihn guten Tag sagen und artig zwischen seinen Knieen bleiben, bis die fremden Damen ihr Gläschen spanischen Wein ausgenippt und die aufgekroßten Waffeln verspeist haben würden, die Mamsell Engelke ihnen soeben hereingeschickt hatte. „Mit freundlichem Dank für die Ehre, aber Mamsell wäre noch nicht in Kleidern, wegen dem Wäscheeinstecken,“ vermeldete Metta, und ein wenig enttäuscht wandelten die Herrschaften wieder von hinnen.

Engel stand hinten in der halbdunkeln Waschküche an der Balje und steckte die herrschaftliche Wäsche mit der gelben Seife ein, während Geschmagrete das mindere Zeug und die grüne Seife handhabte und Klein-Greetje munter zwischen den zwei Fleißigen hin und her trippelte, ihre Lappendocke an sich gedrückt.

Ganz schweigsam war Mamsell Engelke. Ihr Gesicht sah ein bißchen blasser und länger als gewöhnlich; vielleicht machte es auch die grünliche Dämmerung durch die blinden Butzenscheibchen der Waschküche und die Spitze, die so tief in die weiße Stirn hing. Sonst hatte Mamsell immer bei der Arbeit gesungen wie eine Lerche, heute kam kein Ton über die zusammengepreßten Lippen.

Als sie mit ihrer Arbeit fertig war und ihren Anzug frisch geordnet hatte, nahm sie das Kleine auf den Arm, bettete es zu seinem Mittagsschläfchen, wie alle Tage, in den großen, kissengefüllten Waschkorb beim warmen Ofen der Hinterstube und setzte sich an den Schreibsekretär zwischen den Fenstern. Von der Thür her hörte sie das zärtliche Ruksen von Kasperkens beiden Turteltauben im Holzbauer; der Rosmarinstock in einem und die Melisse im andern Fenster, rechts und links von ihr, dufteten herb und kräftig, und dumpf drang das laute Ticken der Hausuhr zu ihr herein. Dann und wann ging die Thür; die Hausglocke klingelte, und Schritte stapften treppauf zum Kontor oder die gewundene Küpertreppe hinan auf die Warenböden. Einmal klopfte es sogar bei ihr, und Musjö Weitsel erschien mit errötenden Wangen, lieferte ihr einen Brief ihres Vaters ab und einen petschierten Zettel, der Gerhards Schrift und ihren Namen trug, und dienerte und floskelte noch eine ganze Weile, ehe er sich wieder empfahl.

Zwischen den Briefschaften lag ein abgerissenes Papierstreifchen, wie zufällig darunter geraten. Es enthielt einen Vers, in lateinischen Buchstaben geprentelt, und die Tinte war noch feucht.

Engel nahm es und las langsam Wort für Wort. Ihre gefaltete Stirn glättete sich, die feinen Nasenflügel begannen zu beben; nun lösten sich die zusammengepreßten Lippen zum Lächeln voneinander, und da waren die allerliebsten Grübchen unter den tief eingelassenen Mundwinkeln:

„Amoren tändelen,
Mein Hertze tändelt nicht —
Dieß sagt es frey herraus
In Dero Angesicht!
Der bekannte Anonymius.“

*

Ein Weilchen lächelten die frischen Lippen noch; darauf schürzten sie sich wiederum ernst und begannen den Gänsekiel zu beißen, mit dem die Abrechnung der ersten Märzwoche zu Papier gebracht werden sollte. Dann schob die Mädchenhand Zettel und Haushaltungsbücher einstweilen beiseite und nahm die auswärtigen Briefschaften vor. Zuerst die väterliche Nachricht. Alles so gut, wie es unter jetzigen Notständen nur irgend zu erhoffen war. Am Rheine gab es wenig zu holen, aber das Städtlein Goch im Clevешchen, das vor Zeiten einen beträchtlichen Leinwandhandel nebst köstlichen Bleichwiesen besessen hatte, ermangelte anjetzo dieser

Vorzüge, seit die reformierten Kaufleute nach Haarlem übergesiedelt. Es lebte indessen noch Ysaak van der Meer am Orte, und sowie nur die Association mit ihm richtig in Schick gekommen sein würde und eine anständige Wohnung gefunden, wollte Mijnheer Coccejus seine lieben Kinder zu sich holen. Solches stand für Ende des Monats Mai zu erhoffen. Seinen Dank an die edeln Helfer in der Not hatte er bereits im Februar nach Liverpool abgestattet und zwei Kanister Haysanthee, sowie einen Edamschen Käse per Postschiff an die gleiche Adresse expediert. Ein gleiches Paket, unter Hinzufügung eines geräucherten Schinkens und einer Tromme holländischen Zwiebacks, erhielt sein „lief, braaf Engelke" gleichzeitig mit diesem Briefe, und sie sollte einen fröhlichen Glauben behalten und ihre Pflicht thun, wie daheim zu Hilversum.

Dreimal las die Tochter den väterlichen Brief, und ihres Vaters Wesen, aufbrausend und dabei so großherzig, als sei er ein Krösus von Vermögen, stand ihr lebensvoll vor Augen.

Sie verbiß die Thränen, die mit aller Macht kommen wollten, stützte den Kopf in die Linke und sprang dann noch einmal, um ihr schlafendes Schwesterchen zu küssen, ehe sie das Schreiben „des Herren" an sie eröffnete. Es war ganz kurz, deutlich und ohne Schnörkel geschrieben und lief also:

„Werthgeschäzte Demoiselle!

„Man schreibet uns, daß der Haußstandt unter Dero Händen floriret, und es ist mein Wunsch und Wille Ihnen, Werthgeschäzte Demoiselle, dessentwegen Dank und Lob abzustatten. Gleichermassen Nahmens meiner Frau Mutter, da Derselben in Ansehung Ihrer Beleibtheit, daß Schreiben eine Beschwehrde ist. Nehmen Sie, Werthgeschäzte Demoiselle, mein auffrichtiges encouragement entgegen und unsere grösseste Zufriedenheit, wegen Dero Liebenswürdiger Sorgfalt, davon mein oncle rühmet. Hoffendlich empfinden Sie, Werthgeschäzte Demoiselle, keinerley Unbequemlichkeit durch die Bediener und domestiquen, und es befinden Sich auch Dero Geschwistern wohlauff. — Was machet die Musica? — Meine Frau Mutter grüsset bestens.

Dero wohl-Gewogener
Gerhard S.

*

Das Blättchen zitterte in ihrer Hand, und langsam fielen große Thränen auf die deutliche Schrift. Dann aber raffte sie sich mit allem Willen zusammen, drückte die Botschaft gegen ihre Lippen, verstohlen, daß selbst die duftenden Blumenstöcke es nicht gewahren sollten, und verwahrte sie zu unterst im Nähkasten zwischen farbigen Stickperlen. Danach rechnete sie fleißig, und als Debet und Kredit trefflich stimmten, malte sie ihre Antwort sorgsam auf den besten Bogen, den sie besaß. Eine deutsche Antwort und der erste Brief an einen, der in ihr Herz hineinschlich, wiewohl er fern weilte und ihr nur zweimal erschienen war. Aber sein Haus redete zu jedweder Stunde von ihm zu ihr, und die Spur seines Waltens ließ sich überall finden. So schrieb sie ihm denn:

„Wohl-Edeler Herr. — Euer Edelen Brief lieget mit Danck zu Händen, und ist eine rechte Freude und Trost für Euer Edelen ergebene Dienerinn. Meine Sorge ist, daß Alles gehet, wie Euer Edelen und Edele Frau Mutter befolen und verordnet, daß es sey, und ermangele Niemandt seines Rechts. Und ist mein Danck nicht nieder zu schreiben. Thue mit Fröligkeit, welche Arbeit mir vorstehet. Jantje en Greetje sind gleich Lämmlein auff der fetten Weiden, und die Musica erklinget zuzeiten, wenn daß Hertz beschwehret ist, oder ein Lob darinnen, das GOttes Wille zubereitet für sichtbahre sowie unsichtbahre Gnaden-Güther. Ohm Daniel fähret wohl und begehret mehr bombeisjes denn fleischerne Köste. Von meines Herren Vaters Hand lieget erfreulige Nachricht zu Händen, und wird Euer Edelen willige Dienerinn nicht über Gebühr lästig seyen.

GOttes Schutz behalte Euer Wohl-Edelen nebst Wohl-Edelen Frau Mutter bei guther Gesundheit, zu Erfrenung der Dienstwilligst danckbahren
Engelina Coccejus."

(Schluß folgt.)





Im Frühling.

Der blaue Tag, so sonnengolden,
So voller Glück und jungem Licht;
Der Duft aus tausend Blütendolden
Umatmet scheu mein Angesicht.

Es liegt ein seltsam süßes Ahnen
In lichtdurchwirkter, klarer Luft,
Ein jeder Strauch schwenkt grüne Fahnen
Im frühlingwarmen Sonnenduft.

Aus jeder Hecke, jedem Baume
Lugt kindersüß ein Lenzgesicht
Und blinzelt, wie nach erstem Traume,
Erstaunt ins helle Sonnenlicht.

August Friedrich Krause.

Zeichnung von H. Meyer-Cassel.



Hauptthor.

Die Neubauten der ungarischen Königsburg in Budapest.

(Photographien von Karl Divald, Budapest.)

Eine Königsresidenz von europäischer Berühmtheit wurde Ofen erst unter Mathias Corvinus. Dieser änderte wenig an dem äußeren Bilde des von Kaiser Sigismund erbauten gotischen Schlosses und legte mehr Sorgfalt auf die innere Ausschmückung. Zu diesem Behufe ließ er italienische Künstler kommen, von denen der hervorragendste Benedetto de Majano war. Die Säle wurden im Geschmacke der Renaissance umgestaltet und mit Kunstwerken geschmückt, die Bogenwölbungen durch reich geschnitzte und vergoldete Plafonds ersetzt. Die Bibliothek des Ofener Königsschlosses war eine Sammlung kostbar illustrierter Handschriften. Alle diese Schätze verschwanden, nachdem Ludwig II. bei Mohacs gefallen und Ofen in die Hände der Türken geraten war. Sultan Soliman ließ die Kunstschätze nach Konstantinopel bringen, doch hat sich dort wenig davon erhalten. Das Schloß selbst blieb während der Türkenzeit bewohnbar, doch als später Kaiser Karl VI. in Ofen zeitweilig residieren wollte, war die alte Königsburg bereits eine Ruine, so daß der Monarch in deren Nähe einen Bau aufführen ließ, den er als Absteigequartier benutzte und der als Zeughaus bis in die neueste Zeit erhalten blieb. Unter Maria Theresia erwachte in der ungarischen Nation der Wunsch, daß in Ofen wieder ein Königsschloß erstehe. Die Herrscherin betraute den Architekten Lukas Hildebrand mit der Ausführung des Baues im Barockstil jener Zeit. Die Gesamtkosten betrugen 402000 Gulden, wozu auch die Komitate und freien Städte Beiträge leisteten. Was von diesem Palaste bis auf unsre Zeit erhalten blieb, bildet



Thronsaal.

den bescheidenen Kern des neuen, großangelegten Königsschlosses.

Vorerst sollte ein ganz neuer Flügel am Westabhange des Berges, jedoch über denselben hinausgehend, auf künstlicher Basis erbaut werden. Zur Erbauung der Stützmauern wurde mit dem Architekten Nikolaus Ybl im Jahre 1890 ein Vertrag geschlossen und hierfür allein die Summe von 1260000 Gulden ausgesetzt. Ybl starb am 22. Januar 1891, und das große Werk des Burgbaues, dessen Pläne er bereits entworfen hatte, wurde dem Professor Alois Haußmann übertragen. Am 3. Mai 1893 besichtigte Kaiser Franz Joseph die von Haußmann umgearbeiteten Pläne und bewilligte für den Bau des westlichen Flügels 5224000 Gulden.

Indessen war auch die Notwendigkeit eingetreten, den damals einzigen Prunksaal des Palastes zu vergrößern. Die Erweiterung dieses Thronsaales, den die eine unsrer Abbildungen in seiner neuen Gestalt zeigt, geschah in der Richtung der Fenster. Die damit zusammenhängenden Arbeiten erforderten einen Kostenaufwand von 340000 Gulden. Die Einrichtung wurde im Geschmacke der früheren gehalten. Dagegen wird die Ausstattung der neuen Prunksäle, die sich nun an diesen in einer Gesamtlänge von 200 Metern anschließen werden, eine ganz eigenartige sein. Diese Säle befinden sich in der Donaufront des Schlosses, die eine Länge von 304 Metern hat. Die Donau- oder Ostfront umfaßt den Bau aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia und einen ebensogroßen Zubau. Die Mitte krönt eine Kuppel, deren Innenseite sich über den im Geschmacke Fischer von Erlachs reich dekorierten Habsburgsaal wölbt. Die an den Habsburgsaal anschließenden Festsäle, von denen der größte 724 Quadratmeter umfaßt, werden in modernem Geschmacke, jedoch nach ungarischen Motiven, dekoriert. Die Ausarbeitung hat Professor Haußmann seinem Mitarbeiter, dem Architekten Géza Györgyi, übertragen. Györgyi hat sich als ein Meister in der Veredlung und harmonischen Entwicklung dieser Motive bewährt, so daß dieselben nicht nur in der Architektur, sondern auch bei kunstgewerblichen Arbeiten Verwendung finden. Das für die Königsburg in Verwendung kommende Silber, Glas und auch das Leinenzeug werden mit diesen ungarisch-nationalen Motiven dekoriert.

Die Festsäle werden fürstlich ausgestattet, die andern Räume im Charakter eines vornehmen Herrensitzes. Ihrer historischen Vergangenheit entsprechend wird die Burg außer dem Habsburgsaal noch eine St. Stephans- und eine Mathias Corvinus-Halle



Ansicht von der Donauseite.



Schreibzeug und Leuchter.

enthalten. Die Einrichtung der ersteren war auf der Pariser Weltschau ausgestellt. Der St. Stephanssaal ist im romanischen Stil in reichvergoldeter Holzarchitektur ausgeführt. Die Gestalten der Könige aus dem Hause Arpád malte Ignaz Roskovits. Der Mathiassaal wird an die Detailausführung Benedetto de Majanos erinnern. Die Ausschmückung mit Gemälden hat Julius Benczúr übernommen. Am reichsten bedacht wird der Habsburgsaal. Das Deckengemälde von Karl Lotz wird eine Apotheose des Königs Franz Joseph darstellen. In farbigen Marmornischen werden die Statuen der ungarischen Könige aus dem Hause Habsburg stehen.

Damit sind wir beim Skulpturenschmuck angekommen, der in Einzelfiguren und Gruppen vielfache Anwendung in der neuen Königsburg finden wird. Dies sehen wir gleich beim Hauptthore, wo allerdings noch die zwei großen Bronzegruppen, Krieg und Frieden von Sennyei, fehlen. Zur Ausführung der Skulpturen sind alle namhaften Bildhauer Ungarns herangezogen. Das Hauptthor der Königsburg ist überragt von der St. Stephanskrone und dem Wappen der zu ihr gehörenden Länder. M. Hecht.

Kunstmöbel und Bronzen für Kaiser Wilhelm II.

Von

Dr. A. Römer.

Das wichtigste Ereignis auf kunstgewerblichem Gebiet war in den letzten Monaten zu Berlin die Ausstellung der für den Kaiser angefertigten Kunstmöbel und Bronzen. Die reizvollen Arbeiten hatten in Paris wohlverdiente Beachtung und reiche Anerkennung gefunden, und auf heimischem Boden werden sie nun, wie man hoffen darf, nicht ohne fruchtbringende Anregung und dauernde Nachwirkung bleiben. Zum erstenmal ist hier in großem Stile bemerkbar geworden, daß sich seit einigen Jahren in der Reichshauptstadt ganz still eine bedeutsame Entwicklung in der Herstellung von Kunstmöbeln mit vergoldeter Bronze vollzogen hat. Sie knüpft sich vorläufig erst an wenige Namen, und



die Ausdehnung dieser Kunstindustrie wird im wesentlichen davon abhängen, ob und wie weit das Vorbild des Kaisers Nachfolge findet. Aber das eine ist jedenfalls bei den neuen Arbeiten zu Tage getreten: daß wir auch auf jenem Gebiete in Deutschland etwas schaffen können, das in Feinheit und Eigenart der Erfindung, der Arbeit und Ausstattung sich stolz den besten französischen Leistungen zur Seite stellen darf. Es wird zu den nationalen Aufgaben der besitzenden und geistig vornehmen Kreise gehören, die neu aufsprießenden Keime mit allen Kräften zu hegen und zu fördern.

Kein Zufall ist es, daß der Kaiser auch hier als einer der ersten mit gutem Beispiel vorangeht. Die Bestrebungen seiner kunstsinnigen Eltern, das von ihnen ererbte und fortgebildete Verständnis für das heimische Kunstschaffen tragen hier reife, schöne Früchte. Die vornehmste bahnbrechende Pflanzstätte für das vaterländische Kunstgewerbe ist das unter thätigster Teilnahme des Kaisers und der Kaiserin Friedrich begründete Kunstgewerbemuseum und die mit ihm verbundene Schule, in deren Zeichensälen sich einst auch Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich geübt haben. Paul Seidel, Leiter der königlichen Kunstsammlungen, der soeben die Abbildungen der für den Monarchen hergestellten Möbel und Bronzen in einer prachtvollen Mappe herausgegeben hat, erzählt, der Kaiser habe angesichts der neuen Arbeiten dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß sein Vater es nicht mehr erlebt habe, daß solche Möbel in Berlin angefertigt werden können.

Wohl haben auch früher manche Hohenzollernfürsten der Herstellung feiner Möbel ihre Aufmerksamkeit zugewandt und ihre Schlösser mit erlesenen Prunkstücken dieser Art geschmückt, aber es sind doch nur wenige, die hier zielbewußt vorgegangen sind und selbst die Entwicklung beeinflußt haben. Im wesentlichen sind es nur der prachtliebende König Friedrich I. und vor allem Friedrich der Große, dessen Genialität sich im Kriege und in Werken des Friedens gleichmäßig kundgethan hat. Da seine Schlösser und Wohnungen fast unberührt geblieben sind, so läßt sich noch jetzt in vollem Maße erkennen, was der große König in Bezug auf die glänzende, unvergleichliche Ausstattung der



Sesselgarnitur und geschnitzter Tisch mit Marmorplatte.

Räume gethan hat. Die vergoldete Bronze wurde dabei nicht nur zur Dekoration der Möbel, sondern auch der Zimmer selbst verwandt, die als entzückende Schöpfungen des zierlichen Rokoko gelten. Es sind die berühmten fridericianischen Räume im Stadtschloß und in Sanssouci. Wir erinnern hier nur an den mit Zedernholz getäfelten Bibliotheksaal, in dem einst Napoleon I. mit seinen Generalen erschien und vor dem Arbeitstische des Königs schweigend verweilte, bis er, den Hut abnehmend, das Wort sprach: „Meine Herren, lassen Sie uns diesen Ort ehren, denn er ist heilig …“ Für die dekorativen Arbeiten in seinen Schlössern hatte Friedrich der Große eine eigne Kolonie von Kunsthandwerkern nach Potsdam gezogen.

Es sind also die besten Traditionen seines Hauses, denen Kaiser Wilhelm II. nach dem Vorgange seiner Eltern folgt, wenn er mit den andern Zweigen der schaffenden Künste auch die neue heimische Kunstmöbelindustrie kraftvoll zu fördern sucht. Die für ihn angefertigten Arbeiten sind bestimmt für neu einzurichtende Repräsentationsräume im königlichen Schlosse. Erst dort werden sie in dem eigens für sie geschaffenen Rahmen ihre volle, intime und glänzende Wirkung entfalten können. Drei unsrer Abbildungen zeigen die Einrichtung, wie sie im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums aufgestellt ist; drei andre geben einzelne hervorragende Stücke wieder. Natürlich fehlt hier vor allem der wundervolle Farbenreiz, der durch Verbindung edelster Hölzer und der leuchtenden Goldbronze gewonnen wird.

Im wesentlichen ist es ein Salon- und Schlafzimmermobiliar. Mit der Herstellung war Julius Zwiener betraut, der früher in Paris thätig war und in seiner Person die Kunst der Tischlerei und Metalltechnik mit reicher Erfindungsgabe vereinigt. Die Bronzen, die auf der Weltausstellung allgemeines Entzücken hervorriefen und dem Künstler die goldene Medaille eintrugen, sind Arbeiten des Bildhauers und



Kamin mit Spiegel.



Salon- und Schlafzimmermobiliar.



Kandelaber

Ziseleurs Otto Rohloff, Lehrer am Kunstgewerbemuseum; daneben hat er noch an der dekorativen Ausstattung einiger kostbarer Stücke mitgearbeitet.

Die von Zwiener und Rohloff geschaffenen Werke zeigen die Formen des Régencestiles aus dem achtzehnten Jahrhundert, der den Uebergang vom Barock zum Rokoko bedeutet.

Die Sesselgarnitur auf dem einen Bilde, in vornehmen matt-gelbroten Farben gehalten, ist vom Hofholzbildhauer A. Hoffmann gefertigt; sie trägt die Merkmale des Stiles Ludwigs XIV. Es gehört zu ihr auch der geschnitzte, vergoldete Tisch mit heller Marmorplatte, auf der drei Vasen stehen. Andre Sitzmobiliare, die durch ihre grellen Farben etwas herausfallen, sind von Taubert geschnitzt. Mit einigen Stücken — mit einer der Standuhren, mit der Schildpattstutzuhr auf der Kommode, mit dem zierlichen Blumentisch und einem der Schreibtische — sind noch Hofgürtler Preetz, der Potsdamer Möbeltischler Bordhmann, der Emailmaler Bastanier und Hofuhrmacher Oppermann an den Arbeiten beteiligt.

In erster Reihe aber fesseln die von Zwiener geschaffenen Hauptstücke. Es sind alles eigne Entwürfe von feinen, stilgerecht geschnittenen Formen, und ihr weiterer Reiz liegt einmal in den reichen Holzumrahmungen und Einlagen, sodann in den schwungvoll hingesetzten, prächtigen Bronzeornamenten. Die Schreibtische, die Bibliothek, die Kommode, der Toilettenschrank, die pompöse Bettstelle sind Arbeiten, in deren Feinheiten sich das Auge des Kenners bewundernd vertieft.

Etwas ganz Erlesenes ist auch der Kaminspiegel, den wir in einem besonderen Bilde wiedergeben. Im Verein mit der entzückenden Bronzegarnitur von Otto Rohloff wird hier eine Gesamtwirkung hervorgerufen, der sich niemand entziehen kann. Der Kamin ist aus Marmor mit Goldbronze, der Spiegel zeigt eine leichte, zierlich-elegante Einfassung von Zedern- und Amaranthholz mit Bronzebeschlägen, die oben in einem allerliebsten Aufbau gipfeln.

Von der Kamingarnitur ist jedes Stück eigenartig ersonnen und meisterlich gestaltet. Der Kaminschirm zeigt in glänzender Umrahmung ein Bild in getriebenem Kupfer nach einem alten Stich: die Fahrt der Flotte des Großen Kurfürsten nach Rügen. Die Vorsetzer zu beiden Seiten, reizvolle Kleinodien, verkörpern Kraft und Schönheit. Ein Prachtstück ist die Uhr mit ihrer sinnreichen dekorativen und figürlichen Einfassung. Und nicht minder fesselnd sind die beiden goldbronzenen Kandelaber: eine männliche und eine weibliche heroische Lichtgestalt, die den von unten heranschleichenden Drachen der Finsternis abwehren. Von Otto Rohloff stammen endlich auch die beiden Leuchter und das Schreibzeug, in dessen Mitte ein sinnender Genius auf einem Blütenkelche thront.

Wenn die neuen Kunstmöbel und Bronzen erst in geeigneten und ihnen angepaßten Räumen vereint sind, wird dieses Ensemble den hervorragenden Sehenswürdigkeiten des Schlosses sich anreihen und auch hier das erfreuliche Schaffen unsrer Zeit bekunden.



Hochzeitsstrauß.

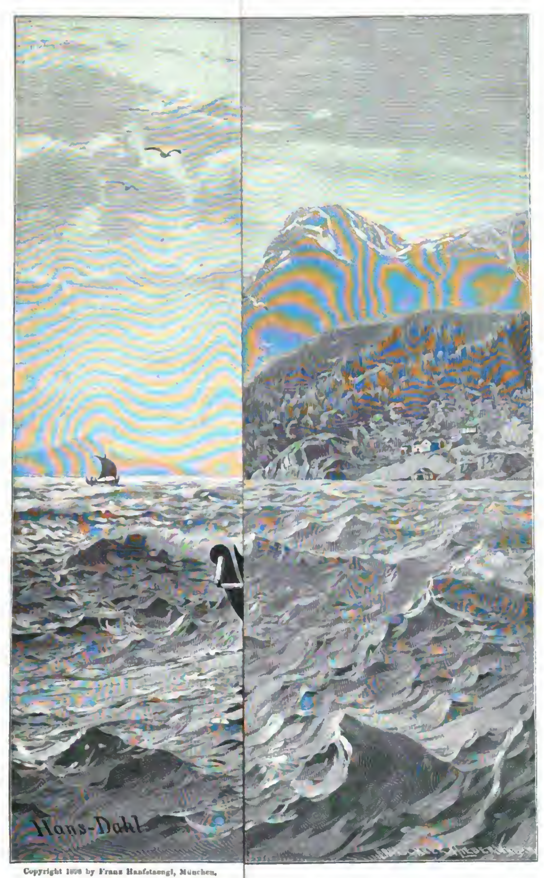
Von

Carl Busse.

Weißer Flieder
Soll vom Frühling euch Grüße bringen
Und schaut auf euch nieder.

Und rote Buchen
Neigen der Blätter dunklen Glanz,
Eure glücklichen Augen zu suchen!





ans Dahl

Auf sonnigen Wellen.



Benefiz.

Skizze von E. Vely.

Ueber dem grünen Marktplatz liegt die Sonne, der bronzene Stern auf dem Kriegerdenkmal, einem Obelisken, sieht wie eitel Gold aus, ein Rauschen ist dabei in den Eichen und Buchen, die das Viereck einkränzen. Auf der Schattenseite spielen Kinder, sie haben einen Kreis um ein blondlockiges Mädchen gebildet und singen ihm zu:

„Fräulein, du sollst danzen
In dem bunten Kranze,
Fräulein, du sollst stille stehn
Un dich dreimal ummedrehn,
Fräulein, du sollst knieen
Un dich einen ziehen."

Es giebt ein fröhliches Jauchzen und Hin- und Herhuschen. Da plötzlich ein Stocken, Abbrechen des Singsangs, ein verlegenes Stillstehen. Die Mädchen gewahren, daß sie beobachtet sind. Eine mittelgroße Dame steht unfern von ihnen und sieht herüber; sie hält einen roten Sonnenschirm über den mit bunten Blumen geschmückten Hut und hat ein weißgrundiges Kleid an, und ihre behandschuhten Finger umschließen ein Päckchen. Ihr Gesicht ist blaß, und ihre großen grauen Augen haben bläuliche Ringe, um den Mund liegt ein herber Zug.

„Es is doch eine von de Spielers," sagt das größte Mädchen, und dann kichern sie verstohlen und stoßen sich der Reihe nach an.

„Laßt euch nicht stören, Kinder, ich hör' gerne zu," sagt die Dame und setzt sich auf die grüne Bank neben dem Denkmal.

Erst drängt und schiebt sich die kleine Schar, dann beginnt ein krähendes Stimmchen wieder die Reime, ein zweites fällt ein, und endlich ist die Fremde vergessen und die alte Unbefangenheit wieder in ihnen.

Die Sitzende seufzt. Ja, Kinderspiele! Und sie denkt an die heimatlichen bayrischen Gebirge, an die grünen Seen, die Flüsse da unten, den Dialekt, den sie so lange nicht gehört hat. Und es ist doch, als schlägt er durch diese Kinderlaute hier im Norden an ihr Ohr. Das elterliche Gütchen erblickt sie wieder, hört den Gesang der Bauerndirnen und Burschen, sieht den Erntewagen schwanken und sitzt selber auf einem, stolz und froh. Und im Reigen schwingt sie sich mit den Kindern und jauchzt wie sie ... Spielen, spielen, wie ist das so köstlich!

Da zuckt sie zusammen ... aus dem Kinderspiel mit seinen Märchenfreuden ist etwas andres für sie geworden ... spielen hat sie müssen schon so viele, viele Jahre lang ... Menschen zu unterhalten, die sie nicht kannte, auf den Brettern kleiner Theater, in Wirtshaussälen, in Buden, die Sommertheater genannt wurden. Mal eine größere Stadt, dann wieder eine kleine ... ruhelos hin und her ziehend, ein Wanderleben, dessen Bitternis nur der kennt, der es durchmacht, das nur Reiz für den haben kann, der es von ferne sieht und „Künstlerfahrten" benennt. Und selber hat sie's so gewollt, selber ...

Ihre Blicke gleiten nach dem kleinen, weißen Theatergebäude drüben.

„Fräulein Anda!" sagt da eine Stimme neben ihr. Sie sieht fast erschreckt in das Gesicht des Mannes, der ein Paket kleinerer und großer Zettel im Arme hat.

„Ja so, Brinzow ..."

„'s wird doch Zeit!"

Sie steht langsam auf. „So viele Häuser giebt's ja hier gar nicht ..."

„Doch, doch, passen Sie man auf. Das is nich so leicht. Ich weiß doch, ich habe immer 'rumlaufen müssen."

Sie macht ein paar Schritte neben ihm her, dann trifft ihr Blick auf den großen gelben Zettel, der am Theatergebäude prangt: „Benefiz für Fräulein Gertrud Anda ... Madame Bonivard."

„Glauben Sie wirklich, Brinzow, daß mehr Leute hineingehen, wenn ich selber ..."

„Aber natürlich doch!" ruft der hagere Mensch mit der karierten Kappe und den grüngrauen Beinkleidern lebhaft. „Der Direktor rechnet ja darauf. Und es is immer so gewesen, die Leute sehn die Spielers gern auch mal in der Näh' und können es denn auch man schlecht abschlagen, wenn Sie selber kommen."

Sie nickt mechanisch; es ist freilich nicht das erste Mal, daß sie zu fremden Leuten treten soll und sagen: „Ich möchte mir erlauben, Sie zu meinem Benefiz einzuladen ..." aber leicht ist ihr das nicht geworden. Wohl schwerer als den meisten.

„Fräulein haben sich ja auch so schön gemacht," sagt Brinzow prüfend. Sie streckt die Hand aus nach den kleinen Zetteln.

„Was haben Sie denn da?"

„Es is doch ein Hingehen, es is ja die letzte Vorstellung . . . Ihr Benefiz."

Sie liest, ihre Schritte verlangsamend: „Zettelträgers Abschied".

„Habe ich selbst gemacht," erläutert der lange Mensch.

„Dem Zettelträger, wie bekannt,
Drückt man ein Trinkgeld in die Hand
Und denkt dabei, der arme Tropf
Muß laufen wie ein Wiedehopf.
Drum wollen wir zum Angedenken,
Für Stiefelsohlen ihm was schenken."

„Hübsch, was?"

„Sehr hübsch!" sagt sie mit einem traurigen Lächeln um den Mund.

„Dann wollen wir beim Amtsrat anfangen, wenn's Ihnen recht ist."

Sie nickt; es ist ihr wenigstens gleichgültig. Wenn nur für ihr Benefiz eine leidlich gute Summe herauskommt. Sie muß die nächsten Wochen leben können, bis sie ins Winterengagement kommt und Vorschuß nehmen kann.

Ein gewölbter Hausflur, ein frommer Spruch über dem Bogen, unter dem die Treppe mündet, und ein Hausmädchen, das keck in das Gesicht der Fragenden blickt, mit jenem halben Lächeln, das sagt, ich weiß, wer du bist. Und dann kommt es wieder: „Frau Amtsrat lassen danken, Sie sind nie in das Theater gegangen, Sie brauchten sich nicht erst zu bemühen."

„Hm!" sagt Brinzow, während Gertrud Anda schon den Thürgriff in der Hand hat, „vor wen habe ich denn immer die Zettel gebracht?"

„Na, unsereins mag auch was von 's Theater wissen," fällt das Hausmädchen ein und guckt auf den Zettel. „Fräulein, is denn das Stück lustig? Un machen Sie wieder irgend so 'ne Olle?"

„Sehr lustig. Ich bin eine Schwiegermutter."

„Na, dann steige ich morgen abend, wenn mich die Frau losläßt, aber sicher auf die Galerie."

„Aller Anfang ist schwer," sagt Brinzow und wendet sich nach dem Kaufmannsladen.

„Man muß die Kunst leben lassen," meint der Ladenbesitzer und läßt sich von der Benefiziantin zwei Sperrsitze aushändigen.

Für den Zettelträger fällt ein Trinkgeld ab, über das er mit Lächeln quittiert.

„Das Schloß lassen wir bis zuletzt," bedeutet er. „Da weht wieder die preußische Fahne, denn is Besuch, und denn kommen sie und nehmen gleich 'n paar Logens . . . jetzt is dem Haushofmeister seine eiligste Zeit. Na, da soll'n Sie was erleben. Mehr wie die große Haupttreppe und den Korridor mit den vielen Hirschgeweihen kriegen wir zwar nich zu sehn . . . auch schon schöne!"

Ein Schloß! Das ist lange her, daß sie — Gertrud kneift die Lippen zusammen — wie lange? Da muß sie mal ihr Alter nachrechnen, und fünfunddreißig hat sie offiziell, vierzig in Wirklichkeit.

Sie folgt dem Führer zu dem Vorgarten einer hübschen Villa. „Nämlich die reichsten Leute hier, mehr als die im Schloß, aber erst gestern aus Italien gekommen. Na, die können 'ne Handvoll nehmen, da man dreist!"

Ja, als sie mit Aline, der kleinen Comtesse, spielte und lernte, kam sie täglich in ein Schloß, das dem elterlichen Gut gegenüber lag. Wie hübsch das war, wenn sie in den Garderobenkammern, wo der Rokokostaat aufgestapelt war, sich mit Schleppen behängen und in Kontuschen schlüpfen konnten. Sie war immer fürs Verkleiden gewesen und Comteßchen so willig zu jedem Spiel, das sie angab. Wenn sie den Fächer aufschlug und auf hohen Hacken dahin trippelte, schüttelte die alte Kannegießer, die Kammerfrau, den grauen Kopf.

„Du, du!"

„Ich will doch eine Prinzessin werden!"

„Eine Theaterprinzessin, was? Daß du man nich unter die Komödianten gehst."

Nun, sie war doch drunter gegangen. In München war's über sie gekommen wie ein Rausch nach dem Besuch des Theaters. Ihre Mutter war tot, und der alte, strenge Vater hätte nie seine Erlaubnis gegeben — fort denn mit einer Wandertruppe.

Niemals hat der Vater verziehen, und sie hat, seitdem er gestorben, unter der bangen, fast abergläubischen Furcht gelebt, daß es ihr nie gut gehen könne. „Ist auch nicht gut gegangen," murmeln ihre Lippen, als sie die Glocke an dem Hause zieht. Ein glattes Kammerdienergesicht kommt zum Vorschein, und ein kleiner schwarzer Hund mit frech funkelnden Augen springt an ihr empor. Sie hat Hunde gern, sie möchte ihn wohl streicheln.

„Zurück, Jacky!" kommandiert der Diener. „Sie wünschen?"

„Ich möchte die Herrschaften sprechen!" sagt sie, sich zu ihrer stolzesten Haltung aufraffend.

„Ja, das ist . . . ich weiß nicht," aber er wagt doch keine Abweisung, „wen habe ich zu melden? Wir sind erst von der Reise zurückgekommen!"

Da weiß er auch nicht, daß sie zu den „Spielers" gehört. Sie nennt ihren Namen.

Der Glattrasierte blickt Brinzow an, der bescheiden im Hintergrunde geblieben ist.

„Ich bin nur der Zettelträger, gehorsamst zu melden," meckert er und hält seine Verse hoch.

„Ach so; wir sind zwar nicht im Theater gewesen, aber —" aus seiner Westentasche wandert ein Geldstück in Brinzows Hand, der wie ein Taschenmesser zusammenklappt vor Dankbarkeit und dann hinausschnellt. Er ist zufrieden mit dem Resultat. Unter den grünen Bäumen gegenüber will er Luft schnappen einstweilen.

Der Kammerdiener übermittelt halblaut einer am Fuße der Treppe erscheinenden Jungfer etwas, die huscht hinauf und kommt schnell zurück.

„In den Rokokosalon!"

Die Verbeugung, mit welcher der Diener die Thür rechts öffnet, ist um einen Grad höflicher.

Gertrud Anda sieht sich in dem Raum um; es hat etwas Anheimelndes für sie, daß man sie ohne langes Fragen empfängt. Auf dem Tisch liegen allerhand Broschüren und Prospekte von Wohlthätigkeitsanstalten, flüchtig hingeworfen. Sie weiß nicht einmal, bei wem sie ist, und man glaubt gewiß, sie käme auch in Vereinsangelegenheiten. Sie muß spöttisch lächeln: in eigner Wohlthätigkeitsbestrebung.

Da wird unter den Vorhängen des Nebenzimmers eine Männergestalt sichtbar, stattlich, mit leicht ergrautem Haar und braunen Augen; dem Schnurrbart ist in seiner Schwärze nachgeholfen. Das kennt sie, der Kontrast wirkt gut, kleidsam.

„Meine Frau erscheint sogleich; aber, bitte, warum haben Sie nicht Platz genommen? Nicht wahr, es handelt sich um die Krippe?"

Sie stutzt — die Stimme! — und das Zettelpaket zittert in ihren Händen. Die Stimme! Ja, nun auch die Züge, die Augen! Zwanzig Jahre versinken, und jung und schön und berückend in all seiner Liebenswürdigkeit steht er vor ihr. Wie hat sie ihn geliebt, und er, er kennt sie nicht!

„Meine Frau interessiert sich lebhaft für die Sache. Sie hat auf der Heimreise derartige Anstalten besichtigt."

Er kennt sie nicht; gut, desto besser. Sie will und möchte ja auch nicht von ihm gekannt sein. Ach, wie lange hat sie seiner nicht gedacht in dem elenden, herumziehenden Leben, ob er auch verdorben oder gestorben; nun, er hat's doch zu etwas gebracht, der einstige sausewindige, schöne Leutnant von Dalchow, ihr „Freddy". Erst haben die Möbel und Bilder und Bronzen etwas wie einen Tanz um sie her aufgeführt, nun kommt alles wieder zum Stehen, die Luft schwimmt nicht mehr. Sie brauchte ihm jetzt nur einen der gelben Zettel hinüberzureichen. Nein — die Hand, die sie hält, zittert nicht mehr —, und da käme ihm wohl eine Erinnerung an die Trude, der er so mächtig den Hof gemacht hat in der kleinen Garnisonsstadt und die so unnötig kompromittiert war, oder vielleicht das nicht einmal.

Er ist stark geworden, behäbig, es sind keine Manichäer mehr über ihm wie damals, keine Spielschulden, die ihn ängstigen.

Sie könnte lachen, hell auflachen, wenn sie denkt, was für ein Gesicht die Gnädige machen wird, wenn sie gewahrt, daß sich eine Komödiantin bei ihr eingeführt statt einer erwarteten Vereinsdame. Der alte unbändige Trotz, mit dem sie das Vaterhaus verlassen und Jahre der Not ertragen hat, regt sich wieder in ihr; sie glaubt, sie ist im stande, in den nächsten fünf Minuten etwas ganz Außerordentliches zu thun: einen feierlichen Knicks zu machen, zu singen: „Ich bin die kleine Trude!" oder: „Denkst du daran, mein tapferer Labienko," oder mit erhobener Stimme zu sprechen: „Herr von Dalchow, ich komme, eine alte Schuld einzuziehen mit Zins und Zinseszins; Sie vergaßen damals, mir die kleine Summe zurückzuzahlen, mit der ich Ihnen an einem Fünfundzwanzigsten des Monats aushalf. Ich that so überreich, und es waren meine letzten güldenen Dukaten vom väterlichen geringen Erbteil, und ich konnte eine Woche nichts Warmes essen. Um daran zu erinnern, war ich zu stolz, aber jetzt, o, jetzt denke ich ganz anders über die ganze Komödie Leben."

Aber sie thut gar nichts Außergewöhnliches; Jacky mit den runden, vorstehenden Augen hat seinen Weg durch die Zimmer genommen und springt wieder an ihr in die Höhe, und sie murmelt etwas von „einem lieben, schönen Hundchen".

„Ja, der Liebling meiner Frau," sagt Herr von Dalchow, „ein kleiner, kecker Gesell, Blackenten, hm, ja!"

Jacky faßt mit seinen spitzen Zähnen die Kleidergarnitur Gertruds und zerrt sie hin und her.

„O, Jacky, don't!" sagt es von der Thür herüber.

„Da ist meine Frau!"

Wie ein Blitz schießt Gertrud Andas Oberkörper in die Höhe — sie will einen Schrei ausstoßen, es würgt sie aber im Halse; sie will die Arme abwehrend ausstrecken, preßt sie aber mit den leise rauschenden Zetteln fest gegen die Brust.

Dem da so gegenüberzustehen, daraus hat sie sich wirklich nichts gemacht; ach, mit wie vielen andern grimmigen Enttäuschungen ist das Bild des schneidigen Freddy von Dalchow hinabgesunken in den Fluß, der so viel verschlang, aber vor ihr, Comtesse Aline, stehen mit dem gelben Benefizzettel, das vermag sie nicht. Die glückliche, schuldlose Kindheit heraufbeschwören — jene im Glück und sie im Schatten — nein, nimmer! Die Demütigung des Fragens und Sagens erträgt sie nicht.

„Verzeihen Sie," murmelt sie, die Blicke kaum hebend, froh, daß auch die sie nicht erkennt, jetzt noch nicht, „ich habe — mich geirrt."

Und dann ist sie draußen, während Jacky hinter ihr her bellt, die schwere Thür unter dem Säulenportal fällt so dröhnend ins Schloß, daß das ganze Haus, vor dem zwei steinerne Löwen Wache halten, schüttert. Das ist sehr unaristokratisch — sie lacht: „Ja, ja!"

„Na, Fräulein, so lustig? Sagt' ich doch gleich, daß es da gut ausfallen würde!" ruft Brinzow. „Un nun weiter, rechts!"

„Nein, jetzt nicht!" Sie drückt ihm die Zettel in den Arm, einige flattern zu Boden. „Jetzt nicht, Mann, hören Sie nicht? Ich muß in die Luft, ich muß allein sein, ich will keine Menschen sehen!"

„J wo, is doch Ihr Benefiz! Und was die Baronin is am Sternplatz, die hat auch schon 'n Bouquet bestellt, der Gärtnersjunge hat's mir eben gesteckt."

Sie hört nicht, sie rennt die alte grüne Allee hinab, die sich dem Seegestade zu senkt.

Ach, die köstliche reine Luft! Ja, sie hat immer so schlechte geatmet! Ach, 'raus, 'raus zu können aus dieser gepreßten Atmosphäre, in die




Phot. Arthur Renard, Kiel.

Das neue Linienschiff „Kaiser Wilhelm der Grosse" im Trockendock zu Kiel.

sie nie gepaßt hat, nie. Wie muß sie sich doch verändert haben in diesen Jahren, daß sie von den beiden Menschen nicht erkannt ist.

Freilich, damals war sie zierlich, lebenslustig, unbefangen! Gott sei Dank, daß ihr der Stolz geblieben, daß sie den Mut gefunden zur Flucht.

Vor den Augen des Mannes, der nur ein Spiel mit ihr getrieben, den sie herzlich geliebt und der ihr schrieb: „Ich muß mich rangieren, ein kleines, nicht schönes Mädchen hat sich in mich verliebt ... das ist in meiner Lage ein Glück. Denk, ich sei gestorben ...“ Von Aline erkannt werden? Nein! Die war, wie sie vor ihr gestanden in dem schlichten grauen Kleide mit dem englischen Schnitt, die Haare gescheitelt, dem gütigen Gesichtsausdruck, noch immer die Gleiche, einfach, vornehm, weltfremd. Sie würde sie ja auch gar nicht verstanden haben ... Was hätte sie ihr erzählen können? Und Mitleid wollte sie nicht.

Immer weiter kommt sie hinab, köstliche Farben sind am Himmel, und der Wasserspiegel sieht golden aus. Hoch stehen die uralten Bäume, nur in ihren Wipfeln ist ein leises Rauschen. Weiße Segel schimmern drüben regungslos ... ganz in der Ferne, jenseits des Wassers erheben sich die Türme einer Stadt ... hinter ihr, am Waldesrand, leuchten helle Häuser.

Es ist so viel Lebensfreude in der Landschaft. Viele Menschen können sie genießen, sie nicht mehr. Es ist hohl in ihr. Jahre sind gekommen und gegangen, da hat sie nicht darüber nachgedacht, daß es anders sein könnte. Um sich her hat sie so viel Elend gesehen und Traurigkeit, das Ringen, das Kämpfen, die Selbsttäuschung, alles nur bezahlt mit ein wenig Beifall von gleichgültigen Menschen. Und wie sie so dasitzt am Abhang, gegenüber dem Eiland, das wie ein grüner großer Busch auf dem Wasser zu schwimmen scheint, sieht sie die Zukunft vor sich. Mit ihrer robusten Gesundheit wird sie viele, viele Jahre vor sich haben, immer das Gleiche: den Leuten Späße vormachen, bald als keifende Schwiegermutter, bald als derbe Köchin ... die Galerie brüllt, und Parkett und Rang lächeln. Bald wird einmal ein Direktor anständig sein, bald ruppig, wie sie das ja nun kennt; der Agent weist sie von einem an den andern. Einmal trifft sie nette Kollegen, einmal wieder unangenehme. Schicksale werden erzählt, die so viel Aehnlichkeit miteinander haben. Verkannte Genies sind sie alle, nur darum nicht hoch gekommen, weil es Intriguen, Unglücksfälle und Krankheit im Leben giebt. Von der Traurigkeit des Handwerkes bei Talentlosigkeit redet keiner. Und sie, sie war ja auch nicht mit solch starkem Talent begabt, daß sie sich durchzuringen vermocht. Die Redensart: „Glück gehört dazu,“ und: „Ich fühle mich mehr Künstlerin als die und die“ — ach, die ist ihr auch nicht mehr mundgerecht. Und sie denkt an den Tag, als sie, siebzehnjährig, einen Pfarrer als Bewerber um ihre Hand abwies. Vielleicht hätte sie doch mehr Talent für ein stilles Pfarrhaus gehabt ... vielleicht doch!

Ihr Kopf schmerzt, ihre Augen brennen. Es faßt sie solch ein Ekel vor ihrem Leben, solch ein Ekel! Ja, wenn ihr Aline nicht entgegengetreten wäre und sie nicht an die Kindheit hätte denken müssen ...

Am Abend, wo keine Vorstellung ist, sind sie im Theater zur Probe versammelt und warten auf das Erscheinen der Benefiziantin des folgenden Tages. Sie ist sonst immer pünktlich. Da kommt ein Bote aus dem kleinen Badeort an der See mit einem Brief.

Der Direktor greift nach einer Stuhllehne, todesblaß, als er ihn gelesen hat, und reicht ihn dem Darsteller der Väterrollen.

„Lieber Direktor und liebe Kollegen, ich komme nicht zur Probe, ich bin aus der Vorstellung fortgegangen, die man Lebenskomödie heißt. Lebt wohl!

Gertrud Anda.“

Nach drei Tagen hat die See sie unter den grünen Bäumen der kleinen Insel an den Strand getragen. Am folgenden wird sie begraben. Nur die Mitglieder umstehen die offene Gruft; man schluchzt viel. Als der mit Blumen-geschmückte Sarg langsam versinkt, steht ein zufällig vorübergehender Herr still, nimmt den Hut ab und senkt das Haupt. Brinzow, der Zettelträger, kennt ihn, es ist der Baron von Dalchow ... aber er weiß nicht, daß es den vornehmen Herrn aus dem Palais an der Alleestraße hertrieb, der einstigen kleinen Gertrud Anda, deren Schicksal er in der Zeitung las, nun die letzte Ehre zu erweisen. Wenn auch nicht offiziell ... das konnte man nicht, sonst hätte er seiner Frau sagen müssen, daß er sie gekannt und daß sie vor ihnen beiden stand in dem Rokokozimmer. Und wozu hätte er seine liebe, gute Frau mit alten Geschichten aufregen und beunruhigen sollen?

Einmütiglich, die prächtigen Eigenschaften Gertrud Andas besprechend, gehen die Kollegen und Kolleginnen über den Marktplatz ihren verschiedenen Wohnungen zu.

Sie sind alle überzeugt, daß jener, die nun ausgespielt, gewiß noch eine glänzende Carriere, sicher an einem königlichen Theater, bevorgestanden haben würde.

Wie kürzlich, als Gertrud ihnen zuhörte, singen die Kinder ihr Lied:

„Fräulein, du sollst tanzen
In dem bunten Kranze,
Fräulein, du sollst stille stehn ...“

Altwiener Frühlingsboten.

(Zu dem Bilde Seite 108/109.)

Ach, Altwien — was wissen wir mehr davon? Sie sind längst zum ewigen Schlaf eingegangen, die behäbigen alten Herren mit „Stösser" *) und Pfeife, die uns noch von dem Zauber des Lebens in Altwien erzählen konnten. Wie eng und finster es war in der von Basteien eingeschnürten Altstadt, unter den himmelhohen Häusern, in den schmalen Gassen, und wie doch kein Wiener hinaus wollte aus dem traulichen Gerümpel, das freilich so schön untermischt war mit unvergänglichen Werken edelster Baukunst. Was von den alten Stadtteilen erhalten geblieben ist, redet ja heute noch zu dem neuen Geschlechte in einer wunderbaren liebenswürdigen Sprache von dem Reiz der Vergangenheit, dem schwer nachzuempfindenden Behagen, das den Altwienern das Dasein versüßte. Diese Patrizierhäuser, Paläste, Kirchen und Denkmäler muten uns Kinder einer nüchternen Zeit an wie Versteinerungen des Wesens unsrer Vorfahren. Sie haben ein Gesicht für uns und eine Seele, die still von den dahingegangenen Geschlechtern redet. Besonders wenn der göttliche Frühling seinen Einzug hält und aus allen Türmen und Giebeln, aus jedem Schnörkel und Maßwerk lacht, dann will es uns bedünken, daß die Zeugen der unbändigen und doch so harmlosen Lebenslust unsrer Urgroßväter gern berichten möchten, um wie viel ursprünglicher, einfacher und heiterer damals in dem kleinen Wien gelebt wurde als heute in der Millionenstadt.

Gerade weil die Stadt so eng und düster war, zog es die guten alten Wiener nach der langen Winterszeit beim ersten Frühlingsglanze schon mächtig hinaus „auf das Land". Das war damals dort, wo gegenwärtig vierstöckige Zinshäuser in unübersehbaren Straßenfluchten stehen, seitdem die sogenannten Vororte zu Wien geschlagen worden sind. Zu Fuß oder im „Zeiselwagen", einem Gefährt, zu schlecht, um heute Kälber damit zu fahren, zogen sie hinaus nach Lerchenfeld, Ottakring, Hernals, Weinhaus, Währing, Döbling, jetzt sämtlich Bezirke von Wien mit großstädtischem Aussehen. Zu jener Zeit aber leuchtete auf den Rebenhügeln dieser Vororte das erste zarte Grün. Die Heurigengärten, wo der schneidige junge Wein von den Weinbauern selbst ausgeschenkt wurde, durchzog vom nahen Wiener Walde her die köstlichste reine Luft, und die liebliche Landschaft schwamm in dem keuschen weißen Lichte des Vorfrühlings.

Da kamen sie nun an, die Altwiener Familien, mit Kind und Kegel, um den Frühling zu begrüßen. Der „Gerebelte" (Weißwein, aus den abgelösten Beeren gepreßt) funkelte in den Gläsern und brannte bald auf den gesunden, vollen Wangen der bildhübschen Wienerinnen. Keine Frage: „Was giebt's zu essen?" Denn es war selbstverständlich, daß um diese Zeit nur ein Gericht bestellt wurde: das Backhendel mit Salat. Es ist ja heute noch ein Nationalgericht, doch zu jener Zeit war es förmlich ein Programm. Ein Frühling ohne Landpartie mit Backhühnern wäre schlechterdings undenkbar gewesen. Dabei ging es ohne „Frozzelei", ohne Spottreden auf Wirt oder Kellnerin, wohl selten ab. Waren die Backhühner recht zart und fein, dann bekam die servierende Kellnerin sicher zu hören: „Was, das sollen Backhend'l sein? Die sein ja mit Vogelleim g'fangt worden oder in einer Meisentruh'n."

„Aber ich bitt' Euer Gnaden," verwahrt sich der dienstbare Ge[…] „heuer sein s' halt nicht anders; ein heuriges Hend'l kann ja nicht größer sein."

„Was d' nit sagst, Schneckerl, soll'n die Backhenderl vielleicht schon im Dreißigjährigen Krieg ausgebrütet worden sein? Das wissen wir ohnehin, daß sie nicht so groß sein können wie Lämmergeier. Aber Bachstelzen haben wir nicht bestellt, sondern Bachhendeln, verstanden! Das nächste Mal werdet ihr uns vielleicht gar die Vogelgerippe vom Naturalienkabinett aus dem Schmalz herausbacken, ihr Schwindler!"

Oder wenn die Backhühner schon etwas stattlicher aussahen:

„Maria und Joseph! Das Madel bringt uns die Donaustörch' alser gebackener daher! O je, so ausgewachsene Viecher mit lange Haxen können ja nicht mürb' sein, da kann man ja gerade so gut in ein Paar Wasserstiefeln hineinschneiden."

„Aber, Euer Gnaden, sie zerfließen auf der Zung', wenn s' auch schon ein bisserl stark sein."

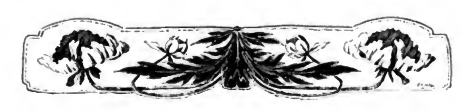
„Wir brauchen aber keine starken Backhendeln! Ein Backhendel, was so stark is, soll ein Akrobat werden, nicht ein Frühlingsbote. Wenn das so fortgeht, so ist ja keine alte Bruthenn' mehr sicher davor, daß sie nicht als Backhend'l aus dem Schmalz herausgebacken wird. Aber was soll man machen? Hunger haben wir — so geben Sie s' schon her, die Ungetüme. Wir lassen der Wirtin nur sagen, sie soll das nächste Mal solche Schustervögel lieber ausstopfen lassen. Schon gut, Sie können ja nix dafür, Schatzerl, stellen Sie s' nur her und bringen S' noch einen Liter vom selbigen!"

Ob groß, ob klein, die Frühlingsboten waren rasch vom Schauplatz verschwunden und hinterließen wahrlich keine schlechte Stimmung. Allerlei übermütige Spiele verkürzten dann die Zeit bis zur „Jause", nach der sich die Gesellschaft endlich zum Aufbruch entschloß, um vor Einbruch der Nacht die Thore Wiens zu erreichen.

Das war in Altwien eine schöne, genußreiche Landpartie, von der noch lange gesprochen wurde.

E. P.

*) Cylinderhut mit gerader Krempe.



Aus dem Hamburger Hafenleben.

Eine Skizze von unsrer Handelsmarine. Von **A. Oskar Klaussmann.**

(Aufnahmen von J. Hamann in Hamburg.)

Der Brasilienfahrer „Deutschland", beheimatet in Lübeck, ist in Hamburg eingelaufen und hat im Sandthorhafen festgemacht. Hunderte von Dampfern liegen hier zu beiden Seiten der mächtigen Quais nebeneinander; die breite Gasse zwischen ihnen ist ununterbrochen belebt von Booten, kleinen Dampfern, zum Teil mit Schleppzügen hinter sich, von Schuten, das heißt jenen flachen, prahmartigen Fahrzeugen, die zum „Leichtern", dem Entladen der Schiffe, verwendet werden.



Fliegende Hafenwirtschaft.

Kaum hat die „Deutschland" ihren Platz eingenommen, der ihr von der Hafeninspektion zugewiesen ist, und kaum ist der Kapitän an Land gewesen, so umgiebt auch schon eine Anzahl von Schuten das Schiff, und die Hilfsmaschinen, die auf dem Deck aufgestellt sind und die an den Masten befestigten, als Krane dienenden Ladebäume dirigieren, beginnen zu fauchen und zu arbeiten. Das Ausladen hat sofort begonnen. Der Dampfer hat fast ausnahmslos Kaffee von Brasilien gebracht, eine ebenso kostbare wie heikle Ladung, und man zögert nicht einen Augenblick, den wertvollen Inhalt des Schiffes fortzuschaffen, denn Zeit ist auch bei der Seeschiffahrt Geld. Die „Deutschland" ist ein großer Dampfer, und man kann daher annehmen, daß jede Stunde Aufenthalt im Hafen die Reeder auf ungefähr 40 Mark durch Zinsverlust, Hafengebühren, Arbeitslöhne und so weiter zu stehen kommt. Es muß also mit möglichster Beschleunigung ausgeladen werden, und die Schuten drängen sich um das Schiff, um die Säcke mit Kaffee nach dem benachbarten Kehrwieder-Fleet zu bringen, wo ebenso wie im Brooks-Fleet die kolossalen Freihafenlagerspeicher sich befinden, die speziell für die Aufnahme von Kaffee bestimmt sind und die auch die Comptoire der Kaffee-Engroshändler enthalten. Auch in diesen Fleets herrscht ein ununterbrochenes Gedränge von Schuten und sonstigen Flußschiffen, die die Elbe heruntergekommen sind oder in den großen Speichern Ladungen aufnehmen, um damit den Wasserweg nach dem Binnenlande einzuschlagen.

Das Ausladen der Waren vom Schiff besorgen die Matrosen, aber es stehen Hilfskräfte zu ihrer Verfügung, die sogenannten Schauerleute, Arbeiter, die eine besonders große Geschicklichkeit im Transport und raschen Beiseitebringen schwerer Lasten besitzen.

Nehmen wir an, die „Deutschland" habe bei ununterbrochener Arbeit Tag und Nacht ihre Ausladearbeiten vollendet. Es folgt dann nur eine kurze Pause, die von den Matrosen dazu verwendet wird, das Innere des Schiffes, die Laderäume, gründlich auszulüften und zu reinigen. Hierauf beginnt sofort wieder das Einladen, und die Zahl der Schauerleute wird jetzt noch vermehrt. Die Einladungsarbeiten leitet der „Stauer", entweder ein Privatunternehmer, der gewöhnlich auch die Schauerleute zur Hand hat und mit ihnen zusammen das ganze Beladen des Schiffes übernimmt, oder ein angestellter Stauer einer großen Dampfergesellschaft, vielleicht auch ein angestellter Stauer des Verfrachters. Unter der Aufsicht eines der

Schiffsoffiziere, aber unter voller Verantwortlichkeit des Kapitäns, der indes unmöglich bei der Uebernahme der Ladung gegenwärtig sein kann, geht dieses „Einladen" vor sich, und viele Leser dürften erstaunen, wenn sie erfahren, daß es sich bei dieser anscheinend so einfachen Manipulation um eine ganze Wissenschaft handelt, deren Erlernung so schwer ist, daß eigentlich nur Leute darin reüssieren, die ein angeborenes Talent dafür besitzen.

Die „Deutschland" geht wieder nach Brasilien zurück, wird aber in Südamerika eine ganze Anzahl von Häfen — sechs bis acht — anlaufen, und für jeden derselben nimmt sie von Hamburg Waren mit. Diese Ladung, bestehend aus Kisten, Ballen, Fässern, aus losem Material, wie zum Beispiel Eisenbahnschienen oder Eisenstangen, aus Blöcken von Metall, muß im Schiffsraum so verstaut werden, daß für jeden der sechs Häfen die Ladung, die dort abgesetzt werden soll, so zur Hand liegt, daß man nicht etwa erst die Ladung, die für die weiteren Häfen bestimmt ist, beseitigen muß, um zur Ladung des ersten Hafens zu gelangen. Die Ladung muß ferner so verteilt sein, daß durch die vier Luken, die das Schiff in seinem oberen Deck hat und von denen jede gewöhnlich 12—15 Quadratmeter groß ist, gleichzeitig ausgeladen werden kann. Es muß also für jeden der sechs Häfen Gut unter jeder Luke verstaut werden, damit auch im Ankunftshafen mit der größten Geschwindigkeit das Ausladen vor sich gehen kann. Im allgemeinen soll man die großen, schweren Güter nach unten und die leichteren obenauf stauen, schon aus dem Grunde, damit die schweren Güter, wenn sie oben liegen, nicht die leichteren, unten befindlichen zerdrücken. Das gilt aber nicht in allen Fällen. Zum Beispiel darf man Eisen oder Eisenbahnschienen nicht unmittelbar auf dem Boden des Schiffes stauen, denn der Schwerpunkt würde dann zu niedrig liegen und das Schiff im ersten Sturm so „unhandig" werden, daß es wahrscheinlich Stengen und Maste verlöre. So müssen wahre Kunstbauten von sich kreuzenden Lagen von Schienen errichtet werden, und diese sich kreuzenden Eisenbahnschienen unter den verschiedenen Luken müssen wieder so verbolzt, verkeilt und abgespreizt werden, daß sie bei der schweren Bewegung des Schiffes in unruhiger See nicht durcheinander rutschen und, indem sie etwa nach einer Seite des Schiffes hinüberfallen, dieses vielleicht zum Kentern bringen. Aber trotzdem muß dafür gesorgt werden, daß das Schiff nicht zu „tieflastig" wird, weil es sonst bei schwerem Wetter zu viel See übernimmt, und es darf auch nicht zu „steif" oder zu „rank" werden, weil es sich sonst im Sturm trotz der Dampfmaschinen schwer dirigiert. Ferner ist Rücksicht darauf zu nehmen, daß die entzündlichen Ladungen, wie Steinkohle, Baumwolle, Flachs, Hanf, Oele, Fette, so gelagert werden, daß man im Falle einer Selbstentzündung gut zu ihnen heran kann. Weiter ist zu beachten, daß die Ladung nicht den Zugang zu den Pumpen unten im Schiffsfod verhindert, weil das Schiff verloren wäre, wenn es durch irgend einen Zufall viel Wasser machte und die Pumpen versagten, und man dann wegen der Ladung letzteren Uebelstand nicht beseitigen könnte. Die Ladung soll Ventilation haben und doch nicht zu viel Luftzutritt, damit im Falle einer Selbstentzündung dem Feuer nicht zu viel Sauerstoff zugeführt werde. Die Kisten sollen so gestaut werden, daß Marke und Nummer nach oben kommen, Ballen auf die flache Seite, Marke und Nummer nach oben, Ballen an der Schiffsseite, jedoch auf die Kante, damit im Falle eines Leckschadens nicht jedes Stück des Inhalts beschädigt werde. Fässer staut man „Bauch frei und Spund oben". Den „freien Bauch" des Fasses erreicht man durch Kopfhölzer, die man zwischen die Fässer legt, und das Festliegen der Fässer erzielt man durch



Im Fleet bei den Kaffeelagerhäusern.


Anlandbringen der zum Abbäumen gebrauchten Spieren.

Ersatz, und der Besitzer hält sich an den Kapitän; und widerfährt dem Schiffe irgend ein Unglück, so halten sich Reeder und Seebehörde ebenfalls an den Kapitän und machen ihn für alles verantwortlich.

Wie viele Illusionen sind nicht schon bei jungen Seeleuten zerstört worden, die als begeisterte Verehrer der See hinausgingen, um ihren Lebensberuf bei der Handelsmarine zu finden, wenn sie entdeckten, welche Verpflichtungen der Kapitän und indirekt die Offiziere eines Schiffes allein

Staukeile. Dabei muß wieder darauf Rücksicht genommen werden, daß die Fässer mit Flüssigkeiten nicht über andern Waren liegen, damit letztere nicht durch ein Lecken des Fasses durchnäßt und beschädigt werden. Es muß endlich darauf geachtet werden, daß sogenannte „ängstliche" Güter, wie Thee, Kaffee, Mehl, nicht in die Nähe von scharfriechenden oder ausdünstenden Gütern kommen, da sie den Geruch anziehen und dadurch eventuell wertlos werden können.

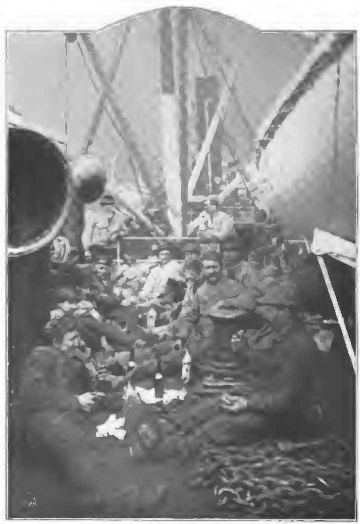
Mit diesen Andeutungen haben wir wohl klar gemacht, was es heißt, richtig und unter Wahrnehmung jeder Vorschrift die Ladung im Schiffe so zu verstauen, daß dem Kapitän weder von seiten des Reeders noch von seiten der Empfänger oder gar von seiten des Seeamtes, vor dem er sich eventuell bei der Beschädigung des Schiffes zu verantworten hätte, irgend ein Vorwurf gemacht werden kann. Stündlich muß in das Loggbuch des Schiffes eingetragen werden, welche Art Ladung eingenommen, wie sie verstaut wurde, was zur Sicherung dieser Ladung selbst oder der andern Güter geschah. Passiert etwas, so verlangt der Empfänger der Waren von dem Besitzer des Schiffes


Kohleneinnahme, direkt von Eisenbahnwagen.

durch die Ladung übernehmen. Wie viel Hunderte von begeisterten Seeleuten sind dieser Beschäftigung, die eigentlich die eines Spediteurs oder eines Rollwagenkutschers ist, so überdrüssig geworden, daß sie den Beruf an den Nagel hingen und sich eine andre Beschäftigung an Land suchten. Der Kapitän dankt Gott, wenn er nach Ablieferung der eingenommenen Ladung nur mit einem bestimmten Quantum Aerger und Schadenersatz davonkommt. Durch Unehrlichkeit der Leute, die beim Ein- und Ausladen beschäftigt sind, durch ein kleines Versehen des Stauers kann das größte Unheil entstehen, und wenn die sogenannten „Taillenmänner", welche die in das Schiff durch die Luken herein-

gekommenen Waren zählen, nicht aufpassen oder nicht ehrlich sind, dann entsteht großer Schaden, den wieder der Kapitän zu tragen hat. Von diesen Taillenmännern stellt gewöhnlich einen der Kapitän, den andern der Stauer, und diese beiden Leute haben den Auftrag, jedes Kollo zu notieren, das von oben durch die Luken kommt; denn in dem Augenblick, wo es sich im Schiffsraum befindet, hat der Kapitän die Verantwortung für das übernommene Gut.

Sehr bewundernswert ist die Geschicklichkeit der Schauerleute, die unter Aufsicht des Stauers das durch die Luken in das Schiffsinnere kommende Gut beiseite bringen. Sie machen dies mit einer Geschwindigkeit, die fast an Zauberei grenzt, und wenn man sie gut beaufsichtigt, gehen sie auch mit dem Gut auf das sorgfältigste um, und trotz alles Kantens, Schiebens, Rollens und Werfens bleiben Verpackung und Gut unbeschädigt. Man kann diesen Spezialisten des Verladens daher auch wohl die Frühstückspause gönnen, die sie auf einem unsrer Bilder auf Deck abhalten. Speisen und Getränke zu diesem Frühstück hat ihnen einer der fliegenden Marketender geliefert, der mit Pferd und Wagen auf den Quais und in den Straßen in der Nähe der kolossalen Hafenanlagen herumfährt und auch mit einem kleinen Boot versehen ist, um die bestellten Speisen und Getränke für die Matrosen und Schauerleute an Bord des Schiffes zu bringen, von dem aus man ihn anruft.


Schauerleute beim Frühstück.

Nachdem die Schuten mit der neuen Ladung ihren Inhalt an das Schiffsinnere abgegeben haben,


Schleppen eines seeklaren Ozeandampfers.

kommen noch einige Kähne aus dem Binnenlande, die lebendes Vieh enthalten, das ebenfalls nach Südamerika geht. Es kommt viel Vieh von Südamerika nach Deutschland und England, aber zur Auffrischung des Blutes in den südamerikanischen Herden, zur Erzielung besonderer Zuchtresultate schafft man auch lebendes Vieh, besonders sehr viele Schafe und Kühe, nach Amerika hinüber. Dieses Einladen des Viehs erfordert wieder besondere Vorbereitungen. Die Tiere werden aus dem Binnenlandkahn in einem gepolsterten Kasten an Bord des Schiffes gebracht und hier gewöhnlich in besonderen Verschlägen auf Deck untergebracht.



Verladen von Vieh.

Eine solche lebende Ladung ist für die Insassen des Schiffes, für Offiziere und Mannschaften, schon wegen der üblen Gerüche unangenehm, und die Matrosen müssen sich unterwegs in Stallknechte verwandeln, um das Vieh zu tränken und zu füttern, sowie die Viehstände zu reinigen. Kommt Sturm, dann leidet das Vieh schwer; es wird hin und her geschleudert, mag tagelang nicht fressen und saufen, und der Kapitän muß befürchten, daß kostbare Stücke eingehen und ihm die Schuld daran aufgebürdet wird.



Kohlenanbringen vermittelst Schuten.

Nach fünftägiger Thätigkeit des Ausladens und Einladens ist die „Deutschland“ wieder so weit, daß sie daran denken kann, in See zu gehen. Der Dampfer nimmt jetzt Kohlen über, und zwar kommen erst Schuten von rechts und links an das Schiff heran, von denen aus mit möglichster Geschwindigkeit die Kohlen in die Bunker geschafft werden. Da aber der Kapitän außerdem einige Waggons Kohle gekauft hat, die soeben mit der Eisenbahn angekommen sind und am Quai stehen, läßt er sein Schiff nach dem Quai „verholen“ und ladet hier aus den Eisenbahnwagen direkt die Kohlen in das Schiff. Man ist im großen Publikum gewöhnt, gleich an ganze Eisenbahnzüge von Kohlenwagen zu denken, wenn man von der Kohlenübernahme eines modernen Dampfers hört. Das gilt indes nur von den „Windhunden des Ozeans“, den Schnelldampfern, die mit höchstem Luxus ausgestattet sind und eine Ehre darein setzen, die Ueberfahrt nach Amerika um eine oder zwei Stunden früher zu machen als die Schiffe andrer Linien. Die „Deutschland“ ist ein großer Dampfer, nimmt aber trotzdem für die Fahrt nach Brasilien nur

ein Drittel der Kohlen mit, die einer der allergrößten modernen Schnelldampfer schon für die Ueberfahrt nach Nordamerika braucht.

Nach der Kohlenübernahme erfolgt eine allgemeine Reinigung des Schiffes, die aber nur noch die Matrosen allein besorgen. Der Stauer mit den Schauerleuten ist abgelohnt, der „blaue Peter“ flattert am Vormast, und dieser kleine blaue Wimpel bedeutet in der internationalen Seemannssprache, daß die „Deutschland“ bereit ist, den Hafen zu verlassen. Etwa Beurlaubte haben sich schleunigst an Bord zu begeben. Die Lieferanten, welche Waren geliefert haben und ihr Geld haben wollen, oder welche noch Waren liefern müssen, verfügen sich ebenfalls schleunigst an Bord. Wer noch irgend etwas auf dem Schiffe will, strebt ihm zu, denn jeden Augenblick kann es hinausgehen. Nur noch eine schmale Laufplanke verbindet das Schiff mit dem Quai. Die Matrosen bringen die Bäume und Spieren an Land, die sie für die Lastlaufbrücken und zum Abspreizen des Schiffes vom Quai verwendet haben und die Eigentum der Hafeninspektion sind. Der Kapitän trägt die Quittung über die bezahlten Hafengebühren in der Tasche; seine Papiere sind sämtlich in Ordnung; er hat das Schiff noch einmal in allen Teilen inspiziert, um sich zu überzeugen, daß die kleinen Reparaturen, die notwendig waren, während der Zeit des Einladens und Ausladens im Schiffe besorgt wurden. Noch einmal mustert er seine Mannschaften, und dann ist auch schon der kleine Schlepper da, der sich vor den Dampfer legt, um ihn aus dem Hafen, aus der Elbe heraus bis ins Meer zu schleppen. Auf einem unsrer Bilder sehen wir die „Deutschland“, geschleppt von dem kleinen Remorqueur „Stade“, den Hafen verlassen. Die „Deutschland“ ist nämlich, wie alle modernen Schiffe, so gebaut, daß sie möglichst viel Ladung aufnehmen kann; denn je mehr sie verfrachtet, desto mehr verdienen die Reeder. Das Schiff hat deshalb einen flachen Boden mit sehr geringem Kiel und kann daher nur steuern, wenn es in voller Fahrt ist. Die Elbe von Hamburg nach Kuxhaven bietet aber durch die vielen Inseln, durch die Untiefen, durch die entgegenkommenden großen und kleinen Schiffe so viele Hindernisse, daß ein großes Schiff nur mit halber Kraft fahren kann. Es muß daher der kleine Dampfer sich vorspannen und den Verkehrsriesen bis hinaus zum Feuerschiffe schleppen, wo die „Deutschland“ die Trossen loswirft, die sie mit dem Schlepper verbinden, und ihre Maschinen „anspringen“ läßt. Nun gilt es, in möglichst schleuniger Fahrt den Ozean zu durchkreuzen, die brasilianischen Häfen anzulaufen, dort aus- und einzuladen und wieder zurückzujagen über den Ozean nach dem europäischen Hafen, für den die Ladung bestimmt ist.



Fritz Reuter: Kinderkopf

Neues von Fritz Reuter.

Fritz Reuters Zeichenlust trat schon auf dem Gymnasium hervor; ernstlich beschäftigte ihn der Plan, von der Gelehrten- zur Kunstschule überzugehen, aber der Vater trat dieser Absicht entgegen. Indessen scheint Fritz die „schwarze Kunst“ in aller Stille fortgesetzt zu haben, und als Jenenser Musensohn übte er sich noch als Schüler des Porzellanmalers Schirmer. In den sieben Jahren der Festungszeit half ihm die Kunst über schwere, qualvolle und öde Stunden hinweg. In der „Festungstid“ werden auch diese Malversuche von Fritz Reuters sonnigem Humor recht heiter beleuchtet. Die triste Zelle wurde zur Kunstwerkstatt, in der die Kameraden als Modelle erscheinen durften, und sie waren das „Sitzen“ gewöhnt! Der Glanzpunkt seines Schaffens in Magdeburg wurde das Porträt des Platzmajors Hauptmann Singer, eine Arbeit, von der Reuter sehr lustig erzählt. Zu seinem Leidwesen hatte der Platzmajor keine Augenbrauen: „Un ick Unglücksworm hadd dat an de Mod', mit de Ogenbranen antau fangen. Wat nu? Süs smerte ick taurirst en por Ogenbranen hen un let de Näs', solang oder so kort as sei just was, doranner dal bammeln. Awer wat nu? Hei hadd keine Ogenbranen, un ick keinen Anfang, un sin Näs' was för en Maler of man so so. Ick hadd mi de Sak vermeten; awer ick was ganz ut de Richt; anfangen müßt' ick, un mit wat Horigs müßt' ick anfangen ... ick fung also mit den Snurrbort an.“ Trollig ist es zu lesen, wie Reuter in seinem „Privatatelier“ den gemalten Kragen mit Zuckerwasser firnißte und es am andern Morgen erleben mußte, daß tausend

Fliegen dabei waren, den süßen Kragen zu verzehren und lauter schwarze Punkte in die schönsten Glanzlichter setzten.

Angesichts dieser drastischen Erzählung aus der „Festungstid“ wird man das von Reuter gemalte Bild eines alten Militärs, das wir hier zum erstenmal veröffentlichen, mit doppeltem Interesse betrachten. Es ist zwar leider nicht der Platzmajor aus Magdeburg, dessen Porträt kaum noch erhalten sein dürfte, aber doch auch ein Platzmajor aus der Festungszeit. Links unter dem Brustbilde steht von des Dichters Hand geschrieben „F. Reuter“, und rechts „Graudenz 1838“. Der alte Offizier, den das Bild darstellt, ein Veteran der Freiheitskriege, war Friedrich Wilhelm Baumüller, der 1833 zum Platzmajor in Graudenz und im Jahre darauf zum Kapitän ernannt wurde; 1842 kam er ins Invalidenhaus nach Berlin und starb dort 1845 im Alter von 71 Jahren. Nur mit Widerstreben hatte er sich von dem Festungsgefangenen abkonterfeien lassen, er that es schließlich seiner Frau zuliebe. Das Bild ist trotz des ihm anhaftenden Dilettantismus nicht ohne Sinn für das Charakteristische gemalt; mit Sorgfalt sind Epaulettes und Orden behandelt.

Der Dichter hat auch später Zeichnen und Malen noch lange fortgesetzt. In Treptow, als er sich mit Schulmeistern abgeben mußte, half ihm das Porträtieren über materielle Sorgen hinweg. Mancher biedere Bürgersmann, manche ehrsame Bürgersfrau wurde da von seinem Pastellstift verewigt; die Nachkommen hüten diese Bilder jetzt als merkwürdige Kleinodien. Eine Spezialität seiner Kunst waren Kinderköpfe, die ihm besonders leicht und treffsicher von der Hand gingen. Eine hübsche Probe dieser Art bieten wir unsern Lesern. Der Kopf blieb unvollendet, weil das Kind starb; Reuter hat dann nach der Leiche zwei Silhouetten mit Rotstift an den Rand gezeichnet. Gerade in diesen Umrissen, die etwas von der friedlichen Stimmung des Todes wiedergeben, ist eine sichere, fast künstlerisch arbeitende Hand erkennbar.

Der Ruhm unsers Dichters ist weit über die Länder und Meere gedrungen. In Nordamerika ist Fritz Reuter gewissermaßen die Parole, unter der sich die plattdeutschen Elemente sammeln. Standbilder sind



Fritz Reuter: Porträt des Platzmajors von Graudenz.

ihm dort errichtet, mehr als in der Heimat, und die plattdeutschen Vereine jenseits des Ozeans zählen nach vielen Hunderten. Zu New York wurde vor 25 Jahren der Plattdeutsche Volksfestverein begründet, der weit über 100 Vereine und mehr als 10000 Mitglieder umfaßt. Alljährlich wird dort ein plattdeutsches Volksfest veranstaltet; 1894 wurde für die stattliche Summe von 425000 Mark ein eigner Festpark angekauft. Hier erhebt sich jetzt das Reuter-Altenheim, das mit einem Aufwand von 145000 Mark erbaut ist und zunächst etwa 70 Personen einen beschaulichen Lebensabend bieten soll. Es ist ein ganz monumentales Bauwerk mit großen Fensterachsen, das in seiner Architektur bescheidene Anklänge an das Louvre aufweist. Das Haus, auf dessen Zinne das amerikanische Sternenbanner weht, hat eine Breite von etwa 40 und eine Tiefe von rund 15 Metern. Vorgelagert ist eine dorische Säulenhalle, die einen Balkon trägt, und ringsum zieht sich eine Terrasse mit Balustrade. Das Haus enthält ein Erdgeschoß, ein erstes Stockwerk und ein Mansardengeschoß.

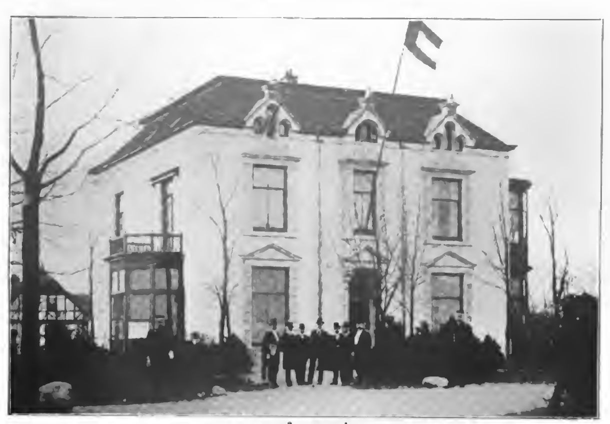
Dr. A. Römer.



Das Fritz Reuter-Altenheim in New York.

Das Wohnhaus des Präsidenten Krüger in Hilversum.

Seit einigen Wochen weilt Präsident Krüger zur vollen Kräftigung seiner Gesundheit in der als Luftkurort geschätzten Stadt Hilversum, südöstlich von Amsterdam, und zwar dient ihm die idyllisch gelegene Villa Casa cara als Aufenthalt. „Oom Paul“ hat sich von seiner jüngsten Erkrankung vorzüglich erholt, und man bemerkt an ihm nicht die geringste Spur des überstandenen Leidens. Wie aus den Tageszeitungen bekannt, empfing er in der genannten Villa die Herausgeber des von uns in Nr. 28 ausführlich besprochenen Burenbuches „Siegen oder Sterben“ und sprach dabei jene markigen Worte, die gegen die von englischer Seite verbreiteten Nachrichten, als sei die Beendigung des Krieges nur noch eine Frage von kurzer Zeit, energischen Einspruch erhoben. Die imponierende Persönlichkeit des Präsidenten schildert uns ein Teilnehmer der Audienz folgendermaßen: Die Frische der kolossalen, ungebeugten Gestalt, der man die 75 Jahre nicht ansieht, die energischen Züge, das mächtige, die Stärke des Willens bekundende Haupt, das schlichte Wesen und das unerschütterliche Gottvertrauen dieses großen, so schwer geprüften Mannes machen einen tiefen Eindruck, und man begreift die Macht, die er über seine Volksgenossen ausübt; man versteht, wie er sie, sogar abwesend, noch beherrscht und die Seele des patriotischen Widerstandes ist.



2 1

1) Eloff, Enkel des Präsidenten Krüger. — 2) Boeschoten, Geschäftsträger der Südafrikanischen Republik.

Casa cara in Hilversum, gegenwärtiger Aufenthalt des Präsidenten Krüger.

Pfingsten.

Es ist ein tiefes Wehen
Gekommen über Berg und Thal,
In voller Glorie stehen
Die Bäume allzumal.
Von Lieb' und Lust verkläret,
Bestell auch du dein' Sach':
Was je dein Herz begehret,
Der Geist der Pfingsten ruft es wach!

Nun ist dein Herz im Lauschen
Wohl Blatt und Blum' gesellt.
Du hörst im Wehn und Rauschen
Die Sprachen aller Welt.
Es blitzt ein Glanz im Laube
Gleich Flämmchen auf und ab,
Und eine weiße Taube
Steigt selig aus den Höhn herab.

O komm, du Geist der Pfingsten,
Bereit die Herzen fein.
Die höchsten und geringsten
Soll'n deine Wohnung sein.
Laß klingen und erschallen
Von Liedern Haus um Haus
Und gieß auch heut uns allen
Die Schalen ew'ger Güte aus!

Paul Bärtel.



Phot. Otto Kemmer, Wilmersdorf-Berlin.

Ehrengabe der deutschen Aussteller für den Reichskommissar Dr. Richter.

Die Ehrengabe der Aussteller Deutschlands für den Reichskommissar Dr. Richter.

Der glänzende Erfolg Deutschlands auf der Pariser Weltausstellung war mit in erster Reihe dem Reichskommissar Dr. Richter und seiner zielbewußten, kraftvollen Organisation und Leitung zu danken. Dieser Anerkennung haben die Aussteller in kunstsinniger Form Ausdruck gegeben. Die dem Reichskommissar gestiftete Ehrengabe ist ein eigenartiges Werk des Baumeisters Alfred Grenander; Professor Arthur Kampf hat sie mit einem farbenprächtigen Bilde, Otto Rohloff mit fein ziselierten Bronzearbeiten geschmückt. Das Ganze ist ein Adressenschrank in modern stilisierten Formen ohne alle überflüssigen Profile; das Material ist altes Polisanderholz, dem das Metall und das Bild einen fesselnden, sorgsam abgestimmten Farbenreiz verleihen. Die Thüren tragen schöne Bronzefüllungen mit den Medaillonköpfen Deutschlands und Frankreichs; die Innenseiten zeigen die Adresse. Das schwungvoll komponierte Oelgemälde von Arthur Kampf bietet sich beim Oeffnen der Thüren dar: der Reichsherold geleitet die anmutige Frauengestalt, welche Frankreich verkörpert, an die Stufen einer Estrade, auf der unter wallendem Banner die Vertreter von Kunst, Industrie und Handel versammelt sind; mit gewinnendem Lächeln reicht der weibliche Genius den deutschen Männern einen goldenen Lorbeerzweig dar. Der obere Aufsatz enthält das Medaillonbild des Kaisers. Zur Seite stehen zwei eingelegte Inschriften:

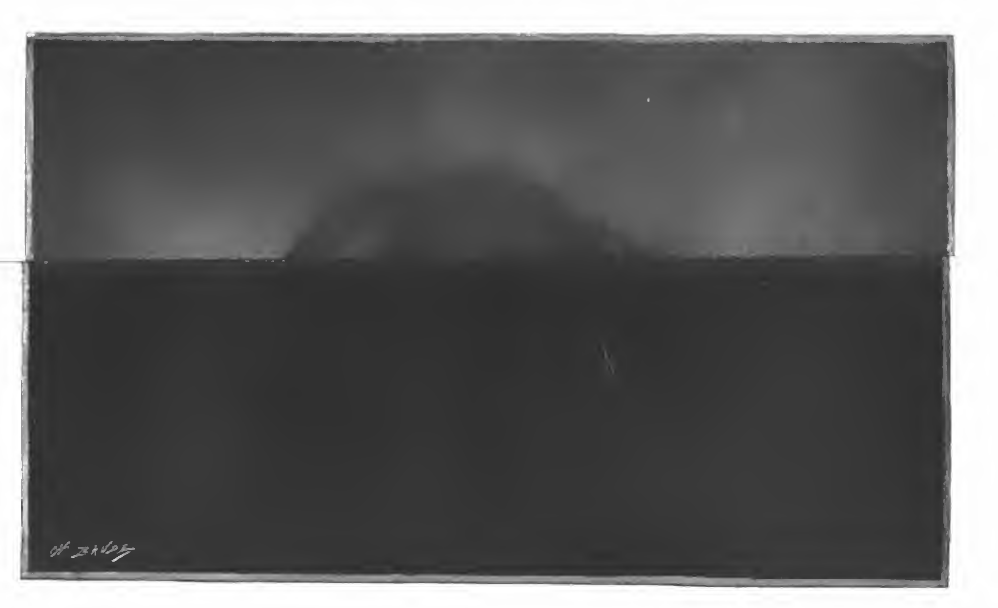
„Nos beaux jours arriveront donc comme ceux des autres. Frédéric II.“

„Ein glückliches Genie vermag viel über sein Volk. Lessing.“

Am unteren Rande des Schrankes liest man:

„Weltausstellung Paris 1900.“

Die Ehrengabe ist in ihrer Art ein Meisterstück: sie führt dem gefeierten Reichskommissar dauernd eine hübsche Probe deutscher Kunstfertigkeit vor Augen.



Rembrandt

Mann mit Stab.

(Gemälde im Musée du Louvre in Paris.)

Münchener Kaffeehäuser.

Von **Benno Rauchenegger.**

Keine Einrichtung im öffentlichen Leben Münchens hat sich einen hervorragenderen Platz im Tagesprogramm erobert als das Kaffeehaus. Gewiß nur ein kleiner Teil der Bevölkerung zieht es vor, den zur Verdauung so beliebten Nachmittags-Mokka zu Hause einzunehmen, die verheiratetsten Männer eilen gleich nach Tisch oder nach dem Schlummer-Viertelstündchen fort, um noch eine Stunde oder mehr im Kaffeehause zu verbringen. Der aromatische Trank des Ostens ist es nicht allein, der hierzu Veranlassung giebt; das Kaffeehaus bietet bekanntlich eine Menge von andern Genüssen, die den meisten zur süßen Gewohnheit geworden sind. Man hat vor allem Gelegenheit, eine Masse von Zeitungen und Zeitschriften zu lesen; man kann im Kreise von Bekannten ein halbes Stündchen über Tagesereignisse plaudern, Neuigkeiten austauschen und die Fehler der Stadtverwaltung, der Regierung oder der auf den Kriegsschauplätzen operierenden Feldherren korrigieren. Die einen machen sich Bewegung am Billardspiel, die andern ruhen, behaglich ihre Zigarre schmauchend, vom Kampfe des Daseins aus und begnügen sich mit der Betrachtung des Bildes, das sich als Kaffeehausleben vor ihnen aufrollt. Sehr viele kommen nur, um ein Spiel zu machen: Schach, Dame, Kartenspiele aller Art. So führen die mannigfachsten Interessen ein Publikum der buntesten Art zusammen, alt und jung, behäbig und dürftig, elegant und gewöhnlich — im großen Verkehr spielt das keine Rolle. Nach der Art ihrer Beschäftigung ließen sich die Besucher allerdings am besten klassifizieren. Die erste Stelle dürften, wie schon erwähnt, die Zeitungsleser einnehmen. Sie beschäftigen die dienenden Geister am meisten. „Piccolo, was is mit die neuen Fliegenden?! Das ist doch eine Schlamperei, zweimal hab' ich's schon g'sagt, und ich sitz' noch immer da und wart' wie ein Hans Narr. Das ist das schlechteste Kaffeehaus in ganz München, und ein jeder ist ein Esel, der sein Geld zu euch hereintragt!" Er kommt aber morgen doch wieder. Der Zeitungsjunge legt einem erwartungsvoll dasitzenden Neuigkeitsjäger einige illustrierte Witzblätter vor. Da kommt er aber schön an. Der Herr schnappt förmlich nach dem unglücklichen Knaben und ruft ihm zornig zu: „Das könnt'st doch schon wissen, du Schwachkopf, daß ich einen solchen Schund nicht anschaue!" Der Piccolo, dem gerade diese Zeitungen die liebsten sind, nimmt seinen Schatz und schleppt ihn zu einem behäbigen alten Herrn, der offenbar gelangweilt in der Ecke sitzt, obschon vor ihm einige größere politische Tagesblätter liegen. „Ah, Schorschl, dös ist recht! Du bist halt a g'scheiter Bua! Dös Glump da kannst wo anders hintragen; i will nix wissen davon — i will was zum O'schaugn und koane so faden Sprüch' net!" Daß es Zeitungshyänen giebt, die ihre Beute aus allen Winkeln zusammenschleppen und sich ihren Raub sichern, indem sie sich auf einen Teil desselben setzen und einen andern mit den Ellbogen belegen, ist bekannt.

Dort im Schatten eines Mauervorsprungs sitzt einer, welcher sein Mittagsschläfchen macht. Die sorgsame Gattin hat ihn nach dem Essen aus dem Hause getrieben: „Du weißt, daß der Arzt dir dringend ans Herz gelegt hat, nach Tisch nicht zu schlafen, sondern dir eine kleine Bewegung zu machen!" Er hat sich eine kleine Bewegung bis zum Café gemacht und erlaubt sich hier, das Versäumte nachzuholen. Ein andrer geht ganz im Genusse seiner Regalia auf, die er in vollen Zügen genießt; er bläst mächtige Rauchwolken und kunstreiche Ringel in die Luft — das darf er zu Hause nicht, weil dies die schönen weißen Vorhänge nicht vertragen können!

Wie emsig die Herren an den Billards arbeiten! Auf dem ersten Billard produzieren sich förmliche Künstler, die Serien um Serien machen und mit Befriedigung wahrnehmen, daß sie die Aufmerksamkeit einer großen Anzahl Zuschauer zu fesseln vermögen. Neben ihnen versuchen sich ein paar „Stopsler", Neulinge, die noch nicht einmal mit der Theorie des Carambolierens im klaren sind. Nach jedem Stoß bestreichen sie die Lederkäppchen ihrer Billardstöcke kopfschüttelnd mit Kreide, weil diese Instrumente gar so mangelhaft funktionieren. Animierter geht es beim dritten Billard zu, an dem sich eine kleine Gruppe mit dem Kegelspiel vergnügt und gegenseitig in fröhlichster Stimmung verulkt. Ernster nehmen es die Schachspieler, die lange und stille brütend irgend einen Zug zur Reife bringen; das Brüten wirkt ansteckend, sogar die Zuschauer thun bei dem Brütgeschäft mit, wodurch das Bild an Lebendigkeit durchaus nicht gewinnt.

Die Zahl der Kartenspieler ist in manchen Cafés zur Legion angewachsen. Sechsundsechzig, Tertel, Skat, Schafkopf, Tarok werden mit einem Eifer gespielt, der einer besseren Sache würdig wäre. Der unbeteiligte Zuschauer findet bald heraus, wo das harmlose Vergnügen aufhört und Gewinnsucht und Leidenschaft regieren. Dort nistet auch die Schar der so wenig beliebten Kibitze, die kostenlos die Aufregung des Spieles mitgenießen. Nur wenigen von ihnen ist es aber gestattet, den „Schnabel" aufzumachen, weil dies von den Spielern meistens sehr verübelt und nicht selten empfindlich gerügt wird. Geheimnisvoll erscheint die Unterhaltung von separat sitzenden Personen oder Gruppen, die sich oft stundenlang hinausspinnt. Makler und Unterhändler wickeln ihre Geschäfte ab, und mancher „schuldbeladene" Haus- und Grundbesitzer wird hier ohne sein Wissen verschachert; manche bedeutende Immobiliarverkäufe kommen in einem Kaffeehauswinkel zum Abschluß. Endlich erscheinen auch hier jene unsauberen Elemente auf der Bildfläche, die bei jeder Menschenansammlung nach Beute ausspähen. Paletot-, Stock- und Schirmmarder versuchen sich in ihrer Kunst, und nirgends gelingt es einem Zechpreller leichter, nach dem reichlichen Genusse der zu Gebot stehenden Erfrischungen unbemerkt zu verduften, als in dem Getriebe der Kaffeehausgäste. Das Café bietet aber auch manchem armen Teufel eine Zufluchtstätte gegen Wind, Wetter und Kälte. Es ist ein Glück, daß man ihm nicht in den Magen hineinsehen kann, ansonst man entdecken würde, daß die Tasse Mokka mit

einem Brötchen ein richtiges Mittagessen vertreten muß.

Die akademische Jugend hat den Besuch der Cafés in ihr offizielles Programm aufgenommen. Die bunten Mützen an den Kleiderrahmen bezeichnen die Stellen, die irgend ein Corps für seine Angehörigen beschlagnahmt hat. Da wird nicht nur konversiert, geraucht und gespielt, es gehen auch noch wichtigere Dinge vor. Es werden manche Bestimmungen getroffen, die Veranlassung dazu geben, daß ein paar Tage später einige Angehörige des Corps im Kaffeehause mit den bekannten schwarzen Mützen erscheinen, welche die Quittungen über empfangene Hoch- und Tiefquarten verhüllen.

Lange waren die Kaffeehäuser die Domäne der männlichen Besucher, und immer in Begleitung dieser sind auch die Vertreterinnen des schönen Geschlechts dortselbst erschienen. In neuerer Zeit ist auch hier ein Wandel eingetreten. Zur späteren Nachmittagsstunde, wenn die häuslichen Geschäfte beendet sind oder der dringlichen Aufsicht weniger benötigen, dann erscheinen sie: die Frau Kommerzienrätin, die Frau Landgerichtsrätin, die Frau Oberamtsrichter, die Frau Amtsrichter, die Frau Assessor, die Frau Professor, die Frau Inspektor, die Frau Direktor, die Frau Verwalter, die Frau Registrator, die Frau Kalkulator, die Frau Kommissär, die Frau Revisor, die Frau Ober- und gewöhnliche Expeditor, die Frau Doktor, die Frau Adjunkt und dann die Frauen der „besseren“ Bürger ohne Titel, aber mit desto mehr Mittel. Das berühmte Kaffeekränzchen ist fertig. Pünktlich erscheint jedes Mitglied, denn wehe der Abwesenden! Jetzt kommt Leben in die Bude; man merkt, daß eifrig gesprochen wird. Die Lebhaftigkeit der weiblichen Konversation hat ja schon der römische Dichter geschildert: „Conveniunt Maria, Camilla, Sybilla — Loquuntur et ab hoc et ab hac et ab illa!“ Was hätte er erst gedichtet, wen er an einem Donnerstagnachmittag um vier Uhr ins Café — sagen wir Franz Joseph — gekommen wäre! Wenn man aber behaupten wollte, die Frauen thäten nichts als „ratschen“, so würde man sich einer argen Verleumdung schuldig machen. Sie arbeiten dabei, wenigstens ein großer Teil von ihnen. Sie häkeln, sticken und stricken; manche haben einen eignen Kaffeehausstrumpf, der jahrelang herhält; sie machen es wahrscheinlich ähnlich wie Penelope und trennen daheim wieder auf, was sie öffentlich gefördert haben. Mit diesen von absolutem Mangel an besserer Einsicht zeugenden Bemerkungen soll aber nicht gesagt sein, daß die sogenannten Kaffeekränzchen nicht ihre volle Berechtigung hätten. Das Recht der Versammlung soll auch unsern liebenswürdigen Lebensgefährtinnen nicht abgesprochen werden; die Männer leiden darunter nicht; denn einesteils wird über diese jedenfalls nur Gutes gesprochen, andrerseits erwächst für viele Eheherrn daraus der unschätzbare Vorteil, daß sie die ihnen durch die Entfernung der Gattin gewährleistete Freiheit ohne Störung voll genießen können.

In den Münchener Kaffeehäusern hat man zum größten Teil weibliche Bedienung. Es ist allerdings schon beinahe verwegen, wenn man von „Bedienung“ spricht, da es keine Kellnerinnen mehr giebt; an deren Stelle sind die Gewerbsgehilfinnen, das Servierfräulein oder die Kassiererin getreten, deren jede wieder eine Gehilfin, das Wassermädchen, befehligt. Schon in früher Morgenstunde begiebt sich das „Fräulein“ zum Friseur, der ein Kunstwerk auf dem Haupte der Schönen aufbaut; wenn sie dann in das Reich ihrer Thätigkeit eintritt, dann ist's um die Herzen der Gäste geschehen! Gern duldet sie die vertraulichen Huldigungen der jungen Elegants, von denen natürlich Einjährige und Studenten am meisten bevorzugt werden; freundlich gestattet sie die Schmeicheleien des Mittelalters, und ungemein liebenswürdig weiß sie dem Altertum zu begegnen, wenn es seine verliebten Späßchen mit einem entsprechenden Trinkgeld genießbar macht. Trinkgeld nimmt das Fräulein an; in dieser Beziehung ist seine Toleranz grenzenlos. Das Wassermädchen sucht Manier und Wesen ihrer unmittelbar Vorgesetzten nachzuahmen; der Erfolg richtet sich nach ihrem Aeußeren. Ein ungebildeter Gast, der die Reize der Kaffeegöttin nicht anerkennt und mit dem Trinkgeld nicht über das Maß des Allermindesten hinausgeht, darf auch keinen Anspruch auf Gegenliebe erheben; er wird kaltgestellt und muß mit der Versorgung seiner Person nur zu oft warten, bis der Herr Doktor der holden Sepha den neuesten Witz erzählt hat. Die Frauen von der Kanne heißen nämlich nicht mehr wie früher Theres, Katharina, Elise, Mathilde, Margarete, Crescenz und so weiter, sondern Thesi, Tinka, Ella, Tilli, Meta, Centa, ob sie nun auf der Heide oder auf hoher Alp aufgezogen wurden. Wenn die Huldin ihren freien Tag hat und mit dem Herrn Doktor ausfliegt, dann giebt sie jeder gnädigen Frau in Bezug auf Toilette einige Doublés vor; man weiß in den Modemagazinen, daß man den Fräuleins nur haute nouveauté empfehlen darf.

In den sogenannten Wiener Cafés, die auch in München wie Pilze aus der Erde wachsen, trifft man fast nur männliche Bedienung, den Kellner, zu dem man noch Kellner sagen darf, ohne an der Behandlung durch ihn Schaden leiden zu müssen. Insbesondere ist der echt importierte Wiener Kellner höflich, zuvorkommend, diensteifrig und aufmerksam. Er nimmt dem eintretenden Gast Ueberzieher und Hut ab, geleitet ihn mit einem: „Was angenehm?“ zu einem freien Platz, winkt dem Zeitungsjungen, daß er sofort Lektüre bringe, und im nächsten Augenblicke liegen einige Tagesblätter am Tisch — gleichviel, ob sie gerade zusagen oder nicht. Man trinkt in den Wiener Cafés entweder „Melansch“ oder einen „Schwoazn“ und befindet sich dabei unter steter Aufsicht und Obhut des Kellners. Als letztes Individuum der Bedienungsmannschaft figuriert der Piccolo. Sie sind rauh, die Lehrjahre des Knaben, der hinaufstrebt bis zu den Höhen eines Hoteldirektors oder gar Besitzers, denn solange die Jacke sich nicht zum Frack ausgewachsen hat, sind seine Haare und Ohren vogelfrei, und Prinzipal wie Ober- und Unterkellner behandeln diese Objekte als leicht faßliche Gegenstände, die der Gedankenübertragung sehr dienlich sein sollen. Deshalb trägt der Piccolo auch kurz geschnittenes Haupthaar — leider kann er seine Ohren nicht in gleicher Weise sichern. Aber es kommt eine Zeit, in der auch er seinen Piccolo dressieren wird, und dieser Gedanke nebst den hie und da aus Mitleid gespendeten Fünferln hebt ihn über die Trostlosigkeit seiner Lage hinweg. Der Herr Prinzipal, der die Oberaufsicht führt, hat gewöhnlich nicht viel mehr zu thun, als von Tisch zu Tisch zu wandern und überall seinen huldvollen Gruß zu spenden. Lange hält es einer, bei dem das Geschäft einigermaßen gut geht, bei dieser anstrengenden Beschäftigung nicht aus; oft

schon im schönsten Mannesalter ist er genötigt, einen etwas ruhigeren Beruf, wie zum Beispiel den eines Rentiers, zu wählen, welches Beispiel aber andre Unternehmungslustige nicht abhält, die Gefahren der Kaffeesiederei auf sich zu nehmen.

Die Taxe für eine Tasse Kaffee ist schon vor vielen Jahren auf 25 Pfennig festgesetzt worden, obschon man bei besonderer Gelegenheit auch eine Tasse zu 30 und 40 Pfennig haben kann. Der konservative Teil der Kaffeewirte ist beim Zwanzigpfennigsatze stehen geblieben, nachweisbar nicht zum eignen Nachteil. Es giebt aber auch Kaffeelokale, in denen eine große Tasse um 15 und sogar um 10 Pfennig verabreicht wird; daß dabei der gewöhnliche Bohnenkaffee mit den bekannten Sorten: Andreas Hofer, Feigenkaffee, Karlsbader Surrogat, Cichorienextrakt veredelt wird, geniert die Konsumenten nicht, denn hier heißt es ein, wenn auch mehr eingebildetes, Bedürfnis stillen; man will eben etwas Warmes in den Magen, das dann mit allerhand Backwerk doch den Eindruck eines kompakten Nahrungsmittels macht. Solche Lokale sind natürlich höchst primitiv eingerichtet.

Die großen Münchener Cafés hingegen befinden sich in einem Stadium der luxuriösen Ausstattung, das eine weitere Verfeinerung kaum mehr denkbar erscheinen läßt. Die Stadt besitzt eine ganze Reihe von Prachtcafés, die an sich schon eine Sehenswürdigkeit bilden. Architektonik, Malerei, Skulptur und Kunstgewerbe wetteifern, ihr Bestes zu produzieren, und fast alljährlich pilgern die Münchener nach einem neueröffneten Café, dessen Pracht alle Welt als noch nicht dagewesen preist. Noch heute gilt Café Luitpold als die großartigste Restaurationshalle in Bezug auf Anlage, Stil und Ausstattung; ein überaus feines und geschmackvolles Interieur zeigt das Café Prinzregent; künstlerisch reich ausgestattet ist das Café Wittelsbach; originell und stilvoll sind das türkisch-arabische und das orientalische Café, das Café Mirabell, Café Habsburg, Franz Joseph, de l'Opéra, Vittoria, Maximilian, Putscher, Lutz, Hoeck und so weiter eingerichtet; in erster Reihe figuriert aber zurzeit das Café „Neue Börse“, das mit allem Raffinement der modernen Technik eingerichtet erscheint. Die prächtigen Gemälde al fresco, die in moderner Auffassung Scenen aus dem Schlaraffenland und Allegorien, betreffend die Macht des Goldes, zum Vorwurf haben, sind in eine Wand von spanischem glasierten Thon eingefügt, Plüschvorhänge, wie sie schwerer kaum irgendwo existieren, geben dem Gemach ein palastartiges Gepränge, das vervollständigt wird durch einen „goldenen“ Reliefplafond. Ein eigenartiges Meublement im modernen Stil stimmt vorzüglich zur ganzen Anlage. Daß das Kaffeelokal im neuen Künstlerhaus in seiner Art eine ganz hervorragende Stelle einnimmt, versteht sich von selbst. Trotzdem büßen die alten und einfacher gehaltenen Cafés an Besuch nicht ein. Die bekannten Lokale Café Carlsthor, Café Danner, Café Probst, Café Perzl und Café Groeber mit seinen Gemälden von Altmünchen sind nach wie vor das Wanderziel von Tausenden, die ihren Stammtischen nicht untreu werden wollen. Das Kaffeehausleben hat sich eben in München so sehr eingebürgert, daß — entsprechende Geschäftslage vorausgesetzt — alljährlich neue Mokkaquellen eröffnet werden dürfen, ohne Gefahr zu laufen, an Vereinsamung zu Grunde zu gehen, zumal die meisten Cafés mit dem Tagesbetrieb einen abendlichen Restaurationsbetrieb verbinden. Eigentliche Nachtcafés hat München nicht. Die lange nach Mitternacht noch geöffneten Lokale arbeiten nur mit der zeitweise möglichen Dehnbarkeit der Polizeistunde. Während der Karnevalszeit giebt es allerdings viele Cafés, welche die ganze Nacht hindurch offen halten, weil doch jedermann, und mithin auch die Polizei, einsieht, daß Leute, welche die ganze Nacht hindurch getanzt haben, noch eine Stätte der Erholung und Erquickung haben müssen, in der sie die etwa noch übrigen Groschen zweckentsprechend anlegen können!



Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Langen Brücke in Potsdam.

In Gegenwart des Kaisers Wilhelm II., zahlreicher Mitglieder des deutschen Kaiserhauses und mehrerer fürstlicher Gäste erfolgte am 11. April die Enthüllung des Reiterstandbildes, das die Provinz Brandenburg dem Kaiser Wilhelm I. auf der Langen Brücke in Potsdam errichtet hat. Die Stätte, auf der das von Professor Ernst Herter geformte Denkmal steht, hat im Laufe der Jahrhunderte vielfache Veränderungen erfahren. Ursprünglich besaß Potsdam nur eine einzige Brücke über die Havel, die den ganzen Verkehr von der Zauche nach dem Teltow vermittelte und an der Mündung der Nuthe, wo die alte Burg Potsdam stand, lag. Markgraf Friedrich I. bestätigte 1416 die Privilegien der Stadt und erteilte ihr das Recht, an der Stelle der jetzigen Langen Brücke noch eine Havelbrücke zu erbauen und Brückenzins zu erheben. Diese alte Holzbrücke verband ursprünglich nur den inneren Stadtteil mit dem Wiesengelände der Teltower Vorstadt und führte auf einem Damm über die Wiesen. König Friedrich Wilhelm I. ließ von der Mündung der Nuthe bis zu dem Damm dieser „Langen Brücke“ einen tiefen Graben herstellen, der später zu dem jetzigen Schiffahrtskanal erweitert wurde. Dadurch wurde das umfangreiche Wiesengelände zu einer Insel, die den Namen „Freundschaftsinsel“ erhielt. 1824 ließ Friedrich Wilhelm III. von Schinkel eine neue Brücke erbauen. Endlich wurde von 1886 bis 1888 die jetzige Lange Brücke errichtet und die Freundschaftsinsel mit Gartenanlagen versehen, in deren Mitte jetzt das Kaiser Wilhelm-Denkmal sich erhebt. In ruhiger Haltung steht das Pferd, den Kopf leicht nach links gewandt. Der Kaiser ist ohne Mantel in Generalsuniform dargestellt. Der Sockel besteht aus poliertem schwedischen Granit. Vorn ruht die Idealgestalt einer geflügelten Siegesgöttin, auf dem Schoße das lorbeerumwundene Kurschwert haltend. Auf den Stufen der Rückseite liegen eine Fahne mit zerbrochenem Schaft und ein Riesenkranz aus Lorbeer und Eichenlaub, dessen Schleife die Widmung trägt: „Ihrem großen Kaiser Wilhelm I. die Mark





Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Langen Brücke in Potsdam.

Brandenburg." In die Sockelflächen der beiden Längsseiten sind zwei Bronzereliefs eingelassen. Nach der Stadt zu zeigt sich die erste Waffenthat des siebzehnjährigen Prinzen Wilhelm in der Schlacht von Bar sur Aube, wie er durch den Kugelregen zu dem russischen Regiment Kaluga sprengt. Darunter liest man: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande." Das Relief auf der gegenüberliegenden Seite stellt den Einzug des Kaisers in die neue Reichshauptstadt 1871 dar. Man sieht einen Teil des Brandenburger Thores und des Pariser Platzes; auf der Straße, an Fenstern und auf Dächern drängt sich die Menge. Die Führerin der Ehrenjungfrauen, Fräulein Bläser, Tochter des bekannten Bildhauers, überreicht dem Kaiser einen Lorbeerkranz. Dieses figurenreiche Relief enthält lauter Porträts, darunter die bekanntesten Vertreter der Städte Berlin und Potsdam unter der Regierung des verewigten Herrschers. Unter dem Relief stehen die Worte: „Welche Wendung durch Gottes Führung."



Prinzessin Bertha von Hessen-Philippsthal-Barchfeld.



Graf Leopold zur Lippe

Das Verlöbnis im Hause Lippe-Biesterfeld.

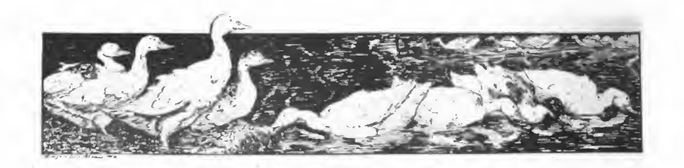
(Aufnahmen von Hofphot. Kaise in Detmold.)

Graf Leopold zur Lippe-Biesterfeld, ältester Sohn des Graf-Regenten Ernst, der für den unheilbar erkrankten Fürsten Alexander die Regierung des Fürstentums Lippe führt, hat sich mit der Prinzessin Bertha von Hessen-Philippsthal-Barchfeld verlobt. Am 30. Mai 1871 zu Obercassel in der Rheinprovinz geboren — seine Mutter ist Gräfin Karoline von Wartensleben —, steht der Bräutigam als Oberleutnant à la suite der preußischen Armee und hat seinen ständigen Wohnsitz in Detmold. Nachdem der Lippesche Erbfolgestreit endgültig zu Gunsten des Hauses Lippe-Biesterfeld entschieden zu sein scheint, dürfte dereinst Graf Leopold die Regierung des Fürstentums übernehmen. Die Prinzessin Bertha von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, geboren am 25. Oktober 1874, ist eine Tochter des 1890 verstorbenen Prinzen Wilhelm (Bruder des Landgrafen Alexis) aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Juliane zu Bentheim-Steinfurt. Da Prinz Wilhelm viermal vermählt war und aus mehreren dieser Ehen Nachkommenschaft hinterließ, so ergeben sich recht verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse. Die erste seiner vier Gemahlinnen, Prinzessin Marie von Hanau, mit welcher er in fünfzehnjähriger Ehe gelebt hatte, erhielt nach der im Jahre 1872 ausgesprochenen Scheidung für sich und ihre vier dieser Ehe entsprossenen Kinder den preußischen Prinzenstand unter dem Namen von Ardeck. Die jüngste Prinzessin Ardeck, also eine Stiefschwester der jetzigen Braut, vermählte sich mit dem Grafen Rudolf zur Lippe-Biesterfeld, einem Bruder des Graf-Regenten und Onkel des Bräutigams der Prinzessin Bertha, die demnach durch ihre Vermählung mit dem Grafen Leopold die Nichte ihrer Stiefschwester und ihres Schwagers wird. Nachdem Prinz Wilhelm seine zweite Gemahlin nach fünfjähriger und deren Schwester, die er nach ihrem Hinscheiden zu seiner dritten Gattin erkor, nach fünfmonatlicher Ehe durch den Tod verloren hatte, vermählte er sich 1884 zum vierten Male mit Prinzessin Auguste zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, aus welcher Ehe ein Sohn, der gegenwärtig vierzehn Jahre alte Prinz Christian, entsproß. Dessen ältester Stiefbruder, Prinz Friedrich Wilhelm von Ardeck, zählt 43 Jahre.



Aufn. von Selle & Kunze, Hofphot., Potsdam.

Die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Potsdam.



Der Tyrann.

Skizze von A. von Klinckowström.

Ganz still war er aus dem Leben hinausgeschlichen; so unbemerkt, wie er sich bis dahin in der Welt und im Hause herumgedrückt hatte.

Jetzt standen sie an seinem Totenbett, die Töchter und die Frau, jene lustigen, thatkräftigen Wesen, deren lärmende Daseinsfreude so üppig ins Kraut geschossen war, daß der weiche, nervöse Mensch darunter förmlich erstickte und zum wesenlosen Schatten wurde, in dem keine gedeihliche Stimmung mehr aufkommen konnte.

Sie hatten sich so daran gewöhnt, ihn willenlos unter sich vegetieren zu sehen, daß sie nun fast erstarrt vor der Thatsache standen, als der arme „Pa" es sich einfallen ließ, krank zu werden und schließlich ganz eigenmächtig der Welt den Rücken zu kehren.

Niemand hatte ihn je für etwas um Erlaubnis gebeten. Es wurde immer als selbstverständlich angenommen, daß er zu allem schweigend seine Zustimmung gab. Das war ein Kommen und Gehen, ein Lachen und Amüsieren im Hause gewesen, und der arme „Pa" hatte in seinem Zimmerchen gesessen und resigniert gelächelt. Wie hätte er auch gegen die energische, schwarzhaarige Frau und die stattlichen, rotwangigen Mädel aufkommen können!

Nun mit einmal war er die Hauptperson geworden. Ihm galten die Kränze, die Besuche und der ganze offizielle Begräbnispomp. Wenn sie nicht so von ihrer Trauer hingenommen gewesen wären, hätten sie es beinahe anmaßend von ihm gefunden.

Er zwang sie jetzt, schwarze Kleider zu tragen, was ihnen allen nicht gut zu Gesicht stand, zwang sie auch, leise zu sprechen, sich ruhig umher zu bewegen und ein beschauliches, häusliches Leben zu führen. Das war ihnen etwas Unnatürliches, Unbequemes. Sie hatten ihn bei seinen Lebzeiten wenig im Hause bemerkt und vergaßen es jetzt zuweilen, daß er nicht mehr im Gartenstübchen auf dem Sofa, sondern draußen auf dem Friedhof lag.

Mitunter lachte eines oder das andre nach alter Weise hell auf, wenn es durchs Fenster irgend einen komischen Vorgang mit ansah. Aber dann hieß es gleich vorwurfsvoll: „Wie kannst du nur! Bedenke doch, der arme ‚Pa'."

Wie gesagt, das kam sie schwer an, und wem es just passierte, der grollte darob ein wenig, ein ganz klein wenig dem Toten.

Und wie die Wochen verstrichen und die Erinnerung an den Verlust mehr in den Hintergrund trat, hätten sie gern ihrer Daseinsfreude neuen Ausdruck gegeben. Aber der Zwang, mit dem er sie festhielt, dauerte fort, machte sie ihm unterthan, wie es noch nie vorher der Fall gewesen. In Trauerkleidern konnte man nicht tanzen, vor Ablauf des Jahres keine Festlichkeiten veranstalten.

Er, der bis dahin seiner Frau in den Bestimmungen über die Mädchen freie Hand gelassen, mischte sich jetzt auch in die Erziehung ein. Erging sich Bella zum Beispiel etwas laut auf dem Klavier, so kam die Mahnung: „Pauke doch nicht so gräßlich! Das ist ja ungezogen, und der arme ‚Pa' würde es nicht ertragen haben." Oder brach Rose mit der Schwester einen kleinen Zank vom Zaun, was doch sonst ganz erfrischend gewesen war, sofort wurden ihr die Tugenden des Verblichenen vorgehalten und sie zur Verträglichkeit ermahnt.

Es fiel der Mama schwer. Sie gönnte ihren Mädchen im allgemeinen jede Individualitätsentwicklung, erinnerte sich indessen ihrer Witwenpflichten. Aber als der Selige nun endlich anfing, in Haushaltungsangelegenheiten dreinzureden, ging ihr dies doch über die Hutschnur. Das Küchendepartement wurde nämlich etwas genial gehandhabt. Auguste, die Köchin, wußte, was sie zu kochen hatte und was nicht, — basta! Sie waren auch nicht wählerisch, nur eingesottenes Kalbfleisch, das mochten sie nicht, das wurde mit Protest zurückgewiesen. Und da kam es nun Augusten bei, gerade dies verpönte Gericht auf den Tisch zu bringen, mit der gerührten Bemerkung: „Der Herr aß es so gern." Was blieb ihnen übrig, als es der Erinnerung wegen ebenfalls mit Rührung hinunter zu würgen!

Das war geradezu Tyrannei! Und sie empörten sich dagegen. Keines sprach mit dem andern darüber, doch jedes beschuldigte im Innersten des

Herzens den Verstorbenen, daß er eine reine Freude daran finde, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen.

Bella war doch im besten Zuge gewesen, sich mit dem Assessor zu verloben, und auch Rose hatte einige Chancen gehabt. Mama hatte bereits mit verschiedenen Freundinnen vertraulich darüber gesprochen. Nun blieb alles ins Unbestimmte hinein vertagt und konnte vielleicht darüber im Sande verlaufen.

„Ja, Kinder," sagte Mama, „ich hätte gewiß gethan, was in meinen Kräften stand, um euch euer Glück zu sichern, aber der Vater ..." Sie brach ab, empfand es als ungeheuerliches Unrecht, daß dieser unzeitgemäße Todesfall den Aussichten ihrer Kinder im Wege stand.

Und über dem Hinundhersprechen gewöhnten sie sich daran, in sanftverzeihender Weise nach dem Bilde des ruhigen Dulders, das über dem Sofa hing, hinzuschauen und sich zu überreden, daß er ein Egoist gewesen sei, der ein strenges Regiment geführt habe, so daß fremde Kondolenzbesuche den Eindruck mit hinwegnahmen, jener habe sich Zeit seines Lebens als überaus eigenwilliger Mensch bezeigt.

Dies Renommee blieb ihm. Dagegen konnten seine vielen guten Eigenschaften, die im Verborgenen geblüht hatten, nicht aufkommen. Nachruf ist eben alles. Nicht das, was man im Leben gethan hat, wird einem angerechnet, sondern das, was böswillige oder gutmütige Menschen zuletzt auf den Grabstein setzen.

Nun waren zwar weder Mama noch Bella noch Rose böswillig, aber in aller Unschuld und reinen Herzens stempelten sie den Gatten und Vater zum Tyrannen; und als der Assessor schließlich doch um Bella anhielt, sagte sie mit einem Seufzer pietätvoller Erleichterung: „Wenn der arme ‚Pa' noch lebte, er hätte es sicher nicht zugegeben. — Aber das sage ich dir," fügte sie eindringlich hinzu und führte ihren Bräutigam vor das Bild über dem Sofa, „solch ein Uebergewicht, wie er es hier im Hause gehabt hat, räume ich dir von vornherein nicht ein. Das muß man erlebt haben!"



Das Haus der deutschen Gesandtschaft in Bern.

Das Haus der deutschen Gesandtschaft in Bern.

Während eine Anzahl der größeren Staaten, deren Vertreter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft beglaubigt sind, in Bern ihr eignes neutrales Territorium besitzen, hatte die deutsche Gesandtschaft bisher kein eignes Heim und war bald hier, bald dort untergebracht. Dieser Zustand wird nunmehr ein Ende nehmen, nachdem der Deutsche Reichstag den Betrag von 163 000 Mark bewilligt hat zum Ankaufe der Villa „Frohberg" in der Engi, die nun zur ständigen Gesandtschaft umgewandelt werden soll. Das in einem schönen Park gelegene Gebäude wird einer entsprechenden Erneuerung unterzogen werden.

Herr von Bülow, der deutsche Gesandte in Bern, hat übrigens schon seit längerer Zeit seine Wohnung dortselbst genommen.



Das Ambroise Thomas-Denkmal in Paris

ist eine Schöpfung des berühmten Bildhauers Alexandre Falguière. Von einem Mantel umhüllt, ruht der Meister auf einem Felsblock, das Haupt auf die linke Hand gestützt, als sänne er über ein im Entstehen begriffenes Werk nach. Zu ihm strebt die Gestalt der unglücklichen Ophelia empor, welcher Ambroise Thomas in seiner Oper „Hamlet" so rührende Weisen in den Mund gelegt hat. Die Kosten des Denkmals, das sich im Park Monceau erhebt, sind durch eine Subskription aufgebracht worden, zu der hauptsächlich die Direktion und die Angestellten der Großen Oper wie die ständigen Besucher derselben beigetragen haben. So besagt auch die Inschrift, die verdeutscht lautet: „Ambroise Thomas gewidmet von den Direktoren, den Künstlern und den Abonnenten der Oper."



Das Ambroise Thomas-Denkmal in Paris

Der Rheinauhafen bei Mannheim.

Dem Reisenden, der auf der Rheinthalbahnstrecke von Karlsruhe nach Mannheim fährt, fallen kurz vor dem Eintreffen in Mannheim ausgedehnte Hafenanlagen, mächtige industrielle Niederlassungen und Lagerplätze auf, die in den letzten Jahren entstanden sind. Es ist der Rheinauhafen südlich von Mannheim, von dem unser Bild eine Teilansicht bietet. Der Bau und Betrieb dieses Hafens ist das Unternehmen einer von der Aktiengesellschaft für chemische Industrie in Rheinau gegründeten Gesellschaft, welche im Mai 1897 ins Leben trat. Durch umfangreiche Geleisanlagen ist diese ungefähr zwei Kilometer lange Hafenanlage mit den Stationen Rheinau und Neckarau verbunden, und die zahlreichen Firmen, die hier industrielle Etablissements errichtet oder Terrain für Lagerplätze erworben



Der neue Rheinauhafen bei Mannheim.

haben, finden die günstigsten Verkehrsverhältnisse und die besten neuzeitlichen Betriebseinrichtungen vor. Fortwährend wächst diese Hafenansiedlung. Im verflossenen Jahre wurden zwei weitere Hafenbecken fertiggestellt. Den enormen Verkehrsaufschwung im Rheinauhafen verdeutlicht nichts besser als nachstehende Zahlenzusammenstellung: im Jahre 1898, also ein Jahr nach der Gründung, verkehrten dort 925 Schiffe mit einer Gütermenge von 109 380 Tonnen (à 1000 Kilogramm), 1899 stiegen diese Ziffern auf 2404 Schiffe mit 388 621 Tonnen und 1900 auf 3408 Schiffe mit 557 085 Tonnen. Eine ähnliche rapide Aufwärtsbewegung zeigt die Statistik des Bahnverkehrs. Die Zahl der für den Rheinauhafen rangierten Waggons betrug 1898: 16 575, 1899: 39 825, 1900: 57 385. Da der Rheinauhafen zum Teil auf Mannheimer Gemarkung liegt, bildet der dortige Verkehr im weiteren Sinn ein Glied des Mannheimer Hafenverkehrs. Dieser letztere hat im Jahre 1900 einschließlich des Rheinauhafen-Schiffsverkehrs die gewaltige Summe von 5 888 552 Tonnen, also nahezu die sechste Million erreicht, während er im Jahre 1881 erst bei der ersten Million angelangt war. Mannheims Bedeutung als Hafen- und Handelsplatz ist bekannt; sie wird uns so recht deutlich, wenn wir zum Beispiel hören, daß Mannheims Weizeneinfuhr in den letzten Jahren etwas über ein Fünftel der gesamten deutschen Weizeneinfuhr betrug.



Die Herzogin von Devonshire.

Eigentümliche Schicksale hat Thomas Gainsboroughs berühmtes Gemälde „Die Herzogin von Devonshire" erlebt. Nachdem es im Mai 1876 aus einer Ausstellung in London entwendet worden und fünfundzwanzig Jahre verschollen gewesen war, ist es jetzt in Chicago wieder ans Licht gekommen und seinen rechtmäßigen Eigentümern, den Kunsthändlern Agnew in London, wieder zugestellt worden. Bevor wir auf die abenteuerliche Geschichte des Diebstahls, des Versteckthaltens und der Wiedergewinnung eingehen, ein paar Worte über die dargestellte Persönlichkeit. Sicher ist, daß das Gemälde eine Herzogin von Devonshire wiedergiebt, aber es fragt sich, welche. Denn William, der fünfte Herzog von Devonshire (1748–1811), war zweimal verheiratet, das erste Mal mit Georgiana, Tochter des Grafen John Spencer, die 1806 starb, und zum zweiten Male mit der verwitweten Lady Elisabeth Foster, Tochter des Grafen von Bristol, die er 1809 heimführte. Beide Frauen, miteinander eng befreundet, waren durch Geist und Schönheit ausgezeichnet und spielten in der Politik eine hervorragende Rolle, beide wurden auch von ersten Meistern ihrer Zeit gemalt — neben Gainsborough von Sir Joshua Reynolds, Cosway und Angelika Kauffmann — und von beiden gefeierten Schönheiten finden sich noch heute Porträts in berühmten Sammlungen. Ein Teil der Kunstverständigen in England nun meint, sich auf Vergleiche mit andern Bildnissen stützend, das durch seine Abenteuer berühmt gewordene Gemälde stelle nicht die erste, sondern die zweite Gemahlin des fünften Herzogs von Devonshire dar. Dem aber wird entgegengehalten, daß das Bild zu Lebzeiten Georgianas gemalt worden sei, und demgemäß könne es, selbst wenn es nicht diese, sondern ihre Freundin Elisabeth darstelle, nimmermehr als „Herzogin von Devonshire" angesprochen werden, sondern es wäre alsdann als Porträt der Lady Elisabeth Foster zu bezeichnen.

Die große Mehrheit der englischen Kunstgelehrten hält denn auch daran fest, daß in dem vielbesprochenen Gemälde ein Porträt Georgianas vorhanden ist. Allerdings sieht man es nicht mehr in der Form, in der es Gainsborough gemalt hat, sondern nur noch in Dreiviertelgröße, denn es ist einst von barbarischer Hand verstümmelt worden. Wie das Gemälde aus dem Besitze des Hauses Devonshire-Cavendish — im Jahre 1618 erhielt Baron William Cavendish den Titel eines Grafen von Devonshire, 1694 sein Urenkel den Herzogsrang — verschwinden konnte, ist nicht aufgeklärt. Der Verbleib läßt sich nur bis zu dem Zeitpunkte zurückverfolgen, da das Bild von einem Herrn Bentley in dem Wohnzimmer einer ehemaligen Schullehrerin entdeckt wurde. Die alte Dame hatte es, damit es an der Wand über dem Kamin Platz finde, unten abgeschnitten und den Rest selbigem Kamin überantwortet! Also stellt das Gemälde die Herzogin nicht mehr in ganzer Figur dar, und wenn man das Bild trotzdem in solcher reproduziert sieht, so ist es eben nach einer heute im Besitze der Baronin Clifden befindlichen Skizze ergänzt worden, die Gainsborough seinerzeit zur Vollendung seines berühmten Gemäldes benutzte.

Der genannte Herr Bentley, welcher der alten Lehrerin für ihren Schatz die Summe von 1120 Mark zahlte, verkaufte das Bild an den Kunstliebhaber Wynn-Ellis, und als dessen berühmte Sammlung 1876 unter den Hammer kam, erstand die Firma Agnew das Gemälde für den Preis von 212 100 Mark. Das Bild erhielt in der ständigen Ausstellung der Firma einen Ehrenplatz, und drei Tage lang strömten die Kunstfreunde herbei, das herrliche Werk zu bewundern. Als aber am vierten Morgen die Galerie eröffnet wurde, sahen die Wächter zu ihrem Entsetzen den Rahmen des ihnen anvertrauten Kleinodes leer. Wie der Diebstahl ausgeführt wurde, ist heute noch nicht völlig aufgeklärt, doch läßt sich aus den damaligen Berichten der Londoner Blätter und den Ergänzungen neuesten Datums schließen, daß der Raub von einem außergewöhnlich geschickten Spitzbuben organisiert und von gewandten Spießgesellen bewerkstelligt wurde. Wir wollen dem Gesindel nicht die Ehre anthun, uns eingehender mit ihm zu beschäftigen, sondern nur Thatsachen erwähnen, die nach den englischen Quellen einigermaßen verbürgt erscheinen. Der Führer der Bande wußte sehr wohl, daß der Raub unverkäuflich sei, denn die geschädigte Firma hatte unter genauer Beschreibung des Bildes urbi et orbi den Verlust verkündet, und so versuchte er es mit Erpressung. Das Bild in einem Koffer mit doppeltem Boden mit sich führend, bot er es vom



Thomas Gainsborough
Die Herzogin von Devonshire.

Auslande aus wiederholt dem Hause Agnew zum „Kaufe“ an und schickte zum Beweise der Echtheit seines Schatzes kleine Randstückchen mit. Nachdem er dies jahrelang vergeblich fortgesetzt, schwieg er scheinlich war der brave Mann inzwischen so mürbe geworden, daß er sich zu einer billigeren Auslieferung seines Raubes verstand. Immerhin wird noch die Summe von 140000 Mark genannt, die dem Diebe



Das Burenlager in Diyatalawa-Camp auf Ceylon: Gesamtansicht des Lagers.

plötzlich, bis er mit einem Male wieder von sich hören ließ. Das lange Schweigen wird damit erklärt, daß der edle Herr inzwischen bei andern Diebstählen abgefaßt und, da er mit einem großen Konto belastet war, zu zwanzig Jahren Beschaulichkeit im Zuchthause eingeladen worden sei. Die Rechnung könnte ungefähr stimmen, und wahr- und seinen Helfershelfern für die Rückgabe des Gemäldes — nebst Zusicherung voller „Diskretion“ — gezahlt worden sei. Das Haus Agnew schwieg sich über den wahren Sachverhalt aus, und vom geschäftlichen Standpunkt aus kann man es ihm nicht übelnehmen, wenn es die Höhe des Lösegeldes nicht verriet, denn natürlich sollte, wenn sich jetzt



Das Burenlager in Diyatalawa-Camp auf Ceylon: Eingang zum Lager.



Feier des 70. Geburtsfestes von Oom Paul

für das Bild ein Liebhaber fand, dieser nicht bloß für den Diebeslohn, sondern auch für die Zinsen der ursprünglichen Kaufsumme durch 25 Jahre aufkommen. So hat denn auch der neue Erwerber, der amerikanische Millionär J. Pierpont Morgan, für die „Herzogin von Devonshire“ 600 000 Mark zahlen müssen.

Am 9. Juni 1757 geboren, verschied Herzogin Georgiana am 30. März 1806. Wie schon eingangs erwähnt, hat sie auch in der Politik ihre Rolle gespielt, und am merkwürdigsten soll sich dies dokumentiert haben, als sie 1784, also damals 27 Jahre alt, für die Wahl des bekannten Whigführers Charles James Fox agitierte. Sie besuchte persönlich die Wähler und gewährte jedem, der ihrem Schützling die Stimme zusicherte, einen Kuß. Natürlich wurde Fox mit Glanz gewählt, denn wenn der Historiker Edward Gibbon meinte, um der Herzogin willen könnte der weiseste Mann eine, ja zwei Welten aufopfern, wie hätte nicht ein schlichter Wähler um solchen Lohn seine Stimme geben sollen! Nicht nur die Grazien, sondern auch die Musen hatten an der Wiege Georgianas gestanden. Besonders gerühmt wird eine Dichtung, in der sie die Fahrt über den St. Gotthard schilderte. Ihre Freundin und Nachfolgerin Elisabeth, die zweite Herzogin von Devonshire, gab dieses Poem in Begleitung von Kupferstichen berühmter Künstler heraus.

Theodor Sell.



Das Burenlager in Diyatalawa-Camp auf Ceylon.

Originalaufnahmen von
Paul Rubens und Rudolf Teichmann.

Die von uns wiedergegebenen Abbildungen verdanken wir zwei Deutschen, die als englische Kriegsgefangene auf Ceylon interniert sind, den Herren Paul Rubens aus Berlin und Rudolf Teichmann aus Erfurt. Mit Genugthuung erfahren wir, daß die Gefangenen sich einer guten Behandlung und Verpflegung erfreuen, auch ist ihnen, im Gegensatz zu ihren Schicksalsgenossen auf St. Helena, eine ziemlich weitgehende Freiheit der Bewegung und des brieflichen Verkehrs gestattet. Soweit sie nicht



Burenküche.

Gelegenheit zu ernsterer Beschäftigung haben, vertreiben sich die Gefangenen die Zeit mit Sport und Spiel. Das Klima auf Ceylon wird von unsern andern Lager, Rayama-Camp, das, in einem Palmenhain gelegen, etwa neun Kilometer von Colombo, der Hauptstadt Ceylons, entfernt ist.

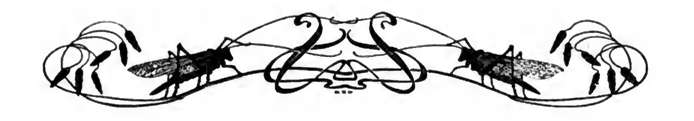


Burengruppe.

Gewährsmännern, unbeschadet der Hitze, als gesund und die Vegetation als paradiesische bezeichnet. Uebrigens befinden sich unsre Landsleute zurzeit nicht mehr in Diyatalawa-Camp, sondern in einem Hier erfreuen die Kriegsgefangenen sich des Vorzugs, daß sie die ihnen gelieferten Lebensmittel nicht mehr selber zubereiten müssen, sondern hierin von Eingeborenen bedient werden.



Einzäunung des Lagers



Geheilt.

Erzählung aus den Bergen

von **Otto Behrend.**

Sie hatte mir einen Korb gegeben, einen allerliebsten Korb, aus aalglatten, niederträchtig schmiegsamen Weidenruten geflochten und außerdem wohl versehen mit halb versteckten, spitzig-maliziösen Dornen. Niedergeschmettert war ich, mein Herz voll Weh, der Sinn voll wutgärender Bitterkeit. Heute bin ich ja froh, daß ich ein andres kleines Weibchen habe, daß sie einem andern gehört, an dessen Mißgeschick, in diesen so glänzenden und doch gesichtsverzerrend sauren Apfel beißen zu müssen, ich keine Schuld trage; denn ich hätte sie genommen — damals. Ja, denn sie war schön, und einen guten Geschmack habe ich immer gehabt.

Ich hatte also meinen Korb. Von Schlaf in der Nacht war natürlich kaum die Rede und von Ruhe andern Morgens ebensowenig. Und dazu goß es in Strömen — ein ursolider Sommerlandregen. Wie ein wildes Tier im Käfig rannte ich im Zimmer auf und ab. Die Brust ward mir zu eng, die Wände drohten mich zu erdrücken. Aber in den Regen hinaus? Abkühlen würde er mich ja, doch er war auch wieder zu trostlos, wie er so im einförmigen Pladdern vom unsäglich grauen Himmel niederleierte. Doch einerlei — im Zimmer mußte ich ersticken. Darum schnell in die Lodenjoppe geschlüpft, die schweren Bergschuhe angezogen, den Rucksack aufgehockt, den Wettermantel um die Schultern geworfen und hinaus, hinaus ins Freie.

Wenige Stunden später schob ich, der Bahn entstiegen, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf wütend gesenkt wie ein Stier beim Angriff, als einziger Wanderer trotz des Sonntages, durch den grauen Schlamm der Landstraße dahin, entlang am entsetzlich wässerigen Schildsee, auf dessen öde Fläche einförmig der Regen niederrieselte, hier aus tiefziehenden Wolken ein feines, nicht abreißendes Bindfadennaß, das, so harmlos es scheint, bald bis auf Hemd und Knochen durchgeht. Von den umliegenden Waldbergen nichts zu sehen als der schwere, im stumpfen Blaugrün lastende Fuß.

Doch was kümmerte mich das alles! O, es war mir wurscht —so grenzenlos wurscht.

Dann hatte ich den See hinter mir, und leicht aufwärts ging es quatsch — quatsch in triefenden Stiefeln zwischen saftig eingeweichten Wiesen, deren üppigem Grase dieses Naß doch etwas zu viel erschien. Wirr und kraus niedergedrückt lag es.

Als die Straße steiler anzusteigen begann, ward sie trockener, aber auch schlüpfriger, dann, als sie durch dichten Tannenwald führte, umgab mich ein ödes Dämmern am frühen Nachmittage; von den Zweigen fiel es unaufhörlich in großen, schweren Tropfen.

Endlich erreichte ich die Paßhöhe — grau lag der Thalkessel vor mir, tief in ihn hineingesunken unbewegliche Wolkenwände, von Wald und Bergen nichts zu sehen. Eisengrau ruhte der kleine Tennsee, nahe dem Ufer zog sich ein gleißender, lichtgrüner Streif hin, dann lehmiger Saum, gefärbt durch den breiig niedersickernden Schlamm der Landstraße, die sich hart am See hinzog.

Noch eine halbe Stunde Gepatsch auf zähflüssigem Pfade, und vor mir tauchte das braune Blockhaus der Tennhütte auf — dunkel glänzend die Stämme vom glitschrigen Naß, durchweicht die hölzernen Schindeln, kalt und hart auf ihnen lastend die mit rauher schwarzer Flechte bewachsenen Felsstücke.

O wie gut paßte diese ganze öde Trostlosigkeit zu meiner Stimmung, ich jauchzte ihr fast entgegen. Stimmung ist doch alles im Leben.

Mit schweren Schritten stapfte ich in die Hütte ein und warf den kurzen Wettermantel und den vergilbten Lodenhut auf die Bank, wo sie schwer wie vollgesogene Schwämme niederklatschten. Dann den Rucksack mit leichtem Schwung von den Schultern auf den Tisch geschleudert und: „Grüß Gott, Soferl, da wären wir."

„Jessas, der Herr Doktor!"

So hieß ich dort, obwohl ich nie in meinem Leben in irgend einer Fakultät promoviert hatte; aber einen Titel muß der Mensch doch haben.

„Freilich, Soferl, da wär'n wir," und ich streckte ihr die Hand hin, in die sie, mich mit den großen braunen Schelmenaugen verwundert betrachtend, langsam ihre Hand legte.

„O du mei, san Sö kalt und so naß — huh!"

„Es regnet, Soferl."

„So — ah gehn S' — bei uns herinnen net."

„Deshalb bin ich auch 'reingekommen, und nu, Soferl, einen Grog, einen damischen Stamper voll — tiefbraun muß er glänzen, wie deine schönen Augen, heiß glühen wie dein Gesichtel,

wenn du mit dem Hies einen Plattler tanzt hast, und süß sein — na, wie 's ganze Dirndl."

Mir ging, nachdem ich aus dem elenden Hundewetter endlich ins Trockene gelangt war, unwillkürlich das Herz auf in dem engen, traulichen Raume, angesichts des frischen, bildhübschen jungen Dinges, das wie das reine Leben vor mir stand.

Sie lächelte — zwei reizende Grübchen erschienen in den Wangen, und die kleinen weißen Zähne schimmerten zwischen den vollen roten Lippen des winzigen Mundes.

„Haben S' noch mehr aufpackt von dera G'schnas, dann laden S' sei glei ab." In keck neckischer Haltung stand sie da, die Arme in die Seite stemmend.

„Geduld, Soferl, kommt noch. Für jetzt ist's genug." Ich sah mit einem Male wieder die feine, bleiche Stadtdame mit der überschlanken Gestalt und der ätherischen Taille vor mir, wie sie mit hochmütig bedauernder Miene mir den zierlich geflochtenen Korb überreichte, und mir ward elend weh ums Herz.

Das Mädchen mochte die plötzlich Umwölkung meiner Stirn bemerken, kurz drehte sie sich herum, daß die Röckchen flogen, und ging hinaus, um den bestellten Grog zu besorgen.

Ich schob weiter ins zweite Zimmer, das Herrenstübel, und ließ mich auf der Bank am Tische nieder. Braun war der ganze niedrige Raum von gebeiztem Holz, an den Wänden hingen einige Plakate, Mineralwasser, Gasthöfe und, was weiß ich, empfehlend, daneben sorgsam aufgenagelt Holzschnitte, aus illustrierten Zeitungen ausgeschnitten. In der einen hinteren Ecke stand ein kleiner eiserner Ofen, in der andern ein Schrank mit Gläsern, Zigarrenkisten und so weiter, auf seiner Anrichtplatte lagen einige dickleibige Fremdenbücher und zerlesene Zeitungen. An der Fensterseite zog sich rings die Bank längs den Wänden hin vor zwei schweren fichtenen Tischen, auf denen Streichhölzer und Glasnäpfe mit Pfeffer und Salz standen. Durch die tief in den Stämmen steckenden kleinen Fenster fiel eine trübe Helle ein.

Eine Weile sah ich mich in dem mir so wohlbekannten kleinen Raume um, aber ohne Interesse, dann sank mein Kopf schwer in die Faust nieder. Abgeblitzt — und sie war doch so schön!

Soferls Eintritt weckte mich aus meinem dumpfen Brüten. Sie brachte mir den dampfenden Grog und holte aus dem Schranke ein Drahtkörbchen mit Brot. Und wieder belebte mich der Anblick dieses frischen Naturkindes. Es war auch ein herzerfreuender Anblick dieses kaum siebzehnjährige, bildsaubere Ding in der kleidsamen Tracht der Gegend — dem faltigen braunen Rock, dem prall anliegenden, mit silbernem Geschnür und hellem, blumigem Fürtuch geschmückten Mieder, das die runden Arme vom Ellbogen an aus weißer Krause frei ließ, und um den Kopf geschlungen die schweren braunen Flechten.

„Es ist ein Hundewetter, Soferl," sagte ich und probierte vorsichtig den Grog, um mir den Mund nicht zu verbrennen.

„Dös moan' i a — aber wie san S' denn da außi kemma? Koa Seel is kemma, gestern a net, und es war doch Peter und Paul."

„Das glaub' ich. Aber wo ist denn die Mutter?"

„In der Küch' — sie weicht die Wasch ein."

„Am Sonntag?"

„Freili, morgen ist große Wasch — aber mögen S' net was essen, Herr Doktor?"

„Essen, Soferl — voll bin ich bis dahin." Ich machte mit der Hand eine energische Bewegung, als wollte ich mir den Hals abschneiden, „aber trinken, trinken möchte ich bis zur Bewußtlosigkeit. Wenn's doch Wein regnete, ich würde mich unter die große Dachtraufe legen und nie wieder aufstehen."

„Ah na, Herr Doktor, a Rausch is net g'sund — essen is gar viel g'sunda."

Ich that einen tiefen Zug aus meinem Glase und sah dann das Mädel an.

„Weshalb soll ich denn nur durchaus essen? Habt ihr denn überhaupt was Rechtes bei dem Wetter?"

„Ei freili," sprach sie nun eifrig, „a Gratbratn, a Niernbratn, a Schlegelbratn, a Kotlett, a Harn und a schöns Kalbszüngerl könn S' a hab'n."

„Alles vom Kalb?"

Sie nickte. „Ganz frisch — i hab's am Freitag zur Nacht selm vom Metzger in Hörbach auftrag'n."

„Da an dem hübschen Arm gehenkelt im Korb?" Ich winkelte ihr den weichen Arm ein, sie ließ es gegen ihre Gewohnheit geschehen. Sie pflegte sonst gegen jede Berührung recht kratzbürstig zu sein.

„Sel net — net in dem Arm da," sie sah auf ihn nieder, „im Rucksack."

„Auf dem stolzen Rücken?"

„Ah na, Herr Doktor — a Muli hab' i am Rucksack spannt, mi aufig'setzt und mi ziag'n lassa," entgegnete sie schelmisch. „Aber gelt, Sö haben schon a Hunga und essen a bisserl."

„Liebes Soferl," sagte ich nun und setzte mich auf der Bank zurück, ein Bein übers andre schlagend, „eigentlich esse ich niemals Kalbfleisch — ich kann es nicht leiden, es ist mir zu latschig, kein Saft und keine Kraft darin; aber weil du es bist, und weil du es auf deinem Rücken mühsam hier heraufgetragen hast, so will ich heute eine Ausnahme machen. Also, was habt ihr?"

„A Gratbratn, a Niernbratn, a Schlegelbratn, a Kotlett, a Harn und a schöns Kalbszüngerl könn S' a hab'n."

„Na, da bring mir" — ich überlegte, obwohl es mir im Grunde ganz einerlei war, denn das Zeug reizte mich alles nicht, — „na meinetwegen a Nierenbraten."

„Und a Salat dazua?"

„Gewiß a Salat — aber sauer, entsetzlich sauer — beißen soll er mich, wie — na wie du, wenn ich dir ein Busserl geben wollt'."

Sie schnippte mit den Fingern schelmisch

abweisend gegen mich. „J werd's anschaff'n," sagte sie dann, und mich mit den braunen Augen noch einmal anblitzend, schwenkte sie herum und ging hinaus. Ich sah ihr nach, bis sie verschwunden war.

Mein Blick blieb noch auf die Thür geheftet. Doch ein herziges Ding, das Soferl. Ihre Mutter führte in der Tennhütte die Wirtschaft, im Sommer war viel Verkehr von Touristen und Bauern, im Winter gab's auch zu thun wegen der Holzknechte, die auf den umliegenden Bergen die sommers geschlagenen Stämme zu Thal schafften. Wer ihr Vater war, ich weiß es nicht. „Er steigt in dö Berg umoanand," hatte mir einmal ein alter Holzknecht geantwortet, als ich danach fragte. Auch Maler sprachen gelegentlich in der Tennhütte vor, und in manchem Skizzenbuche war schon Soferls liebliches Köpfchen verewigt.

Als mir das Mädchen nach einiger Zeit den Nierenbraten brachte, hatte ich den wirklich handfesten Grog ausgetrunken, war aber trotzdem wieder den niederträchtigen Korbgeistern verfallen.

Stolz setzte sie das stattliche Stück dampfenden Bratens vor mich hin und dazu die Schüssel voll luftig sich bauschenden, lichtgrünen Salates.

Indem kam auch die Mutter herein, eine schon etwas welke, aber noch saubere Frau, etwa in der Mitte der Dreißiger, und begrüßte mich, die Hand fürsorglich noch einmal vorher an der Schürze reibend. Aber sie ging bald wieder, sie habe noch in der Küche zu thun.

„Wünsch a guat'n Apptit," sagte das Soferl und setzte sich mir gegenüber auf die Ecke der Bank, um mir Gesellschaft zu leisten. Erst hob ich die Zähne gewaltig hoch beim zögernden Angriff auf das Nierenstück des unschuldigen, früh hingemordeten Kälbchens, aber des Soferls heiteres Geplauder, der hervorbrechende Appetit — ich hatte seit dem Morgen nichts genossen — und des Mädchens mich immer aufmunternd anblickende Augen ließen mich bald besser einhauen. Sie mußte mir ein halbes Liter roten Spezial bringen — ich schob ihr das Glas nach Landessitte zum Antrinken hin und trank dann selbst in kräftigem Zuge, und wahrhaftig — nach kurzer Zeit hatte ich reine Teller gemacht.

„Das hat geschmeckt, Soferl," sagte ich, mir den Mund wischend.

„Dös g'freut mi," erwiderte sie und machte sich ans Abräumen.

„Nun bring mir aber eine Zigarre — eine Virginia. Selbst anbrennen mußt du sie aber." Und ich sah ihr zu, wie sie, neben mir stehend, den langen Strohhalm herauszog, in Brand setzte und dann sachverständig das untere Ende des dünnen schwarzen Krautes zu weißer Asche verglimmen ließ. So graziös waren die Bewegungen ihrer schlanken Arme und Finger, und so ernsthaft blickte sie dabei nieder.

„Sie zieht ja nicht," sprach ich scherzend.

„Da hol' i a andre — aber na, schangen S', die ziagt guat," entgegnete sie und schob die Zigarre leicht zwischen ihre frischen Lippen, einen vorsichtigen Zug thuend. Dann reichte sie sie mir.

„Dank' auch schön, Soferl." Und ich qualmte in großen Zügen und plauderte mit dem Mädchen, und wenn mir die Gedanken wieder korbwärts durchgehen wollten, da brauchte ich nur in das runde, kindliche Gesichtchen des Soferls zu sehen, und mir war's, als könne sich vor der frischen, schelmischen Natürlichkeit gar nichts vornehm Blasses, Mokantes, Geziertes mehr behaupten.

Eintönig rieselte der Regen auf das Dach nieder, gewaltig platschte er aus der langen hölzernen Traufe auf den ausgewaschenen Fels. Von hier aus dem Trockenen zu hören, war es eine angenehme Musik zum fröhlichen Geplausche des Soferls.

Als ich meine Virginia so ziemlich zu Ende geraucht und auch von dem halben Liter Spezial die Neige ins Glas gegossen hatte, erhob sich das Soferl, um das Fläschchen wieder zu füllen. Nachdem sie es vor mich hingestellt, stemmte sie beide Hände auf die Tischkante und sah mich mit einem verschmitzten Blicke an.

„Der Tiroler ist guat, gelt, Herr Doktor?"

„Könnt' nicht besser sein."

„Und gelt, Herr Doktor — a Hunga haben S' alleweil a noch."

„Ich, Hunger" — ich warf ihr einen erstaunten Blick zu — „bis dahin voll bin ich," und ich machte wieder meine halsabschneiderische Pantomime, „aber jetzt wirklich von deinem Nierenbraten. Und er hat mir geschmeckt, ich hätte nie gedacht, daß ein Kalb sich so in meine Gunst einschmeicheln könnte."

„Schang'n S', Herr Doktor — und da essen S' noch was —"

„Von deinem Nierenbraten, Gratbraten, Schlegelbraten, Haren, Kotelette — und a schöns Kalbszüngerl giebt's a —, hab' ich's gut behalten?"

„Ei freili," und 's Dirndl lachte wie die helle Sonne, „was soll i anschaff'n?"

„Halt, Soferl, nicht so Galopp, ich kann wahrhaftig nicht mehr."

„Ah, gehn S' — so a großer, schöner Herr und so a kloaner Niernbratn."

„Ja, aber, weshalb soll ich denn durchaus essen?"

„Ja schang'n S', Herr Doktor, die Muata hat so viel Fleisch kauft für Peter und Paul und den Sonntag, und da is der Regen kemma, und die Touristen san net kemma, und koa oanziger is da außer Ihna — und gelt, Sö haben noch an Appetit!"

„Du bist wahrhaftig gut, Mäderl, und da soll ich platzen, weil kein andrer da ist, der von innen langsam zum Kalb ausgestopft werden kann. A Nierenbraten hab' ich schon und —"

„Nu nehmen S' a Gratbratn."

„Und dann a Schlegelbraten."

„Und dann a Kotlett."

„Und dann a Harn."

„Und a schöns Kalbszüngerl hab'n wir a,"





A. Geiger-Thuring

Bergsturz.

endete das Mädchen unsern Wechselgesang und streckte dabei mit einem schnippischen Knicks so allerliebst das schnell wieder verschwindende spitze rote Zünglein vor, daß ich wirklich Appetit bekam — wonach — nun, das darf jemand, der noch einen ganzen Korb zu verdauen hat, nicht sagen.

„Na, denn in Gottes Namen, Soferl, bring mir 's Kalbszüngerl, schön abgebräunt."

„Und was dazua?"

„A Busserl."

„Schneckerln! A Kartoffelsalat is alleweil viel g'sunda." Und wie der Wind war sie zur Thür hinaus, und ich saß wieder allein.

Wieder kamen aus den düsteren Ecken des engen Raumes die Korbgeister geflattert, aber gar so gefährlich sahen sie nicht mehr aus. Und so recht wollte das kalte, bleiche, klassisch schöne, maliziöse Gesicht auch nicht mehr standhalten — husch wurde es bisweilen von einem frischen, lachenden, rotwangigen Fratzerl verdrängt.

Und als das Soferl wiederkam und das braunglänzende Kalbszüngerl vor mich hinsetzte und den sauber geschnittenen Kartoffelsalat und mit den sammetweichen Armen vor mir auf dem Tische gar geschäftig herumhantierte, da hatte ich sie plötzlich bei den Schultern gepackt.

„Soferl, mein Busserl!"

„Wagen S' net, Herr Doktor — i kratz'." Und ihre braunen Schelmenaugen blitzten recht entschlossen.

Doch mein Gott, man ist ja schließlich auch nur ein Mensch, selbst wenn man gerade einen Korb bekommen hat, und mich rasch aufrichtend, versuchte ich den Preis für das bestellte Kalbszüngerl zu erringen.

Aber es gelang mir nur, das Busserl dem sich blitzschnell abwendenden Mädel auf den Hals zu setzen, und im gleichen Augenblick spürte ich auch schon ihre scharfen Nägel auf meiner Backe, und sie riß sich los. Und als sie sah, daß sofort Blut kam, da lachte sie fröhlich auf, und mit einem: „Wohl bekomm 's Kalbszüngerl," huschte sie zur Thür hinaus.

Und das Kalbszüngerl bekam, schmeckte mir vorzüglich. Mit der linken Hand das Taschentuch auf den ziemlich stark blutenden Riß in meiner Backe drückend, aß ich mit bestem Appetit das vorher zerschnittene Zünglein und mußte immer einmal wieder dazu lachen. Das war doch ein andrer Korb — so frisch und fröhlich und kerngesund.

‚Wart nur, Soferl, wenn du wiederkommst!' dachte ich. ‚Küssen will ich dich ja nicht wieder — denn das ziemt sich für einen nur eben vorbei Verlobten noch nicht, und du bist auch ein braves Madel, und mehr als so ein kecker Augenblicksscherz soll's nicht gewesen sein, aber aufzwicken will ich dich' — ich fühlte so recht die Stimmung in mir aufsteigen, um mit dem munteren Dinge ein frisches, loses Wortgeplänkel ins Werk zu setzen.

Doch das Soferl kam so bald nicht wieder, denn während ich noch mit dem Kalbszüngerl beschäftigt war, hörte ich, wie neue Ankömmlinge mit schweren Schritten ins Nebenzimmer einpolterten. Sie ließen sich, ohne viel zu sprechen, nieder, das Soferl kam sie begrüßen, doch auch mit dem wurden nicht viele Worte gewechselt. Aber so viel hörte ich doch am Dialekt, daß es keine Touristen, sondern Bauern aus der Gegend waren.

Ich rutschte dann auf der Bank bis zur Thür, und sie ein wenig öffnend, lugte ich, mich vorbeugend, in den Nebenraum. Es waren drei mir bekannte Holzknechte, die, ihre Pfeifen rauchend, wortkarg vor ihren Maßkrügen saßen — der Hies, ein riesenhafter, breitschulteriger Bursch, blauäugig, blondlockig, mit kleinem Schnurrbart und prächtigem Gebiß, der Balthes, ein schon älterer, untersetzter, schwarzbärtiger Mann, und der Schaller-Toni, schlank und bartlos, dem immer eine Locke seines dichten braunen Haares in die Stirn hing. Sie hatten die beiden Feiertage zu Hause zugebracht und befanden sich nun auf dem Wege in die Waldhütte, wo sie in der Woche nächtigten, um morgens zeitig ihre Arbeit beginnen zu können.

Ich hatte keine Lust, hineinzugehen, mich verlangte nach keiner Unterhaltung mit ihnen, und auch der Riß auf meiner Backe blutete noch immer; ich wollte mein Rencontre mit dem Soferl, das sich mit einem Strickstrumpf zu ihnen gesetzt hatte, nicht preisgeben.

So ließ ich die Thür wieder zufallen und lehnte mich gegen die Wand zurück. Trübe Stimmung kam von neuem über mich, der noch immer eintönig niederrauschende Regen, das Gepladder der Dachtraufe und die in dem braunwandigen Raume mit den kleinen Fenstern frühzeitig sich einstellende Dämmerung waren nicht geeignet, sie zu bessern.

Ich versank in ein dumpfes, mißlauniges Brüten, in eine Art nervösen Halbschlafes, aus dem mich plötzlich „kling — kling" die präludierenden Töne einer Zither aufschreckten.

Bald entwickelte sich ein flotter Ländler, und das schurrende Geräusch schwerer Schuhe, fröhliches Schnalzen, das helle Klatschen arbeitsharter Hände auf dem Leder der kurzen Hosen und den nägelbewehrten Sohlen sagte mir, daß ein Schuhplattler im Gange sei.

Das gefiel mir, es war so recht etwas zum Ermuntern. Ich stand auf und stellte mich in die geöffnete Thür. In der mit bläulichen Rauchschwaden durchzogenen Dämmerung vergnügte sich das Soferl mit dem Hies an einem fröhlichen Plattler. Schwebend tanzten sie mitsammen rundum, und dann sprang der Hies, sein Dirndl loslassend, daß es eine Lust war, ihm zuzusehen, gelenkig die muskulösen Beine werfend und darauf um das Mädchen sich in lockender Werbung wiegend und drehend, klapp — klapp mit den Händen Oberschenkel und Sohlen schlagend, jauchzend und auf den Holzdielen aufstampfend — hell blitzte sein Auge, schimmernd lachten die weißen Zähne. Und das Soferl drehte sich zierlich wie ein Püppchen

im Kreise, die Arme auf die Hüften gestemmt, sittsam die Lider gesenkt.

Endlich brach der Balthes im Spiel ab, und die beiden setzten sich wieder an den Tisch.

Nun trat ich ganz ein, begrüßte die Männer und gesellte mich zu ihnen. Das Soferl zündete die große Hängelampe unter der Decke an und brachte mir eine neue Halbe Roten. Wir waren so harmlos gegeneinander, als sei nichts zwischen uns vorgefallen.

Und dann griff der Balthes wieder in die Saiten der Zither, ich nahm die Zupfgeige vom Nagel und begleitete ihn, und der Hies und der Toni tanzten mit dem Mädel und ihrer nach der Beendigung der Arbeit in der Küche ebenfalls hereingekommenen Mutter.

„Balthes, einen Walzer," rief ich schließlich, die Guitarre auf den Tisch legend, und nahm frischweg das vor Lust und eifrigem Tanze glühende Soferl um die Hüften. Da gab's keine förmliche Verbeugung, kein: „Gnädiges Fräulein, darf ich bitten" — nein, ich nahm mir 's Mädel sans façon ums Mieder, fest und ehrbar, und dann tanzten wir und tanzten, und als der Balthes aufhören wollte, uns Musik zu machen, da rief ich: „Weiter," — und weiter tanzten wir, alles vergaß ich, ich sah nichts, ich dachte nichts, nur im Arme fühlte ich den leichten, schmiegsamen jungen Körper, und ich glaube, ich hätte bis in den Tod tanzen können im seligen Nirwana, wenn nicht das Soferl plötzlich sehr energisch abgestoppt hätte.

„Jessas, i kann nimma — i hab' ja kaum noch 's Schnaufa," brachte sie schwer atmend heraus, und sich aus meinen Armen lösend, sank sie auf einen Stuhl am Tische zurück.

Die Bursche und die Mutter sahen fröhlich lachend auf uns.

„Meiner Seel', die Stubn habt's ausmessa," meinte der Toni. Der Balthes klimpte: kling — klang auf seiner Zither, der Hies schob dem Soferl seinen Maßkrug hin.

Ich fiel ihr in den Arm: „Bist noch zu heiß, Mäderl — verschnauf erst ein Weilchen," warnte ich sie.

„I moan's selm," sagte sie, „i hab' a Hitzn, als wenn i den lieben Herrgott sei Sonn' leibhaftig wär'."

„Bist du auch, Soferl," sprach ich, sie leuchtend anblickend, „wahrhaftig, ich könnt' dir was zur Lieb' thun. Soll ich dir 's nächste Mal ein Ringerl mitbringen aus der Stadt mit einem schönen blauen Stein, oder willst lieber eine buschige Adlerfeder für deinen Hut — sag's, Mäderl, heut' bin ich leichtsinnig."

„Essen S' noch a Haxn," rief sie da mit lachendem Munde und lachenden Augen.

Plumps sank ich auf die Bank neben der Mutter nieder, und die Hände auf die Kniee klappend, sah ich das Mäderl an. So prosaisch — und doch das ganze Dingchen die reine Waldpoesie.

„Tottanzen hast mich nicht lassen, nun soll ich mich totessen — na meinet—" Doch da kam mir ein rettender Gedanke. „Balthes, hast einen Hunger?"

„Sel wohl, Herr Doktor," meinte der Schwarzbart und wischte sich schon im voraus den Mund.

„Und du auch, Toni?"

„I moan scho."

„Na, und beim Hies mit seinen Mordsgliedern brauch' ich nicht erst zu fragen. Also was giebt's, Soferl?"

„A Schlegelbratn, a —"

„Nierenbraten," fiel ich ein, und nun ging es im schon einmal geübten Wechselgesang weiter:

„A Gratbratn."

„A Kottlett."

„A Haxn."

„Und a schöns Kalbszüngerl haben wir a," endete ich.

„Nixn is," rief da das Soferl schelmisch, „dös haben Sö schon g'habt — und darauf haben S' vergessen? Da können S' sei noch net satt sein."

„Richtig! Also, Mäderl, merk auf. Dem Balthes a Schlegelbraten, dem Toni a Gratbraten, dem Hies a Nieren — nein, a Haxn, der knackt den Knochen schon mit seinem Bärengebiß — und der Mutter a Nierenbraten und dir a schön knuspriges Kotelette. Bist nun zufrieden, du kleine Geschäftlerin?"

„Na," meinte sie aufstehend und den Kopf schüttelnd, „was essen Sö denn?"

„Mäderl, du bist verrückt," rief ich und warf mich gegen die Wand zurück, „ich soll wohl durchaus platzen!"

„Na," sagte sie wieder in stoischer Ruhe und sah mich mit den glänzenden braunen Augensternen so bittend und doch zugleich der Erfüllung ihrer Bitte schon gewiß an.

„Soferl, du bist ein Teufelsbraten — na denn meinetwegen — mir auch ein Kotelette, und Salat dazu, und zwei Liter Spezial. Donnerwetter, heute abend soll's mal gemütlich werden — was meint ihr, so ein bißchen Regen verdirbt uns die Laune noch lange nicht?!" Und während das Soferl und ihre Mutter in der Küche beschäftigt waren, schwatzte ich mit den drei Burschen in munterster Weise.

Und dann aß jedes sein Kälbernes, die Bursche, das Soferl, die Mutter, und als ich sah, wie prächtig das schmeckte, da bekam ich selbst wieder Appetit und hielt bis auf den Knochen Zwiesprach' mit meinem Kotelette, von dem Soferl sagte, sie habe es eigenhändig in der Pfanne umgedreht. An rotem Spezial ließ ich es auch nicht fehlen, und als dann die Pfeifen und Zigarren ihre friedlichen Wölkchen deckenwärts sandten, da griff der Balthes wieder zur Zither, und der Toni sang mit seiner klangvollen Stimme, wie der Wasserfall über Berg und Thal rauscht, vom himmelblauen See und manch andres. La — la — la — la brummte der Balthes mit

im tiefsten Baß, zimp — zamp zupfte ich die Guitarre, und oft setzten hell auch das Soferl und ihre Mutter ein. Und der Hies sah immer nur das Soferl an, die kurze Pfeife zwischen den blitzenden Zähnen und der rechten Hand haltend, deren Ellbogen er auf den Tisch gestützt hatte. Und auch ich sah immer nur das Soferl an und freute mich über das bildhübsche Dingerl, und ich dachte ohne Neid, wenn einmal der Hies fragt: „Soferl, magst mi?" da bekommt er keinen Korb, sondern einen schallenden Kuß und ein keckes Wort aus frischem Munde: „Du Pazzi, du einfältiger, frag net so dumm." Aber über Wein und Gesang vergaßen wir auch nicht den Tanz, und der Hies war nicht eifersüchtig, wenn ich sein Dirndl flott in der Runde drehte.

Im Nu flogen die Stunden dahin, und wahrhaftig, es ging schon stark auf zehn Uhr, als die drei Bursche zum Aufbruch die Rucksäcke über die Schultern warfen und die kurzen Wettermäntel darüberschlugen. Während ich mit dem Balthes und dem Toni unter das vorspringende Dach der Hütte hinaustrat und die Mutter die Gläser in die Küche trug, blieben der Hies und das Soferl einen Augenblick allein in der Stube. Und als der Hies dann zu uns herauskam, da hatte er keinen blutigen Kratzer auf der Backe, — deutlich sah ich es im hellen Schein, der von der Lampe auf ihn fiel, als er in der Thür stand.

Es regnete noch immer, aber wohlgemut stapften die drei in die Dunkelheit hinein, ihrer gut noch eine Stunde entfernten Hütte zu.

Noch ein Weilchen schöpfte ich draußen frische Luft, dann kehrte ich ins Zimmer zurück. Das Soferl und die Mutter hatten inzwischen Ordnung gemacht.

„Ich bleib' die Nacht hier auf dem Heu," sprach ich, „aber ich geh' noch nicht hinüber. Mäderl, setz mir die Virginia her und ein Liter Weißen und ein Roten und kein Wasser dazu, und dann geh schlafen und kümmere dich nicht mehr um mich, und wenn du was Schönes träumen willst, dann träume vom Hies und nicht von mir, und wenn du Hochzeit machst, dann komm' ich heraus und bring' dir was Hübsches mit, und dann giebst du mir ein Busserl, aber ein richtiges, nicht mit den Kratznägeln, und der Hies wird sich freuen, daß auch ein andrer meint, so ein herziges Schatzerl wie das Tennhütter Soferl giebt's auf der ganzen Welt nit zum zweitenmal."

„Jessas, Herr Doktor, haben Sö an Atem für so a lang Gered! Setzen S' mi nur glei eini in a Schloß vom hochseligen König auf a goldigen Thron." Sie sah mich ganz verwundert unter meinen wirklich wahrhaft väterlich auf ihr ruhenden Blicken an, aber doch blitzte schon der Schalk wieder in ihren Augen.

„Könnt' schon das Rechte sein, Soferl — verdient hast es um mich. Doch gute Nacht jetzt."

„Wünsch' i Ihna, Herr Doktor," entgegnete sie und schlug kräftig in die Hand ein, die ich ihr hinstreckte.

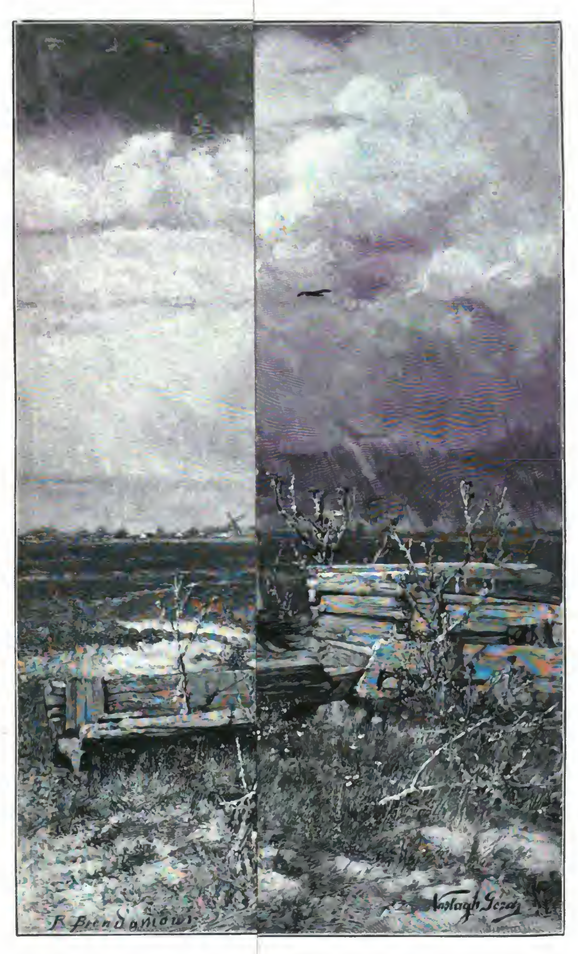
Ich setzte mich auf die Bank, zündete mir eine neue Zigarre an und goß mir Wein ins Glas. Kurze Zeit noch hörte ich die Frauen in der Küche hantieren, dann ein wenig rumoren über meinem Kopfe, als sie ins Bett gingen, und es ward tiefe, friedliche Stille um mich.

Gedanken kamen und gingen. Manchmal zuckten noch schmerzende auf aus dem so niederträchtig gekränkten Herzen, aber seltsam — hingleitend an den glatten blauen Windungen des Rauches meiner Zigarre, verschwanden sie immer bald ins Nichts, und schwärmerische, romantische Träumereien traten an ihre Stelle, in echt deutschem Herzen geweckt von den Geistern der Reben des sonnigen Berglandes Tirol.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin," trällerte ich vor mich hin, und ich war doch in so seliger Stimmung, ich wußte doch ganz genau, daß ich gar nicht traurig mehr war.

Mit einemmal schreckte ich auf. — Wo befand ich mich denn nur? Tiefe Finsternis ringsum. Ich mußte mich erst lange besinnen. Richtig, ich war ja in der Tennhütte — langsam erwachte die Erinnerung an den vorhergehenden Abend — und wahrhaftig, dann war ich beim Wein auf harter Bank eingeschlafen, mit dem Oberkörper gegen die Wand zurückgesunken. Die Lampe war verlöscht aus Mangel an Petroleum. Ich zündete ein Streichholz an und sah auf meine Uhr. Bald drei. In meinem Kopfe zuckte es tuck — tuck — Donnerwetter, ganz gewöhnlicher Kater, felis communis, und mir war's dazu, als sei meine Zunge über Nacht ein bepelzter Maulwurf geworden, der sich vor lauter Wohlbeleibtheit nicht rühren kann. Ich fühlte mich körperlich hundeelend, jammervoll im Schädel, zerschlagen die Glieder. Aber so viel wurde mir im dumpfen Hinstieren in die Dunkelheit doch bald klar — ein Moralischer durfte nicht dazukommen, um Himmels willen nicht, um keinen Preis. Ich raffte mich energisch auf und tappte zu meinem Rucksack, in dem ich stets eine kleine Laterne mitführte. Bald brannte sie, und nun ging ich vor die Hütte hinaus und setzte die Laterne auf einen Holzstoß.

Es war empfindlich frisch, doch es regnete nicht mehr. Den Thaleinschnitt füllte dichter Nebel, der eben vom ersten grauen Dämmern des jungen Tages durchdrungen wurde. Ich hörte den Brunnen plätschern — ha, ein Gedanke, und ich stolperte auch schon zu ihm hin. Mit beiden Händen fing ich das eisige, köstliche Naß auf und platschte es mir in immer neuen Wogen über das glühende Gesicht, die hämmernde Stirn, die brennenden Augen und grunzte dazu vor Behagen wie — nun, der Vergleich sei mir erlassen. Und dann tauchte ich die Arme in den Trog, Rock und Hemd bis zum Ellbogen aufstreifend, so lange tauchte ich sie hinein, daß sie fast erstarrten — ah, das that wohl. Und darauf trocknete ich mich mit meinem Taschentuch ab, so gut es ging,



stagh

Der ausgebrochene Stier.

und vertrieb den pelzernen Maulwurf aus dem Munde durch das herrliche, göttliche Naß.

Es wurde rasch heller.

In die Hütte zurückgekehrt, würgte ich als erfahrener Mann eine trockene Semmel hinunter, die das Soferl vorsorglich für mich hingestellt hatte — sah aber mit Schaudern auf den vielleicht noch zollhohen Rest Weißweins in der Flasche auf dem Tisch. Sonst hatte ich tabula rasa gemacht.

Schnell hockte ich nun meinen Rucksack auf, warf den Wettermantel um und verließ die Hütte.

Und als ich nun da draußen im frischen jungen Morgen stand, da dachte ich auch — an meine entglittene Braut? — Gott bewahre — ans Soferl dachte ich und warf einen Blick zu ihrem Kammerfenster hinauf. Und guck da — da lugte der Schelm, den leicht zurückgeschlagenen Vorhang bis zum Hals vorhaltend, mit noch ganz verruscheltem Köpfchen wahrhaftig zu mir herunter. Mein Umherwandern unten mochte sie geweckt haben.

Ich stieß einen hellen Juchzer aus und warf hoch den Arm in die Luft. Sie nickte mir lächelnd zu. Und rüstig schritt ich hinein in den Bergwald.

Die Nebel zogen, von den Bäumen tropfte es, ein leichter Windhauch fächelte — alles wie geschaffen, um mich zu erfrischen, den letzten Rest von Müdigkeit und Verkaterung zu vertreiben.

In ihrer Waldhütte traf ich den Balthes, den Hies und den Schallertoni gerade beim Brauen des Morgenkaffees, von dem sie mir gern einen dampfenden Blechbecher voll abtraten.

Dann wanderte ich weiter auf steilem Pfade durch den Wald und über die frischgrünen Almwiesen im schmeichelnden, schimmernden Kosen des goldigen Tagesgestirns mit den geisterhaften Nebelwogen der Nacht. Als ich nach drei Stunden den Gipfel des Hochsteins erreicht hatte, brach der erste volle Sonnenstrahl durch, ein lachender Sieger; eiliges Wallen und Flüchten des weißlichen Flors, ein Zerreißen, ein Klaffen, ein Dampfen der Matten — und plötzlich tief, tief unter mir die Ebene im goldenen Sonnenglanz mit ihren blauen Seen und grünen Wiesen und bunten Dörfern, aus denen Glockenschall zu mir empordrang.

Ich schaute überwältigt. O Welt Gottes, wie bist du doch so schön! Ist es erhört, sie sich durch kleinliches Menschenleid vergällen zu lassen?

Lange schaute ich, im tiefsten berührt in der hehren Einsamkeit von der Pracht der Natur, von der Allmacht Gottes, die ein Balsam ist für alle Wunden des Menschenherzens. Und dann wanderte ich weiter, hoch über der Welt der Menschen, dahin über grünende Kuppen, durch wildes Steingeröll, an friedlichen Almhütten vorbei, durch das liebliche Geläut weidender Rinder, über felsige Grate, vor mir immer die in tausend Gipfeln und Zacken sich aufbauende unendliche Majestät des Gebirges, unermüdlich, bis der Magen mich mahnte, daß es Zeit zu einem Imbiß sei.

Auf einer noch nicht bezogenen Hochalm setzte ich mich im hellen Sonnenschein auf eine schlichte Holzbank und labte mich an einem Zipfel Wurst und an Brot und am frischen Naß eines plätschernden Wässerleins. Dann streckte ich mich auf dem kurzen, duftenden, sonnig durchwärmten Grün aus und schlief, den wettervergilbten Lodenhut über die Augen gedeckt, einen langen, tiefen Schlaf — den endgültigen Genesungsschlaf des Körpers und der Seele.

Völlig erfrischt erwachte ich, als der blendende Ball der Sonne am endlos blauenden Himmelsdom schon den Zenit überschritten hatte. Leichtfüßig stieg ich, fröhliche Lieder vor mich hinpfeifend, abwärts zur Tennhütte. Als ich noch hoch über ihr war, grüßte ich sie in ihrem traulichen Waldthale schon mit weitschallenden Juchzern. Und wie schmeckte mir darauf ein Nierenbraten und der rote Tiroler, vom schelmischen Soferl kredenzt, unter dem Geplauder des schlagfertigen, lebensfrischen jungen Dinges. Treuherzig und herzlich war unser Abschied. „Ade, Soferl — auf fröhliches Wiedersehen!“ — „Pfüat Ihna Gott, Herr Doktor!“

Abends saß ich wieder daheim am gewohnten Stammtisch.

„Nanu, wo hast du denn die zwei Tage gesteckt?“ hieß es.

„In den Bergen.“

„Was? — Bei dem Wetter gestern?“

„Freilich — wißt nur, ich hatte eine gute Nase. Mir ahnte gleich, daß es so nicht lange bleiben würde, wie es vorgestern abend anfing. Gestern allerdings war's ja noch soso — lala — aber heute, kann's wohl je prächtiger sein?“

„Und wir dachten schon, du hättest dich verlobt.“

„Schneckerln!“ entgegnete ich, mit den Fingern schnippend, und machte ein urschlaues, urzufriedenes Gesicht.





Blick auf Neustadt.

Die neue Strecke der Höllenthalbahn im südlichen Schwarzwald.

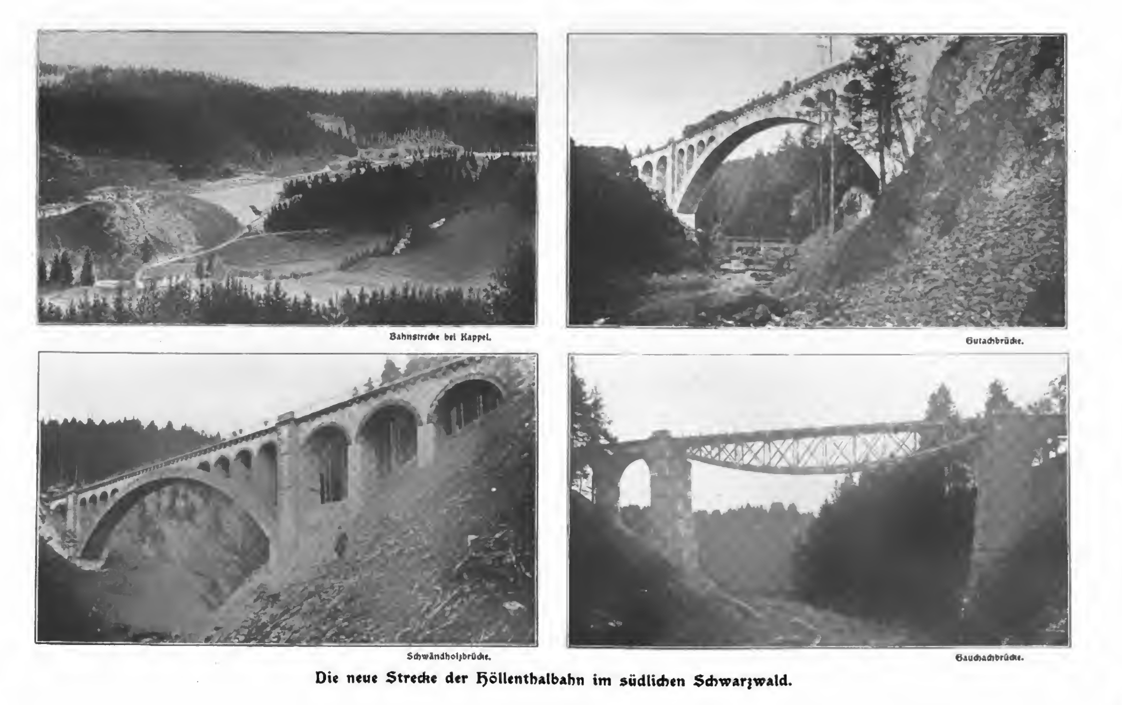
Aufnahmen von Hofphotograph Hermann Wolf in Konstanz.

Bald nachdem sie Neustadt verlassen hat, biegt die neue Strecke der Höllenthalbahn in die waldige Gutachschlucht ein und eröffnet eine Reihe überaus malerischer Ausblicke. Gleich nach der Station Kappel überschreitet in Zukunft der Eisenbahnzug die Gutach auf einer in Steinbogen von 64 Meter Spannweite ausgeführten Brücke. Kurze Zeit darauf wendet sich die Bahn in den Schwändeholztobel, durchbricht verschiedene Felsvorsprünge mittels Tunnels und überquert dann den Schwändeholztobel auf einer ähnlichen Brücke, die jedoch eine geringere Spannweite hat. Dann steigt die Bahn ziemlich stark bis Röthenbach, wo die waldlose Höhe des Schwarzwalds erreicht ist. Nun schlängelt sie sich in starken Krümmungen an Löffingen und Unadingen vorüber, um in der Nähe von Döggingen die Mauchachschlucht auf einer leicht gebogenen Brücke von sechs großen Bogenstellungen zu überschreiten. Nach einem bedeutend kleineren Uebergang über die Gauchach geht es alsdann bis Hufingen, wo die neue Strecke in die alte Bahn einführt, mit welcher bald Donaueschingen erreicht ist.

Durch diese Bahn wird in das Eisenbahnnetz Badens eine Strecke eingereiht werden, welche die direkte Verbindung des oberen Elsaß und die Stadt Freiburg mit dem Bodensee und Württemberg ermöglicht.



Aquädukt bei Kappel.



Bahnstrecke bei Kappel.

Gutachbrücke.

Schwändholzbrücke.

Gauchachbrücke.

Die neue Strecke der Höllenthalbahn im südlichen Schwarzwald.



Kalypso.

Ein Renaissancetraum

von **Maximilian Krauss.**

Mit zwei Originalzeichnungen von Robert Engels.

I.

„Meine Gattin untreu?! Meine Lola,
Sagst du, untreu mir? Mit meinem Schüler,
Meinem besten, meinem Lieblingsschüler
San Vitano?! Scherze nicht! Nur solche
Spässe nicht, die ätzen wie ein böses Gift,
Brennen wie des Aetna Lavagüsse,
Und das Herz aufwühlen, dieses frohe,
Gläubige, alternd' Herze, wie des Sturmes
Plumpe Riesenfaust das stille Meer!“

Signor Rossi, der gepriesene römische Notar,
Santarinis Jugendfreund, der treuste,
Ehrlichste Bewunderer des greisen Malers,
Stand und biss sich auf die schmalen, feinen Lippen,
Sah den Freund an, lächelte und schwieg bedeutsam.

„Rossi! Rossi!“ Keuchend kam's hervor
Aus der breiten Brust des Malers, wie das Schnauben
Eines angeschossnen Hirsches, den die Meute
Kläffend hetzt — „Rossi! Rossi! Ist es wahr?
„Kann es wahr sein —?!“ — —
„Zweifelst du, wenn ich es sage?

„Ist dein Bart nicht weiss wie ewiger Firnschnee?
Grub ein langes, sturmbewegtes Leben
Nicht des Alters Runenschrift dir auf die Stirne ?
Ist dein Weib nicht jung und schön und sinnenfreudig?
Muss es nicht ein Herz erklingen machen, das
Aller Saiten goldnen Wohlklang noch besitzt,
Während unsrer Herzen einzige rostige Saite
Nur noch der Erinnrung schrille Klagetöne wimmert?
Und ist San Vitano, dieser undankbare Schüler,
Dieser Dieb, der seines Meisters Kleinod stahl —
Ist er nicht ein Götterjüngling gegen dich und mich?
Wahrheit! Wahrheit? Santarini — ist nicht alles wahr,
Was ich sage? Jugend drängt nach Jugend sich,
Schönheit sich nach Schönheit, Kraft — o diese Göttin,
Diese Freudeschöpferin der Jugend! — buhlt sie nicht um Kraft?
Sucht sie ihres Wesens innerstes Geheimnis
Heiligstes Geheimnis —: trotziges Gewähren,
Dieses süsse, lechzend heisse Sich-Ergeben —
Sucht sie es nicht dort, nicht immer dort, wo alle Seufzer,
Einer überwältigenden Symphonie gleich,
Sich im Echo herrlicher Gefühle wiederfinden?“

Schweigend, finster grübelnd starrte Santarini
In die nebelbrauende Campagna,
Und des Abends violette Schatten gossen ihre Tiefen
In des alten Malers Augen, dass sie grundlos schienen
Wie der Himmel über ihm.

Was er dachte? Was in seiner Seele reifte?
Forschend glitten Rossis kluge Blicke über seinen Freund,
Der, noch immer schweigend, finster grübelnd,
In die nebelbrauende Campagna starrte,
In des Abends violette Schatten, die in seine Augen
Ihre Tiefen gossen, dass sie grundlos schienen
Wie der Himmel über ihm.

„Komme, Santarini! Wehre deinen schleichenden Gedanken!
Ueberwinde deinen Schmerz und kehre heim,
Heim zu deinem Weib, und lasse es nicht fühlen,
Dass du seiner Jugend unveräusserliche Rechte
Auf dem morschen Kahne deiner alternden Gefühle
Mit dir führen wolltest, einem Schmuggler gleich, hinaus
Auf die Meereswüste trauernder Entsagung.“

„Ueberwinde! Ueberwinde!" murmelte der greise Maler,
Und ein wehmütiges Lächeln irrte über seine Züge.
„Eine einzige grosse Ueberwindung alles Glückes,
Aller Hoffnung und Erinnrung ist das Leben . . ."
Wortlos reichte er dem Freund die Hand und drückte seine,
Wortlos schritten sie, wie zwei entgeisterte Gestalten
Einer andern Welt,
Auf der stillen Gräberstrasse Rom entgegen . . .
Ueber der Campagna weissen Nebelwogen
Wölbte sich die blaue Nacht des Himmels,
Von den Meilensteinen der Unendlichkeit, den Sternen,
Matt, geheimnisvoll erleuchtet wie ein Dom . . . .

II.

„In Ogygias wundertiefem Haine,
Den das blaue, heitre Meer umrauscht,
Hat Odysseus sieben süsse Jahre
Der Kalypso Liebessang gelauscht.

„Weil, o weile, teurer Held der Griechen,
Gieb dich mir, wie ich mich dir geweiht,
Sei mein Gatte, sei's! Für deine Treue
Biet' ich alles dir — Unsterblichkeit!

„Sieh, es stürzen deiner Heimat Tempel,
Und der Schönheit Genien fliehn daraus,
Und das neid'sche Schicksal löscht das Leben
Deiner herrlichsten Heroen aus.
Aber dich in meiner heissen Liebe,
Dich küss' ich zum Gott mit meinem Kuss,
Ewig bist du, wenn die Schar der Deinen
Schweigend zu den Schatten wandern muss!

„Siehst die Sonne ewig dir zu Häupten,
Atmest ewig meiner Rosen Duft,
Atmest ewig, Held, in meinen Armen
Glückerlüllte heitre Götterluft.
Weil, o weile, teuerer Geliebter,
Gieb dich mir, wie ich mich dir geweiht,
Sei mein Gatte, sei's! Für deine Treue
Flechte ich den Kranz dir der Unsterblichkeit!"

„Also sang Kalypso . . ."

Lola sass zu San Vitanos Füssen, glücklich lächelnd
Seinen Worten lauschend, und ihr dunkles Auge
Ruhte stolz bewundernd auf der Leinwand,
Der mit mondelangem selig frohem Eifer
San Vitanos glühend Schaffen war gewidmet.

„Herrliches hat deine hohe Kunst geschaffen, San Vitano —!"
„Meine Kunst und — deine Liebe!"
San Vitano küsste Lola zärtlich auf die edle Stirne,
Die, wie Abendrot die Ferner, süsse Scham erglühen machte.
„Wird man nicht erkennen, dass ich die Kalypso bin —?"

„Fürchtest du, Madonna, die Entdeckung?
Zeuxis und Apollo neiden mir mein Vorbild!
Wird ganz Rom nicht stumm, in staunendem Entzücken
Dieser Augen Meerestiefe, dieser Lippen
Herrliche Musik und dieses marmorweissen Nackens
Edlen Linien — —"
„San Vitano —!"

„Sprich! Und ist dies nicht Kalypso —?!
Ist sie's nicht, die sagenschöne Nymphe,
Die gestaltgewordne Götterschönheit,
Die selbst des Olymps ehrwürd'ge Götter,
Und vor allen seine stolzen Göttinnen,
Diese Eifersüchtigen! mit Neid erfüllte,
Mit so gelbem, giftigem, ungöttlichem Neide,
Dass sie — beide aus verschiednen Gründen! —
Dieser schönen Nymphe nicht Odysseus gönnten — ?!"

Lolas klare Mädchenaugen sahen trübe,
Und ein Schatten huschte über ihre frohen Mienen.
„Und Odysseus ging und liess Kalypso,
Liess zurück sie auf Ogygias weltverschollner Klippe,
Trauernd, klagend um den Freund, um den Geliebten . . .!"

San Vitano schloss die Weinende in seine Arme,
Jubelnd, brünstig wie ein teures Heiligtum,
Und auf ihre Lippen, ihre zuckend heissen Lippen
Presste tausend Küsse er in wilder Leidenschaft,
Und sie gab ihm wieder, gab ihm doppelt wieder
Seiner Liebe heilige Flammengluten,
Schluchzend seine Worte wie in seligem Traume wiederholend:

„Weil, o weile, herrlicher Geliebter!
Gieb dich mir, wie ich mich dir geweiht!
Sei mein Gatte, sei's! Für deine Treue
Flechte ich den Kranz dir der Unsterblichkeit!"

III.

Santarini stand in seines Schülers hoher Werkstatt —
Wie die Wetterwolke, auf des Wirbelsturmes Flügeln hergetragen,
Plötzlich alles Licht am Himmelsbogen auslöscht,
Und die Welt in angsterfülltem Dunkel atemlos
Harrt des Donners fürchterlichen Weckrufs,
Der die lauernden Dämonen der Natur entfesselt —
So verscheuchte Santarinis mächtige Erscheinung
Jäh der Liebe heitre Genien aus dem kunstgeschmückten Raum,
Und ein tiefer Schatten fiel auf San Vitanos Züge,
Fiel auf Lolas Antlitz. Keines wagte zu dem Alten
Aufzuschauen, dessen Flammenaugen, vielberühmt und vielgefürchtet,
Lodernd ruhten auf dem Schüler, ruhten auf der Gattin.
Und ein jedes fühlte, bis ins Innerste erschauernd: —
Diese Jovisaugen sahen in die Seele, in die tiefste Seele . . .
„Ueberrascht' ich euch —?" Ein bittres Lächeln irrte
Ueber Santarinis bleiche, bartverborgne Lippen.
„Grosse Künstler muss man bei der Arbeit überraschen,
Denn nur wenige auserlesne Erdgeborne
Lassen sie die Werke, die sie schaffen, schon im Werden schauen.
Und ich denke: San Vitano ist ein grosser Künstler —
Muss es denken, denn seit Monden schon verschliesst er
Seinem eignen Meister neidvoll wie ein Harpagon die Thür.
Hätt' ich doch ein Recht auf freie Einkehr bei Vitano,
Meinem Schüler! Denn wo Santarinis Gattin
Ungehindert darf das Werdende bewundern,
Darf wohl auch der Gatte gleicher Gunst und gleichen Vorzugs
Sich erfreun. Denn zwischen Gatten giebt es kein Geheimnis!
Oder — bist du andern Sinnes, Lola?"
Drohend klang die Frage.
Schweigen, tiefes Schweigen war die Antwort.

„Wohl! Nun lasst uns sehn, was unser Knabe schuf!"
Forschend, wie der Adler ausspäht nach willkommner Beute,
Wanderten des Meisters scharfe Augen durch die Werkstatt,
Und an San Vitanos herrlichem Gemälde
Blieben festgebannt sie hangen.

Atemlos, erschüttert, überwältigt
Stand der Meister, sah und sah, ganz losgelöst
Von der Gegenwart, trat heran, das Bildwerk prüfend,
Trat zurück, der Augen stolze Bogen mit den Händen überschattend,
Und wie Morgenröte glühte auf des Meisters Antlitz
Triumphierend auf die Freude der Begeisterung.

„Welch ein Weib! Welch herrlich Weib! Und welch ein Kunstwerk!
Welch ein unvergänglich schönes, sieghaft schönes Meisterwerk!
Stört mich nicht! lasst mich es ganz geniessen!
Einmal nur in einem gottgeweihten Augenblick
Sah ich so dies holde Frauenbild vor meinem Geiste . . .
Einmal! Aber ach! Ich hatte nicht die Kraft, es festzuhalten!
Santarini, der Gefeierte, der Vielgerühmte,
War ein Stümper! — — Ist ein Stümper, sag' ich!
Lasst mich! lasst mich! Denkt nicht, dass ich irre rede!
Santarini kennt die Grösse seiner Kunst und ihre Grenzen!
Solche Schönheit malt nur, wer von ihrem Ewigen
Einen Hauch verspürt in seinem Herzen,
Solche Götter der nur, der selbst Gott ist! — —
San Vitano! Schüler, Lieblingsschüler!
Komm an meine Brust! Du hast den Meister überwunden,
Deinen armen, alten Meister! Solche Kunst hat keinen Meister!
Von den Göttern kommt sie, zu den Göttern geht sie,
Und kein Mensch vermag sie festzuhalten,
Den nicht die Unsterblichkeit geküsst!"

Jauchzend sank der Schüler in des Meisters Arme,
Und umschlungen hielten sie sich lange, lange.
Ueber das Gemälde San Vitanos
Goss die Abendsonne ihre goldne Glorie.
Und im Dunkel schwerer, wallender Gardinen
Schluchzte leis ein Weib, das junge Herz voll
Heisser, keuscher Scham und lenzesfrohen Glücks . . . .

IV.

„Santarini ist gestorben. Jäh verlosch die stolze Leuchte
Grosser Kunst! Und wieder ist ein Stern
An dem Himmel Roms für immer ausgebrannt!"
Durch die Siebenhügelstadt verbreitete sich,
Tiefe Trauer weckend, diese Kunde . . .
„Habt ihr San Vitanos Meisterwerk,
Seine herrliche Kalypso, schon gesehen?
Kommt und seht und staunt und seid begeistert!"
„Santarini starb! Ein neuer Santarini lebt!"
„Seinen Meister hat der Schüler übertroffen . . . ."
„An gebrochnem Herzen, sagt man! starb der Meister — ?"
„Seines Schülers Ruhm konnt' er nicht überleben!"
Durch die Siebenhügelstadt verbreitete sich,
Wie ein Flugbrand eilt, auch diese Kunde,
Und der Neider Freude triumphierte . . . .

Signor Rossi, der gepriesene, römische Notar,
Santarinis Jugendfreund, der treue,
Ehrliche Bewunderer des greisen Malers,
Stand am Sarkophag des grossen Alten,
Sah mit Tränen in den klugen Augen
Auf den lieben und berühmten Toten,
Dem die Gattin frischen Lorbeer schluchzend auf die Stirne drückte —
Sah ihm lange in das bleiche, stille, stolze Antlitz,
Das die ruhige, friedlich frohe Schönheit
Weltverachtender Selbstüberwindung adelte . . .





Herzog Friedrich von Anhalt.

In sein siebzigstes Lebensjahr trat am 29. April Herzog Friedrich von Anhalt, und weit über die Grenzen des anhaltinischen Landes nahm das deutsche Volk Anteil an dieser Feier, denn der Herzog hat sich stets als einen echt deutsch gesinnten Fürsten erwiesen, und seinem Staate brachte seine dreißigjährige Regierung einen hohen Aufschwung. Geboren am 29. April 1831 als Sohn des Herzogs Leopold Friedrich und seiner Gemahlin Friederike, Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, studierte der damalige Prinz Friedrich in Bonn und Genf und trat 1850 beim ersten Garderegiment zu Potsdam in das preußische Heer ein. Im Jahre 1864 machte er den Krieg gegen Dänemark mit und nahm im Stabe des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, seines Schwagers, an der Erstürmung der Düppeler Schanzen teil. 1867 zum Generalleutnant ernannt, nahm er auch Anteil am Feldzuge gegen Frankreich. Schon seit 1853 hatte Erbprinz Friedrich seinen dauernden Aufenthalt in Dessau genommen, der nur durch die kriegerischen Ereignisse und Reisen mehrfach unterbrochen wurde. Am 22. April 1854 vermählte er sich mit der Prinzessin Antoinette von Sachsen-Altenburg (geboren am 17. April 1838), der Tochter des Prinzen Eduard. Am 22. Mai 1871 folgte Erbprinz Friedrich seinem Vater auf dem Thron. Von seinem segensvollen Wirken in der ernstlichen Fürsorge für das Wohl des Landes ist wenig über die Grenzen des anhaltischen Staates hinausgedrungen, denn allen geräuschvollen Kundgebungen feind, vermeidet der Herzog das persönliche Hervortreten in der Oeffentlichkeit. Aber der große wirtschaftliche Aufschwung seines Landes, die geistige Hebung, die Anhalt durch große Neueinrichtungen in Unterrichtsanstalten und Bildungsstätten seit seinem Regierungsantritt erfahren hat, reden eine eindringliche Sprache. Im Jahre 1896 wurden dem Herzog gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläums aus allen Schichten des Landes überreiche Huldigungen entgegengebracht. Die Ehe des Herzogspaares ist durch reichen Kindersegen beglückt worden. Allerdings wurde ihm der älteste Sohn, Erbprinz Leopold, 1886 durch den Tod entrissen, und so ging die Thronfolge auf den Prinzen Friedrich über, der seit 1889 mit der Prinzessin Marie von Baden vermählt ist.



Aufn. von Hofphot. Salomon, Dessau.

Herzog Friedrich von Anhalt.

Reichsgerichtspräsident Otto von Oehlschläger.

Am 16. Mai feierte der Präsident des höchsten deutschen Gerichtshofes, Otto von Oehlschläger, seinen 70. Geburtstag. Unter den Männern, die bedeutenden Anteil an der Ausgestaltung der deutschen Reichsgesetze haben, steht er an erster Stelle, und in kurzer Zeit stieg er zu den höchsten juristischen Ehrenstellen auf. Am 16. Mai 1831 als Sohn eines Rittergutsbesitzers in Ostpreußen geboren, studierte er von 1850 an in Königsberg und wurde 1858 zum Gerichtsassessor ernannt. Nachdem er Richterstellen in Schwetz und Löbau bekleidet hatte, ging er zur Staatsanwaltschaft über und wurde nach kurzer Zeit erster Staatsanwalt am Stadtgericht in Königsberg. Als Anfang der siebziger Jahre die Vorbereitungen zu den Reichsjustizgesetzen begannen, wurde er als vortragender Rat in das Justizministerium berufen und griff häufig als Regierungskommissar in die Verhandlungen des preußischen Landtages wie des Reichstages ein. Im Dezember 1879 wurde er zum Generalauditeur für Heer und Marine ernannt und erhielt den Titel Geheimer Oberjustizrat. Diese Stelle bekleidete er bis 1885, in welchem Jahre er zum Präsidenten des Kammergerichts berufen wurde. In der Zwischenzeit erhielt Oehlschläger verschiedene Auszeichnungen und Ehrenämter. So ist er seit 1884 Kronsyndikus, Mitglied des preußischen Herrenhauses und nach Wiedererrichtung des Staatsrates auch Mitglied dieser hohen Körperschaft. Kaiser Friedrich verlieh ihm den Adel. Im Jahre 1889 wurde er zum

Staatssekretär des Reichsjustizamtes und 1891, nach dem Rücktritt Simsons, zum Präsidenten des Reichsgerichts in Leipzig ernannt. Trotz eines hohen Alters erfreut sich Otto von Oehlschläger einer außerordentlich geistigen Frische, so daß er neben seiner verantwortlichen Präsidialthätigkeit noch heute den Vorsitz im IV. Zivilsenat des Reichsgerichts führt.



Phot. Georg Brokesch, Leipzig.
Reichsgerichtspräsident Otto von Oehlschläger.

Der Neubau des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.

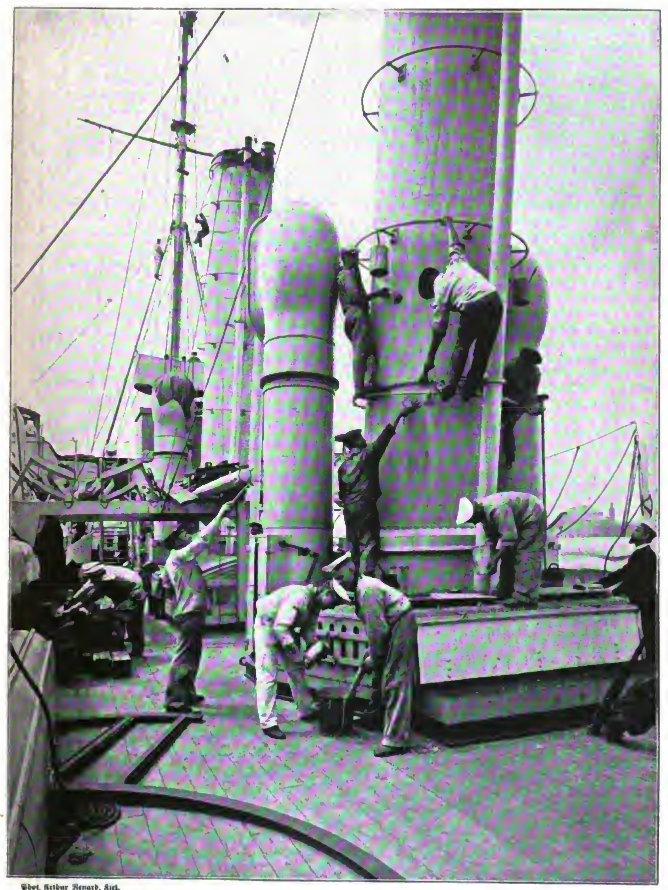
Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, dessen Sammlungen dank der Munifizenz seiner Protektoren und Freunde stetige Bereicherung erfahren, hat, um weiteren Platz zur Unterbringung jener zu gewinnen, soeben ein neues Haus erstehen lassen. Vortrefflich reiht sich dieses den bereits vorhandenen älteren Gebäuden an. Aus einem Erdgeschoß, zwei Stockwerken und einem Erkeraufbau besteht das stattliche Eckhaus, dessen Fassade, einfach gehalten, einzelne alte, dem neuen Bau aufgesetzte Skulpturen aufweist. Zu sehr reicher, charakteristischer Ausstattung zeigt sich dagegen der First. Von drei Türmchen flankiert, umzieht in zierlicher Steinarbeit eine Galerie auf beiden Seiten den Eckbau. Die Wappen verschiedener deutscher Städte aneinander gereiht, bilden einen weiteren Schmuck dieses prächtig wirkenden Geländerganges. Malerisch umschließt, nur durch einen ganz schmalen Weg getrennt, die alte Stadtmauer mit ihrem Walle, ihren originellen Türmen und Thoren das Museum, dessen Inneres eine Fülle von Schätzen alter Kunst in sich birgt. Als „Eigentum der deutschen Nation“ bezeichnet diese die über dem Hauptportal stehende Inschrift.

Schornsteinmalen.

Die Reinlichkeit an Bord unsrer deutschen Kriegsschiffe ist schon längst sprichwörtlich geworden, und sie ist ja, wie jedem Eingeweihten bekannt, in den Verhältnissen bedingt. Denn wenn bei einer Besatzung von 655 Mann, wie sie beispielsweise die „Kaiserklasse“, unsre neuen großen Panzerschiffe vom Typ des „Kaiser Friedrich III.“, zählt, nicht die allerpeinlichste Sorgfalt in dieser Beziehung herrschte, würden sich leicht durch die Zusammendrängung einer so bedeutenden Menschenzahl auf einen verhältnismäßig geringen Raum bedenkliche Folgen in hygienischer Hinsicht ergeben. Aber die Reinlichkeit an Bord erstreckt sich nicht



Der Neubau des Germanischen Museums in Nürnberg.



Phot. Arthur Renard, Kiel.

Schornsteinmalen auf einem deutschen Kriegsschiffe.



Gruppe des Grossen Kurfürsten in der Berliner Siegesallee. Von Fritz Schaper.

nur auf das Scheuern, Wischen, Putzen und so weiter, sondern auch auf das „Malen“. Der Seemann nennt das häufig wiederholte Tünchen der Schornsteine, Decksaufbauten und Außenwände des Schiffes nicht Streichen, sondern Malen, und bekundet schon durch den Ausdruck, welchen großen Wert er hierauf legt. Ein tüchtiger „erster Offizier“ sinnt tagein tagaus auf nichts andres als auf die Möglichkeit, sein Schiff in dem Zustand der höchsten Sauberkeit zu erhalten, damit es nicht etwa „zum Skandal der Menschheit in der Welt herumsegelt“. Darum haben auch die Maler, Malersmaate und Malersgasten an Bord viel zu thun, andrerseits aber auch einen Stein im Brett bei dem „Ersten“, wenn es durch ihre Thätigkeit gelingt, das Schiff in den Zustand eines „Schmuckkastens“ zu bringen. Unser Bild zeigt uns die Malersgasten in voller Thätigkeit, dem Schornstein ein neues Farbekleid anzuziehen.



Gruppe des Königs Friedrich Wilhelm III. in der Berliner Siegesallee. Von Gustav Eberlein.

Die neuen Denkmalgruppen in der Berliner Siegesallee.

(Aufnahmen von Hugo Rudolphy, Berlin.)

Abermals sind in der Berliner Siegesallee einige neue Denkmalgruppen enthüllt worden. Diejenige des Großen Kurfürsten ist ein Werk Fritz Schapers. Der Held steht in kraftvoller Haltung vor einem eichengeschmückten Baumstumpf; er trägt Reiterstiefel und den langen Rock mit Spitzenjabot, Schärpe und Ordensband. Das Haupt bedeckt der holländische Hut. Die rechte Hand stützt sich auf einen Krückstock. Das Denkmal steht auf einem Marmorpostament, dessen Hauptfläche nur eine große Kartusche mit dem Kurhut und der Inschrift trägt. Von den beiden Büsten erscheint der alte Derfflinger als Reitergeneral, der in lebhafter Bewegung seinen Marschallstab schwingt; der Rock, den er zur Allongeperücke trägt, ist nach dem im Berliner Zeughause befindlichen Original modelliert. Für Otto von Schwerin, den vertrauten Berater des Kurfürsten, hatte Schaper eine Vorlage in dem großen Terwesteuschen Bilde, das im Oranienburger Waisenhause aufbewahrt wird. Als jugendlichen Fürsten hat Gustav Eberlein den König Friedrich Wilhelm III. aufgefaßt, neben dem man die Büsten des Freiherrn von Stein und Blüchers gewahrt. Letzterer, ungemein lebendig aufgefaßt, hält mit der Linken den Säbel an die Brust, die Rechte faßt den in reicher Drapierung umgelegten Mantel; zur Seite ruhen auf der Banklehne ein stilisierter Helm und ein Eichenzweig. Der Mittelteil der Bank trägt in einem vom Kaiser selbst skizzierten Aufsatz das Relief des Bildhauers Gottfried Schadow. Das Hauptpostament zeigt an den Ecken Viktorien, deren Flügel sich an die Flächen des Sockels schmiegen. Die dritte Nische ist dem Kaiser Wilhelm I. und seinen Paladinen Bismarck und Moltke gewidmet. Reinhold Begas hatte vor allen übrigen Künstlern den Vorzug, daß er die drei von ihm dargestellten Persönlichkeiten wiederholt nach dem Leben modellierte; es ist daher ganz selbstverständlich, daß er nicht nur in der Figur des Kaisers ein ungemein echtes, der Wirklichkeit entsprechendes Werk geschaffen, sondern auch die Köpfe Bismarcks und Moltkes in meisterlicher Charakteristik wiedergegeben hat.



Gruppe Kaiser Wilhelms I. Von Reinhold Begas.





Elektrische Accumulatoren-Lokomotive ohne Tender.

Elektrischer Schnell- und Fernverkehr.

Von **Franz Bendt.**

Es war zuerst auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1879, wo elektrisch betriebene, auf Schienen bewegte Fahrzeuge Personen beförderten. Die elektrische Eisenbahn hat sich in den folgenden zwei Jahrzehnten anfangs nur langsam, aber dann im lebhaftesten Tempo die Straßen der Großstädte erobert. Das hatte in den Kreisen der Techniker und Laien den Wunsch erzeugt, den elektrischen Betrieb auch zum Verkehr zwischen den Städten einzuführen, also elektrische Vollbahnen für den Fernbetrieb zu schaffen.

Die Gründe sind leicht zu übersehen. Die Dampflokomotive erzielt trotz ihres hohen technischen und künstlerischen Aufbaues nur eine verhältnismäßig geringe wirtschaftliche Leistung. Der Hauptanteil der ihr in der Kohle zugeführten Energie geht durch den Schornstein verloren und durchdringt als unerfreuliche Beigabe in Form von strahlender Wärme die Luft. Ganz zu schweigen von Rauch und Ruß, die von der Thätigkeit der Dampfmaschine nun einmal nicht zu trennen sind. Man hat daher die Verwendung der Elektricität statt der Dampfkraft zum Betrieb von Vollbahnen ernsthaft in Erwägung gezogen, und namentlich sind bereits kürzere Anlagen in Thätigkeit oder befinden sich im Bau. Sie schließen sich in ihrem technischen Aufbau den Einrichtungen an, die sich im Stadtverkehr entwickelt haben. Zur Personenbeförderung wählte man zumeist den Motorwagen, wie wir ihn überall jetzt innerhalb der Großstädte sehen: also einen Personenwagen, unter dem sich ein oder mehrere Bewegungsmechanismen, die Motoren, befinden. Die großen Vorteile, die der Gebrauch von Motorwagen bietet, müssen auch dem Laien unmittelbar auffallen.

Der künstliche Ballast, den die schweren Dampflokomotiven in ihrem eignen Gewicht und als Wasser und Kohle mit sich führen, wird in dem Motorwagen durch den zahlenden Ballast der Passagiere selbst ersetzt. Für den Güterverkehr wurden ausschließlich elektrische Lokomotiven gewählt. Von den bereits in Deutschland bestehenden elektrischen Vollbahnen seien die 4,5 Kilometer lange Nebenbahnstrecke, die von Meckenbeuren nach Tettnang führt, die 40 Kilometer lange elektrische Kleinbahn Düsseldorf-Krefeld und die 52 Kilometer lange Verbindungsstrecke Worms-Ludwigshafen-Neustadt genannt. Am größten ist die Zahl der elektrischen Vollbahnen in Amerika.

Während man in Deutschland sich vielfach der Accumulatoren zum Betrieb bedient, verwendet man in Amerika fast ausschließlich die oberirdische Stromzuführung: die Methode, die am besten durcharbeitet und erprobt ist. Die Züge werden entweder durch einen Motorwagen, dem eine größere Zahl von Beiwagen angehängt sind, in Antrieb versetzt, oder man stellt sie, nach den Vorschlägen des amerikanischen Ingenieurs Sprague, aus lauter Motorwagen zusammen, die von einem Wagen aus reguliert werden. Man ist dadurch befähigt, die Fahrgeschwindigkeit beträchtlich zu erhöhen und das Anfahren und Bremsen der Züge zu beschleunigen. In Chicago und Brooklyn befinden sich zum Beispiel Bahnen, die nach Spragues System eingerichtet sind.

Um so große Geschwindigkeiten zu erzielen und so bedeutende Lasten befördern zu können, wie man es von einer Vollbahn fordert, müssen natürlich auch sehr starke elektrische Ströme den Motoren zugeführt werden. Das geschieht entweder dadurch, daß man die Ströme durch mehrere oberirdische Drähte zum Wagen leitet oder sich der sogenannten „dritten Schiene“, die zur Seite der Laufschienen angebracht ist, bedient. Die Rückleitung des Stromes vollzieht sich auch hier in den Laufschienen. Auf der 12 Kilometer langen Wannseebahnstrecke Berlin-Zehlendorf, die angelegt wurde, um für den Großbetrieb elektrischer Vollbahnen neue Gesichtspunkte zu gewinnen, benutzte man zum Beispiel die „dritte Schiene“. Bei diesen Versuchszügen erfolgt die Bewegung durch zwei Motorwagen, von denen sich der eine an der Spitze, der andre am Schluß der Wagenreihe befindet.

Für kürzere Linien kann selbst für schwere Züge die Frage des elektrischen Betriebs als gelöst betrachtet werden, aber auch die Konstruktionen von Motorwagen und elektrischen Lokomotiven, die dem Fernverkehr genügen, haben bereits einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Um solchen Bestrebungen, gleichsam dem Aufwachsen einer neuen Technik, mit Verständnis folgen zu können, ist es am besten, den Ingenieur bei seinen Versuchen zu begleiten. Die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft in Berlin hat bereits vor Jahresfrist mit Genehmigung der Königlichen Eisenbahndirektion Versuche in dem Sinne auf der Zweigbahn Gesundbrunnen-Jägerhof angestellt. Diese Strecke eignet sich durch die vielen Schwierigkeiten, die sich auf ihr häufen, sehr gut zu solchen Versuchen. Bei schneller Fahrt dürfen dort die Signale keinen Augenblick ruhen! Steigungen und Straßenübergänge sind zu nehmen, und der freie Ausblick ist durch scharfe Kurven allüberall begrenzt. Die elektrischen Vollbahnlokomotiven für den Fernverkehr, die auf dieser Strecke ausgebildet werden, entnehmen ihren Betriebsstrom durch mehrere walzenförmige Stromabnehmer von den allbekannten oberirdischen Zuleitungsdrähten. Sie verfügen über eine Leistung von 300 Pferdekräften und sind befähigt, einem Zuge von 330 Tonnen eine Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde zu verleihen. Uebrigens wird auch häufig den Lokomotiven ein Tender angehängt, auf dem sich Accumulatoren befinden, um den Zug gegebenenfalls von der Stromzuführung unabhängig zu machen. Ich hatte Gelegenheit, Probefahrten auf der neuen Lokomotive zu machen, und war überrascht von der Ruhe, mit der sich die Maschine auch bei höchster Geschwindigkeit bewegte, wie von der Sicherheit, mit der sie dem Eingreifen des Führers gehorcht. Zu einem unsrer Bilder führen wir auch eine Accumulatorenlokomotive ohne Tender vor. Sie fällt durch ihre großen Vor- und Hinterkasten auf, welche die Batterie bergen.

Wie Tag und Nacht verhalten sich die elektrischen und Dampflokomotiven in ihren Aeußeren zu einander. Statt des schwarzen, rußigen und den Unbilden der Witterung ausgesetzten Führerhauses der alten Maschinen besitzen die neuen Lokomotiven einen eleganten geschlossenen Salon. Das Exemplar, das wir vorführen und das auf der Pariser Weltausstellung gezeigt wurde, besitzt sogar spiegelbelegte Wände.

Die außerordentlichen wirtschaftlichen Vorteile, die durch den elektrischen Eisenbahnbetrieb erzielt werden, treten bereits jetzt klar zu Tage. Die Versuche auf der Wannseebahn ergaben zum Beispiel eine Ersparnis von 10 Prozent; und das gilt, wie von hervorragenden Fachleuten erwiesen wurde, nicht nur für den Personen-, sondern auch für den Güterbetrieb. Ist es doch bei elektrischen Zügen nicht nötig, erst Maschinen anzuheizen, sondern sie sind zu jeder Zeit arbeitsbereit.

Die Bahnanlagen, die wir bisher beschrieben, wurden ausschließlich durch Gleichstrom betrieben. Diese Stromart ist jedem aus den galvanischen Elementen bekannt, die zur Erregung von Klingelapparaten und Telegraphen dienen. Der Gleichstrom bewegt sich, wie es der Name schon sagt, immer nach derselben Richtung, wie zum Beispiel eine bewegte Wassermenge in einer Röhrenleitung.

Der große wirtschaftliche Vorteil, der jeden elektrischen Betrieb vor den älteren Betriebsarten auszeichnet, liegt besonders darin, daß die elektrische Energie aus jeder Naturkraft, also zum Beispiel aus jeder Wasserkraft, gewonnen werden kann.



Elektrische Lokomotive mit Tender.

Wo auch immer ein Wasserfall niedergeht, ist man befähigt, seine mechanische Energie in elektrischen Strom umzuwandeln. An Wasserkräften reiche Länder, wie Amerika, die Schweiz, Italien und andre, planen deshalb, diese im Interesse des Verkehrs auszunutzen.



Drehstromlokomotive für den Schnellverkehr.

Die Stromleitung starker elektrischer Ströme über sehr weite Strecken ist mit Gleichstrom nicht gerade vorteilhaft und oft nur mit großen technischen Schwierigkeiten durchzuführen. Man bedient sich deshalb jetzt in solchen Fällen des Drehstroms, der sich aus drei verketteten Wechselströmen zusammensetzt. Er bietet den großen Vorteil, daß man ihn unter sehr hohem Druck ohne wesentlichen Verlust fortzuleiten vermag. Die Physik lehrt aber, daß, je höher der Druck ist, unter dem sich ein Strom bewegt, um so gewaltiger auch seine Leistung erscheint.

Man kann ferner den Druck des Drehstroms, oder besser seine Spannung, wie die Techniker sagen, an jeder beliebigen Stelle durch einfache Apparate, sogenannte Transformatoren, auf jede wünschenswerte Größe umformen. Man pflegt zumeist in den Fernleitungen, um diese durch möglichst dünne Drähte herstellen zu können, den Strom unter sehr hoher Spannung zu befördern und ihn sodann am Gebrauchsorte auf eine geringere Spannung zu ermäßigen. Das ist schon aus dem Grunde



Einfache elektrische Gleichstromlokomotive von Siemens & Halske.



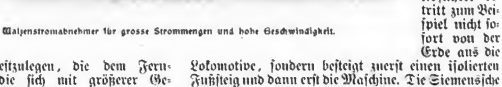
Führerhaus einer Gleichstromlokomotive für Vollbahnen.

sehr vorteilhaft, weil hochgespannter Drehstrom sehr gefährlich ist.

Von den Bahnanlagen, die die Ausnutzung der Wasserkräfte in großem Maßstabe planen, wollen wir der größten gedenken, die ihrer Vollendung entgegengeht. Wir meinen die beiden italienischen Bahnlinien Lecco-Colico-Sondrio und Colico-Chiavenna, welche eine Länge von 130 Kilometern besitzen. Die zur Schaffung der elektrischen Energie nötigen Wassermengen entnimmt die Adriatische Eisenbahngesellschaft mit Erlaubnis der Regierung einem Wasserfall der Adda, der nahe der Brücke von Tesco niedergeht. Der abgezweigte Wasserstrom gelangt durch ein Tunnel von 5 Kilometern Länge nach Morbegno, wo sich eine elektrische Zentrale befindet, die 10000 verfügbare Pferdekräfte in Drehstrom umwandelt. Unter einer Spannung, die dreißigmal so hoch ist, als sie bei den elektrischen Stadtbahnen wirkt, wird der Strom durch die 130 Kilometer langen Fernleitungen gesandt. An gewissen Stationen zweigt man ihn ab und transformiert ihn auf eine niedrigere Spannung. So gelangt er endlich zu den Motorwagen und Lokomotiven. Die Firma Ganz & Co. in Budapest hat die Anlage nach langjährigen Studien und auf Grund neuer Untersuchungen ausgeführt; es wird die erste große Fernbahn mit Drehstrombetrieb sein, die sich auf der Erde befindet.

Die Techniker wenden sich jetzt der großen Fundamentalaufgabe zu, die Bedingungen für elektrisch betriebene Bahnen festzulegen, die dem Fernverkehr dienen und die sich mit größerer Geschwindigkeit bewegen sollen, als es bisher möglich war. Die Dampflokomotive erreicht bekanntlich, mit Ausnahme einiger besonders günstiger Fälle, nur eine Höchstgeschwindigkeit von etwa 100 Kilometern in der Stunde. Man ist zu der Anschauung gelangt, daß für den elektrischen Betrieb Geschwindigkeiten von circa 200 Kilometern in der Stunde durch Motorwagen oder Lokomotiven zu erreichen sein dürften.

Bereits im Jahre 1891 wurde vom Ingenieur Ziepernowsky der Plan veröffentlicht, Wien und Budapest durch eine Hochbahn zu verbinden, auf der sich langgestreckte Motorwagen mit einer Stundengeschwindigkeit von 200 Kilometern bewegen sollten. Die Ausführung ist besonders aus eisenbahntechnischen Gründen gescheitert, aber auch weil die Elektrotechnik damals noch nicht auf der Höhe stand, um die Lösung einer solchen Aufgabe zu ermöglichen. Es war unbekannt, wie alle zu berücksichtigenden Einflüsse sich vergrößern, wenn man zu Geschwindigkeiten fortschreitet, die über 100 Kilometer liegen. An diese Grenze sind auch jetzt noch, zum Teil wenigstens, unsre Erfahrungen geknüpft, nur Versuche in großem Stil können hier helfen.



Walzenstromabnehmer für grosse Strommengen und hohe Geschwindigkeit.

Schon seit mehreren Jahren sind auf die Anregung von Wilhelm von Siemens in diesem Sinne von der Firma Siemens & Halske, um die notwendigen technischen Unterlagen für elektrische Fernbahnen, die mit sehr hochgespanntem Drehstrom arbeiteten, zu erhalten, erfolgreiche Versuche angestellt worden. Sie wurden auf der 3 Kilometer langen Versuchsbahn zu Groß-Lichterfelde und Zehlendorf ausgeführt.

Der Aufbau der neuen Drehstromlokomotive und des ganzen Systems, das hier gewonnen wurde, unterscheidet sich wesentlich von den Einrichtungen der italienischen Fernbahn. Es gelang der Firma Siemens & Halske, den sehr hochgespannten Drehstrom ohne Zwischenstationen direkt zur Lokomotive zu leiten und ihn auf dieser selbst so umzuformen, wie es zum Betrieb der Motoren notwendig ist.

Das eine unsrer Bilder zeigt die Lokomotive mit den drei Bügeln, die den Strom von den oberirdischen Fernleitungsdrähten abnehmen, und giebt einen Einblick in den Kasten der Maschine, wo sich die Umformer befinden. Sie ist bereits so durcharbeitet, um Geschwindigkeiten von etwa 130 Kilometern in der Stunde ohne Schwierigkeiten zu nehmen. In weiser Ueberlegung sind auch all die Gefahren gehoben, die bei der Arbeit mit so starken und hochgespannten Strömen eintreten können. Der Lokomotivführer betritt zum Beispiel nicht sofort von der Erde aus die Lokomotive, sondern besteigt zuerst einen isolierten Fußsteig und dann erst die Maschine. Die Siemenssche Lokomotive kann immerhin schon eine Vorstellung von den Zukunftsfahrzeugen geben, die künftig dem Schnellverkehr dienen werden.

Um alle technischen Intelligenzen im Interesse des elektrischen Fernverkehrs gleichsam mobil zu machen, bildete sich im vergangenen Jahre auf Anregung des Geheimrats Rathenau von der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft die Studiengesellschaft in Berlin. Zu ihren Mitgliedern gehören die bedeutendsten Fachleute, und die ersten Bank- und Industriefirmen sind ihr beigetreten. Ihre Aufgabe ist zunächst eine doppelte. Auf ihre Veranlassung werden Siemens & Halske und die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft umfassende Versuche anstellen, und durch Preisaufgaben wird besonders die jüngere Technikerwelt zum eifrigen Mitarbeiten herangezogen.

Nach einem gemeinsamen Plane treten die genannten Firmen gegenwärtig auf der 22 Kilometer langen Militärbahn, die von Mariendorf nach Zehlendorf führt, in die Versuche ein. Jede der beiden Firmen stellt einen Motorwagen in Betrieb, der eine Länge von 26 Metern besitzt, 60 Plätze

enthält und 70 Tonnen schwer ist. Die Wagen empfangen Drehstrom von einer vierundzwanzigmal so hohen Spannung wie bei den Stadtbahnen von der Zentrale Oberspree aus. Im allgemeinen lehnt sich das ganze System an die Einrichtungen der Siemensschen Drehstromlokomotive an. Auf den Fahrzeugen selbst erfolgt eine Stromumformung auf den zwölften Teil der ursprünglichen Spannung. Etwa 2000 Pferdekräfte dürften notwendig sein, um den Motorwagen die angestrebte Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde zu erteilen.

Auch von andrer Seite liegen bemerkenswerte Pläne über elektrische Schnellbahnen zur Verbindung großer Städte vor. Wir möchten besonders des Projektes der Ingenieure Philippi und Griebel gedenken, das sie dem Minister der öffentlichen Arbeiten überreichten. Die Arbeit ist deshalb gerade für das große Publikum interessant, weil es sich hier um einen speziellen Fall handelt, nämlich um die Schnellverbindung von Berlin und Hamburg. Bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde würde die 250 Kilometer lange Strecke in fünf Viertelstunden zurückgelegt werden. Die Bahn ist als Hochbahn gedacht, mit drei ununterbrochenen Geleisen ohne jede Weichen. Sie soll mit Drehstrom betrieben werden nach dem System, das wir bei den italienischen Bahnen schilderten. 25 Züge von je drei Wagen können gleichzeitig in Benutzung sein. Sehr bemerkenswert ist der Kostenanschlag: er beläuft sich auf 140 Millionen Mark. Um das Kapital nutzbringend zu verzinsen, müßten jährlich 4⅔ Millionen Fahrgäste die Bahn benutzen. Der Fahrpreis ist dann zu 7,5 Mark für die erste Klasse und 5 Mark für die zweite Klasse festgestellt.

Es dürfte nicht mehr zweifelhaft sein, daß wir vor einer Revolution des Verkehrs stehen. Wie gewaltig der Schnellbetrieb der Eisenbahn auf das Leben der Völker einst einwirken wird, kann man sich durch eine einfache Rechnung leicht vor die Sinne führen. Die Länder rücken sich näher, und der Begriff der Fremde schwindet. Wiederum einmal werden wir in der Technik die Wissenschaft feiern können, die in hervorragender Weise dazu beiträgt, das Wohl der Menschen zu erhöhen, in einer Tragweite, die sich vorläufig noch nicht ermessen läßt.



Internationale Kunstausstellung zu Dresden 1901.

Während München und Berlin um die erste Stellung als deutscher Kunstmarkt rivalisieren, hat man es verstanden, Dresden zu einer wichtigen Kunstausstellungsstadt zu machen. Durch die erste internationale Kunstausstellung des Jahres 1897 setzte diese Bewegung außerordentlich energisch und zielbewußt ein. Es folgte zwei Jahre darauf eine spezifisch deutsche Kunstausstellung, und nun wurden wieder die Pforten des ständigen Ausstellungspalastes den Künstlern aller Länder geöffnet. Wohl zu verstehen: nicht allen Künstlern. Vielmehr sah sich eine Kommission an andern Kunststätten, aber auch in den Ateliers selbst nach geeigneten Werken um, bevor man deren Schöpfer überhaupt einlud, in Dresden auszustellen. So kommt es, daß wir hier nur eine Elite von Plastiken und Gemälden haben, selbst wenn die Zahl der letzteren allein über 700 beträgt. Dabei sind neben Amerika alle europäischen Staaten, in denen die Kunst gepflegt wird, annähernd gleich stark und gleich vorzüglich vertreten. Daß die deutsche Kunst in diesem Falle keine beherrschende Stellung einnimmt, versteht sich bei dem internationalen Charakter des Unternehmens von selbst. Dagegen muß betont werden, daß unter den Plastikern die Franzosen vollständig dominieren. Allein Bartholomés „Monument aux mort“, die größte und gehaltvollste Plastik des letzten Jahrzehnts, wäre geeignet, hier einen Ausschlag zu geben. Ueberhaupt wird man in den Skulpturen die pièces de résistance der Ausstellung sehen. Die Skulpturenhalle wurde durch den Architekten Wilhelm Kreis, den Mitarbeiter Wallots, von Grund aus umgebaut, um Bartholomés Denkmal würdig zu umgeben. Er hat darüber einen mächtigen Halbkreis gespannt, die Wände mit blaugrünen Ornamenten gefüllt und vor das Monument ein mächtiges spiegelglattes Wasserbecken gelagert, das den rechten Abstand wahrt. So hat das Werk, das von alten Lorbeerbäumen flankiert wird, hier eine viel imposantere Wirkung erzielt als auf der Pariser Weltausstellung und selbst auf dem Père-Lachaise, wo man zu dicht an dasselbe herantritt. Im übrigen sind unter den ausländischen Plastikern wieder Constantin Meunier, Auguste Rodin, Charlier, Gardet besonders hervorragend vertreten. Unter den Deutschen fallen allein Bockelmann-Dresden mit einer prächtigen Böcklin-Büste und die



Hermann Junker: Arbeitspferde.



Josef v. Brandt: Siegeszug.

beiden Leipziger Seffner und Klinger auf. Seffners Hauptwerk ist eine viel besprochene Büste Johann Sebastian Bachs, die er nach Angaben des Leipziger Anatomen Professor Hiß über Bachs Schädel geformt, als man letzteren vor einigen Jahren wiederfand. Im übrigen frappiert Seffner hauptsächlich durch seine peinlich genaue Berücksichtigung der kleinsten Details. Man hat ihn deshalb mit Recht den „Photographen unter den Bildhauern“ genannt. Sein Antipode in dieser Beziehung ist Max Klinger. Auch er stellt hier als neuestes und Hauptwerk eine Musikerporträtbüste aus, einen Franz Liszt. Die Büste ist aus der Erinnerung, aus der Idee heraus gearbeitet, in fast handbreiten Flächen, breit und groß in den Formen, von einer mühelosen Glätte, wie man es bei Marmor kaum für möglich hält. Der enorme Schwedenschnitt der Haare giebt dem visionär aufwärts gerichteten Gesicht ein bedeutendes Relief. Noch ein plastisches Werk sei neben diesen wegen der Originalität seiner Idee und Ausführung genannt: ein wandgroßes Basrelief in Steinzeug von Charpentier, das eine Bäckerei darstellt. Diese vorzügliche Schilderung eines gewerblichen Betriebs mit drei lebensgroßen Figuren wurde eigens zu dem Zwecke erworben, um die deutschen Bildhauer zu ähnlichen Schöpfungen anzuregen, mit denen das neue Dresdener Rathaus geschmückt werden soll.

Die Säle mit den Gemälden befinden sich noch vor der Skulpturenhalle zu beiden Seiten des Vestibüls. Auf der linken Seite ist der verfügbare Raum in eine Galerie verwandelt, deren Mittelgang von kräftigen skulpierten Pfeilern getragen wird. Ein kleiner Kuppelbau unterbricht ihn, dessen Decke Sascha Schneider ausgemalt hat. Die schönen Reliefs der Pfeiler rühren von Wallot her. Zu beiden Seiten dieses Kuppelbaus befindet sich der „Clou“ der Gemäldeausstellung: eine ausgezeichnete internationale Sammlung der hervorragendsten zeitgenössischen Porträts. Wir sehen hier Werke von Watts, Carrière, Leibl, Kalckreuth, Uhde, Boehle, Edelfeldt, Evenepoel, Stevenson, Guthrie, Björck, Melchers, Besnard, Zuloaga und andern. Daneben — zum Vergleich aufgestellt — solche von van Dyck, Rembrandt, Velasquez. Selbstverständlich enthalten auch alle übrigen Bildersäle noch eine ansehnliche und hochinteressante Porträtgalerie. Im übrigen haben sich auf diesem Flügel, zumeist in besonderen Räumen, die englischen, amerikanischen, schottischen und französischen Maler, Zuloaga und Segantini mit Sonderausstellungen, die Münchner Sezession, Hamburg, Worpswede, Düsseldorf und Weimar heimisch gemacht. Die größeren Säle zur Rechten vom Vestibül beherbergen eine recht respektable Ausstellung von Bildern Dresdener und eine recht dürftige von Berliner Meistern. Auch die Münchner Luitpold-Gruppe ist hier nicht eben hervorragend vertreten, um so besser Stuttgart (Graf Kalckreuth und Otto Reiniger) und Karlsruhe (Herm. Junker, Hans Thoma). Unter den Münchner Malern sind vor allem Haug, Karl Haider, Brandt, unter den Berlinern Leistikow, Hans Herrmann, Schultze-Naumburg, Baum, unter den Dresdenern Gotthard Kuehl, Otto Fischer, Rudolf Hentschel ausgezeichnet vertreten.

Ganz besonders originelle Leistungen warten unser ferner in drei Sälen, von denen der erste



Robert Haug: Glückliche Stunden.

namentlich koloristisch interessante Werke von Th. Th. Heine-München, Böcklin, Georg Lührig-Dresden und dem Ehepaar Mediz-Pelikan, der zweite die vorzügliche Kollektion der Wiener Sezessionisten (darunter Klimts „Philosophie"), der dritte einige Kabinettstücke der Holländer, Norweger, Dänen und Schweden enthält. In letzterem ist vor allem von dem Schweden Frederic ein riesengroßer Triptychon interessant, auf dem er die Gebirgswässer seiner Heimat mit Tausenden von Kindern belebt. Ein origineller Gedanke, besonders im Mittelstück prächtig durchgeführt, wahrscheinlich einer nordischen Sage entnommen. Hier ist auch Eugène Laermans' eigenartiges Symbol des Lebens der Bedrückten: „Das Geleise" ausgestellt.

Eine ganze Reihe von kleineren Sälen nimmt ferner die Graphische Abteilung mit ihren Radierungen, Lithographien, Holzschnitten, Aquarellen und so weiter ein. Sie besticht zunächst durch ein musterhaftes Arrangement in vorzüglich beleuchteten Seitenkabinetten, die erfreulicherweise so klein gewählt sind, daß auch Blätter geringsten Umfangs voll zur Geltung kommen. Nur ein Fachmann und so berufener Kenner wie der Direktor des Dresdener Königlichen Kupferstichkabinetts mit seinen vorzüglichen Verbindungen konnte eine derartige Vollständigkeit erzielen, welche eine Totalübersicht über alle bemerkenswerten zeitgenössischen Erscheinungen der verschiedenen graphischen Künste bietet. Man hat in Deutschland noch nie zuvor etwas Derartiges in gleichem Umfange und in gleicher Güte gesehen. Hier tritt auch, neben den großen Engländern und Franzosen, vor allem Jung-Dresden stärker hervor.

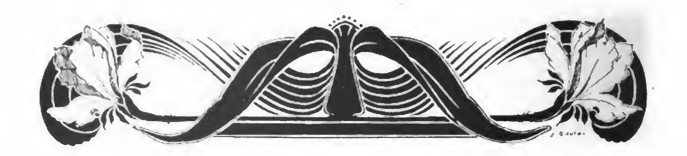
Am besten aber schneidet Dresden diesmal auf kunstgewerblichem Gebiete ab. Vor allem, was die von dem Architekten Schaudt entworfenen und aus den „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst" hervorgegangenen Möbel anbelangt. Diesem Salon wurde unter allen allein die höchste Auszeichnung, die große goldene Plakette, zuerkannt. Besonders bemerkenswert ist an diesen Möbeln, daß sie das schöne Ulmenholz zu Ehren bringen, das sich billiger als Eiche stellt und diese doch an Wärme des Tons und Schönheit der Maserung übertrifft. Ferner aber hat man hier ein architektonisches Problem mit einer kräftig blauen Decke über Erwarten glücklich gelöst. Dieses ganze, bis in die kleinsten Details aufs sorgfältigste durchgeführte Zimmer beweist, daß die Dresdener moderne Möbelbaukunst der genannten Werkstätte zurzeit an der Spitze marschiert. Ein von der Dresdener Firma R. Hoffmann ausgestellter „Wiener" Salon schneidet nicht so glücklich ab. Er mutet in demselben Maße nicht deutsch-gemütlich an, wie dies vor vier Jahren mit van de Veldes ersten belgischen Zimmern der Fall war. Eine ganz hervorragende Raumkunstleistung ist jedoch Professor Gußmanns Lesesalon, auf dessen goldgelber Tapete er schlichte Weidenkätzchenzweige stilisiert, während oben ein moderner Puttenfries einen Abschluß giebt. Ein murmelnder Quell mit Kachelverschalung verleiht diesem Raum einen äußerst lauschigen und traulichen Charakter. Ein Damensalon der „Münchner Werkstätten" (Pankok) soll erst in einigen Tagen nachträglich in dieser Abteilung noch ausgestellt werden.

Daß auch die Keramik auf der Dresdener Internationalen in hohem Flor steht, wird nicht wundernehmen. In dieser Abteilung sind vor allem die Pariser George Hoentschel und Carrière mit ihrer kompletten Pariser Weltausstellungskollektion seltsamer Steinzeugfabrikate vertreten. Von Porzellanfabriken haben Sèvres, Kopenhagen, Stockholm viele prächtige Sachen ausgestellt. Unter den Glaskünstlern vor allen Tiffany und Gallée. Die Hauptwerke der hier vorhandenen Werke moderner Kleinkunsterzeugnisse sind in einer großen Vitrine und in sechs rings um diese gruppierten Kojen vereint. Diese besitzen zudem noch den besonderen Reiz, daß sie immer nur Erzeugnisse desselben Kunstzweiges bei einander versammeln. Das Hauptinteresse der Damenwelt konzentriert sich hier auf diejenige Koje, welche acht moderne Frauenkleider nach Künstlerentwürfen enthält. Es handelt sich hierbei um Kleider, die fußfrei sind, fast durchaus nur auf den Schultern lasten und einem feineren ästhetischen Geschmack entsprechen. Diese Aufgaben wurden namentlich durch Professor Gußmann und die Geschwister Kleinhempel in recht selbständiger Weise gelöst.


Eugène Laermans: Das Geleise. (Symbol des Lebens der Bedrückten.)

So darf das Bild der Dresdener Internationalen Kunstausstellung 1901 in seiner Gesamtheit als außerordentlich gelungen gelten. Durch das ganze Unternehmen wird ein Werk hohen künstlerischen Geschmacks und ungemeinen Fleißes repräsentiert, das seine Meister in des Wortes schönstem Sinne lobt.

Dr. Johannes Kleinpaul.



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Die Bewegung, die in der modernen europäischen Litteratur in markanter Weise vor etwas mehr als einem Vierteljahrhundert einsetzte und die man gemeinhin als die realistische oder auch als die konsequent-realistische oder naturalistische bezeichnete, hat einen eigentümlichen Verlauf genommen. Sie scheint, wenn auch nicht durchweg, so doch in manchen ihrer Strömungen, bei dem Gegenteile ihres Ausgangspunktes angelangt zu sein: das, was wild und ungebärdig begonnen hatte, lenkte nach nicht allzu langer Zeit in ruhigere Bahnen ein, der konsequente Realismus wurde vom Impressionismus abgelöst, und es kam schließlich auch zur Zurücklegung des nicht mehr gar zu weiten Schrittes, der von diesem zu der längst für überwunden gehaltenen Romantik zurückführte. Daß ein derartiger Entwicklungsgang manches Wunderliche und Verwunderliche mit sich bringen mußte, liegt auf der Hand. Es läßt sich indes nicht leugnen, daß viele der uns entgegentretenden Widersprüche nur scheinbare sind, das heißt, daß sie weniger in den Erscheinungen selbst ihren Grund haben, als in dem unrichtigen Spiegelbilde, das sie in dem Beobachter hervorrufen. Nie ist eine geistige Bewegung von den Mitlebenden schiefer beurteilt worden als in den letzten Jahrzehnten die der sogenannten Moderne, und nicht nur von den Mitlebenden, sondern zu gutem Teile auch von den Mitstrebenden. Bedenke man doch, daß Ibsen, der große, gewaltige Idealist, lange Zeit als ausgesprochener Realist gegolten hat, und daß er geradezu von der Gruppe junger Dramatiker, die in Deutschland den neuen Kunstprinzipien die Bühne erobern wollten, als Haupt und Führer nicht nur angesehen, sondern förmlich proklamiert wurde. Ein ähnlicher Wandel wie in Betreff Ibsens hat sich hinsichtlich der Würdigung Emile Zolas vollzogen, nur daß dieser selbst von vornherein zielbewußt als Vertreter einer neuen Richtung auf dem Gebiete des künstlerischen Schaffens aufgetreten ist, einer Richtung freilich, von der er stets die Bezeichnung als einer realistischen oder gar naturalistischen abgewehrt und die man insofern gründlich mißverstanden hat, als man sie als eine vom Idealismus abgewandte betrachtete. Zola ist im Grunde genommen von seinem ersten Auftreten an derselbe Idealist gewesen wie Ibsen, und er hat in seinem künstlerischen Schaffen diesen Idealisten auch zu der Zeit nicht verleugnet, als man ihn geradezu zu den Vertretern der pornographischen Litteratur zählte und man in ihm den ausgesprochenen litterarischen Rhyparographen unsrer Zeit erblickte. Und doch hat dasselbe sittliche Pathos, das ihm das unerschrockene Wort „J'accuse" diktierte, ihm die Hand geführt, als er nach seinen Erstlingswerken die große Romanserie der „Rougon-Macquart" und nach dieser die drei großen Zeitbilder, „Lourdes", „Rom" und „Paris" schuf. Die pessimistische Stimmung, die uns aus allen diesen Werken entgegenweht, erfließt nicht dem Geiste des schaffenden Künstlers, sondern dem Gegenstande, den dieser sich zur Darstellung wählte, und nur weil er der gegenständlichste und unerbittlichste aller bisher in der Weltlitteratur aufgetretenen Sittenschilderer war, konnte es geschehen, daß man die Stimmung seines künstlerischen Vorwurfs auf ihn, den schaffenden Künstler, übertrug.

Es ist kein Zufall, wenn gerade in den Zolaschen Schöpfungen die verschiedenen Phasen der sogenannten modernen Litteraturrichtung ihren Widerschein finden. Er ist der Hauptvertreter und in gewissem Sinne die leitende Kraft dieser Richtung gewesen, und das, was man bei seinen Arbeiten als Phasen unterscheiden will, sind weniger Entwicklungsstadien als Momente, die im Keime von Anfang an in der Art seines Schaffens gelegen haben. Man darf das nicht vergessen, wenn man zu einer richtigen Würdigung des jüngsten Zolaschen Werkes, des Romans „Travail", gelangen will, der nunmehr in dem Pariser Blatt L'Aurore und in deutscher Uebersetzung von Leopold Rosenzweig in der Halbmonatszeitschrift „Aus fremden Zungen" seinen Abschluß gefunden hat. Dieser Roman bildet den zweiten Teil der Serie „Die vier Evangelien" und schließt sich in seiner Handlung äußerlich an den ihm vorhergegangenen, „Fruchtbarkeit", an. Luc Froment, ein Bruder jenes äußerst fruchtbaren Familienvaters und Landwirts, den wir in ersterem Roman kennen gelernt haben, ist der Held der neuen Erzählung, deren wesentlicher Inhalt in der Schilderung eines von diesem Helden durchgeführten sozialistischen Experimentes besteht. Wider Erwarten verläuft, wie wir das gleich konstatieren wollen, der von ihm unternommene Versuch glücklich. Luc Froment hat das ganze Elend des bestehenden Fabriksystems, des „Lohnsklaventums", in einem kleinen Fabrikort kennen gelernt, in dessen Nähe ihn ein Jugendfreund, der in unabhängigen Verhältnissen lebende und sich lediglich mit den Problemen elektrischer Erfindungen beschäftigende

Hochofenbesitzer Jordan, berufen hatte. Luc hatte sich mit eignen Augen davon überzeugt, wie durch das herrschende System der rücksichtslosen Ausbeutung des Arbeiters dieser von Generation zu Generation zu immer tieferem Verfalle gebracht wird, und es war ihm dabei eine kleine Schrift Fouriers nicht aus dem Sinn gekommen, in welcher der geistvolle Denker darauf hingewiesen hatte, daß die menschlichen Leidenschaften wieder in ihre Würde eingesetzt werden müßten, daß man sie frei walten lassen und als treibende Kräfte verwenden müsse, um die Arbeit aus ihren Sklavenfesseln zu befreien, sie zu veredeln, genußreich zu gestalten und zum Grundgesetz des sozialen Lebens zu machen und auf diese Weise durch die innige Verbindung von Kapital, Arbeit und Geist allmählich und in friedlicher Weise die volle Herrschaft der Freiheit und Gerechtigkeit anzubahnen. Was bei Fourier vielfach noch unklar gewesen, nimmt bei ihm angesichts der ihn umgebenden Verhältnisse eine immer konkretere Gestalt an, und, von seinem Freunde Jordan mit den erforderlichen Mitteln versehen, unternimmt er es, mit den besseren Elementen des alten Fabrikorts eine Arbeiter-Produktivgenossenschaft zu begründen. Sein Werk schreitet nur langsam vorwärts, mehr als einmal ist es dem Scheitern nahe, aber schließlich nimmt es feste und lebensfähige Gestalt an. Neben der Genossenschaft der Fabrikarbeiter ersteht eine ähnliche der ländlichen Arbeiter, und beide arbeiten Hand in Hand, gemeinsam gefördert von den Resultaten, die Jordan mit der endlichen Lösung seiner Erfinderprobleme erzielt. Beiden Freunden ist es vergönnt, in hohem Alter auf die Vollendung eines Werkes zu blicken, das allen Hindernissen zum Trotz sich siegreich behauptet hat, um das zur Wirklichkeit werden zu lassen, was der Menschheit so lange nur als ein unerreichbares Traumbild vorgeschwebt hat.

Zolas Roman beginnt in der Gegenwart und endet in einer fernen Zukunft, sofern eine Bestimmung nach festen Daten möglich ist, in dem späteren Teile des zwanzigsten Jahrhunderts. Die sozialistische Bewegung, die im neunzehnten Jahrhundert einsetzte, hat am Ende der Erzählung ihren Abschluß gefunden; sie hat sich in allen drei Richtungen, in denen sie aufgetreten, der kooperativen, der kollektivistischen und der anarchistischen, als sieghaft erwiesen, jedoch nicht in allen in der gleichen Weise, denn nur auf der von Fourier gewiesenen Bahn der ruhigen, aber stetigen Evolution ist das vorgesteckte Ziel friedlich zu erreichen gewesen, während der Marxismus und der Anarchismus zunächst zu blutigen Revolutionen, zu einem Rückstau in der allgemeinen kulturellen Bewegung, und dann erst zu befriedigendem und versöhnlichem Abschluß geführt haben. Das Werk verläßt sonach den anfänglich betretenen Boden der Wirklichkeitsschilderung und wächst sich zu einem idealistischen Zukunftsbilde im Sinne des Bellamyschen Rückblicks und der Hertzkaschen Neuland-Darstellung aus. Dieser Teil des Romans, das letzte der drei Bücher, ist jedenfalls sein schwächster und angreifbarster Punkt, und das vor allem wegen der in ihm sich allzu uneingeschränkt geltend machenden optimistischen Grundstimmung. Was den speziellen politischen Standpunkt anlangt, den Zola einnimmt, so ist mit ihm dieserhalb nicht zu rechten, er hat ihn nicht als Parteimann, sondern als Dichter gewählt, mit seinem guten Recht, und er bleibt trotz des entschiedenen Eintretens für die im Sinne Fouriers unternommenen und in mehr als einer Hinsicht anfechtbar gebliebenen sozialpolitischen Experimente in anerkennenswerter Weise den Kleinlichkeiten des Parteistreites fern. Was als Schwäche des Werkes erscheint, wurzelt wesentlich in den tendenziösen Bestrebungen, die der Dichter in ihm verfolgt, Bestrebungen, mit denen er aber nicht erst in ihm hervortritt, sondern die schon die Grundlage des vorhergehenden Romans „Fruchtbarkeit“ gebildet hatten.

Die Romane „Fruchtbarkeit“ und „Arbeit“ gehören zu der Reihe von Tendenzromanen, für die Zola den Gesamtnamen „Die vier Evangelien“ gewählt hat. Diese Bezeichnung zeigt zur Genüge, was von vornherein die Absicht des Dichters gewesen ist: er hat den Pfad des Lebensschilderers verlassen, um den des Heilsverkünders zu betreten, oder, mit andern Worten, nachdem er bisher das Leben dargestellt, wie es wirklich ist, will er nunmehr zeigen, wie es sich nach dem sittlichen Bewußtsein unsrer Zeit gestalten müßte. Er selbst unterscheidet demnach in seiner Lebensarbeit zwei Phasen, von denen er die erste als abgeschlossen hinter sich liegen sieht. Ob das von Anfang an seine Ansicht gewesen ist, oder ob ein bestimmtes Ereignis oder Erlebnis ihn mit der Zeit zu einer veränderten Anschauung von dem Ziele seines dichterischen Schaffens gebracht hat, mag dahingestellt bleiben. Wenn man die Schlußwendung des Romans „Paris“ ins Auge faßt, erscheint es glaublich, daß der Dichter sein Augenmerk auf eine idealistische Zukunftsschilderung schon zu einer Zeit gerichtet hatte, als sein poetisches Schaffen noch nicht von eignen trüben Lebenserfahrungen beeinflußt war. Der Mann, der das mutvolle Wort „J'accuse“ aussprach, mag dem großen Publikum als ein andrer erschienen sein als derjenige, der die Romanserie der Rougon-Macquart und in dieser die Werke „Nana“ und „Potbouille“ geschrieben; innerlich war jedoch in diesem ebensowenig ein Wandel vorgegangen wie in dem Ibsen, der den „Kaiser und Galiläer“, und demjenigen, der die „Gespenster“ und den „Baumeister Solneß“ geschaffen. Wenn man das sittliche Pathos, das den realistischen Romanschöpfungen Zolas zu Grunde lag, nicht erkennen wollte, oder wenn man nicht im stande war, es zu erkennen und auf sich wirken zu lassen, so beweist das nicht, daß es nicht vorhanden war. Wie sehr man Zola hat mißverstehen können, beweist gerade der erwähnte Roman „Potbouille“, der in Deutschland wie anderwärts kurz nach seinem Erscheinen von angeblich berufener und zuständiger Seite geradezu als ein Werk der Schmutz- und Schandlitteratur bezeichnet worden ist. Und doch tritt gerade in diesem Werke das symbolistische Element, das man ja als charakteristische Begleiterscheinung der idealistischen Darstellung zu bezeichnen pflegt, fast ebenso stark hervor wie nur in einem der beiden letzten Romane des Dichters. Man hat gegen jenes Werk eingewandt, die geschilderte Summe von sittlicher Fäule und Verderbnis finde sich, wenn überhaupt, in der Wirklichkeit des Lebens niemals unter einem Dache vereinigt, und man hat mit dem Einwurf nicht unrecht gehabt, nur hat man dabei übersehen, daß Zola nicht einen Einzelfall hat anatomisch zergliedern wollen, sondern daß es seine Absicht war, ein Gesellschaftsbild zu geben, und daß das bestimmte Haus, in das er

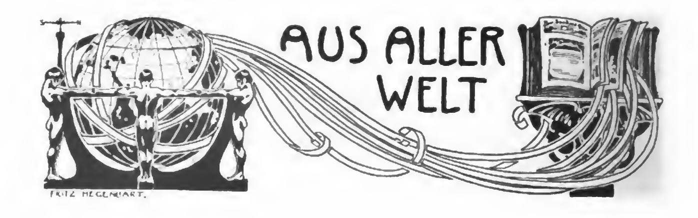
uns einführt, symbolistisch die moderne Gesellschaft darstellt, die hinter ihrer glatten und ehrbaren Außenseite, dem sauberen und eleganten Stiegenhause jenes Gebäudes, all den geistigen Unrat und sittlichen Schmutz verbirgt, wie er sich in den einzelnen Wohnungen des Hauses vorfindet. Es mag sein, daß es von vornherein nur die Absicht Zolas war, die gesellschaftlichen Zustände seines Heimatlandes während der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in einem wahrheitsgetreuen Bilde zur Anschauung zu bringen, und daß ihm später erst der Gedanke gekommen ist, dem Wirklichkeitsbilde das Idealbild, der Darstellung des Ist-Zustandes die des Soll-Zustandes gegenüberzustellen: dann aber ist der zweiten Absicht die erste in ganz besonderer Weise zu statten gekommen, denn erst nachdem er der Natur den Spiegel vorgehalten und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt gezeigt, konnte er dazu übergehen, das Bild eines Zeitalters heraufzubeschwören, das die Schwächen und Gebrechen des jetzigen überwunden hat, dem Berufe des Dichters den des ihm verwandten Sehers zugesellend. Der Vorgang hat weder etwas Unnatürliches noch etwas Ungewohntes an sich, denn Sittenprediger und Apostel gehen Hand in Hand, und wer Zola, selbst in einem „Assommoir", in einer „Nana" und einer „Joie de vivre" nicht erkannt hat, dem ist sein Wesen überhaupt nie klar geworden. Gewiß, der Dichter ist vielleicht das stärkste schildernde Talent gewesen, das die Weltlitteratur des neunzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat, aber darin hat nicht das Geheimnis seines Erfolges gelegen; was die Masse, allerdings mehr unbewußt als bewußt, hingerissen hat, ist das mächtige sittliche Pathos gewesen, das sich hinter seiner exakten Wirklichkeitsdarstellung barg, selbst wenn, wie in „La Terre", dieses Pathos seinen Reflex in einem drastischen Humor fand, wie ihn seit Rabelais, wenn wir allenfalls von Diderots „Jacques le Fataliste" absehen, die französische Litteratur nicht mehr entfaltet hatte. Der Zola übrigens, an den das Publikum in seiner großen Masse gewöhnt ist, tritt in dem Roman „Arbeit" in leibhaftiger und greifbarer Gestalt auf. Die utopistische Darstellung nimmt nur den letzten und kleineren Teil des Werks ein: in den beiden ersten finden wir eine Nachdrücklichkeit und Greifbarkeit der gegenständlichen Schilderung, ein Arbeiten „nach Dokumenten", wie nur in irgend einem der früheren Zolaschen Romane. Wir leben und weben in dem Getriebe des Fabrikanwesens und der von ihm abhängigen Arbeiterstadt, wir machen genau so wie in „Germinal", an den der Roman überhaupt vielfach erinnert, das ganze Elend mit durch, das über letztere infolge eines Arbeiterausstands verhängt wird, wir stehen mitten in dem Kampfe der Leidenschaften, wie er von hüben und drüben entfacht wird, und wir sehen dabei überall Vorgänge vor uns auftauchen, welche die Erinnerung an Selbstgeschautes und Selbsterlebtes in uns heraufzubeschwören scheinen. Auch an dramatischer Steigerung fehlt es den geschilderten Vorgängen nicht, ja es wird hierin — ein Fehler, der auch andern Werken Zolas anhaftet — fast ein Uebermaß geleistet, so in der Darstellung des grausigen Racheaktes, den der betrogene Fabrikdirektor dadurch an seiner treulosen Gattin nimmt, daß er durch Brandstiftung über sie und sich selbst den Flammentod verhängt. Rührend im schönsten und besten Sinne wirkt dagegen die Gestalt der Fabrikarbeiterin Josine, die trotz des Schmutzes, in den sie hinabgezogen wird, sich ihre innere Reinheit wahrt, und in der schließlich der Held des Romans seine treue Lebensgefährtin findet. Künstlerisch mag an dem jüngsten Roman Zolas im einzelnen noch mehr auszusetzen sein, als es im obigen geschehen ist; sein ethischer Grundzug macht ihn aber zu einem Werke von besonderem Interesse, weil er uns das Band der geistigen Verwandtschaft enthüllt, das die drei markantesten Erscheinungen der Weltlitteratur während des letzten Menschenalters, Tolstoj, Ibsen und Zola, miteinander verknüpft.

•

Das Wiederauftauchen romantischer Strömungen in unsrer modernen und modernsten Litteratur hat mehr als je die Aufmerksamkeit auf unsern großen, unter dem Namen Novalis bekannten Romantiker Friedrich Leopold von Hardenberg zurückgelenkt, dessen Todestag sich unlängst (am 25. März) zum hundertstenmal gejährt hat. Erfreulicherweise besitzen wir nunmehr das, was wir so lange entbehren mußten, eine gute, vollständige und handliche Ausgabe seiner Werke. Karl Meißner hat sie uns in drei Bänden: „Novalis sämtliche Werke", geliefert und Bruno Wille eine sehr lesenswerte, geistvolle Einleitung dazu geschrieben (Eugen Diederichs, Leipzig und Florenz). Wie der Herausgeber bemerkt, hat er keine philologisch-kritische Ausgabe mit dem herkömmlichen Apparate von Fuß- und Schlußnoten liefern wollen, sondern eine Ausgabe für den ästhetischen Genießer, der sich um kritische Ueberweisheit nicht kümmert. Und daran hat er recht gethan. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er aus den zwei Bänden der von Schlegel und Tieck herausgegebenen ersten bis fünften Auflage und dem Nachtragsband, den Eduard von Bülow unter Tiecks Aegide veröffentlichte, ein organisches Ganzes gemacht hat. Dieses bietet uns in dem ersten Bande nach der Einleitung und dem interessanten autobiographischen Material die Verspoesie, in dem zweiten die gesamte produktive Prosa und in dem dritten die sämtlichen Aufzeichnungen rein gedanklicher Natur, die „Fragmente". Neu aufgenommen sind die vier Jugendgedichte aus der Meusebachschen Sammlung „Auf Josephs Tod", „An Herrn Brachmann", „An Jeanette —" und „Mein Wunsch", die Hoffmann von Fallersleben 1859 in seinen Findlingen zuerst abdruckte, der Fragmentencyklus „Glauben und Liebe oder der König und die Königin" aus den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie" 1798, aus dem die früheren Ausgaben nur Bruchstücke brachten, und die vielumstrittene Abhandlung „Die Christenheit oder Europa", die vollständig nur in der vierten Auflage enthalten war. In der Einleitung macht Bruno Wille den nicht nur anerkennenswerten, sondern auch von entschiedenem Erfolg gekrönten Versuch, dem modern empfindenden Leser Wesen und Eigenart des großen Romantikers zu erschließen. Er kommt auf das alte Wort Arnold Ruges zurück, der von Novalis gesagt hatte: „Sein Geist enthüllt in poetischer Anschauung und lyrischer Erregung den ganzen Inbegriff dessen, was neben und noch lange nach ihm das deutsche Bewußtsein in seinen Tiefen vorzugsweise

beschäftigen soll, und trifft in allen Punkten ins Herz der Zeit.“ Ueber die romantischen Bestrebungen, wie sie sich in Novalis krystallisierten, äußert Wille sich selbst mit den folgenden Worten, mit denen wir den Bericht über seine und Meißners verdienstvolle Arbeit schließen wollen, weil sie dem Leser den besten Begriff davon geben werden, was er von seinen Ausführungen zu gewärtigen hat: „Mir scheint, nicht nur für die Kunst, auch für die Philosophie ist es zu bedauern, daß die Romantik des 19. Jahrhunderts durch ihre Auswüchse und Verirrungen sich so schnell zu Grunde gerichtet hat. Der Zeitgeist warf sich der schroffen Antithesis in die Arme und gelangte zu einem einseitig naturwissenschaftlichen Weltbilde, das im Bunde mit praktischem Materialismus die Gemüter trostlos verödete. Ein Philosoph, der gegen diese ‚Nachtansicht‘ eine harmonische, ziemlich romantische ‚Tagesansicht‘ ausspielte, Gustav Theodor Fechner, blieb bisher ein Prediger in der Wüste, an dem man eigentlich nur die naturwissenschaftlichen Leistungen anerkannte. Indessen scheint nunmehr das Bedürfnis überhand zu nehmen, daß eine naturwissenschaftliche Auflösung der Allnatur in lauter bestimmte, klare Grundverhältnisse auf Entstellung des Sachverhalts hinausläuft, daß der Wahrheitssucher vielmehr mit dem Geheimnis seine Weltanschauung zu begrenzen, mit dem Geheimnis innig zu durchweben hat. Soll die Weltanschauung nicht den Vorwurf der Unehrlichkeit und Beschränktheit verdienen, so muß sie nicht einseitig dem Verstande angemessen sein, sondern Raum für ein Gemütsleben haben, das in Stimmungen, in religiöser und künstlerischer Gestaltung das große Geheimnis würdigt. Die Romantik versuchte dies. Was sie nun im Geheimnis ahnte, war nichts Unheimliches; dafür empfand sie zu optimistisch. Das Geheimnis galt ihr für ein verborgenes Heil, auf das man sich freuen darf wie das Kind auf das unbekannte Weihnachtsgeschenk. So gelangte sie zu ihrem eigentümlichen Gemütsidealismus, der fast aus Prinzip unklar ist und sich scharf, daher mit Abneigung unterscheidet von dem Begriffsidealismus eines Schiller. Das hinschweifende Gefühl, das sonst als bloßer Führer, als Mittel zum Zweck, betrachtet wird, gilt als Selbstzweck. ‚Nur wer die Sehnsucht kennt‘, nur wer ihre süßen Schauer gekostet hat, kann das Schwelgen in dämmernden Ahnungen verstehen, diese Sehnsucht, die ewig sein möchte, daher bestimmte, greifbare Ziele scheut und sich immer aufs neue zu verschwommenen Fernen wendet. Das Blau des endlosen Himmels, das Blau der Hügel weit hinten am Horizont, die ‚blaue Blume‘, die irgendwo im geheimen blüht — das sind recht bezeichnende Sinnbilder dieser romantischen Schwärmerei.“





Herzog Albrecht von Württemberg.

An Stelle des zum württembergischen Kriegsminister berufenen Generals von Schnürlen ist Herzog Albrecht von Württemberg zum Kommandeur der 26. Division in Stuttgart ernannt worden. Als Sohn des Herzogs Philipp und seiner Gemahlin Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich, am 23. Dezember 1865 geboren, wurde er am 28. August 1883 als Leutnant à la suite des 19. Ulanenregiments angestellt, am 1. September 1885 in das Regiment einrangiert und am 9. Juni 1888 zum Oberleutnant befördert. Am 18. Januar 1890 wurde er Hauptmann im 119. Grenadierregiment, nach einjähriger Dienstleistung bei diesem Regiment aber wieder zum 19. Ulanenregiment versetzt, bei dem er Eskadronschef wurde und im Januar 1893 zum Major aufrückte. 1895 wurde er etatsmäßiger Stabsoffizier im 26. Dragonerregiment und im April 1896 Oberst und Kommandeur des 119. Grenadierregiments in Stuttgart. Am 10. September 1898 trat er unter Beförderung zum Generalmajor an die Spitze der 1. Garde-Kavalleriebrigade in Potsdam. Kurz nach den vorjährigen Kaisermanövern, bei denen er eine Infanteriedivision befehligte, wurde er zum Kommandeur der 51. Infanteriebrigade in Stuttgart ernannt. In der preußischen Armee wird er à la suite des 5. Kürassierregiments geführt.



Aufn. von Hofphot. Brandseph, Stuttgart.

Herzog Albrecht von Württemberg.

Der Ministerwechsel in Württemberg.

Der neu ernannte württembergische Ministerpräsident Dr. Wilhelm August von Breitling ist am 4. Januar 1835 in Gaildorf geboren und absolvierte seine juristischen Studien in Tübingen und Heidelberg. Im Jahre 1868 zum Kreisrichter in Ulm ernannt, wurde er 1879 Landgerichtsrat in Stuttgart und 1883 vortragender Rat im Justizministerium. Im November 1889 erfolgte seine Ernennung zum Wirklichen Staatsrat und Mitglied des Geheimenrats, bald darauf die Ernennung zum Stellvertreter und im September 1892 zum ordentlichen Mitglied des Verwaltungsgerichtshofs, am 18. Oktober 1896 endlich die Ernennung zum Staatsminister der Justiz. Breitling gilt als ausgezeichneter Jurist und als eine bedeutende Arbeitskraft. Der umfassenden Aufgabe, die ihm als Justizminister oblag, die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, entledigte er sich mit großem Geschick. Die juristische Fakultät der Universität Tübingen erkannte damals seine Verdienste durch die Verleihung des Ehrendoktors an. Das allgemeine Vertrauen, das ihm bei der Uebernahme des Justizministeriums entgegengebracht wurde, steht ihm nun auch bei seiner neuen, noch verantwortungsvolleren Aufgabe zur Seite. — Generalleutnant Albert von Schnürlen, der neu ernannte württembergische Kriegsminister, ist am 6. Mai 1843 zu Tübingen geboren und trat am 1. April 1864



Dr. von Breitling, der neue württembergische Ministerpräsident.



General von Schnürlen, der neue württembergische Kriegsminister.

in die Armee ein, nachdem er einige Semester Staatswissenschaft studiert hatte. Im Juni 1866 wurde er Leutnant im 6. württembergischen Infanterieregiment, im Juli 1870 Oberleutnant und machte als solcher den Feldzug gegen Frankreich mit. Nach dem Kriege war er mehrere Jahre Bataillons- und Regimentsadjutant. Im April 1876 zum Hauptmann befördert, wurde er als Adjutant zum Generalkommando des württembergischen Armeecorps kommandiert, im September 1883 in den Generalstab versetzt und 1884 zum Major ernannt. Im März 1886 zum Generalstab des Armeecorps versetzt, kam er im Januar 1890 als Bataillonskommandeur in das 8. Infanterieregiment Nr. 126 und wurde im März zum Oberstleutnant befördert. 1891 erfolgte seine Versetzung in das Grenadierregiment Nr. 119 unter Ernennung zum etatsmäßigen Stabsoffizier. 1892 wurde er zur Dienstleistung ins württembergische Kriegsministerium kommandiert, 1893 zum Oberst ernannt und als Abteilungschef der Militärabteilung ins Kriegsministerium versetzt. Im Januar 1895 übernahm er das Kommando des Infanterieregiments Nr. 121, wurde im Dezember 1896 Generalmajor und bald darauf zum Kommandeur der 53. Infanteriebrigade, am 24. Februar 1900 unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der 26. Division zu Stuttgart ernannt.

Generaloberst Wilhelm von Hahnke.

Sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte am 26. April der Generaloberst Wilhelm von Hahnke, bisher Chef des Militärkabinetts Kaiser Wilhelms II. Am 1. Oktober 1833 in Berlin geboren und im Kadettenhause erzogen, trat Hahnke 1851 als Leutnant im Alexanderregiment ein, in dem er bald Bataillons- und später Regimentsadjutant wurde. Bei der 1860 vollzogenen Neugestaltung des preußischen Heeres wurde er als Oberleutnant in das Elisabethregiment versetzt und 1863 zum Hauptmann befördert. Im Feldzuge gegen Dänemark, 1864, zeichnete er sich als Compagniechef im genannten Regiment aus; im böhmischen und im französischen Kriege gehörte er dem Hauptquartier des Kronprinzen als Generalstabsoffizier an. Als Major 1872 zum Chef des Generalstabs des III. Armeecorps ernannt, wurde er 1881 zum Kommandeur der 1. Garde-Infanteriebrigade und zugleich zum Kommandanten von Potsdam berufen und 1886 zum Kommandeur der 2. Garde-Infanteriedivision sowie zum Generalleutnant ernannt. Am 19. Juni 1888 wurde er zum Militärkabinett kommandiert und wenige Wochen darauf Chef desselben. In dieser verantwortungsreichen und arbeitsvollen Thätigkeit, in der er der wichtigste Berater des obersten Kriegsherrn in den persönlichen Angelegenheiten der Offiziere, vor allem betreffs der Beförderungen und Verabschiedungen war, hat er, von dem unbedingten Vertrauen seines kaiserlichen Herrn getragen und 1890 zum General der Infanterie ernannt, 13 Jahre gewirkt. Nach der Feier seines Dienstjubiläums trat er von diesem Posten zurück, um die Stellung des Oberbefehlshabers in den Marken und des Gouverneurs von Berlin zu übernehmen.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

General Wilhelm von Hahnke.



Phot. Pirou, Paris.

General Gras.

General Gras.

Zu Chablis im Departement Yonne, wohin er sich seit seiner Pensionierung zurückgezogen hatte, starb der General Gras, Erfinder des nach ihm benannten Gewehres, das 1873 in der französischen Armee eingeführt und erst in neuerer Zeit durch das Lebelgewehr verdrängt wurde. 1836 geboren, trat er nach Absolvierung der Polytechnischen Schule in die französische Armee ein und nahm am italienischen Feldzuge wie am deutsch-französischen Kriege teil. Im Verlaufe der Jahre zum Divisionsgeneral aufgerückt, wurde er 1894 Mitglied des technischen Komitees der französischen Armee und bald darauf Präsident des Komitees für Explosionsstoffbereitung. Seit einigen Jahren lebte er im Ruhestande.

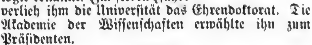
Eduard Suess.

Mit Ende dieses Studienjahres scheidet einer der angesehensten Vertreter der Wissenschaft in Oesterreich, der Professor der Geologie an der Wiener Universität, Dr. Eduard Sueß, mit Rücksicht auf die durch das Gesetz bestimmte Altersgrenze von der Stätte seiner langjährigen akademischen Wirksamkeit. Er vollendet am 20. August dieses Jahres das siebzigste Lebensjahr. Das philosophische Professorenkollegium ließ es an Bemühungen nicht fehlen, Eduard Sueß zur Einwilligung in die Absolvierung eines „Ehrenjahres“ zu veranlassen, der Gelehrte hat indes dankend abgelehnt. Eduard Sueß wurde am 20. August 1831 in London geboren, 1851 zum Assistenten am kaiserlichen Mineralienkabinett in Wien, 1856 zum außerordentlichen Professor der Paläontologie und 1866 zum ordentlichen Professor der Geologie ernannt. Im selben Jahre verlieh ihm die Universität das Ehrendoktorat. Die Akademie der Wissenschaften erwählte ihn zum Präsidenten.



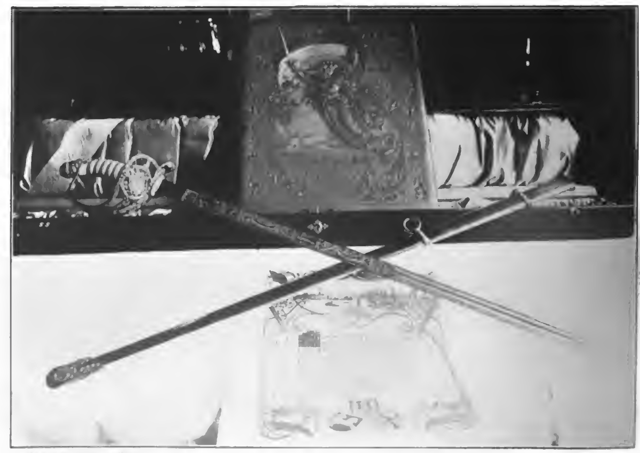
Phot. J. Grega, Wien

Eduard Suess



Der Ehrendegen für Christian De Wet.

Der Ehrendegen für den tapferen Burengeneral De Wet wurde im Auftrage einer Vereinigung von Hamburg-Altonaer Burenfreunden in der Solinger Waffenfabrik angefertigt. Das Gefäß des Säbels ist extra modelliert, aus Tombak gegossen, fein ziseliert, im Feuer vergoldet. Auf demselben befindet sich das Wappen der Freistaaten, am Bügel ein Bur in voller Ausrüstung. Vorn auf dem Gefäß (Ort) erblickt man das Porträt des Generals. Auf der Kappe findet sich das Monogramm C. de W. Daneben ist das Gefäß reichlich mit Verzierungen, darunter Lorbeer- und Eichenblättern, versehen. Oben auf der Kappe ist als Knopf ein echter Stein angebracht. Der Griff ist mit Fischhaut bedeckt. Die Klinge besteht aus feinstem Rosendamast. Sie trägt auf der rechten Seite die Inschrift: „Den dapperen boerengeneraal Christiaan De Wet tot aandenken. Van den waterkant Hamburg, Altona en omstreken.“ (Dem tapferen Burengeneral Christian De Wet zum Andenken. Von der Wasserkante Hamburg, Altona und Umgebung.) Auf der linken Seite heißt es: „Tot den laatsten droppel bloed, onverschrokken, dapper, getrouw en goed.“ (Bis zum letzten Tropfen Blut, unerschrocken, tapfer, treu und gut.) Drei Viertel der Klinge sind fein damasciert. Die Scheide ist aus reinem Neusilber gearbeitet, vernickelt, mit fein ziselierten und vergoldeten Bändern. Die Schleppe ist ebenfalls fein ziseliert und feuervergoldet. Der



Phot. John Thiele, Hamburg.

Der Ehrendegen für den Burengeneral Christian De Wet.

Säbel hat eine Gesamtlänge von 104 Centimeter, die Klinge ist 28 Millimeter breit; er bildet ein Prachtstück der Solinger Schwertschmiedekunst und gereicht den Herstellern zur Ehre. Das Modell stammt vom Graveur M. Knaak, die Damascierung von Herrn Rich. Neeff in Solingen.

General von Gross-Schwarzhoff.



Generalmajor von Gross-Schwarzhoff.

Einen schweren Verlust erlitt das deutsche Heer durch den Tod des Generalmajors Julius Karl von Groß, genannt von Schwarzhoff, der bei dem Brande des Kaiserpalastes in Peking ums Leben kam. Am 7. September 1850 zu Magdeburg als Sohn des späteren Generals der Infanterie und kommandierenden Generals des 3. Armeecorps, Julius von Schwarzhoff, geboren, trat er am 1. April 1870 als Fahnenjunker beim 2. Garderegiment zu Fuß ein, machte den Krieg gegen Frankreich mit und wurde im November 1870 zum Leutnant befördert. 1878 wurde er in das Gardeschützenbataillon versetzt, 1882 zum Hauptmann befördert, 1883 in den Generalstab einrangiert und dann dem Generalstabe des 14. Armeecorps überwiesen. Von 1885 bis 1887 war er zweiter Militärattaché bei der Botschaft in Paris, dann wurde er Compagniechef im 65. Infanterieregiment, kam aber schon nach einem Jahre wieder in den Generalstab, in dem er erst bei der 14. Division, dann bei der III. Armeeinspektion, beim großen Generalstab und endlich beim X. Corps Verwendung fand. 1894 wurde er Oberstleutnant und Chef des Generalstabes des württembergischen Armeecorps in Stuttgart, von wo er 1897 als Oberst und Kommandeur des 94. Infanterieregiments nach Weimar kam. Am 18. April 1900 wurde er Generalmajor und Kommandeur der 33. Infanteriebrigade in Altona. Viel genannt wurde er während der Friedenskonferenz im Haag, wo er als deutscher militärischer Sachverständiger sich bald eine in Fragen des Kriegsrechts ausschlaggebende Stellung eroberte. Die wichtigsten Beschlüsse sind oft seinem Eingreifen zu danken gewesen, und noch mehr wurden Uebereilungen durch ihn verhütet. Das ist seinerzeit auch von allen fremden Bevollmächtigten und den militärischen Sachverständigen anerkannt worden. Als die chinesischen Wirren ausbrachen, wurde General von Groß-Schwarzhoff zuerst zum Kommandeur einer Brigade in der Lesselschen Division ernannt, eine Stellung, die er nach der Wahl des Grafen Waldersee zum Oberbefehlshaber mit der des Generalstabschefs der internationalen Armeeabteilungen vertauschte. In dieser Stellung hatte er mehr Gelegenheit zur Entwicklung diplomatischer als militärischer Talente, und wenn hier manche Schwierigkeit überwunden worden ist, so ist das zu nicht geringem Teile sein Verdienst gewesen.



Aufn. von Hofphot. Müller, München.

Max von Seydel.

Max von Seydel.

Einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten ist mit Geheimrat Professor Dr. Max von Seydel dahingegangen, der im Alter von fünfundfünfzig Jahren in München verstarb. Am 17. September 1846 zu Germersheim geboren, studierte er in München und Würzburg Jurisprudenz, wurde 1879 in das Ministerium des Innern berufen und zum Vorstand des statistischen Bureaus ernannt. Zwei Jahre später wurde er ordentlicher Professor des allgemeinen deutschen, sowie des bayrischen Staatsrechts an der Universität München, nachdem er von 1873 bis 1881 bereits an der bayrischen Kriegsakademie Staats- und Völkerrecht gelehrt hatte. Sein hervorragendstes Werk ist das allbekannte „Bayrische Staatsrecht“. Von seinen weiteren Schriften sind zu erwähnen: „Kommentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich“, „Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre“, „Das Gewerbepolizeirecht nach der Reichsgewerbeordnung“, „Grundriß zu Vorlesungen über deutsches Reichsstaatsrecht“. Auch als Dichter ist der Verewigte hervorgetreten. Unter dem Pseudonym „Max Schlierbach“ veröffentlichte er 1872 einen Band Gedichte, dem sich 1880 eine neue Folge anschloß.



Phot. Bacn, Paris.

Wenzel von Brozik.




Aufn. von Hofphot. Herbst, Worms.

Die Fabrikanlage Griesheim

Wenzel von Brožik.

(Porträt Seite 203.)

In Paris verschied im Alter von fünfzig Jahren Wenzel von Brozik, der berühmteste Geschichtsmaler, dessen das Land Böhmen sich rühmen kann. In einem Dörfchen bei Pilsen 1851 als Sohn eines armen Kesselschmiedes geboren, verriet er schon als Kind ein so hervorragendes Zeichentalent, daß Trenkwald, der damalige Direktor der Prager Malerakademie, sich für ihn interessierte und ihn, nachdem der Knabe einer guten Schule überwiesen war, in das genannte Institut aufnahm. Später arbeitete Brozik unter dem Historienmaler Emil Lauffer in Prag und setzte seine Studien in Dresden und München fort. In letzterer Stadt wurde er Schüler Pilotys. Im Jahre 1876 siedelte er nach Paris über, wo er mit Munkácsy in enge Beziehung trat und schnell zu bedeutendem Rufe gelangte. Seine Hauptwerke sind: „Die Gesandtschaft des Königs Ladislaus Posthumus am Hofe König Heinrichs VII.“ (im Besitze der Berliner Nationalgalerie), „Petrarca und Laura“, „Ein Fest bei Rubens“, „Huß vor dem Konzil in Konstanz“, „Der Fenstersturz von Prag am 23. Mai 1818“ und der „Balladensänger“. Vorzügliches leistete Brozik aber auch in jenen Genrebildern, deren Stoffe seiner böhmischen Heimat entlehnt waren. Vor neun Jahren wurde er als Professor an die Prager Kunstakademie berufen.

Die Brandkatastrophe der chemischen Fabrik in Griesheim.

(Hierzu 3 Abbildungen.)

Von schwerem Unheil wurde am 24. April die chemische Fabrik Griesheim-Elektron bei Frankfurt am Main betroffen. Aus nicht aufgeklärter Ursache entstand in der Abteilung, in der Pikrinsäure hergestellt wurde, eine Explosion, welche die betreffenden Gebäude in Brand setzte, und während man noch mit dem Löschen beschäftigt war, erfolgten weitere Explosionen, die furchtbare Verheerungen anrichteten, den Tod von 24 Menschen herbeiführten und die Verletzung von etwa 150 weiteren Personen veranlaßten. Eine unsrer Abbildungen zeigt die Gesamtansicht der Fabrikanlage, während zwei weitere einen Begriff von der ungeheuren Zerstörung geben. Die Fabrik Griesheim Elektron (Aktiengesellschaft) ist ein weitverzweigtes Unternehmen, das von Frankfurt am Main aus geleitet wird. Den Stamm der Firma bildet die 1856 begründete „Frankfurter Gesellschaft für landwirtschaftlich-chemische Fabrikate“. Sie beschäftigte sich als eine der ersten in Deutschland mit der Herstellung künstlicher Düngemittel, die Justus von Liebig gelehrt hatte und die eine neue Industrie begründete. 1858 nahm die Gesellschaft die Sodafabrikation nach Leblanc auf. Aus der Frankfurter Gesellschaft ging 1863 die


Aufn. von P. Weber, Mainz.

chemische Fabrik Griesheim hervor. Im selben Jahre wurde der Schwefelsäurebetrieb erweitert, im Jahre darauf die Schwefelwiedergewinnung aus Sodarückständen eingerichtet. 1881 wurde als neuer Betriebszweig die Fabrikation von Anilinöl und andern Zwischenprodukten für Farbenfabriken aufgenommen. 1886 errichtete die Gesellschaft in Küppersteg bei Köln eine Zweigfabrik zur Herstellung von Mineralsäuren. 1889 wurde das Werk in Spandau zur Herstellung von hochgradiger Schwefel- und Salpetersäure begründet. Damit steht die von der Gesellschaft aufgenommene Fabrikation von Sprengstoffen in Verbindung. 1897 wurde die ehemalige Chemikalienfabrik Mainthal hinzu erworben, wo vorzugsweise die Herstellung organischer und unorganischer Chlorverbindungen betrieben wird. 1890 gelang der chemischen Fabrik Griesheim nach fünfjährigen Versuchen eines der wichtigsten Probleme der chemischen Großindustrie zu lösen

tron.

Von der Brandkatastrophe in Griesheim: Anilinfabrik.



und zuerst praktisch auszuführen, nämlich die elektrolytische Zerlegung der Alkalichloride. Zur technischen Verwertung dieses Verfahrens wurde 1893 die Aktiengesellschaft „Chemische Fabrik Griesheim-Elektron“ gegründet, die 1898 durch Fusion mit der chemischen Fabrik Griesheim zu der neuen Firma „Chemische Fabrik Griesheim-Elektron“ vereinigt wurde. Nach dem Griesheimer Verfahren werden außer in Griesheim noch in Bitterfeld und Rheinfelden reine Aetzalkalien, flüssiges Chlor, Chlorkalk und Wasserstoff erzeugt. Seit 1896 stellt die Gesellschaft noch gelben und roten Phosphor her. Verarbeitet werden in den Werken der chemischen Fabrik Griesheim-Elektron: Schwefelkies, Salpeter, Chromerz, Steinsalz, Chlorkalium, Kalkstein, Phosphate, Braunstein, Kohle, Steinkohlenteeröle. Erzeugnisse der Betriebe sind: Mineralsäuren, Alkalien, Natrium, Magnesium, Calciumkarbid, Chromate, Permanganat, Schwefel, Phosphor, Chlorkalk, Sprengstoffe, Chloride von Schwefel und Phosphor, Nitro-Amido- und Chlorderivate der aromatischen Kohlenwasserstoffe. An Betriebsmitteln stehen der Gesellschaft 62 Dampfkessel mit zusammen 12500 Pferdestärken und 76 Kraftmaschinen mit 11000 Pferdestärken zur Verfügung.

Von der Brandkatastrophe in Griesheim: Maschinenhallen.

Für müssige Stunden.

Silbenrätsel.

Erste Silbe.

Wie froh wird häufig sie begrüßt,
Laßt sie zuerst sich blicken,
Ob auch manch Thränchen vorher fließt
Und bange Sorgen drücken.

Sie huldigt der Geselligkeit,
Mag's nicht lang einsam treiben,
Bringt aber oft auch später Leid
Im Geben wie im Bleiben.

Zweite Silbe.

Man sah sie paarweis früher meist,
Zu vieren oder zweien,
Doch jetzt sie zweckdienlich sich erweist
Nicht selten auch zu dreien.

Dritte Silbe.

Dem einen scheint sie dornenreich,
Im Blütenschmuck dem andern;
Es muß — das ist bei allen gleich —
Die seine jeder wandern.

Das Ganze.

Es war sonst völlig unbekannt
Mit seinem hohen Streben,
Die neue Zeit es klug erfand,
Uns leicht empor zu heben. M. Sch.

Umstellrätsel.

Mein Wort kann klopfen und hämmern und schlagen,
Auch leise schleichen und plötzlich versagen;
Und soll eine Letter nur anders stehn,
So laßt es sich selber geschwinde drehn. M. Sch.

Buchstabenrätsel.

1234567 liegt an des Mittelmeeres Strand,
234117 eine alte Stadt im Syrerland,
12364 giebt vielen Kleidung, Wein und Mahl,
7123 ein Stein mit wunderbarem Glanze,
743 wird dargestellt aus mancher Pflanze,
17 fließt träge hin durch breites Thal,
7 was übrig bleibt, ist ein Vokal. F. M.-S.

Scherzrätsel.

Was meine ich für eine Blume?
Das rate, Leser, und sei klug!
Es ist im Mittelstück der Blume..
Doch weißt du damit schon genug. E. K.

Worträtsel.

Lebt's still und abgeschieden
Für der Seele Ruh' und Frieden?

Hebt's das Haupt in Schneeregionen
Stolz mit eis'gen Demantkronen?

Jubiliert's in Lenzeslüften,
Baut das Nest bei Blumendüften?

Antwort kann auf meine Fragen
Eine einz'ge Silbe sagen. M. Sch.

Charade.

Die Erste läßt sich nimmer unterdrücken
Dem Phönix gleich, hebt sie ihr Goldgefieder,
Stets neuverjüngt, aus Schutt und Asche wieder,
Um ihre Freunde herrlich zu entzücken.

Die Zweite wirkt ergreifend und umfassend,
Ihr Wesen zeigt zwei grundverschiedne Seiten,
Bald sehen wir sie weich, die Strenge hassend,
Bald läßt sie von der Härte nur sich leiten.

Das Ganze ist oft schwierig zu erklären,
Drum lieh die Erste ihm auch ihren Namen;
Sie paßt zwar niemals ganz in seinen Rahmen,
Und doch kann jenes ihrer nicht entbehren. G. St.

Rätsel.

Mit R ein Poet im verfloss'nen Jahrhundert,
Gehetzt und verfolgt, geliebt und bewundert;
Mit T eine Gabe, voll von Poesie,
Geliebt und bewundert; gehaßt — nein, das nie!

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe X.

Von V. Holst in Kopenhagen.
(„Nationaltidende".)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XI.

Von M. Gomolla in Eisenach.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe XII.

Von Dr. Arthur Hiemesch in Wien.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VII:

W. 1. Td2—f2
S. 1. Sh3×f2, Ta8-e8
W. 2. Ld6—e5†
S. 2. Kd6×e5, —e5
W. 3. Dc1—e3, g5, c3 matt.

A.

S. 1. Ta8—e8, a5
W. 2. Ld6—e5†
S. 2. Kd4×e5, —e5
W. 3. Dc1-e3, e3 matt.

B.

S. 1. Ta8—a3, c4—c3
W. 2. Dc1—e3†
S. 2. Kd4×e3, -e3, c4
W. 3. Ld6—e5, e5, De3—e5 matt.

C.

S. 1 e4-e3, L beliebig
W. 2. Dc1—e3†
S. 2. Kd4×e3, —e4, e3, d5
W. 3. Ld6-e5, e5, De3—e5 matt.

Auflösung der Aufgabe VIII:

W. 1. Sh6—g4
S. 1. Ke4—f5
W. 2. Dd6—e6†
S. 2. Kf5×e6, —f4
W. 3. La6—c8, La3—c1 matt.

A.

S. 1. La1—d4
W. 2. Dd6×d5†
S. 2. Ke4×d5, —f4
W. 3. La6—b7, Dd5—f3 matt.

B.

S. 1. Lb1—d3†
W. 2. La6×d3†
S. 2. Ke4—d4
W. 3. Dd6—b4 (auch f6, e5) matt.

C.

S. 1. Ke4—d4
W. 2. Dd6—g3
S. 2. Lb1—d3† o. bel.
W. 3. Dg3×d3, e3 matt.

D.

S. 1. La1—g7(h8) od. beliebig anders
W. 2. Sg4—f2†
S. 2. Ke4×f5, —d4
W. 3. La6—c8, La3—b2, Dd6—f6 matt.

Auflösung der Aufgabe IX:

W. 1. d3—d4
S. 1. Lh8—g2(f5)
W. 2. Th5(×)f5
S. 2. Ke6×f5 od. bel.
W. 3. Dg7—d7, Tf5×f6 matt.

A.

S. 1. f6—f5
W. 2. Kh6×h7 und
W. 3. Th5—h6 matt.

B.

S. 1. Ke6—d6
W. 2. Sc3—e4†
S. 2. Kd6—e6, e6
W. 3. d4—d5 matt.

C.

S. 1. bel. anders
W. 2. d4—d5†
S. 2. Ke6—d6
W. 3. Sc3—e4 matt.

Briefmappe.

Antonie H. in St. Immer hübsch richtig citieren! „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben“ und so weiter sagt der sterbende Attinghausen in Schillers „Wilhelm Tell“.

L. O. in E. Für den Familienkreis ganz nett, aber darüber hinaus langt es nicht.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Fünfmalhunderttausend Teufel.

Fünfmalhunderttausend Teufel kamen einst nach Celle hin,
In kaum eines dieser Teufel Tasche war ein Heller drin.

Alle fingen an zu winseln, alle waren hungrig sehr —
Wie wird's gehn uns armen Pinseln, wo bekommen Essen her?!

Da sprach Pipifax der Kleine: Ihr seid dumm wie Bohnenstroh,
Drüben giebt's bei Harry Trüller Cakes und Zwieback comme il faut.

Dort sie alle sattgegessen haben sich für wenig Geld,
Preisen heut noch Trüller's Zwieback als den besten auf der Welt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

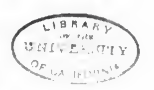

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA



E. Kiemlen

Heideblümchen.





Demoiselle Engel.

Eine Altbremer Hausgeschichte

(Schluß.)

von **B. Schulze-Smidt.**

Nachdem am Abend abgespeist war, winkte Engel sich zuvörderst Musjö Weitsel mit einem Finger hinaus auf die Diele. Der Sonntag stand vor der Thür; die Warenballen lagen säuberlich aufgestapelt nach den Winkeln hin, die Windenstricke hingen festgeknüpft, alles Messing blitzte wie lauteres Gold, und das Holzwerk spiegelte blankgebohnt. Die Kinder schliefen; Ohm Daniel saß in der Wohnstube, mit Thonpfeife und Defoes „Captain Singleton", im Ohrenstuhl vor Engels schönem Blumenflor und vertrieb sich die Zeit bis sie wieder hereinkommen und ihm vor Schlafengehen ein geistliches Lied singen würde, wie fast alle Abend, seit sie seine „Großnichte" aus Wahl geworden. Das Positiv stand schon geöffnet, mit Gerhards Notenheft auf dem Pulte, aber Engel verzog noch. Sie hatte das Gesinde und Kasperken bereits zur Koje geschickt, streute selber den weißen Sand in zierlichen Mustern über die frischgescheuerten Dielenfliesen, die nach gründlicher Säuberung und Sonntagsruhe dufteten, und Musjö Weitsel mußte bei der reinlichen Arbeit neben ihr gehen, Schritt vor Schritt, und ihr die hölzerne Sandschale halten.

„Bleibet mir gut nahe, Mijnheer Weitsels," sagte sie ihm auf holländisch, machte das allerliebste Schelmengesicht und streute einen kunstvollen Kringel; „ich habe Euch einen kurzen Sermon zu halten. Zuerst meinen Dank für den verblümten Vers, Mijnheer, und da ist meine Hand, damit Ihr fühlen sollt, daß die wahrhaftige Freundschaft jetzt zu Euch redet —"

„O, angebetetste Demoiselle! — mein Engel!"

„Bst! Mijnheer Weitsels — lasset die Schale nicht fallen und verschüttet mir mein Muster nicht! Wir haben es allhier nicht mit der Anbetung zu schaffen, wohl aber mit der richtigen Hochschätzung. So Ihr die für mich habt, bringet Ihr mir in Achtung und Vertrauen etwa ein zerrissenes Jabot oder eine Handmanschette und heißet mich's auf das feinste ausbessern, und einen Handkuß in Ehren dürft Ihr mir für solche freundschaftliche Dienstleistung gern applizieren, Mijnheer Weitsels. Aber Dichtungen, darinnen Amoren und Tändelei eine Rolle haben — (wartet, Mijnheer, wo hab' ich den Zettel gelassen? — seht Ihr wohl, hier ist er!) — denen thut meinesgleichen so! — Gebt mir die Schale, Mijnheer, bis Ihr die Fetzen in den Herd gesteckt habt; der Brand ist noch nicht erloschen. — Ich danke schön; seid so gefällig und nehmt den Sand noch einen Augenblick — wir wollen ihn auch gleich über unsre Zwistigkeit streuen, und danach merket Ihr Euch fein, daß Eure Zunge nie und nichts mit dem ‚Engel' zu thun hat, sondern lediglich mit ‚Demoiselle Coccejus' in der nötigen Höflichkeit. Ja, ja, nun hängt Ihr die Lippe und mault wie mein Jantje, wenn er die Rute geschmeckt hat! Besinnt Euch geschwinde, Mijnheer, und so Ihr durchaus zwischen die Coccejus heiraten möchtet, ei, so bringt erst etwas Tüchtiges vor Euch im kaufmännischen Stande, und unterweilen wächst mein Greetje Euch zu. Bis dahin lasset die Amoren in Frieden. Amen! — Der Sermon ist aus, — wie gefällt Euch mein Muster auf den Fliesen? Recht artig, nicht wahr? Jetzo habt Dank für Eure Complaisance, Mijnheer, schlaft wohl, und morgen machen wir uns einen fröhlichen Sonntag beim reformierten Thee und Bentheimer Moppen, mit Ohm und Kasper und den Kleinen."

Wie ein begossener Pudel ging er von dannen nach ihrer Predigt; sie jedoch rief ihn noch einmal zurück und sah ihm ernst und doch mit dem herzlichsten Ausdrucke des Wohlwollens in das betretene Gesicht: „Gebt mir Eure Hand lieber noch einmal, Mijnheer Weitsels. — So, so — das ist recht! Die wahrhaftige Freundschaft wünscht Euch eine gute Nacht."

„Desselbigen gleichen auch meinerseits, Demoiselle Coccejus."

Unter dem spiegelklaren Blicke der hellen Blauaugen, der ganz und gar nicht zum Bilde der Venus oder der gefühlvollen Schäferin Daphne paßte, entfernte sich der gekränkte Musenjünger endgültig.

Droben in seiner dumpfen Schlafkoje versteckte er fürs erste den geweihten Seufztopf zu tiefst ins Bettstroh, damit die wispernden Mäuse doch ein leckeres Fest von seiner Trübsal hätten, wühlte sich sodann in die karierten Kissen ein und flennte sich seine Schmerzen aus der gepreßten Seele, bis der liebenswürdige Traumgott sich seiner erbarmte.

*

„Nun, was haben Sie mit dem Bediener um Hand gehabt, liebes Kind?" fragte Ohm Daniel, als Engel zu ihm in die Wohnstube kam, ihren Nähkorb mit Greetjes kleiner Wäsche am Arm.

„Sand hat er mir streuen helfen; Sand im Muster und Sand über allerlei Thorheit."

Er drohte ihr scherzhaft mit dem Finger und lachte dazu, sie jedoch blieb ernst und schob den Faden ins Oehr. „Ehe daß ich meinem lieben Ohm sein Abendlied singe, muß ich seinen guten Rat wünschen," sagte sie.

„Wegen dem Flausenmacher?"

„Nein, Ohm. Ueber die Flausen hab' ich ja selber den Sand gestreut. Die ist ein armseliges Frauenzimmer, die mit einem grünen Burschen nicht fertig werden kann nach Belieben. Nein, es ist wegen dem Besuch, vor dem ich mich heute versteckt habe. Ich möchte den bremischen Brauch und die bremische Tracht annehmen, damit ich keinem mehr eine Anreizung zur Wißbegierde bin, noch etwas Besonderes."

Der alte Herr holte sie zu sich heran, schlug ihr die bergende Spitze aus der Stirn zurück, die hoch und klug war, und betrachtete sie so eine stumme Weile.

„Puder und Poschen? Nein, nein! Das verdirbt mir mein niederländisches Bildchen und macht eine modische Schilderei draus. Eine eitle Närrin, just wie die Demoiselle —: hm — hm! Ich will nichts gesagt haben."

„Ohm soll auch nichts dergleichen sagen. Ich erkenne die Freundlichkeit einer solchen Bemühung um mich sehr wohl, und den Besuch will ich erwidern. Aber nicht in der Gooilander Haube; denn das Zutrauen von Ohms wohledeler Frau Schwester, die mich in ihre eignen Schuhe und über das Hauswesen gestellt hat, macht eine Dame aus mir."

Wieder mußte der alte Herr lächeln; diesmal aus Freude an seines jungen Schützlings guter Logik. Er zog die anmutige Gestalt noch ein wenig näher, bis sie, samt ihrer Arbeit, neben ihm auf der breiten Armlehne des Ohrenstuhles saß.

„Das hat meine teure Großnichte scharf und fein ausgeklügelt, und alle Einwendungen werden davor zu nichte," meinte er, nahm seinen langen Geldbeutel heraus und zählte zwei Goldstücke auf den Tisch. „Dieses hier darf der alte Ohm ihr hoffentlich zur nötigen Adjustierung beisteuern?"

Sie wurde blutrot und wendete ihr Gesicht von den Goldstücken hinweg:

„O, Euer Edelen — nicht doch! Alles, was Ohm hat, gehört seinen wirklichen Großnichten und -Neffen — den zukünftigen."

„Sie sollen mir's mit Zins und Zinseszins zurückerstatten, wenn es so weit ist; unterweilen nehmen Sie's in Verwaltung und machen's rollen, liebe Klugheit."

Engel strich die beiden Goldstücke ein, ohne ein ferneres Wort, die Wimpern gesenkt, die Lippen zu wehmütigem Ausdruck sanft aufeinander geschlossen. So faßte sie auch Ohms welke Hand und drückte sie zum Dank. Dann legte sie ihre Näherei still in den Korb zurück, ohne daß sie einen Stich daran gezogen hätte, setzte sich von der Armlehne weg ans Positiv und spielte und sang dem andächtigen Hörer zur guten Nacht:

„Ich bin ein Gast auf Erden —"

VII.

Es gab wirklich einen recht vergnügten Sonntag mit dem feingewürzten und allseitig beliebten reformierten Thee zum Abendgetränk und bei „Poch" und „Tick'an" um die letzten Bentheimer Moppen aus Engels Reiseproviant. Ohm Daniel rieb sich unter dem Tisch zufrieden und fröhlich die Hände. Wie sie doch den verkannten Genius und kurzen Dämmerling so gut zu nehmen wußte, daß seine hängende Lippe sich aufrichtete, daß ihn sogar unvermutet das Lachen ankam und er ein Kind mit den Kindern wurde! Ja, er gewann es, zum Beschlusse des angenehmen Sonntags, sogar über sich, sein herrliches Poem, aus heidnischem Schwulste und stolpernden Versfüßen zusammengeschweißt, herbei zu holen und es Ohm und der Demoiselle vorzutragen zu „gelinder Beurteilung".

Da saßen sie nun allesamt um den warmen Kachelofen, Kasperken und die zwei Kleinen in der Hocke wie Hasen im Klee; Ohm im Ohrenstuhl und Engel neben dem errötenden Dichter auf der eingesessenen Ofenbank. Er las mit schwellendem Pathos, und sie brachte die Lippen über den hübschen, weißen Zähnen gar nicht mehr zusammen, so sehr ergötzte sie sich, ohne jegliche Kritikherbheit. Nur, daß sie ihren Anbeter ein klein bißchen foppen mußte und in ihrer Lustigkeit urplötzlich die Gooilander Haube von den Haaren nahm:

„Bin ich denn also Veneri gleich, Mijnheer Weitsels? Guckt mich einmal gelassen darauf an!"

Gelassenheit deuchte den verschüchterten Amadis nun allerdings ein saures Stück Arbeit zu sein, angesichts der goldblonden Pracht zweier festgeflochtenen Zöpfe, die das neidische Häubchen gänzlich verborgen gehalten, und zu denen sich jetzt zwei runde Arme aus zurückfallender Kantenfalbel emporhoben, um sie geschickt in einen antiken Knoten zu schürzen.

„Die — die — cyprische Aphroditis ist eine alberne Docke dagegen!" stotterte der Hochentzückte, und seine heitere Venus fragte schlagfertig:

„Seid Ihr jemals in Cypern gewesen, Mynheer Weitsels? Wie dürft Ihr sonst eine solche Apodixis von Euch geben?"

*

Das Gooilander Häubchen blieb abgethan für Bremen.

Am Montag früh nahm Demoiselle Engel ihr Regenlaken um die Schultern und hüllte den Kopf in ein feingehäkeltes Fanchon der Hausfrau, das diese von einer ihrer respektvoll ergebenen, auswärtigen Nichten als Präsent erhalten und allzu lebhaft gefärbt für ihre Jahre befunden hatte. Metta brachte es aus der offenen Kommodenlade zum Vorschein, und sehr behutsam ward es um die rosigen Wangen und die goldblonden Haare geknüpft.

Sodann führte Ohm Daniel seine junge Freundin höchst galant am krummen Arm durch den herrlichen frostklaren Morgen, über die unveränderlichen Schneehügel und Eisrillen der städtischen Verkehrsstraßen, in die besten Magazine für Kleidung und Damenputz. Daß er noch etliche Goldstücke von gutem Gewicht in der Tiefe seines Geldbeutels bei sich trug, verriet er nicht, und es rührte ihn, daß sie sich im Manufakturwarengeschäft die allereinfachste Enveloppe erstand, nur daß sie sehr eigen auf eine vorzügliche Façon war. Darauf ging's zu Demoiselle von Bennigsen in den eleganten Putzladen, wegen eines grauen Kastorhutes, ebenfalls modisch, aber so schlicht wie möglich: „nur ein schwarzes Taffetband darauf gesteckt."

Die Ladendame hinterm Tresen hob die beringten Hände auf und ereiferte sich: „Nicht einmal eine pauvre Straußenfeder für Dero Demoiselle? — hm — Demoiselle —?"

„Nichte, Mamsell, so es Ihr gefällig ist."

„Wenn Dero werte Demoiselle Nichte nur im mindesten à la mode aufzutreten gedenkt, so rate ich dem Herrn Aeltermann auf das dringlichste —"

„Keine Straußenfeder — nur ein schwarzes Taffetband. Meinen Putz arrangiere ich mir selber. Hier indessen habe ich noch mehrere Ellen brabändsche Kanten, wenn Ihr uns für diese einen guten Rat wüßtet?"

„Zum Busentuch! Nichts andres als wie ein solches, werteste Demoiselle. Gott, was für magnifique Kanten! Das ergiebt den Besatz um zwei Kammertuchfichüs. — Nein — es gehet mir wahrlich wider die Reellität, mit irgend welchen Objekten zu prunken; aber wenn ich mir ein solches Kammertuchfichü einbilde, um den Ausschnitt recht hochgestellt mit echten Fischbeinen, und zu diesem eine violenfarbene Mohrrobe: ganz klein gewässert, genre vertue —! englisch müßt' es doch der Demoiselle zu ihren süperben Haaren stehen, und man beginnt just sich des Puders gänzlichst zu entäußern!"

„Lasset nur gut sein; packt's nicht heraus, Mejuffer," wehrte Engel ab, allein Ohm Daniel strich sich das sauber rasierte Kinn und fuhr mit einer Hand in die Tasche, wo der lange Geldbeutel steckte:

„Sie kann uns Ihren blauen Mohr von meinetwegen einmal aus dem Tuche wickeln, Mamsell von Bennigsen; das Betrachten hat die Kundschaft doch wohl ohne Spesen? Ja — das läßt Ihnen allerdings rein zum Entzücken, mein liebes Kind; Mamsell von Bennigsen hat recht, und Sie sollen das Mohrkleid von Ohm geschenkt kriegen."

„Nicht, Ohm! Bitte, nicht, Euer Edlen!"

„Abgemacht! abgemacht! Mitsamt dem Nählohn kriegen Sie's geschenkt. Nehme Sie der Demoiselle sogleich die Maße; ich gehe unterweilen hinüber ins Tabaksgeschäft, und in zehn Minuten bin ich schon zurück. Die Anfertigung hat Sie gütigst nach der Möglichkeit zu beschleunigen, Mamsell von Bennigsen."

„Solch ein Ohm, solch ein liebenswürdiger Ohm! Dazu darf man gratulieren, werteste Demoiselle," meinte Mamsell von Bennigsen, sobald der alte Herr hinaus war, ließ ein Stück des blauen Seidenstoffes von der Rolle fallen und hielt es gegen Engels Merinokleid. „Englisch! geradezu englisch schön —! Und dabei die Brabänder Spitzen zum klaren Kammertuch — eine ravissante Toilette, Demoiselle —?"

„— Coccejus. — Dekolletiert mich auf keinen Fall ungebührlich, Mejuffer, und nehmet die Knopfnadeln aus dem Munde, ich bitt' Euch!"

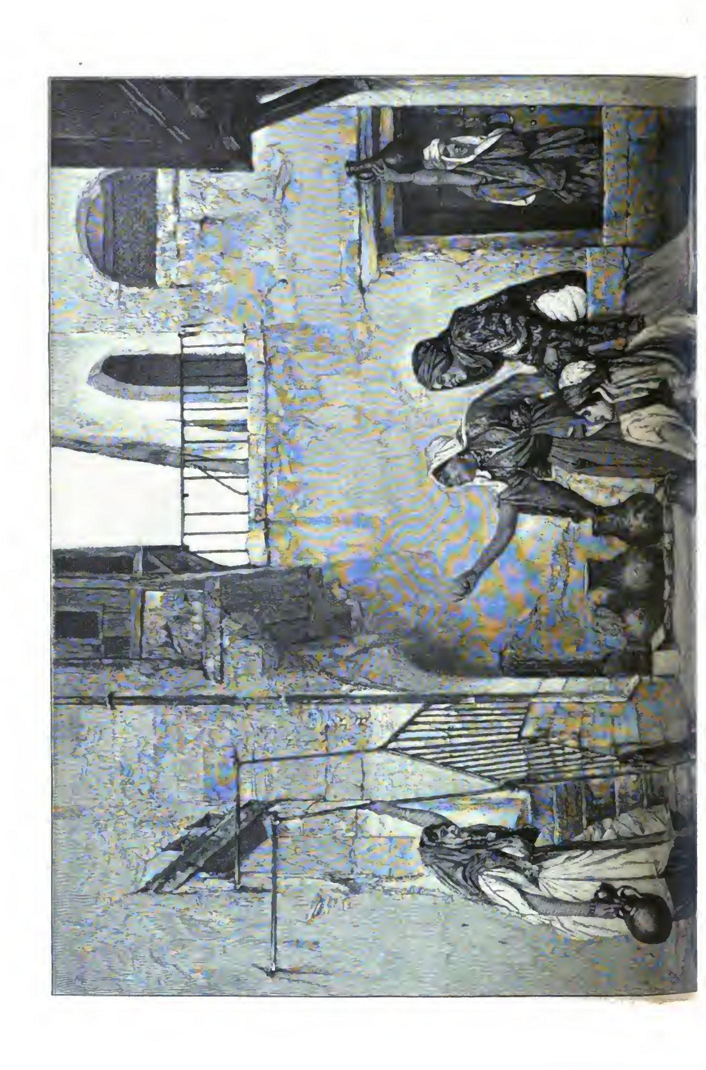
„Ungebührlich? Bei Dero klassischer Formung der Büste? — Wie?"

„Thut genau, was ich sage!" — Ein sehr erzürntes Gesicht war aus dem freundlichen geworden, und das blieb so, bis Ohm Daniel zum Abholen wieder über Mamsell von Bennigsens Ladenschwelle trat.

*

Nun hatte das alte Haus seine junge Hausfrau, wenngleich dieselbe keinen Gatten besaß und auch nicht Witwe war, sondern ein munteres Fräulein, das den gewichtigen Schlüsselkorb nur gar zu gern am Arme trug. Nicht mehr „Mamsell Engelke" im Gooilander Häubchen machte sich in Stuben, Küche und Keller fleißig zu schaffen und schritt behende über Diele und Hängewerk, um in den Prunksälen zu lüften und schmutzige Fußstapfen zu rügen; nein, eine richtige, herrschaftliche „Demoiselle Engel", sehr lieblich anzuschauen mit den blondwelligen Scheiteln und der hochgesteckten Flechtenschleife am Hinterkopf. Jetzt ging sie fast alle Mittag, kurz vor der Börsenzeit, an Ohms Arm hinaus, wenn das Essen zu Feuer war und klein Greetje ihr Schläfchen hielt. Meistens nahm sie Jantje, wohlvermummt bis zum rotgefrorenen Näschen, an die freie Hand im warmen Fäustling; zweimal jedoch war sie im Staat, trug lederne Fingerhandschuh und einen großen Muff nebst perlenbenähtem Ridikül, noch von Ohm Daniels ältester Schwester selig, und der graue Kastorhut hatte dennoch an eine nickende Straußenfeder glauben müssen.

So herausstaffiert führte der betagte Kavalier seine anmutige Schöne mit Stolz auf Visiten. Musjö Weitsel pflegte, den Neid im Busen, hinter dem Ausluchtfenster des Kontors zu stehen und dem ungleichen Paare nachzuspähen, hinauf bis zur Stadtwage und hinab bis gegen die Fangkuhle. Seit kurzem divertierte ihn die Dichtkunst nicht mehr wie sonst; er hatte den unseligen Senfhafen hinunter aufs Hofpflaster geworfen, allwo er jämmerlich zerschellt und mit andrem Kehricht in die Weser gebracht war, und befleißigte sich ernstlich der Wissenschaft des „weißen und bunten Linnengeschäfts". Das war die gute Frucht, die Demoiselle Engels Sermon beim sonnabendlichen Sandstreuen gezeitigt hatte, und Demoiselle Engel sorgte dafür, daß ihr zärtlicher Schäfer nicht zurückfiel ins gefühlvolle Lämmerhüpfen. Das Lämmerhüpfen, aber ein fröhliches in herzerfreuender Unschuld, das stand nun den zwei Kleinen an, deren helle Stimmchen den ganzen Tag durchs Haus lachten und zwitscherten und jeden anriefen, der des Weges kam.





Daniel Jsrael
Oeffentlicher Brunnen in Kairo.

Ganz so ausschließlich gehörte Schwester Engelke ihren Kleinen nicht mehr an; wenn sie aber bei ihnen war, fand die Zärtlichkeit unter dem Kleeblatt kein Ende; und Metta und Kasperken konnten bleiben, wo sie waren. Einmal aber holte Jantje den ganzen Haushalt zusammen und stand, rufend und fest an die hochgehakte Klappe der Fallthür des Bierkellers geklammert, neben dem schwarzgähnenden Schlunde:

„Harm! Harm —! Komm nach oben! Komm doch mein zuse Engelke angucken! Ha—a—arm!"

Solange, bis der Hausgeist seinen Kran am Eigenbräufaß wieder zugedreht hatte und gemächlich, den Krug in der Hand, leiteraufstieg, das dampfende Laternchen in den Kittelgurt gehakt. Da hüpfte der kleine Mann auf einem Beinchen vor Freude, schob sein rundes Kinderhändchen in die schwielige Linke des Alten, wartete, bis er seinen Priemkensaft im Bogen ausgespuckt hatte, und dann mußte er mit in die Wohnstube kommen und „Schwester Engelke angucken".

Schwester Engelke im blauen Mohrkleide mit dem klaren Kammertuchfichü, daran die Brabänder Kanten prangten, um Schultern und Busen, à la mode hochgestellt, so daß es einen duftigen Bausch vor dem schneeweißen Halse gab; im Haar eine kleine Wenigkeit Puder, und die feurige Kaktusblüte, die Metta heute früh unversehens mit dem Gardinenbesen abgestoßen hatte, zwischen die weichen Locken über dem linken Ohre gesteckt. Sie stand auf dem Söller in der Auslucht, lächelte und strahlte in unschuldigem Vergnügen und unschuldigem Wohlgefallen am eignen Liebreiz, den der Spiegel ihr verraten hatte, und bewegte zierlich den bemalten Fächer, auch von Ohm Daniels ältester Schwester selig. Hinter ihr blühten die Blumen auf der Fensterbank, und der linde Frühlingsabend ließ seinen neugierigen Viertelsmond durch die Scheiben hereinblinzeln. Der freute sich wohl besonders an den glücklichen Augen des alten Herrn in Escarpins und langem Rocke mit großen Aufschlägen und silbernen Knöpfen zur geblümten Seidenweste. Es sollte zu Terhellens in eine große Soiree gehen — Demoiselle Engels erste, förmliche Einführung in den schwer zugänglichen Kreis der patrizischen Großhändler. Sie würde auch sonder Zweifel den Schöngeistern der Gesellschaft gefallen, weil sie solch einen tapferen Mutterwitz besaß und viel gelesen hatte, und aller mädchenhaften Bescheidenheit unbeschadet, niemand so leicht die passende Antwort schuldig blieb.

Da ist 'ne Tragbahr', Engelke! Guck doch die Tragbahr', Ohm!"

Jantje, das Quirlchen, drückte sein Stumpfnäschen am Seitenfenster der Auslucht platt und zog sein Greetje, das zu ihm aufkletterte, mit Gewalt herbei, um die blaulackierte Portechaise mit den zwei ehrbaren Trägern zu bewundern, in die Schwester Engelke jetzt gleich steigen würde und durch die Luft zur Faulenstraße fliegen, beinahe wie ein rechter Himmelsengel.

Nun gab sie dem ganzen Gesinde reihum die Hand zum Abschied vor diesem großen Ereignisse. Musjö Weitsel riskierte es sogar, ihr die Fingerspitzen zu küssen, und Kasperken fiel beinahe vornüber, infolge seines täppischen Bücklings vor der Schönheit der Hausprinzessin. Die Kleinen bekamen das beste Teil: Schwester Engels Lippen und Wangen für ihre gespitzten Mündchen, und den Duft von Rose und Lavendel, der das reizende Gebild umschwebte. Dann entschwand die blaue Herrlichkeit durchs enge Thürchen der Portechaise; Ohm kletterte, gebückten Hauptes, hinterdrein, und fort trabten die Träger. Das Gesinde, das auf Socken stand, tappte behutsam hinaus und trat auf der Diele in die hölzernen „Klönken" zurück. Musjö Weitsel zog einen tiefen Seufzer, klappte das Positiv auf und begann in heiseren Tönen Beethovens „Adelaide" zu stümpern, während Kasperken emsig an seinem Schiffe für Jantje schnitzelte. Der Wallgraben war endlich rein vom Eise; bald konnte man Sonntags die winzigen Boote aufs Wasser setzen, und die ganze Natur ward wieder schön und lustig zur Osterzeit.

*

Palmarum stand nahe vor der Thür, und Engel war in der österlichsten Stimmung von der Welt. Nicht nur mit ihrem frommen Herzen — das war eine stille Sache für sich in der Tiefe der jungen Seele — auch das irdische Wesen an ihr hatte seine enge Puppenhülle abgestreift und regte fröhlich die Schwingen. Nein! Was sie alles erlebt und genossen hatten, ihr violenblaues Mohrkleid und sie! Eine Gesellschaft bei Terhellens und ein Mittagsmahl bei Aeltermann Pundsacks. Ja, sogar zu einem Liebhabertheater waren sie befohlen worden und zwar zu Seiner Hoch- und Wohl-Weisheit, Herrn Senator Simon Henricus Gondela, dem jüngsten Gliede des Rates, und dort hatte Engel, unter Beseitigung des modischen Fichüs und Substituierung desselben durch ein klassisch gefaltetes Bettlaken, die kornblaue Göttin Ceres im lebenden Bilde stellen müssen, ein kunstvolles Aehrenbündel nebst pappener Sichel im Arm. Demoiselle Olivie, als trauernde Persephone, zu ihren Füßen, und Seine Wohl-Weisheit, der Herr Senator, ließen Sich herab den finstern Pluto darzustellen. Ein großer Erfolg war's gewesen; und, siehe da: andern Tags erschien der Gondelasche Diener mit einem scharmanten Billete, des Inhalts, ob es der liebenswürdigsten Demoiselle Coccejus eine Vergnügung sei, mit der Familie die heutige Theatervorstellung zu besuchen? Auch für den hochgeschätzten Herrn Aeltermann werde, nach seinem Belieben, ein komfortabler Sitz in der Loge verwahrt werden, so etwa der Bürgerkonvent sich in die Länge ziehen möchte.

Glücklicherweise jedoch zog er sich heute nicht in die Länge, und über den baumbestandenen Wall wandelte das einträchtige Paar vergnüglich der letzten Bastion vor dem Osterthore zu, allwo man, seit zwei Jahren, einem „kunstsinnigen und allerhand edler Kurzweil zugeneigten, bremischen publico zu Gefalle", ein ständiges Theater errichtet hatte. War das ein herrlicher Abend für das Kind aus der niederländischen Kleinstadt!

Am liebsten hätte sie die Chöre des mythologischen Vorspiels frischweg mitgesungen und sich unter die ältlichen Charitinnen gemischt, die den feueräugigen Apoll mit Papierblumenguirlanden umstrickten, daß er weder aus noch ein wußte. Und wie ihr das Herz vor Mitgefühl für die Heldin der nachfolgenden Komödie schlug: „Henriette, oder sie ist schon verheuratet". Wie sie sich freute, als in der „Wiederkehr des bremischen Schiffers" alles ganz vorzüglich endete und die Braut dem Bräutigam in der Teerjacke am Halse hing, während der Vorhang mit hörbarem Knarren niedersank.

Allein in der Nacht, die diesem aufregenden Genusse folgte, blieb sie schlaflos, und sie mußte weinen und weinen — weshalb, das verstand sie selber nicht. Es war wohl das Kopfhängen der verpflanzten Feldblume, die sich an den Boden des Kulturbeetes, da man sie zu veredeln trachtete, noch nicht gewöhnen konnte, nach den ersten, allzusonnigen Tagen im Herrschaftsgarten.

Es hielt sie nicht im Bette. Der Mond sah hell in ihr Kammerfenster; sein erstes Viertel rundete sich schon mächtig: morgen war Palmarum. Leise stand sie auf, schlug das alte Regenlaken um sich her, kühlte sich die brennenden Augen, kniete eine ganze Weile neben dem Kinderbette — Gerhards einstigem —, in dem jetzt ihre lieben kleinen Schläfer eng aneinandergeschmiegt, lagen und lauschte dem heftigen Klopfen ihres Herzens. Sehnsucht packte und schüttelte sie: nach was denn? Nach wem? — Der Wiedervereinigung mit dem Vater sah sie nur in ruhiger Freude entgegen; ihn liebte sie mit der einfachen Tochterliebe, vom schuldigen Respekt in Schranken gehalten, wie die gute Sitte es gebot.

Aber da war etwas andres in ihr, das wollte sich unter kein Gebot zwingen lassen, und sie wagte nicht, es bei Namen zu nennen, weil es wie ein unmöglicher Wahnsinn ohne Grund und Ziel vor ihrer bangen Seele stand. Nachts kam die Bangigkeit oftmals so über sie wie jetzt, mochte sie auch tags noch so viel gescherzt und geplaudert haben und gesungen wie Lerche und Nachtigall. — Die Angst vor der Stunde, da sie das alte Haus verlassen, da sich Nebel um das dämmernde Morgenrot eines unfaßbaren Glückes ziehen würden, und die Spuren verwischen, in denen sie so gern wandelte, die Räume verhüllen, die eines Abwesenden geistige Anwesenheit belebte und beseelte. — Sie erhob sich und fing von neuem mit Weinen an.

Darauf nahm sie ihren Nähkasten von der Kommode im Winkel, stellte ihn behutsam aufs Fensterbrett, das der Mond hellbläulich beleuchtete, und setzte sich daneben auf den niedrigen Binsenstuhl. Zwischen den bunten Perlenschnüren im verdeckten Gefach des Kastens holte sie Gerhards Briefe hervor, seinen ersten und den zweiten, den sie vor drei Tagen erhalten, mit einer Einlage der Mutter, liebreich und unorthographisch. Zerlesen waren die Briefe nicht, sondern, im Gegenteil, sorgsam eingeschlagen in blaues Papier und mit einem roten Seidenfaden zusammengebunden.

Wohl zum zehntenmal seit dessen Empfang las sie Gerhards Brief, ob zwar wieder nichts Bemerkenswertes darin stand, außer dem steif formulierten Danke des Hausherrn für die fortgesetzte und rühmenswürdige Bemühung um sein Haus, verbunden mit dem dringlichen Ersuchen, es auch fernerweit dabei zu belassen, falls die längere Abwesenheit der Tochter ihrem Herrn Vater nicht etwa Inkonvenienz bereite. Allein am Fuße des formellen Schriftstückes stand ein Postskriptum; das ging doch aus einer andern Tonart. Der Schreiber war für den Raum von zwölf Zeilen seiner gemessenen Würde untreu geworden, und daran trug seine „unglückliche Liebe" schuld: die edle Frau Musika.

„Ich wünschete wohl und wäre mir eine wahre Delice gewesen, so ich hätte Ihnen, geschäzte Demoiselle, das Eintrittsbillet zur ehegestrigen Aufführung eines Haendelischen Oratorii verehren dürffen; nähmlich des Messias. Häte besagtes Music-Stükk wohl gerne in Dero auffmerksahmer Gegenwart geniessen mögen, und ist mir überhaubt ärgerlich, daß ich den angenehmen Discant, von welchem Ohm so viel Rühmens weiß, bis dato noch nicht vernehmen durffte. Ich habe mir trozdessen erlaubet, zwo besondere Discant-Arien aus dem Messias, specialiter zu Dero fleissigen Benüzung, an die Cleventhusensche Musikalien-Niederlage in loco abzusenden. Welche einer der beyden Kantohr-Bediener bei ehester Gelegenheit auf meinen Nahmen einfodern und Ihnen, geschäzte Demoiselle, als eine geringe attention meinerseits, übermachen soll."

Engel hielt den beschriebenen Bogen in die silberne Lichtbahn des Mondes, und ihre Augen folgten den Zeilen, bis sie vor ihren Blicken zu tanzen begannen. Da kam sie zur Besinnung des Götzendienstes, den sie trieb, und sie schämte sich, daß sie darüber vergessen konnte, was sonst ihr Herz ausgefüllt:

„Bin ich vernarrt? Hab' ich meine Gesundheit nicht?" — Sie faltete den Brief ganz klein zusammen und versteckte ihn und den andern in den tiefsten Winkel der Kommode, rieb sich hart die Stirn über der Nasenwurzel, als wolle sie verscheuchen und verstoßen, was sich da drinnen eingenistet hatte, in die anmutig geordnete Wohnung ihrer Mädchengedanken, und fing eilends an, sich für die Nachtruhe zu entkleiden.

Mitten darin unterbrach sie sich wieder, sprang abermals gegen das hellbeschienene Fenster hin und streckte beide Hände zum himmlischen Wanderer zwischen den flockigen Lämmerwölkchen empor, als könne er ihr den suchen helfen, der seiner Kinder natürlicher Schutz auf Erden war. Ihre Augen standen in Thränen: „O, mijn goed lief vader! — O, mijn best vadertje!"

Vor Heimweh weinte sich die Heimatlose in Schlaf; aber als sie erwachte, strahlte die frohe Morgensonne, und über Nacht hatte der Frühling Einzug gehalten.

VIII

„Palmarum: Tralarum!"

Nach dem langen Wintergraus eine herrliche Vorfeier der Weltauferstehung. Die Linden, längs

der Schlachte hin, zeigten gelbgrüne Blattknospen, und die Spiegelung des unbewölkten Himmels machte das Weserwasser zu einer lichtblauen Fläche. In den Stadtgärtchen, die sich da und dort zwischen die hohen, fensterreichen Giebelhäuser einzwängten, blühten Schneeglöckchen und Krokus, und die wunderlichen Papageientulpen, drüben bei der Neustadt, im Wichelhausenschen „Prunk-, Zier- und Lustgarten“ entfalteten ihre gefransten und buntgetuschten Blumenblätter im warmen Sonnenschein. Auf den Dächern und in den kahlen Obstbäumen pfiffen und schnarrten Staar und Sprehe, und die Kinder der ländlichen Häuschen an den Bleichen standen vor den Thüren, guckten über grünes Gras und grade Gräben nach dem ersten Storche aus und sangen dazu:

„Aebär, Langebär!
Bring mi 'n lütjen Broder her!
Aebär, Bester,
Oder 'n lütje Swester!“

Aber die Mütter schüttelten die Köpfe dazu: „Nä, nä! dit Joohr keen'!“ — Was wußten die Kleinen davon, daß es, trotz des siegreichen Lenzes, ein schlimmes Jahr war, und daß selbst das Kinderwiegen mit Seufzen geschah?

Ohm Daniels Hauschronik, die er immer knapper führte, sprach auch von den schlimmen Zeiten, die er, buchstäblich, zum größten Teil im Bürgerkonvent verbringen mußte:

„Freitag und Sonnabends den 20. und 21. Mertz kamen viehle Engelsche Völker in's Hohe-Tohr und aus Steffens Tohr hinaus, nachdeme sie ärgerlichst molestiret. Wurden in Groepelingen, Oßlebshausen und auff dem Leßum-Brok einquartieret. Herrlichs Wetter. Hält an, aber der Einmarsch Engelscher Völker gehet ebenso fort, und währen die Sizungen der 20 Bürger-Lieutenants um die Quartierung nebst denen deß Bürger-Conventes fast täglich von Morgends bis zum Abend. Werden mehrstens auff der Gülden-Cammer abgehalten. Wurde auch vor Steffens-Tohr ein Engelsches Lazzaret von Holtze auffgeschlagen, gegen Nungen Bleiche, bey sechshundert Fuß lang. Es wird die Engelsche Haubtmacht in die reformirte Latein-Schule geleget und ins Palatium das Engelsche Haubt-Quartier: wimmeln die Straßen von Engelschen und Hanöverschen durcheinander, und lieget der Dohms-Hoff voller Canons und Baggage-Wagens. Und möge der gnädige Gott dieses baldigst ändern.

Item: schreibet Gerd und Betchen, daß sie denken bereits in Aprillmond zurüke zu fahren mit Henrich Meier seinem Voll-Schiff und nehmen sich ein artiges Mitgebrachtes für meine liebe Engelke vor.“

*

Sehr still und festlich lag das Esichshaus in der Frühe dieses Palmsonntags am neunundzwanzigsten März Siebenzehnhundertfünfundneunzig. Bis in die Langenstraße drangen die kriegerischen Geräusche nicht; von den Türmen nah und fern läuteten die Glocken zur Zehnuhrkirche, und Engel rüstete sich, nachdem sie ihre Kleinen bei den Mägden wohlversorgt hatte. Die Diele war aufs beste aufgeräumt, und der gemusterte Sand kringelte sich noch fast unbetreten über die braunen Fliesen. Metta und Harm hatten gestern vor Thorschluß noch Palmkätzchen von den Grabenrändern der Bürgerviehweide geholt, und die blühenden Reiser steckten in den Lichtarmen und um die Hauslaterne. Die ganze Wohnstube duftete nach Veilchen und Hyazinthen; die Blumen des großen Kaktus glühten feurig im Sonnenglanz, und das Mittagessen stand, zum Aufwärmen fertig, neben dem Herde: Schelde-gerste und Katharinenpflaumen nebst einem wackeren Speckstücke von Mijnheer Coccejus' Schinkensendung, die zum Glück gestern abend spät mit andern Frachtgütern gekommen war, und heute in der Frühe schon hatten die Händelschen Arien „durch besondere Gefälligkeit des Herrn Clevenhusen an die wohlgeborene Demoiselle Engelina Coccejus, in praesentia auff der Langen-Strasse im Spanischen Linnengeschäfte“ auf Engels Platz am Frühstückstische der Hinterstube gelegen.

Der Text ging englisch: Engel wußte einiges in der Sprache, und es entzückte sie, beim ersten flüchtigen Einblick, daß sie Worte der Schrift zu finden glaubte:

„Rejoice, rejoice greatly, o daughter of Zion,“ und das zweite:

„I know, that my Redeemer liveth!“

So ging sie in festlicher Stimmung zur Kirche, an etlichen von Ohm Daniels „Engelschen Völkern“ unangefochten vorbei, durch die Natel und über den Geerden nach Stephani und neben ihr, als Beschützer, Musjö Weitsel, à la Werther angethan. Kasper und die Dienstleute waren bereits im Frühgottesdienst gewesen, und Ohm saß wieder seit neun Uhr in einer heißen Sitzung des Bürgerkonvents. „Besser itzt denn über acht Tage, wenn das Häslein für unsre lieben Wichter auf der Diele einlegen wird und es den Osterklaben anzuschneiden giebt,“ hatte er scherzend gemeint.

Engel schritt rasch dahin. Die halbverweinte Nacht wirkte noch in ihr nach und ihre Gedanken waren auf Ernsthaftigkeit gestellt, wenn sie sich auch immer wieder die Jubelworte ihrer Händelschen Arien wiederholte: „Freue dich, freue dich, Tochter Zions — ich weiß, daß mein Erlöser lebet!“ Auf halbem Wege holte Olivie Terhellen sie ein, schob ihren Arm unter den Engels, schnitt dem kleinen Werther eine Grimasse hinter seinem Rücken und meinte:

„Was Sie bleich sehen, meine Liebe: ist etwa schlimme Nachricht aus Liverpool gekommen?“

„Daß ich nicht wüßte, und was für eine Kraft hätte dieselbe, um mich bleich zu machen?“ erwiderte Engel. „Ich denke in dieser feierlichen Zeit und bei den ängstlichen Kriegszeichen an meinen Vater nach natürlicher Folgerung, Demoiselle.“

„Ich glaub's nicht!“ rief die schöne Olivie dagegen, und dann trennten sie sich vor der Kirchenthür. —

Der alte Pastor Smidt meinte es heute einmal besonders ehrlich mit seiner kleinen Gemeinde aus dem Kreise der „feinen Pietisten“. Er holte

weit aus zu seiner zweistündigen Predigt, verquickte das Palmsonntagsevangelium mit der Gegenwart, stellte des Heilandes Einzug in Jerusalem auf dem Füllen der sanftmütigen Eselin in Gegensatz zum Hereinbrechen der Kriegeshorden zu Pferd und zu Fuß in die Stadt Bremen und ermahnte zu Gehorsam, Gelassenheit und Erbarmung.

„Zuvörderst stehe der Gehorsam, liebe Christen, welchen wir Gotte schulden als unsrer himmlischen Obrigkeit, welchen, vors Zweite, jeglicher Bürger dem Staatsregimente zu benen nötig hat, und vors Dritte jeglichen Hauses Inwohner ihrem Herrn und Haupte. Gehorsam zeuget die Gewissenhaftigkeit, diese gebieret die Gelassenheit; Gehorsam gehet der Erbarmung für. Ohne Gehorsam fällt des Gesetzes Tafel in Stücken, ohne Gehorsam säet die Erbarmung Rade und Dinkel aus anstatt des Brotkornes und erntet eitel Spreu und Unflath. Denn so einer das Gesetz zerschmeißet und spannet den Gehorsam hinters Fuhrwerk und nicht an die Deichsel, so zeuchet es ihn hinweg von des Friedens Palmengärtlein in die Wüstenei der Revolutionen. Solche haben wir erst kürtzlich mit Schrecken erlebet. Darum noch einmal, liebe Christen: gebet eure Erbarmung unter das Gesetz des Gehorsams gegen die, so eure Oberen sind.“ —

„Ich kann über diesen Sermon nicht reden, Mijnheer Weitfels, er bestürzet mich,“ wehrte Engel den Redseligen ab, als sie aus der Kirche glücklich wieder im Freien waren.“ Unter Gottes Beistand ist es mittlerweile bereits über Zwölf geworden, und ich seh's schon, daß die Schelbegerste längst klumpigt sein mag. — Und wie steht es um Eure Landpartie, Mijnheer?“

Der kleine Mann zog den tombaknen Bettwärmer aus seiner großväterlichen Erbschaft und rechnete. „Zwölf Uhr: — es wäre vielleicht am rätlichsten, ich ginge mit Ihnen zu Haus, werteste Demoiselle, so sehr mich's auch hin und her reißet zwischen der Freude auf einen lustigen Tag in Hasenbüren und derjenigen Ihrer anreizenden Gesellschaft. — Um dreiviertel sieben schließt man bereits die Thore.“

„Nein, gehet nur gewiß und gleich, Mijnheer,“ versetzte sie eifrig. „Ich bin jetzt noch die Hausfrau, und Euren lustigen Tag, den müßt Ihr, mit meiner Permission, haben. Nehmt Euch geschwinde einen Kahn bei der Wichelnburg oder hinter der Steffensbastion; vergnügt Euch und trinket mir keine starken Getränke bei Eurem Cousin. Und mit dem letzten Einlaß kommt Ihr pünktlich zurück; bis halb elf halt' ich Euch die Hausthür offen und sitze wach um Euretwillen.“

„Submissesten Dank, werteste Demoiselle. Also auch Dero liebenswürdigste Erbarmung schränket die harte Foderung des Gehorsams ein, dem ich mich, als Dero ergebener Diener, unterwerfe.“

„Ein jedes von uns muß gehorchen,“ sagte sie, und er machte seine längsten Schritte, damit sein lustiger Tag ja recht bald anfangen möchte.

Engel hatte seine Abschiedsfloskeln kaum mehr in sich aufgenommen. Dergestalt arbeitete die Predigt in ihr weiter, daß sie meinte, sie müsse stehenden Fußes zu Domine ins Pastorat hinüberlaufen und mit ihm über Gehorsam und Erbarmung und den Vorrang unter den beiden weiterstreiten. Als sie jedoch an sein Gartengatter kam, war er eben hineingegangen, stand in Talar und Dreispitz zwischen den Krokusrabatten und neben ihm seine jungverheiratete Tochter, ihr Kindchen auf dem Arm. Das steckte die winzigen Fingerchen, hell krähend, in Großvaters Krausentüten. Es war ein liebes, ehrwürdiges Familienbildchen — das Amtliche und der Streit gehörten nicht hinein. Deshalb ließ Engel sich auch nur für einen Augenblick heranrufen, reichte dem alten Herrn und der jungen Frau die Hand über den Zaun, und sie sprachen holländisch miteinander vom Frühlingswetter und von Domines neuen Tulpensorten und den gesprenkelten Haarlemer Krokus — drüben vor dem Hause, und dann schlug es ein Viertel nach zwölf vom Turm.

„Die Schelbegerste!“ Engel lief von dannen, aber sie mied mit ihrem Gedankenstreit die belebte Langenstraße. Hinter der Natel bog sie durch die letzte Schlachtpforte zum Flusse hinunter. Langsam wandelte sie unter den sprossenden Linden weiter, neben sich die breitfließende Weser, die stillliegenden Segelbote und schweigenden Kähne; die Wuppkarren in Reihen und die derben Gestalten der Kahnschiffer, die sehnigen Arme frierend untergeschlagen. So standen sie am Wasser oder saßen am Steven ihrer Fahrzeuge, wälzten den Priemtabak mit langsamer Zunge von einer Backentasche in die andre und guckten ins Blaue hinaus nach Wind und Wolken und Vogelflug. Die waren ihr Evangelium und ihre Predigt.

‚Hier ist doch wahrlich ein Ort des Friedens, wenn zwar nicht das Palmengärtlein, davon Domine geredet hat, sondern ein Lindengärtlein, und das ist just so schön,‘ dachte Engel, ihr Gemüt fand sein Gleichmaß wieder, und nur eins that ihr leid, nämlich, daß die Schlachte sich nicht noch eine Meile lang am Weserflusse hinzog.

Als sie die erste Schlachtpforte im Rücken hatte und durch die schmale Breedenstraße auf die Langenstraße gelangte, drang ihr da ein seltsames Geräusch in die Ohren. Gedröhn und Trommelwirbeln von der Marktwache oder dem Domshoff her, und die ganze Luft schien ferner Menschenstimmen voll. Dann kam ein Trupp Aufgeregter die Stintbrücke entlang, rief und sprach und fuchtelte mit den Händen, und dann machte sich ein Junge von den andern los; stürzte auf Engel zu, blutenden Kopfes, das Gesicht kreideweiß, und den einen Aermel hatten sie ihm halb aus der Jacke gerissen.

„Kasper! — Jung'!“

„Mamsell Engelke! — Mam—sell!“

„Um des Heilandes willen: was ist dir geschehen?“

Er schnappte nach Luft und schluckte und prustete und brachte keine Antwort heraus. Schlotternd klammerte er sich an die zum Tod Erschrockene, drückte den Kopf gegen ihren Arm und ließ sich von ihr weiterschleifen wie ein willenloser Klotz,

während der Menschentrupp sich nur einen kurzen Augenblick staute und darauf zum Markte zurückhastete.

Vor der Stadtwage mußte Engel zu ihrem Verdruß Halt machen; wie Blei hing der Junge an ihr und zitterte wie Espenlaub. Sie nötigte ihn auf das Beischlagsbänkchen am Thor, warf ihre Enveloppe ab und schlug sie um ihn her und strich ihm sodann die blutverklebten Haare auseinander. Den Hut hatte er auch eingebüßt. Gott sei Dank, es war nur ein seichtes Loch an ungefährlicher Stelle; das vernarbte wieder mit kalt Wasser und einem Pflaster, ohne den Medikus; der Aermel ließ sich flicken und die kreidigen Wangen, besudelt mit Straßenkot, röteten sich schon wieder. Endlich löste sich der große Schreck in ungebärdiges Schuljungenheulen auf, allein von der Stelle brachte Engel ihren Blessierten nicht.

„Auf den Markt — och, Mamsell Engelke — ich will wieder auf den Markt!“

„Was geht dort vor? Was geschieht? Wo bist du zu Schaden gekommen? Sag es heraus!“

„Och, Mamsell Engelke! Das ist ja auf dem Domshoff gewesen! Auf'n Markt sind die Emigranten — lauter Holländsche und solche aus Flandern — und sind durchs Osterthor gekommen — und durch die Bischofsnatel, Mamsell Engelke, und der Domshoff ganz voll. Engelsches Fußvolk und Reiter und Artillerie —“

„Das ist gleich! Sag weiter, wegen den Emigranten!“

„Och, Mamsell Engelke! Der ganze Markt voll und Senater Gondela steht auf'n Roland, und der Konvent, der sitzt noch immer auf'n Schütting — und ich hab' bloß mit vieler Menschheit hinter der Domsmauer gestanden, Mamsell, und 'n bißchen zugesehn, wie die Emigranten hereinkommen — da fällt die Mauer zu Schanden, und sie sagen, daß zwanzig totgefallen sind von den Emigranten und davon ist mir das mit der Jacke passiert, Mamsell Engelke!“

„Komm! komm!“ sagte sie hastig und trieb ihn vor sich her „du gehst zu Koje, und ich schneide dir ein Pflaster. Ich muß auf den Markt zu meinen Landsleuten.“

„Och, Mamsell Engelke, ich brauch' ja kein Pflaster!“

„Still! Du bist mir von deinem Herrn anbefohlen. Still!“

Zehn Minuten später — sie hatte das Mittagsmahl zurückgewiesen und nur im Fluge nach ihren Kleinen gesehen, die in der Küche schmausten — lief sie mit jagenden Füßen dem Markte zu. Ohne Kasper; der war ihr beim Pflastern unter den Händen eingeschlafen und sie hatte ihn mit Geschmagrete auf die Ofenbank in der Wohnstube gelegt. Seine Schelbegerste stand auf der warmen Herdstelle und britzelte sänftlich.

*

Noch immer Trommelwirbel vom Domshoff her. Die Querpfeife flötete drein, und das Horn blies. Irgend ein dudelnder Marsch aus den schottischen Hochlanden. Die Englischen hatten Rosse und Reisige, Wagen und Geschütze wohl placiert, so daß der geistliche Domshoff in ein Kriegslager verkehrt war, und hielten eine Parade ab zum Aerger der Bremischen und unbeschadet des Unglücks, das sich vor einer Viertelstunde ereignet, da das morsche Mauerwerk beim Dome dem Gegendrucke des neugierigen Pöbels nachgegeben hatte. Steine und Menschenleiber, Prasseln und Gebrüll und Gekreisch — alles mitten hineingestürzt in das ordnungslose Geknäuel des Emigrantenzuges und dort eine grauenvolle Bresche geschlagen! Ihrer mehr als ein Dutzend war zu schwerer Leibesschädigung gekommen, vier oder fünf außerdem tot auf dem Platze, zerschmettert und verstümmelt. Zwei unschuldige Kinder dabei, und die Mütter schrieen gen Himmel und wollten sich nicht trösten lassen. Auch unter den Gaffern Verletzungen; Kasperkens seichtes Loch im Dickschädel die glimpflichste von allen. Zwei der auffindbaren Herren Medici und der nächste beste Balbierer hatten von ihren diversen Erlustierungen und dem sonntäglichen Mahle fortgemußt in aller Schleunigkeit und arbeiteten auf dem Plane, verbanden, besänftigten und wetterten die Aermsten an, die ihre Absichten nicht verstanden.

Unter den Rathausbögen und innerhalb der Marktmauern, die vom neuen „Kaak“, dem Pranger, bis zur Rolandssäule hinüber ein unregelmäßiges Rund bildeten, drängte sich die Flüchtlingshorde zusammen, von Panik ergriffen, gleich den Schafen im Pferch, wenn das Unwetter schwarz am Himmel dräut.

Des Hohen Rates Wittheit ließ den Platz von einer Compagnie Bürgerwehr umzingeln, um nutzlose Völker abzusperren. Es war ein Faß Bier herangerollt worden, und Schwarzbrot sollte dazu ausgeteilt werden, bis sich gegen Abendfall die verstörten Gemüter soweit wieder gesammelt und gekräftigt haben möchten, daß man die ganze bange Herde zum Neustadtsdeich treiben, dorten in Kähne unter Segel verfrachten und weserauf schaffen könne ins Westfälische, wohin die meisten begehrten.

So saßen sie denn nun mit ihren Alten, Kindern und Säuglingen auf dem Markte, Bündel unter sich und neben sich. Keine von den vornehmen Holländern, die den Bremer Vermietern wuchtige Säckel wiesen und die neustädtischen Gartenhäuser mit ihrem silbernen Theegerät und kostbaren Porzellan verschönten, — lauter hinweggescheuchte Armut in Bauerntracht oder Lumpen, die unterwegs aus dem Häuflein zum Haufen gewachsen und wie ein Heuschreckenschwarm in die neutrale Hansestadt eingefallen war. Die Bürgersoldaten, samt Sergeantmajor und Sergeantminor, säbelten schwarze Schnitten vom Brotlaibe; Wachtmeister, Fähnrich und zwei Ratsdiener teilten aus. Der Leutnant hatte die Faust um den Degenkorb geschlossen, kuranzte die glotzenden Jungens und neugierigen Weiber jenseits des dünnen Soldatenkordons weidlich herunter, und auf den Stufen der Rolandssäule stand des Leutnants verehrter Herr Oheim und Engels besonderer Gönner: Senator Gondela. Ueberschaute das Ganze

kraft seiner Würde als Glied des regierenden Staatskörpers und machte ein liebenswürdiges Gesicht.

„Die Idee, daß man mit einem Bierfaß und vierzig Pfund Brot alle diese Kehlen nässen und alle diese Mäuler stopfen will, ist eine Schöppenstädtische Idee oder ein schön Stück Gläubigkeit aus den Zeiten der Bergpredigt, Johann," sagte er eben und tippte mit dem silbernen Stockknopfe auf seines Neffen Schulter; da entstand im dünnen Kordon eine heftige Bewegung. Die ehrenfesten Söldner drängten mit Gewalt ein schlankes, junges Frauenzimmer zurück, das ihre Kette durchbrechen wollte. Der joviale Ratsherr sah einen graubraunen Kastorhut mit nickender Feder sich heftig bewegen und sah die Sonne auf einer bekannten goldblonden Flechtenschleife und lichten Pfirsichwangen glänzen. Gleich darauf erhoben sich zwei weiße Hände, die in der Hast ihrer wohlanständigen Straßenbekleidung bar geblieben waren, und eine helle Stimme rief, so laut sie vermochte:

„Uw Edelen! uw Edelen, Mijnheer Gondela!"

Im nächsten Augenblicke trat das Militär auseinander und „Mijnheer Gondela" führte Demoiselle Coccejus eigenhändig die Stufen zum Roland hinauf, an den Platz, wo er eben zuvor allein gestanden hatte. Männiglich konnte seine Glossen darüber machen, daß die fremde Frauensperson ihre gefalteten Hände auf den kaffeebraunen Rockärmel des Ratsherrn legte und mit hochroten Wangen lebhaft in ihn hineinredete, daß Seine Wohlweisheit Dero galanteste Miene aufsteckten und die gefalteten Hände in der seinigen recht herzhaft zusammenfaßten; daß Sie sodann zum Schütting hinüberwiesen mit Dero freien Linken, was wohl bedeuten mochte: es sitze dort oben einer im Konvent, der auch noch ein Wörtlein mitzusprechen habe, nämlich Ohm Daniel, — allein Demoiselle Coccejus ließ sich durchaus nicht irre machen in ihrem Vorhaben. Sie blickte — ihre Hände noch immer in Seiner Wohlweisheit starker Rechten gefangen — hinunter zu den Flüchtlingen, die da wehklagten wie die Juden an den Wassern zu Babylon, weiland zur Zeit des Psalmisten. Dann machte sie ihre Hände los und hob sie flehend empor: alle ihre Gebärden waren Bitte, und dann rief Seiner Wohlweisheit Stimme auf Holländisch lauttönend in die bange Schar hinein:

„Wer von euch kommt aus Utrecht und Gooiland?"

Zwei — drei — jetzt schon fünf, und andre schoben sich nach, dem Roland zu; eine ganze Schar. Weiber mit Kindern, ein halb Dutzend bäuerische Männer, sechs oder sieben gebrechliche Greise und Mütterchen, verhärmte Dirnen, stämmige Burschen. An fünfzig Köpfe zählte der Ratsherr. Nun ließ er den Führer der Bürgerwehr-Compagnie zu sich herbitten, während der ausgesonderte Trupp gleich einer Phalanx vor den Rolandsstufen stillstand, verhandelte mit dem Manne, der die militärische Großmacht vorstellte, und siehe da, er rief vier seiner Leute aus dem Kordon zur Stelle.

Gleich darauf hatte publicus ein seltsames und ergötzliches Schauspiel. Der ausgesonderte Trupp marschierte von dannen, dem Schütting zu. Voraus zwei Wehrmänner, sodann das hinkende, hübsche Mütterchen an Demoiselle Coccejus' Arm, dahinter die ganze Schar der Gooilander und Utrechter mit Kind und Kegel, Bündeln und Siebensachen, und zum Beschluß abermals zwei Wehrmänner.

So zogen sie, langsam und sinnig wegen der Alten und der laufenden Kinder, rechtsab vom Schütting, in die Langestraße ein und verschwanden. Allein Ohm Daniel, der durch die allzuheftigen Folgen seiner letzten Prise vom Konventstische hinweg an eines der Fenster getreten war, sah mit Schrecken, was der passenden Menge dort drunten ein köstliches Schauspiel dünkte:

‚Herr des Himmels, wie lange werden wir noch zu tagen haben im heutigen Konvent, welches ohnehin am Palmensonntag ein sträflich Beginnen ist!' dachte er und schneuzte sich die zierlich gebogene Nase mit gewaltigem Trompetenstoße. ‚Wenn die Demoiselle uns einen solchen plebs vulgaris ins Haus bringt, und Gerd erfährt's und kann nicht einmal dessen inne werden, wie allerliebst und lieblich ihr jegliches Thun ansteht . . .

„Belieben Herr Bruder und wertgeschätzter Kollega Dero Stimme zur Sache zu geben?" sprach der Präses in sein ängstliches Sinnieren hinein.

Gottergeben verfügte er sich auf seinen Platz am grünbezogenen Konventstische zurück und kritzelte seine Meinung auf den Zettel.

IX.

Solch ein vielseitiges, lebendes Bild hatte das Essighaus noch niemals in seinen Mauern und auf seiner festtäglich freigeräumten Diele gesehen. Für ein ganzes Bilderbuch hätte es wohl ausgereicht.

Alles, was vier Beine und drei Beine vorwies und zum Sitzen diente, hatte herbeigemußt. Stühle, Hocker, Fußschemel. Ach, den geflüchteten Utrechtern und Gooilandern war's wohl nach langem Reiseleide. Am Paneel hin, auf den braunen Bänken, saßen die Alten; unter des hübschen Mütterchens hinkendem Fuße lag ein Packen, von den verstauten aus den Dielenwinkeln; das gebrechliche „Mannetje", das fort und fort weinte, bald aus Freude und bald aus Traurigkeit, hatte ein Kissen im Rücken, und die müden Mütter durften sich bequem anlehnen und ihre Püppchen im Wickel auf den Knieen wiegen, just wie zu Haus zu Naarden und Huizen, Harmelen und Woudenberg. Auf den Hockern und Dreibeinen und etlichen hervorgezogenen Warenballen rasteten die Dirnen und lächelten trotz blasser Gesichter, daß es im fremden Bremen nicht anders war als daheim: daß die Burschen gemach näher heranrückten und ihren Kandiszucker anboten, falls es diesem und jenem „lief meisje" angenehmer im dampfenden Thee wäre.

Holländischer Thee, o, solch guter Thee aus Mijnheer Coccejus' Kanister, seiner lieben Tochter Engelke unlängst zum Präsent geschickt, und holländische „beschuit", die lieben, krossen Zwiebäcke aus riesiger Blechtrommel, die man seit Tagen und Tagen nicht mehr gesehen und geschmeckt hatte. Der nied-



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



Emil Rau
Neckerei.

lichste kleine Landsmann, dem die goldenen Ringel bis auf die Schultern hingen, reichte sie herum und fragte ehrenfest mit hellem Stimmchen: „Belieft u?"

Ja, es beliebte ihnen allen zum starken Thee, den Juffrouw Engelina Coccejus am Herde braute in der widerborstigen Geschmagrete beiden Messingkesseln, immer eine Suppenkelle voll Haysanthee auf jeden Kessel. Metta war nicht widerborstig; der ging's wie Mamsell Engelke: sie glaubte auch, daß in Gottes Augen Erbarmung vor Gehorsam geht. Deshalb zerschnitt sie den köstlichen rohen Schinken, den Mijnheer Coccejus gleichfalls zum Geschenke gesandt, mit Fleiß und Eifer in wackere Scheiben und die härtlichen Rinden breit herunter zum Absangen für die Kindermäulchen. Die Kleinsten saßen in ihren drolligen Urgroßmutter-Spenzerchen und Mützchen auf der Matte um klein Greetje herum, und das war ein Bildchen von Unschuld und stillem Spiel, dem nur noch sein Maler fehlte, einer, der an die Aermelwülste der Spenzerchen Engelsflüglein gezaubert hätte. Vielleicht hätte der Maler, so er von der richtigen derben Art des Adrian van Ostade und Jane Sten gewesen, noch mehr Vergnügung dazu verspürt, Muschü Kasperken zu verewigen, wie er die Schinkenschüssel samt der Eisengabel zum Einhauen vor sich her trug, das gute Jungensgesicht, mit den runden Backen und den Resten Katharinenpflaumen noch um den Mund herum, von Mettas kattunener Nachtmütze eingerahmt, dieweil ohnedies der nasse Lappen auf der Wunde nicht festhielt.

Also herrschten Palmsonntagsfriede und Thränentrocknen auf der dämmerigen Diele des Esichshauses, und die heilige Erbarmung, die, in Demoiselle Engels lieblicher Gestalt und Wesenheit verkörpert, schaltete und waltete und austeilte mit ihrem süßesten Lächeln, ließ sich heute nicht anfechten von den Geistern des starren Buchstabengehorsams. Harm, der eine dieser Geister, stand müßig und spuckte ins Feuer, und seine Faltenstirn war eine recht gute Nachahmung der Stirn seines abwesenden Herrn. Geschmagrete, der zweite Geist, klappte mit Gerät und Geschirr und hätte von Rechts wegen eine grimme Schadenfreude darob empfinden müssen, daß der weinerliche Alte sein henkelloses „theekopje", eine von den Lieblingstassen der abwesenden Frau, zusamt dem irdenen Teller zertöpferte und auch sonst noch allerlei Scherbengeklirr laut ward. Allein hinter der rauhen Schale und dem starren Gehorsam wohnte doch ein gutes Herz, und das sänftigte sich, als urplötzlich „Härrohm" in die Küche kam, Dreispitz und Goldknopfstock auf die Anricht legte und Mamsell Engelke mit seinen offenen Armen vom Herdfeuer wegfing. Da hielt er sie nun an seinem alten, gerührten Herzen, ihre Arme lagen um seinen Hals, und die Thränen standen in den jungen Augen wie in den alten. Und dann mußte sich Geschmagrete flugs hinwegwenden, nahm auch einen Teller voll Schinken und den Pfefferstreuer und gab sich gleichfalls draußen auf der Diele voll Eifer ans Präsentieren und Nötigen. Denn Härrohm hatte Mamsell Engelke auf Stirn und Mund geküßt, als ob er ihr leiblicher Großvater wäre! —

Die ganze folgende Nacht schlief Engel auf der Ofenbank in der Wohnstube; Metta lag in ihrem Bett bei Jantje und Greetje, und den Ohrenstuhl der Auslucht hatte das hinkende Mütterchen inne. Die Diele war still im matten Lichte der Hauslaterne am Haken, und von draußen schien der Mond glänzend herein auf die Reihen der müden Schläfer, die gebettet waren nach bestem Können. Der Lampenwärter hatte nichts zu thun in solch herrlichen Frühlingsnächten, die Gottes tröstliche Leuchte aufhellte.

Anderntags sorgte Ohm Daniel für das Weiterkommen der Armen, zu Wagen und zu Schiff. Wieviel silberne Drittel er in zitternde Hände drückte, wieviel dankbare Thränen auf seine runzligen Hände unter der Spitzenmanschette fielen — das blieb verschwiegen. Musjö Weitsel hätte wohl gern ein recht feines Carmen auf den Vorgang gedichtet, den er, bei seiner Heimkunft vom lustigen Tage in Hasenbüren noch in voller Kraft fand, aber er besann sich eines andern und that etwas Besseres. Er leerte seinen „Divertierungs-Sparhafen" und steckte den Inhalt Ohm Daniel zu, heimlich und hinterrücks. Darauf, als sein fernerer Beistand nicht mehr vonnöten war und am Montag Mittag alles wieder in der Reihe, setzte er sich an seine Arbeit und rechnete und schrieb, als sei er ein Fronknecht.

„Ei, Mijnheer Weitsels, wollt Ihr denn heute gar nicht einmal Schicht machen?" fragte Engel, als er bitten ließ, ihm die Abendsuppe heiß zu stellen, wiewohl ihm Buttermilchswarmbier ein wahres Greuel war.

„Ich muß etwas voranbringen für mein Greetje Coccejus, Demoiselle," entgegnete der kleine Mann scherzhaft, und nun mußte Demoiselle Engel doch wirklich hinter den Kontorbock treten und den Fleißigen auf die Schulter klopfen als Mütterchen und Versorgerin ihres „zoet Greetje".

„Das hör' ich gern, Mijnheer Weitsels; das klingt besser als alles von Veneri und den Amoren!"

*

Am ersten April, als der klappernde Storch über die sprießende Bürgerweide schwebte und im wasserreichen Grase nach Fröschen fischte, kam Mijnheer Coccejus mit der fahrenden Post an, um sich seine Kinder zu holen. Nachmittags, beim Grollen des ersten Jahresgewitters, trat er unvermutet ins Esichshaus, und wenn es auch ein Sonnenregen war, der ihn empfing — der Regen ließ sich nicht hinwegleugnen. Harten Abschied nahm Demoiselle Engel von Bremen, und als sie fort war, ging Ohm Daniel zwei Stunden lang einsam spazieren über alle Wälle und Bastionen, vom Ansgarithor bis zum Osterthor und an der Tiefer und Schlachte zurück mit viel unbewußtem Aufenthalt unterwegs. Sodann schloß er sich zu Haus in seine Stube ein, und Metta, die hereinmußte, um Härrohms Himmelbett für die Nacht aufzudecken, ward mit einem Zwölfgrotenstück auf Verschwiegenheit vereidigt. Daß Härrohm da ganz allein am Hoffenster gesessen und das Gegenteil von Lachen vollführt hatte — das kam gewiß nicht über Mettas Lippen.

X.

Merkwürdig still mutete das traute Haus die Heimkehrenden an. Gerade als ob des Stillfreitags Trauer noch in die österliche Jubelzeit hineinreichte. Und doch war jeder Raum blitzend sauber und überall die Spuren einer feinen Frauenhand. Die Wohnstubenausflucht ein prangendes Blumenparadies, voll von Düften und frohen Farben; hier ein zierliches Deckchen übergebreitet und dort noch eins und der Mutter Schlafkammer mit Liebe neu geordnet; auf dem Fensterbrett im Pflanzenkasten knospende Violen, die den Schatten der Sonne vorziehen, und rankende Vinka. Auch die Domestiken und Kontor-Bediener ließen es weder an der nötigen Devotion noch paßlich abgedämpfter Freude fehlen, und Rügen gab es nicht zu erteilen.

Nur Ohm! Wie konnte es wohl möglich sein, daß ein rüstiger Sechziger binnen acht Wochen so alt wurde und ein glückliches Temperament sich in ein sauertöpfisches verkehrte? Nicht allein sauertöpfisch: scharf und bitter dazu, je länger Schwester und Neffe ihn befragten; gleich der Zwiebel, die immer stärker in die Augen beißt, je mehr Häute man von ihr abblättert. Als die Mutter ihm von den schönen Engländerinnen zu erzählen begann, zuckte er heftig die Schultern und fuhr ihr ins Wort:

„Was mach' ich mir aus solchen? Das blutige Ochsenfleisch und die Mehlklöße auf den Tisch, das schickt mir nicht. Waffeln und Bombeisjes ess' ich vor meinen Teil zehnmal lieber, und über die Niederländerinnen geht mir nichts ... Hat denn Gerd noch immer keine Gedanken aufs Freien, Betchen?"

„Du kennst ihn ja, Daniel, er läßt es bei der Bekanntschaft und der ruhigen Wertschätzung bewenden. Mir ist das ja auch wider's Herz, Daniel, aber es wird uns wohl nichts helfen und all unser Lebtage also verbleiben. Er schlachtet dir nach, Daniel."

Der alte Herr brummte in sein Jabot hinein und spielte mit der Schnupftabaksdose. „Und ich solch 'n Kindernarr", sagte er dann vernehmlich. „Acht gottgeschlagene Wochen hat man die kleinen Füße laufen gehört und die kleinen Stimmen lachen. Ich bin ganz vorquer, Betchen! Wenn das hier so weitergeht, erlebe ich keine Kinder wieder im Haus. Dann will ich lieber von euch wegziehen, Betchen!"

Damit steckte er seine Dose ein und ging aus der Stube.

*

Gerhard saß allein im Kontor, abends spät, zweimal vierundzwanzig Stunden nach seiner Rückkehr von Liverpool. Er hatte Haus und Buchführung in bestem Stande wiedergefunden, und der herrliche Duft von Engels Blumenflor in der Wohnstubenausflucht steckte ihm noch in der Nase. Wer würde das Gärtlein in thönernen Scherben weiterpflegen? Mutters Hand war nicht geduldig genug dazu, und Domestiken, die hatten doch keine Liebe beim Binden, Gießen und Schneiden, jegliches zu seiner Zeit. Noch stand alles in Blüte, wie ein holdes Angedenken an die Fremde, die nun schon seit zwei Wochen fort aus Bremen war, ohne Ahnung davon, daß Hausherr und Hausfrau bereits nach dem ersten Drittel der vorgesetzten sechs Monde Heimweh bekommen hatten nach ihren Laren und Penaten.

Vor einer halben Stunde hatte Gerhard Engels Brief gefunden, ihre Beichte. Das Bekenntnis ihres Ungehorsams und ihre Rechtfertigung. Kurz und bündig, klipp und klar, das richtige: hier steh' ich und konnte nicht anders — helfe mir Gott! Auf eines der Neuen Testamente, deren es in jeder Schlafkammer des Hauses zu finden gab, hatte sie den Brief mit einem blauen Bändchen kreuzweis festgebunden und das Ganze von Ohm in des Neffen Pult legen lassen — hinten ins bescheidene Eckchen unter den Federposen und den Fidibus für die Arbeitspfeife. Im Neuen Testament guckte auch ein blaues Bandende über den Schnitt hervor, und da Gerhard nachschlug, traf er auf den ersten Korintherbrief:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle."

Er las das ganze Kapitel durch, langsam, Wort für Wort, ebenso machte er's, zum zweitenmal mit Engels Brief, und weil sein Licht auf die Neige ging und es bald Schlafenszeit war, saß er noch ein paar Minuten mit gesenkten Lidern im Dämmer, drückte dann den schwelenden Docht mit der Putzschere aus und begab sich zögernden Schrittes in die Wohnstube. Da hantierte seine Mutter noch lebhaft herum, aber als er das Positiv aufklappte, sein Knie gegen die Dämpfung drückte und zu spielen anhob:

„Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab' hier keinen Stand, —"

da setzte sie sich endlich still in die Ausflucht, zog den Duft der Centifolie und der Asklepie ein und rührte sich nicht, bevor ihr Sohn zu Ende gespielt hatte.

Dann sprang sie wieder auf, zog seinen Oberkörper rücklings über die Stuhllehne zu sich her und faßte ihn um den Kopf:

„Gerd, — was ist das mit Ohm?"

„Ich weiß nicht, Mutter!"

„Ohm wird uns krank, oder er hat die schwermütigen Grillen. Mein Gott, das kann ich gar nicht aushalten, Gerd; Daniel ist mein Letzter aus Vater seiner Zeit. Willst du nicht dessentwegen morgen früh beim Medikus vorgehen, Gerd?"

„Ich will mich besinnen, was am besten dagegen zu thun ist, Mutter. Kommen Sie — wir wollen zu Bett gehen. Sorgen Sie sich nur nicht unnötig. Geruhsame Nacht, liebe Mutter — überlassen Sie's mir."

„Danke, mein Junge, du willst es wohl herauskriegen, was Ohm am besten dient."

*

Sie trennten sich, und ein jedes ging mit dem Krüselchen hinauf in seine Kammer. Aber die Mutter hatte noch keinen Frieden. Sie meinte, daß sie lieber noch einmal nach Feuer und Licht sehen müsse, und als sie aufs Hängewerk kam, wohl eine halbe Stunde nach dem Gutenacht, sah sie, daß

aus Gerhards Kammerfenster noch ein heller Schein fiel.

Auf den Zehen ging sie zu ihm hinein und vergaß das Anklopfen. Da stand er über sein Bett gebückt und kehrte sich erschrocken nach ihr um. Auf dem Bette stand seine große Valise aus rauhem Kalbsfell, und eben faltete er säuberlich den veilchenfarbenen Frack hinein.

„Gerd, Junge!“ rief sie ihn an und schlug die Hände zusammen, „was thust du? was soll das?“

Er wendete sich ganz zu ihr herum, war dunkelrot im Gesicht vom langen Bücken, nahm sie in den Arm und lächelte so schalkhaft, als ob er's Demoiselle Engel abgelernt hätte aus der Ferne.

„Was das soll, Mutter? Das will ich Ihnen sub rosa verraten. Ich habe für Ohm das rechte Remedium ausgefunden, und um es zu beschaffen, muß ich morgen in der Frühe mit der rheinländischen Post eine Reise antreten. Ins Clevesche, Mutter, nach Goch. — Ich will Ohm seinen Engel wieder holen, — für Ohm und für mich selber, und dann —“

Ausreden ließ sie ihn nicht; sie riß ihn an sich, küßte und schüttelte ihn hin und her und lachte und weinte: „Ja, Gerd, ja! Das ist das Rechte. Gott mag dich geleiten, Gerd!“

*

Liebreich und geliebt, ist sie noch lange Jahre des Hauses Engel gewesen, in guten und bösen Tagen!

Landsgemeinde in Glarus.

Die Schweiz zählt heute noch sechs Kantone und Halbkantone, in denen die Bürger berufen sind, in ihrer Gesamtheit und durch direkte Anteilnahme an der Regierung des Staatswesens mitzuwirken. Alljährlich am letzten Sonntag des April oder dem ersten Sonntag im Maimonat versammeln sich die Stimmberechtigten eines Kantons unter dem Vorsitz des Landammanns zur Beratung der Landesangelegenheiten und zur Wahl der wichtigsten Behörden. Diese unter freiem Himmel stattfindende Tagung wird die Landsgemeinde genannt, an der jeder über zwanzig Jahre alte Kantonsbürger, sowie die seit einer bestimmten Frist im Kanton niedergelassenen Bürger andrer Kantone teilzunehmen berechtigt sind. Zu den interessantesten Landsgemeinden gehört jene von Glarus. Die Behörden sammeln sich am Morgen auf dem Rathaus, die Bürger im Freien. Schlag zehn Uhr erfolgt der festliche Zug nach dem Landsgemeindeplatz.



Phot. R. Krenn, Zürich.

Die Landsgemeinde in Glarus.

München im achtzehnten Jahrhundert.

Von

Alex Braun.

(Aufnahmen von Jaeger & Goergen in München.)

Pietät, Heimatliebe und Kunstfreude haben die Anregung zu der intim bescheidenen und doch lehrreich bedeutsamen Ausstellung gegeben, welche, das gesamte häusliche Leben Münchens im achtzehnten Jahrhundert umfassend, am 14. April in den Studienräumen des neuen Nationalmuseums durch den Besuch des Prinzregenten eröffnet worden ist. Kein offiziell steifer, ein Freundschaftsbesuch war es, den der Regent dem Werke, das Gabriel von Seidl geraten und Rudolf von Seitz gethan, in der Gemütlichkeit abstattete, die dem der Ausstellung eignen Stil und Wesen entspricht. Gemütlich", das ist die Signatur all der hier von Seitz geschaffenen, traulich behaglichen Räume, in denen es einem weich ums Herz und wohl zu Mut wird. Mehr als Stimmung, atmen sie — Heimatzauber, und auf ihnen liegt der Abglanz einer liebenswürdig schlichten, innerlichen Zeit, der es nicht an der heiteren, ruhigen Muße gebrach, jeden Zug des Lebens zu vertiefen, liebevoll auszugestalten und nach Kräften auszuzieren, jedes einzelne, noch so einfache Stück des Hausrats zu adeln durch einen gewissen Hauch der Persönlichkeit. Der Nimbus einer naiven, völlig unbewußten und deshalb um so reizenderen Originalität umfließt diese ganze Haushaltung Altmünchens. Aber nicht nur anmutende Einblicke in das Treiben der Vergangenheit sollten zur Kurzweil erschlossen werden, vielmehr das Ferment zu neuen Entwicklungen aus ihren künstlerischen Ueberresten geschöpft, ihr Samen zur keimkräftigen Saat für die Zukunft ausgestreut werden. Seitz' souveräner, stil- und schönheitssicherer Geschmack war die Wünschelrute, unter deren Berührung das verstaubte, da und dort auf Speichern zusammengelesene Gerümpel zum lebensfrischen, künstlerisch beseelten Kulturbilde sich wandelte.

Die Kunst war bei den Münchnern des achtzehnten Jahrhunderts im eigentlichen Sinne zu Hause. Mit Genugthuung zählt der Chronist des damaligen München, der treuherzige, so eifrig um



Büffett mit Zinngeschirr, mit Blick in die Küche.



Der Hausfrau Wäscheschatz.

die Bildung seiner Vaterstadt beflissene Westenrieder, nicht weniger als 59 zu deren Freud' und Frommen thätige Künstler auf, während 54 Bäcker, 65 Metzger — der 62 Brauer und 144 Bierwirte nicht zu vergessen — hinreichten, für die leiblichen Bedürfnisse der 1700 Häuser zu sorgen. Immerhin fanden, wenn auch im Volke die Lust an der Kunst stets die an der Wissenschaft überwog, bereits 14 Buchbinder Nahrung, und daß sie ihr Handwerk in einer bis auf den heutigen Tag mustergültigen Weise verstanden, beweist die eigne Bibliothek Westenrieders, die — aus dem Besitze der jener Zeit entstammenden bayrischen Akademie der Wissenschaften — mit ihren köstlichen goldgeprägten Lederbänden die Ausstellung schmückt. Eine sehr verdienstliche Probe der von drei Meistern mit sechs Gesellen geübten Buchdruckerkunst geben die prächtigen Münchner Drucke. Die in den Schränken verwahrten, schön gestochenen Notenhefte sind teils von bayrischen Fürsten selbst komponiert, teils von Mozart, dem Herrscher der Tonkunst, der während der Entstehung seines „Idomeneo" Hofkapellmeister an dem von Cuvillier erbauten neuen Opernhause war. Auch die Bilder an den Wänden bekunden, daß die Musik zu den Lieblingsfreuden der Münchner gehörte. Aus der Bibliothek, die mit ihren Zonenkugeln, Sonnenuhren, Winkelmessern und ihrer Luftpumpe auch den physikalischen Bestrebungen Rechnung trägt, fällt der Blick auf ein fröhliches Sittenbild, eine im Neudeckergärtl, der ursprünglichen, nächst dem Paulanerkloster gelegenen Schankstätte des „Salvatorbieres", gefeierte bürgerliche Hochzeit, durch den gewissenhaft treuen Pinsel Peter Horemans 1746 verewigt. Prinz Ludwig von Bayern hat durch dies kulturgeschichtlich überaus interessante Gemälde sowie durch das Gegenstück, eine „Kirchweih in Großhesselohe", die Ausstellung bereichert.

München im achtzehnten Jahrhundert läßt keine Seite des zeitgenössischen Lebens außer acht. Da ist ein kurbayrischer Repräsentationssaal mit geschnitzten, elegant geschweiften, weißgoldenen Rokokomöbeln, Gobelins, vorzüglichen gewobenen Porträts von Chedeville, dem Meister der berühmten Münchener Hautelissefabrik, und mit Prunkuhren einheimischer Herkunft. Die Hauskapelle, wie sie jedem Palast und vielen wohlhabenden Bürgershäusern eigen gewesen, vereinigt eine Fülle geschnitzter, gestickter, in Edelmetall getriebener und in Juwelen gefaßter Schätze kirchlicher Kunst.

Besondere Berücksichtigung hat das Militärwesen gefunden, dem ein Hauptteil des Jagdsaales eingeräumt ist. Zwei lebensgroße „Granatierer", aus Holzflächen geschnittene und naturgetreu bemalte Typen der bereits 1685 zu einer Compagnie formierten Truppe, der es oblag, durch das Schleudern eiserner oder gläserner Granaten die Schlacht zu eröffnen, halten zu beiden Seiten der Waffen und Trophäen Wacht. Ein von Max Emanuel erbeutetes Türkenzelt umrahmt die militärgeschichtlich sehr interessanten Reliquien, unter denen der aus England importierte „Rumfordhelm", der aus Frankreich stammende Urahne des bayrischen Raupenhelms, ein schwarzer, dem Sieger von Belgrad zugeschriebener Küraß, wie er unter dem zugeknöpften Rock beim Kampf getragen wurde, und verschiedene Picken, Pistolen, Pallasche und Partisanen, sowie ein Stadtbefestigungsplan aus dem Jahre 1748 besonders bemerkenswert sind. Um die fachwissenschaftliche Zusammenstellung dieser Gruppe hat sich Oberstleutnant Müller verdient gemacht.

Dem bürgerlichen Heim wurde die liebreichste Sorgfalt gezollt. Gar hell und hübsch ist der Speisesaal ausgestattet mit dem gefällig gedeckten Tisch in der Mitte. Das Nymphenburger Service edelster Form, Eigentum der Witwe des großen Schlachtenmalers Adam, steht bereit, hier in der

mit Zitronenscheiben versehenen Schüssel den Braten, in der durch Artischocken gekennzeichneten das Gemüse, in der Dose, deren Deckel eine trefflich modellierte ruhende Kuh krönt, die Butter aufzunehmen, während auf den Seitentischen mit zierlichen Porzellanblumen umkränzte Aufsätze dem Dessert dienen sollen. Ein Spiegel mit entzückend profiliertem bläulichen Nymphenburger Porzellanrahmen, den anmutige Amoretten umschweben, lädt auf der Konsole zu einem letzten Blick auf Haube und Halstuch, ehe man sich vom Herrn Vetter galant zum Mahle führen läßt.

Es mußte schon ein vielvermögender Gastfreund, wenn nicht vornehmen Geschlechts, so etwa ein Rats- oder Handelsherr aus der Kaufingergassen sein, der auf solchem Porzellan bewirten konnte. Der behäbige Bürgersmann vom Thal that sich was auf sein Zinn zu gute, das auch für die Zunftzeichen der ehrsamen Handwerker das Material abgab. Die riesige Bretze, die blitzblank aus dunkelgrünem



Bibliothek, mit Blick ins Nebenzimmer.

Buchskranz hervorschimmerte, der naturalistisch modellierte Ochse, der an Kettchen von der ziselierten Spruchscheibe herabhing, oder andre charakteristische Handwerkszeichen bildeten nebst den mächtigen, kunstreich gehenkelten, prächtig ornamentierten Humpen den Staat der Zunftstube. Die zinnernen, schön gebauchten und umrandeten Schüsseln und Näpfe, Teller, Kannen und Krüge aller Art, vom graziösen Milchkännlein bis zum breitspurigen, gedeckelten Bierkrug, waren der Stolz der Hausfrau, deren Fleiß im Glanz ihres Zinngeschirrs sich spiegelte. Man gönnte der funkelnden Pracht, wie Seitz in wirksamer Anordnung zeigt, einen Ehrenplatz in der Stube, während das Kupfer die Küche schmückt, welch letztere — eine dekorative Talentprobe ersten Ranges von Professor Haggenmüller —, unser Bild durch die offene Thür sehen läßt. Sich selbst übertroffen hat er, wirkend im Geiste seines Meisters



Fürstliches Wohngemach mit dem Bilde Nymphenburgs von Canaletto.

und Freundes Seitz, mit dem Sinnbild emsiger, treubesorgter, herzensgütiger Weiblichkeit und gediegener Behäbigkeit, welche der „Hausfrau Wäscheschatz“ darbietet. Mit zärtlichem Stolz hat sie die Rollen selbstgesponnener, selbstgebleichter Leinwand aufgeputzt durch allerhand bunte Zitzstreiflein, seidene Bandenden und Stoffblumen, je nach Qualität und Affektionswert. Hier ist zur Erinnerung bald ein Wachsherz, bald ein Heiligenbild angehängt. Hoch oben thronen die Riegelhauben, die stoffene für Alltag offen auf dem „Stöckl“, die goldene und die aus schwarzem Flor und Schmelz zur Trauer in der gestreiften Pappschachtel. Der eichene Wäschekasten, den sie mitbekommen zur Aussteuer, ist der Schrein all ihrer Herzensheiligtümer. Da ist das der Ehemann hieß und noch heißt in Münchener Bürgerkreisen) ihr von der großen Floßfahrt nach Wien geschrieben hat. Seinen ersten Liebesbrief, der halb gedruckt und schön „illuminiert“ war, aber hat sie an der Schrankthür angenagelt neben dem farbigen Holzschnitt von dem Türkensieger Max Emanuel, den „Bildeln“ aller Namenspatrone von groß und klein und dem schmerzhaften Herz Mariä, zu dem sie eine besondere Andacht hat. Hochg'weihte Wachsstöckeln „gegens Gewitter“ und ein extrafeiner, alter, selbstbereiteter Schnaps gegens „Grimmen“ sind auch zwischen den Leinenstößen geborgen. Die Wäschetafel, für die des Lesens unkundigen Mägde mit „gemalenen“ Strümpfen, Hemden, Kitteln versehen, ist an der Schrankthür zur Hand, eine mit



Speisesaal.

Betbüchl von der ersten Kommunion, da der Granatrosenkranz von der Kopulation, die grünseidenen ersten „Schucherln“ von ihrem Aeltesten, die rote „Wachsdocken“, die sie, wenn's bei der Cenzerl alles gut geht und 's Buberl glücklich da ist, der Muttergottes verehren will. In der geblümten Tölzer Schachtel verwahrt sie die Familiendokumente und einen Brief, den „der Herr“ (wie Sinnsprüchen gezierte „Mangel“, ein Körbchen liegen parat, und schimmernder Flachs harrt der Verarbeitung. Wie ihr Leinen, so spinnt die Hausfrau still, ebenmäßig, untadelig ihr Leben hin, den Ihren zum Segen, der als Widerschein genügsamen Glückes und häuslicher Zufriedenheit diesen ganzen uns hier so anheimelnd dargestellten Münchener Haushalt im 18. Jahrhundert verklärt.

Die neue Handelshochschule in Köln.

(Photogr. von Emil Hermann in Köln.)

Am 1. Mai erfolgte die feierliche Eröffnung der Handelshochschule in Köln, des ersten selbständigen Instituts dieser Art im Deutschen Reiche. Leipzig und Aachen haben zwar Anstalten mit ähnlichen Zwecken, aber dort sind sie nur Anhängsel der Universität, beziehungsweise der technischen Hochschule, während die Kölner Hochschule für sich allein dasteht. Sie ist ein rein städtisches Unternehmen, das vom preußischen Handels- und Unterrichtsministerium genehmigt wurde, aber keinerlei staatliche Beihilfe erhält. Veranlaßt wurde die Gründung durch ein Vermächtnis des Kölner Ehrenbürgers H. von Mewissen (700000 Mark bar und 100000 Mark in Grundstücken); sie sollte erst stattfinden, wenn das Bankapital auf 1000000 Mark angewachsen war. Um hinter Leipzig und Aachen nicht zurückzubleiben, gab die Stadt im Juli 1900 die noch fehlenden 260000 Mark und beschloß, die nötigen Räume, Einrichtungen und Lehrmittel kostenfrei zu stellen, sowie die nach Verwendung der 40000 Mark Zinsen und Kollegiengelder verbleibenden Fehlbeträge zu decken. Die Räume wurden schnell gefunden. In der Neustadt am Hansaringe war seit zwei Jahren eine neunklassige höhere städtische Handelsschule im Bau; diese wurde zum größten Teile für die Hochschule bestimmt und die Handelsschule in einem Seitenflügel untergebracht, jedoch so, daß beide gesonderte Eingänge haben und auch sonst vollständig voneinander getrennt sind. Das Hauptgebäude mit 62,5 Meter Front am Hansaringe zeigt spätgotische Formen aus dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, die besonders in dem aus der Freitreppe emporwachsenden Mittelbau ausgeprägt sind. Ueber dem dreifachen Eingangsbogen erheben sich drei mächtige Fenster und über diesen ein wappengeschmückter Zinnengiebel, dessen krönende Kreuzblume 35 Meter über die Straßenfläche emporragt. Die Seitenteile haben kräftigen, hohen Unterbau, beiderseitig je sechs Fenster, die im Erdgeschoß in Spitzbogen auslaufen, in den beiden oberen Stockwerken gerade überdeckt sind, und über dem mit Bogenfriesen ausgestatteten Hauptgesimse je zwei Dachfenster, deren zierliche Seiteneinfassungen sich wirksam von dem farbig gemusterten hohen Dache abheben. Die Enden der Hauptgänge im Innern sind turmartig ausgebaut und überragen mit ihren in Kupfer getriebenen Dachreiteraufbauten das Ganze. An der Nordwestecke öffnet sich der Turm zu einem Portal mit Freitreppe, dem besonderen Eingange der Handelsschule. In sinniger Weise sind der Schöpfer des Bauplanes, Stadtbaurat Heimann, und der leitende Architekt, Mohr, verewigt: ihre Büsten dienen als Konsolen für die Ecken des Dachgesimses. Sechs Konsolen mit schlanken



Die neue Handelshochschule in Köln.



Die Aula der neuen Handelshochschule in Köln.

Baldachinen bezeichnen die Stellen, an denen die Figuren der Hauptvertreter des Kölner Handels demnächst aufgestellt werden. Die Schauseite ist in Sand- und Tuffstein ausgeführt, in den Seitenstraßen hat man sich auf Verblendziegel mit Sandsteineinfassungen beschränkt. Ueber die Freitreppe und durch die drei spitzbogigen Thoröffnungen gelangen wir in die äußere Vorhalle und aus dieser durch die Haupteingangthür zum Vestibül. Eine einzige, in der Mitte stehende Syenitsäule trägt das den ganzen Raum von 81 Quadratmeter Fläche überspannende Sternengewölbe mit zierlichem Blattwerke am Treffpunkt der Rippen. Die Stufen links führen zu den Verwaltungsräumen der Handelsschule, rechts zu denen der Handelshochschule, deren Bibliothek, Lesesaal und sieben Hörsäle die beiden oberen Stockwerke einnehmen, bis auf die Aula. Diese, im Mittelbau hinter den drei großen Fenstern des zweiten Stockwerks gelegen, ist 175 Quadratmeter groß, bietet aber mit Hinzuziehung des daran stoßenden, 97 Quadratmeter fassenden Gesangsaales und der darüber liegenden gleich großen Galerie Platz für 500 Personen. Als Konsolen der Deckenträger dienen zehn flott behandelte allegorische Figuren, während die verbindenden Zugstangen aus Drachenmäulern herauswachsen. Von der Decke herab hängt ein Radleuchter aus Schmiedeeisen von 3,40 Meter Durchmesser, der nebst acht vierarmigen Kronen und vier Wandarmen mit zusammen 104 Glühlampen gedämpftes, aber ausreichendes Licht liefert. Bebaut sind 1500 Quadratmeter. Die Baukosten betragen 1130000 Mark, während der Platz einen Wert von 370000 Mark hat, so daß die Gesamtaufwendung der Stadt für das Gebäude 1500000 Mark beträgt. Alle Räume, einfach, aber geschmackvoll ausgestattet, haben Zentralluftheizung und elektrische Beleuchtung, in den physikalischen und chemischen Unterrichtsräumen auch Gas. Die Handelshochschule soll in zweijährigem Lehrgange jungen Kaufleuten eine vertiefte allgemeine Fachbildung vermitteln, älteren Gelegenheit geben, in einzelne Zweige des kaufmännischen Wissens tiefer einzudringen, sowie Handelsschullehrer, Verwaltungs-, Handelskammer- und Konsularbeamte kaufmännisch vorbilden. Das Lehrerkollegium besteht aus festangestellten Professoren, Dozenten, hervorragenden Juristen, Oberlehrern, Verwaltungsbeamten, Technikern und so weiter; die Leitung der Anstalt liegt in der Hand eines Kuratoriums. Immatrikuliert können werden die Abiturienten aller höheren Lehranstalten mit neunjährigem Kursus und der diesen gleichgestellten Handelsschulen, Kaufleute, die zum Dienste als Einjährigfreiwillige berechtigt sind, nach beendeter Lehrzeit, und Ausländer, soweit ihre Vorbildung als genügend erachtet wird. Neben 20 Mark für Einschreiben sind an Kollegiengeldern halbjährlich zu zahlen von Inländern 125 Mark, von Ausländern 250 Mark, wofür alle Vorlesungen besucht werden können, zu denen auch Hospitanten zugelassen werden.

J. C. Algermissen.



Generalmajor Graf Dietrich von Hülsen-Häseler.

Der neu ernannte Chef des Militärkabinetts Kaiser Wilhelms II. ist am 13. Februar 1852 als Sohn des 1886 verstorbenen Generalintendanten der Königlichen Schauspiele Botho von Hülsen in Berlin geboren. Seine Mutter war die als feinsinnige Dichterin geschätzte Frau Helene von Hülsen, geborene Gräfin Häseler, die am 8. Mai 1892 verstarb; sein jüngerer Bruder Georg ist der durch seine künstlerische Thätigkeit weitbekannte Intendant des Wiesbadener Hoftheaters. Graf Dietrich von Hülsen blickt auf eine ungewöhnlich schnelle militärische Laufbahn zurück. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, in dem er sich das Eiserne Kreuz erwarb, Unterleutnant, wurde er 1878 Oberleutnant und 1882 als Hauptmann zum Großen Generalstab kommandiert, 1886 kam er als Compagniechef in das Kaiser Franz-Regiment, wurde aber bald darauf wieder in den Großen Generalstab versetzt.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Graf Dietrich von Hülsen-Häseler, der neu ernannte Chef des Militärkabinetts Kaiser Wilhelms II.

1889 wurde er diensttuender Flügeladjutant des Kaisers, der ihn schon in jungen Jahren mit seinem Vertrauen beehrt hatte, und blieb fünf Jahre im militärischen Gefolge, um dann Militärattaché bei der Botschaft in Wien zu werden. In dieser Stellung rückte er — im Februar 1894 durch Verleihung des Grafentitels ausgezeichnet — 1895 zum Obersten auf. 1897 kehrte er als Kommandeur des Garde-Füsilierregiments nach Berlin zurück. Am 25. März 1899 wurde er unter Beförderung zum Generalmajor und General à la suite des Kaisers in den Generalstab versetzt und zum Chef des Stabes des Gardecorps ernannt. Am 16. November 1899 wurde er Kommandeur der 2. Garde-Infanteriebrigade, von welcher Stellung er am 18. April dieses Jahres enthoben wurde, nachdem er schon vorher zur Dienstleistung beim Militärkabinett kommandiert worden war

Aus dem Unstrutthale.

(Originalzeichnungen von Rudolf Schuster.)

Wer das Thal der Unstrut einmal hinaufziehen will, von Naumburg aus, wo der Fluß sich angesichts der ehrwürdigen Bischofsstadt in die Saale ergießt, bis zu dem Engpaß, den die Sachsenburgen bewachen, um dann über Frankenhausen zum waldumrauschten Kyffhäuser zu pilgern, der thue es an heiteren Frühlingstagen. In Maiensonne und Maienregen, wenn es wie Duft und Klang durch die Welt geht, der frische Jungwald leuchtet, tausendfältiges Blühen anhebt, Luft, Erde, Himmel, alles wie erfüllt scheint von jauchzender Lebensfreude: dann wandere man längs der Unstrut hin.

Man darf freilich nicht landschaftliche Schönheiten besonderer Art erwarten. Oft sind es nur eingestreute Einzelbilder. Dazwischen schieben sich Weingelände, Feldmarken, köstlicher Laubwald umfängt uns, oder zwischen Schilf und Ufergebüsch gurgelt leise, aber blitzschnell der Fluß uns zur Seite hin. Seine geschichtlichen Erinnerungen, seine Baudenkmale geben diesem deutschen Flußthale seinen hervorragenden Reiz. Wer diesen Erinnerungen nachzugehen versteht, für den werden sich Fluren und Wälder, Ruinen und Felsenhänge, Schlösser und einsame Siedelungen mit einer blühenden Fülle farbenprächtiger Gestalten beleben, und Mären und Sagen werden ihn auf Schritt und Tritt umklingen.

Uralt klassischer Boden ist es zumeist. Mit blutigen Lettern schrieb sich hier die Geschichte ein. Im Unstrutthale erhob sich einst die thüringer Königsburg, unter deren Mauern sich das Schlußdrama in der Geschichte dieses auf Mord und Verrat einst gegründeten Königsgeschlechtes vollzog. Die Pfalzen der güldenen Aue lassen uns die schier überlebensgroßen Gestalten der alten Sachsenkaiser wieder auferstehen. Ein graues Bergschloß erzählt uns von Thüringens ersten Landgrafen, und ein dichter Kranz herrlichster Sagen webt noch heute um sein Gemäuer. Klosterlegende, deutsche Dichtkunst, die Erinnerung an bedeutende Männer: es klingt und singt im Unstrutthale und macht es in tiefster Welt- und Waldeinsamkeit doch lebendig. Abseits des hastenden Getriebes, ist es heute noch ein Stückchen Land der Romantik geblieben, in dem es sich so gut den Spuren einer großen Vergangenheit nachgehen läßt.

Wo die Unstrut hastigen Triebes in die Saale einfließt, steigt über dem Gasthaus „Zur Henne" die Luisenhöhe auf. Zehn Pappeln umschließen einen schlichten Denkstein, der die Inschrift trägt: „Hier ruhete Luise, Königin von Preußen, den 24. September 1806." Kurz vor dem Zusammenbruch der preußischen Monarchie war die hohe Frau, welche in glücklichen Jahren schon hier droben geweilt hatte, noch einmal hinaufgestiegen, um sich in Wehmut der lachenden Thallandschaft zu freuen.

An sonnigen Weinbergterrassen geht es nun am linken Ufer der Unstrut weiter. Einer dieser Weinberge zeigt in seinen Stützmauern einen langen Fries mit künstlerischer Darstellung des Weinbergbaues. Reichsgraf Heinrich von Brühl ließ sie im 18. Jahrhundert anbringen. In seinem Winzer-

hause weilte 1740 als Gast der Fabeldichter Gellert, der einmal im Anblick dieses Thales sang:

„Hügel an dem flachen Thale,
Wo die Unstrut mit der Saale
Sich vertraut zusammenschließt."

Ueber Groß-Jena fort nähern wir uns dem

Dorf Memleben.



Ruine der Klosterkirche in Memleben.

Städtlein Freyburg, über dessen Dächerschar mit gewaltigen Mauern und weit hinausschauendem Einzelturme das altersgraue Bergschloß Neuenburg thront. Für unsre moderne Welt ist Freyburg wohl nur durch seine trefflichen deutschen Schaumweine bekannt, aber der Ort besitzt doch noch ein gut Teil mehr: eine reizvolle romanische Stadtkirche, die Friedrich Wilhelm IV. wieder herstellen ließ; auf dem Marktplatze das Reiterstandbild eines Herzogs Christoph von Weißenfels, das die mitleidigen Freyburger in einer Auktion für 2 Thaler 16 Silbergroschen sollen gekauft haben, endlich das freilich völlig veränderte Wohnhaus — heute eine Gastwirtschaft auf halber Bergeshöhe — des Turnvaters Jahn, dessen Denkmal und Ehrenhalle sich auf dem Friedhofe befinden. 1825 kam Jahn nach Freyburg, am 15. Oktober 1852 schloß er hier auch die Augen. Während dieser 27 Jahre ward sein Haus der Wallfahrtsort ungezählter Tausende, die mehr noch als den Förderer deutscher Turnkunst den Märtyrer deutscher Freiheitsgedanken ehren wollten. Schloß Neuenburg, zu dem man von Jahns Hause emporklimmt, weist außer der architektonisch bedeutsamen romanischen Doppelkapelle in seinem Innern wenig Interessantes auf. Der wundervolle Niederblick, der uralte Bau und vor allem seine Erinnerungen leihen dem ehrwürdigen Sitze die Hauptanziehungskraft.

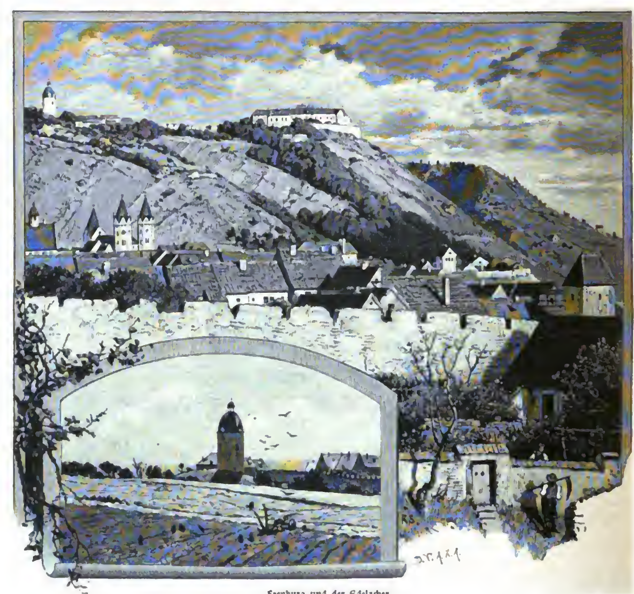
Ludwig der Springer, der gefeiertste Sagenheld Thüringens, der Erbauer der Wartburg, ließ nach Vollendung der letzteren hier an der Unstrut diese zweite Residenz erstehen. Das mag ungefähr im Jahre 1070 geschehen sein. Seine verbrecherische Liebe zur schönen Adelheid, der Gemahlin des jungen Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, war der Anlaß dazu. Ihr nahe zu sein, deren Gatte auf der Weißenburg zur Jagdzeit Hof hielt, baute

Rest der Kaiserpfalz.

er dieses herrliche Bergschloß. Nach der Ermordung des Pfalzgrafen führte er Adelheid als sein Ehegemahl heim. Doch aufkeimende Reue ließ ihn nicht mehr recht des Besitzes froh werden. Er hat dann 1086 Kloster Reinhardsbrunn gegründet, ist daselbst 1122 als Mönch eingetreten und auch dort beigesetzt worden. Auch Adelheid nahm den Schleier.

Von den Nachfolgern des heißblütigen thüringer Landgrafen ist es vor allem Ludwig II., der Eiserne, gewesen, welcher der Neuenburg einen unvergänglichen Zauber lieh. Den Trotz seiner Adeligen zu brechen, ließ er sie paarweise vor den Pflug spannen, und wenn sie murrten, so sauste die Peitsche auf ihren Rücken, damit sie erfahren sollten, wie es dem armen Bauer zu Mute sei, für den „gnädigen Herrn“ das Feld zu pflügen. Das Stück Land heißt noch heute der „Edelacker“. Hier oben war es, wo er seinem kaiserlichen Schwager Rotbart versprach, binnen dreier Tage die festeste Mauer um das Schloß zu ziehen. Und als zum dritten Male die Sonne auftauchte, funkelte sie in den Schilden und Waffen von Rittern und Herren, die in dichtem Kranze um die Neuenburg sich geschart hatten.

Ein andermal hatte sich Ludwig in einem Sarge vor dem Altar der Schloßkapelle von einigen Getreuen aufbahren lassen. Da kamen die Adeligen und frohlockten laut über seinen Hingang. Er aber sprang auf und trieb sie hohnlachend nach Hause. Seit dieser Zeit fürchteten sie ihn „wie den Teufel“. Er aber trug von Stund' an unter dem Waffenrocke einen Stahlpanzer. Darum nannte ihn das Volk den „eisernen“ Landgrafen.



Freyburg und der Edelacker.

Unter Hermann I., unter dem auf der Wartburg der „Sängerkrieg“ stattfand, war der Dichter Heinrich von Veldeck Gast auf der Neuenburg. Hier oben vollendete er seine „Aeneide“. Alle Landgrafen haben an dieser Feste mit ihrem Herzen gehangen. Als die Widersacher der frommen Elisabeth ihrem Gemahl klagten, daß sie alle Habe nur für die Armen verschwende, antwortete er: „Wenn mir nur meine Wartburg und Neuenburg bleiben, so bin ich reich genug! Im übrigen laßt sie nur schalten!“



An der Stadtmauer in Laucha

auf das Thal, das Schlößchen Zingst wie das gegenüber amphitheatralisch sich aufbauende Städtchen Nebra bieten eine große Anziehungskraft. Auch Nebra hat seine Erinnerungen, sein prunkvolles Schloß und im Parke die wehmütig dreinschauende Ruine der Burg Nebra. Hier, bei dem Grafen zu Nebra, war es einst, wo Ludwig der Springer der schönen Adelheid beim Tanze zu tief in die Augen sah, wo seine Leidenschaft für sie entbrannte.

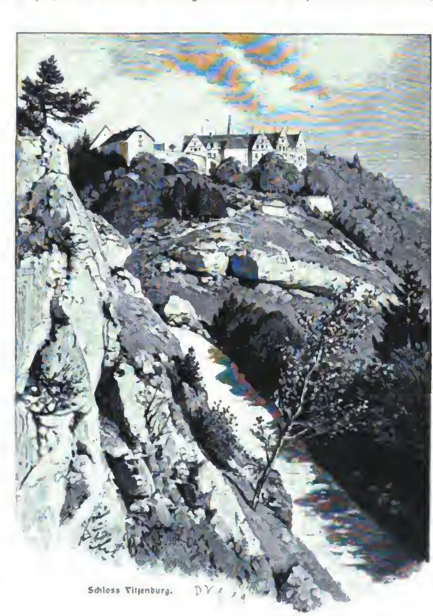
Oberhalb Groß-Wangen, jenseits Nebra, durchwandert man einen Engpaß, den die berühmten Nebraer Sandsteinbrüche bilden. In dem Laubwald auf linker Uferhöhe soll einstens Heinrich der Finkler dem Vogelsang gehuldigt haben, als die Gesandten sich ihm näherten, ihm die deutsche Kaiserkrone anzubieten.

Sobald man aus dem Engpaß tritt, erscheint im Vordergrunde unter Obstbäumen Memleben,

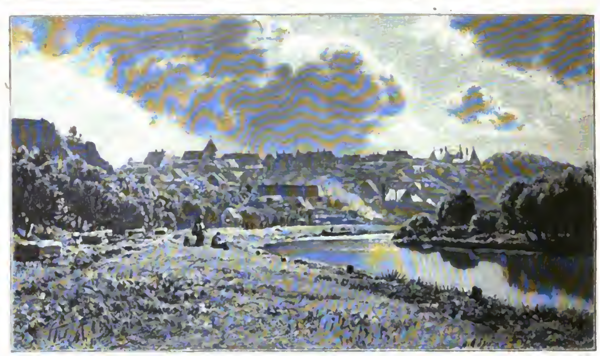
Beim hochgelegenen Schlößchen Zscheiplitz schließt für das Unstrutthal das Gebiet der Weinberge. Noch einmal fliegt der Blick thalab bis zu den Türmen Naumburgs, dann geht es jenseits des Bergriegels hinab nach Laucha, das die wohl älteste Glockengießerei Thüringens aufweist, und von da nach Dorf und Schloß Burgscheidungen, um dessen hochgelegenen, von einem Park umzogenen Herrensitz (seit 1720 den Grafen von Schulenburg gehörig) die Unstrut einen malerischen Bogen schlägt.

Hier erhob sich einst die schon eingangs erwähnte uralte Königsburg der Thüringer. Furchtbar, erschauernd ist die Geschichte derer, die einst hier kamen und gingen. Mächtige Gestalten, voll Leidenschaft, Trotz und kühnem Herrschermute, mit blutbefleckten Gewändern und Gewissen schreiten sie noch in der Erinnerung vorüber. Kapitel voll tragischer Größe, voll Schuld, Leidenschaft und hinreißender Kraft spielten sich ab, bis nach dreitägiger männermordender Schlacht der Stern des thüringischen Königshauses niedersank.

Ein Stück thalauf baut sich auf linker Uferhöhe Schloß Vitzenburg auf. Es ist dies der Ronneberg, auf dem vor bald 1400 Jahren die dreitägige Schlacht tobte, welche die Einnahme Scheidungens zur Folge hatte. Als man 1764 an die Erweiterung von Vitzenburg ging, stieß man auf gewaltige Lager von Menschengebein und uralten Waffenresten. Der prächtige Bau mit anschließendem Park, der köstliche Niederblick



Schloss Vitzenburg.



Debra.

dahinter wird das Städtlein Wiehe (Geburtsort des Historikers Leopold von Ranke) sichtbar, rechts horstet auf steiler Felsenklippe Schloß Wendelstein.

Memleben, das uralte „Mimelebo“! Kaum eine andre Stätte im Unstrutthale schlägt uns so in den Bann geschichtlichen Zaubers. Wieder herauf steigen die reckenhaften Gestalten der alten Sachsenkaiser und grüßen uns aus Tagen, deren Ereignisse uns heute wie halb sagenhaft erscheinen.

Köstliche Reste der verschwundenen Abtei Memleben sind noch vorhanden: das dachlose Kirchenschiff, dessen Pfeiler verwitterte Bildnisse deutscher Kaiser und ihrer Frauen zeigen, ebenso eine unterirdische Krypta, wie auch wuchtiges Mauerwerk, der alten Kaiserpfalz entstammend. In Memleben hielt sich Heinrich I. der Jagd wegen auf, hier hauchte er auch inmitten der Seinen am 2. Juli 936 sein Dasein aus. Auf den „Städtegründer“ folgte Otto I., den es ebenfalls oft hierher zog. 973, am Mittwoch den 7. Mai, besuchte der Kaiser noch die Frühmette im Kloster Memleben, beschenkte darauf die Armen und kehrte zum Ausruhen zur Pfalz hinüber. Am Abend war er wieder in der Kirche. Als das Evangelium abgesungen war, neigte er plötzlich sein Haupt und verschied. Seine Eingeweide wurden im Kreuzgang des Klosters beigesetzt, der übrige Körper im Dom zu Magdeburg. Auch Otto II. teilte die Liebe für diese Pfalz mit seinen Vorgängern. Spätere Kaiser kamen nur seltener her. So verfiel die Residenz, und die Reformation hob das Kloster auf.

Setzt man beim Dorfe Memleben mittels Kahns über die Unstrut, so steht man am Fuße der Felswand, die Schloß Wendelstein trägt. Ursprünglich hat sich hier oben im Schatten heiligen Waldes eine Kultstätte befunden, von der verschiedene wissenschaftliche Nachgrabungen ein beredtes Zeugnis ablegten. Dann entstand hier eine Steinfeste, kurzweg der „Stein“ geheißen. Im vierzehnten Jahrhundert befand sich letzterer im Besitze der Grafen von Orlamünde, von denen er aber bald an die Herren von Witzleben überging, die bis 1616 Besitzer blieben und in die Chronik ihres Hauses manches Kapitel voll Schwertklang und Fehdelust, Aufruhr und Bruderhaß schreiben



Burgscheidungen.

durften. Aus sächsischem Besitz ging Wendelstein durch den Wiener Frieden an Preußen über. 1813 unternahm das Lützowsche Freicorps von Stendal aus einen Streifzug nach Thüringen hinein. Theodor Körner, dem ein kleines Kommando anvertraut war, fiel mit diesem Ende Mai in Wendelstein ein, stürmte das Gestüt und schleppte sämtliche edeln Tiere mit fort.

Hochinteressant ist ein Rundgang durch die umfangreichen Baulichkeiten des Schlosses, von denen leider manche Teile dem stillen Verfall preisgegeben worden sind.

Ein Stück thalauf liegt Roßleben, dessen Klosterschule, aus einem Nonnenkloster nach der Reformation hervorgegangen, einst weit bekannt war, später aber an Ruf verlor und heute hinter den andern Landesschulen, Pforta und Meißen, zurücksteht. Jenseits Roßleben zeigt sich Wiehe mit hochliegendem Schlosse, dann folgt Donndorf mit seiner Erziehungsanstalt, einer Vorschule für Roßleben und Pforta, weitere blühende Dörfer reihen sich an, liebliche Höhenzüge begleiten den Lauf der Unstrut, bald hier, bald dort einen Blick in ein lachendes Seitenthal gewährend, während vor uns immer deutlicher aus dem blauen Duft der Ferne das Kyffhäusergebirge sich abhebt. Einst grüßte von dort drüben den sinnend dahinschreitenden Wanderer nur der stumpfe Barbarossa-Turm, um den die Raben flogen, während darunter Deutschlands sagenhafter Befreier schlief. Deutschland ist frei und stark und stolz geworden. Ein gewaltiges Denkmal schmückt heute das Ruinenfeld des Kyffhäusers. Aber heimlich, ganz heimlich sehnt sich doch der poetisch empfindende Wanderer nach jenen Tagen zurück, da um diesen Berg noch echte deutsche Sagenpoesie schwebte, da es sich in weltverlorener Einsamkeit so gut träumen ließ.

A. Trinius.



Burg Wendelstein.



Wanderung am Mittag.

Von

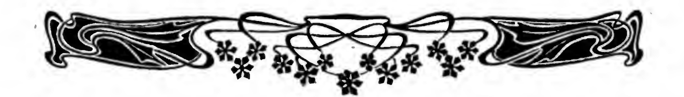
August Friedrich Krause.

Die Straße dehnt sich durch die Lande,
Weiß glüht die Sonne am blauen Zelt ...
Ich wandre müd' im Sonnenbrande
Durch eine mittagmüde Welt.

Die Felder glühn im grellen Lichte,
Die Steine brennen durch den Schuh ...
Am Straßenrand die hohe Fichte
Neigt ihre Zweige in welker Ruh'.

Und hier und da am dürren Rande
Senkt ein Blume welk ihr Laub,
Verdurstet halb im heißen Sande
Und halb erstickt vom Straßenstaub.

Das ist die Stunde, da auf Erden
Der Würger Tod den Umzug hält;
Da kann der Fuß wohl müde werden
Auf seinem Wandern durch die Welt.



Urgrossmütterchens Geburtstag.

Von

Max Henning.

Einen schöneren Tag hätte sich Urgroßmütterchen für ihren Geburtstag gar nicht aussuchen können. Unermüdlich rankten sich die Lerchen an ihren schmetternden Trillern in den blauen Himmel hinein, von dem die Sonne so warm und strahlend auf die blühende Erde niederschien, wie sie es eben nur am achtzehnten Mai vermochte. Und obendrein war es Pfingstsonntag, und von fern läuteten die Glocken feierlich zur Andacht.

Das greise Geburtstagskind aber lag stillvergnügt im Fenster und schaute unter seinem Staatshäubchen fast verklärt in den goldenen Maientag, als ob der Himmel nur ihm zu Gefallen seinen Wolkenschleier abgelegt hätte, die Lerchen nur ihm zuliebe in der Höhe jubilierten, der Flieder nur ihm zur Lust seinen süßen Duft aushauchte und die Glocken in der Ferne über den Firsten nur ihm zu Ehren die ehernen Klöppel schwangen. Denn war nicht ein Wunder geschehen? Hatte der Herr sie nicht heute ihr siebenundsiebzigstes Jahr vollenden lassen? Siebenundsiebzig Jahre! Und noch immer liebte das alte Herz die Welt mit ihrem blauen Himmel, den süßduftenden Blüten am Strauch und im Grase und den klingenden Sonntagsglocken.

Eilig wanderten die Kirchgänger der Vorstadt an dem schmucken Gartenhäuschen vorüber, das ganz von Epheu umsponnen war. Doch nickte fast jeder lächelnd einen freundlichen Gruß hinüber zu dem lieben alten Gesicht, das seit schier undenkbarer Zeit jahraus, jahrein so stillvergnügt vom Fenster aus die Straße musterte. Und Urgroßchen nickte einem nach dem andern über die Veilchen- und Tulpenbeete, die Maiglöckchen und Narzissenspaliere und weiter über die Lebensbaumhecke hinweg lieb und freundlich den Dank zu. Wie gern wäre sie gerade heute mit allen mitgewandert, um noch einmal in ihrem Leben ihr übervolles Herz in Dank vor Gott auszuschütten, aber die Füße, die alten Füße versagten ihr schon seit langem den Dienst.

Und nun waren die letzten Glockenschläge verklungen, und es war ganz still auf der Straße. Da hob sich Urgroßchen seufzend aus dem Fenster und ließ sich in ihren bequemen Sorgenstuhl sinken. Vermochte sie auch nicht mehr zur Kirche zu gehen, so wollte sie doch jetzt für sich daheim Andacht halten.

Sie holte ihre Brille aus dem Nähtischchen, das vor ihr stand, putzte die Gläser sorgsam mit einem seidenen Läppchen und klemmte sich die Bügel vorsichtig hinter die Ohren. Dann langte sie nach ihrem Predigtbuch, das schon bereit lag, und blätterte, die Spitze des Zeigefingers jeweilen an den Lippen netzend, nach dem Text für den Pfingstsonntag. Hierbei fielen ihr die fettgedruckten Worte in die Augen: „Wer aber in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.“

Da hielt sie inne, denn dies war ihr Lieblingsspruch. Die Wahrheit dieses Bibelwortes hatte sie an sich selber verspürt. Ach, ohne die Liebe von oben, die sie getragen, wäre sie nicht bis hierher gekommen. Denn auch bittere Schalen des Leides waren über sie ausgegossen, und oft hätte sie verzagt stöhnen mögen: „Hilf, Herr, ich versinke!“

In frommer Rührung hob sie die Augen empor, wobei sie das Buch in den Schoß sinken ließ. Da fiel ihr Blick auf das Bildnis eines noch rüstigen Greises an der Wand, um das ein verdorrter Kranz hing. Innig nickte sie ihm zu und hielt Zwiesprache mit ihm in ihrer Seele: „Ja, ja, Alterchen, nun komm' ich bald! Ach, wie gern komm' ich zu dir! Schon zwölf Jahre! Und mir ist's noch immer wie gestern; wie gestern, als sie dich mir hinaustrugen! Und auch wir waren in der Liebe geblieben und haben einander manch Schweres getreulich tragen helfen. Vorbei! Vorbei!“

Gramvoll sank ihr greises Haupt nieder, und die Augen mühten sich, durch die Thränen die Schrift weiter zu lesen. Aber die Gedanken hatten einen andern Anstoß erhalten und spannen nun ruhelos in dieser Richtung weiter; weit, weit in die Vergangenheit zurück zu jenem achtzehnten Mai vor fünfundfünfzig Jahren, als sie frisch wie ein Pfingströschen mit der hochzeitlichen Myrte geschmückt vor den Altar trat. Wie sie darauf in ihr neues Heim eingezogen war, hatte die Nachtigall in den Fliederbüschen so weich und schmelzend gesungen, daß ihr der Laut noch immer im Ohre klang. Und horch! Scholl es da nicht wieder aus den Büschen: Zücktüh! Zücktüh! Zücktüh!? Ja, die erste Nachtigall in diesem Jahre, sie schlug wieder wie damals, wie damals; aber heute war es vielleicht für sie ein Ave ...

„Kuckuck! Kuckuck!“ Ein Mal nach dem andern steckte der Kuckuck seinen Kopf aus der alten Schwarzwäldler und verkündete mit etwas belegter Stimme die Stunde, bis er sich mit dem elften Ruf zufrieden gab.

Erstaunt fuhr Urgroßchen aus ihren Träumereien auf. Schon elf? Aber da mußte der Postbote ja längst die Briefe gebracht haben, die sie heute von Kindern und Kindeskindern, soweit sie nicht in der Stadt wohnten, von allen Ecken und Enden her erwartete. Schnell klappte sie das Predigtbuch zu und begann ungeduldig mit den Fingerspitzen zu trommeln, als auch Schulzchen schon wie gerufen aus der Küche erschien; wie üblich in fliegender Hast, den Kopf eine halbe Elle vorgereckt und das Schlüsselbund klirrend am Schürzenband. Ohne ein Wort zu verlieren, pflanzte sie einen ganzen Haufen Briefe und Karten auf den Nähtisch, worauf sie in derselben Hast wiederum nach der Küche abfuhrwerkte.

Verwundert warf Urgroßchen dem guten alten Wesen, das nun schon über vierzig Jahre bei ihr haushielt und aus einer Schaffnerin längst die Freundin und Gesellschafterin geworden war, einen langen Blick nach. Schulzchen mußte heute etwas ganz Besonderes in petto haben, denn schon seit dem frühen Morgen war sie einsilbiger und tauber als je. Was mochte es nur sein?

Im nächsten Augenblick hatte sie über ihren Briefen doch schon wieder Schulzchen vergessen, und mit jedem neuen, den sie erbrach, röteten sich ihre Wangen mehr und mehr vor freudiger Erregung, so daß sie um zehn Jahre verjüngt erschien. Zum Schluß aber flog ein Hauch der Enttäuschung über ihr Gesicht. Alle hatten ihr geschrieben, nur nicht ihr Jüngster. Nun, sein Brief würde wohl noch verspätet eintreffen; aber es war doch wie ein leiser Schatten in ihre Feststimmung gefallen. Oder wie? Wenn er gar selber unangemeldet käme? Aehnlich sah ihm das schon. Das Herz begann ihr zu klopfen. Doch nein, er weilte zu fern; er war ja in Italien. O wie gern hätte sie ihren Jüngsten noch einmal in ihrem Leben gesehen! Fünf Jahre zog er nun schon wieder in der Fremde umher, und sein Brausekopf konnte und konnte keine Ruhe finden, trotzdem er sich doch auch schon dem Schwabenalter näherte. Wie glücklich wäre sie für den Rest ihrer Tage, wenn er ihr auch noch eine Tochter zuführte und endlich ein festes Heim fände! Aber daran war ja nicht zu denken; hatte er ihr doch noch vor kurzem geschrieben, Italien wäre seine einzige und ewige Liebe.

Da sprang der Kuckuck wieder aus seinem Gehäuse und krächzte zwölfmal hintereinander seinen Ruf. Gleich darauf thaten sich die Thürflügel auf, und der ganzen Gratulantengesellschaft voran, die sich inzwischen nach und nach eingefunden hatte, stürmte Hansemännel, Urgroßmamas ältester Urenkel, zur Feier des Tages heute in seinen ersten Schaftstiefeln. Mit einem großen Strauß in der Hand faßte er vor ihr Posto und sagte ohne zu stocken seinen Spruch her, wofür ihn ein Kuß und eine Tüte Schmeckstdu-prächtig belohnten. Dann traten die beiden Töchter mit ihren Ehemännern herzu, hierauf Hansemännels Eltern, und zum Schluß noch ein halbes Dutzend mehr oder minder herangewachsener Enkel und Enkelinnen. Auf allen Gesichtern aber lag heute eine ganz besonders feierliche Stimmung und Erwartung, so daß Urgroßchen vor Befangenheit darüber gar nicht zu ihrer üblichen Rührung kam.

Nach Empfangnahme aller Glückwünsche faßte die älteste Tochter sie unter den Arm, und so schritten beide behutsam, von dem ganzen Kreise gefolgt, über die Schwelle in das daranstoßende Prunkzimmer. Ein Ruf des Erstaunens entfuhr hier dem Geburtstagskind, als es seine Bescherung erblickte, und einmal über das andre rief sie: „Nein, aber so was! Aber Kinder, das ist ja viel zu viel! Das ist ja viel zu schön für mich! O ihr Guten! Na, da habe ich einmal meine Freude dran!“

Das Geschenk aber konnte sich auch wirklich sehen lassen. Es war ein großmächtiger Blumentisch, der mit den schönsten blühenden Zimmergewächsen bestellt war und in der Mitte eine riesige Fächerpalme, die alles überdachte, als Krönung trug.

Nun wurde jede einzelne Pflanze von ihr in Augenschein genommen und bewundert, bis sie schließlich auch auf einem Tisch daneben die kleinen Aufmerksamkeiten der Enkelkinder entdeckte und von neuem des Bewunderns kein Ende fand. Sogar Hansemännel hatte tief in seine Sparbüchse gegriffen, und als Urgroßchen sein Geschenk noch immer nicht bemerkte, trat er vor sie hin und sagte: „Du, sieh mal, das da ist von mir. Es hat fünfundzwanzig Pfennig gekostet. Rat mal, was es ist. Es fängt mit ‚S‘ an, hört mit ‚e‘ auf und riecht gut.“

„Na, Hansemännel, das ist aber mal ein schweres Rätsel. Ist's am Ende gar Salbe?“

„Falsch, falsch!“ jubelte er, in die Hände klatschend und vor Vergnügen herumhopsend. „Ach, Urgroßchen, das rätst du nicht so leicht. Aber ich will dir helfen. Man braucht's zum Waschen.“

„I, du Schelm, dann ist's am Ende gar Seife?“

„Richtig!“ rief er, ein wenig betrübt, daß sein Rätsel so schnell geraten war. Doch meinte er, leicht getröstet: „Aber gelt, Urgroßchen, du hast es doch erst beim zweiten Male geraten!“

Jetzt aber stutzte sie und beschattete die Augen mit der Hand, als ob sie geblendet wäre. Da stand auf dem Tisch, an die Wand gelehnt, und ganz von blühendem Flieder umrahmt, ihr eignes Bild in Oel gemalt, wie sie leibte und lebte. „Mein Gott, das bin ich ja selber!“ rief sie verwirrt. „Na, aber von wem ist denn nur das? Wie in aller Welt kommt ihr zu dem Bild?“

So war denn der große Augenblick gekommen, um dessentwillen Schulzchen den ganzen Morgen

so stocktaub gewesen war und alle eine so feierliche Miene zur Schau trugen. Bewegt sagte die älteste Tochter: „Sei stark, Mamacherr! Es ist eine sehr große und plötzliche Ueberraschung. Das Bild ist nach deiner letzten Photographie gemalt und kommt von deiner jüngsten Tochter."

„Von meiner jüngsten Tochter?" Verständnislos irrte ihr Blick von dem Bild zu ihrer andern Tochter. Diese lächelte jedoch abwehrend: „Nicht von mir; von der, die mich von jetzt an in meinen Rechten bei dir verdrängen möchte."

Da dämmerte in ihr leise der Sinn der Rätselworte auf, und der Boden begann ihr unter den Füßen zu wanken. Mühsam rang sie nach Fassung und vermochte nur die Worte: „Wo? Wo?" hervorzubringen, indem sie die Augen suchend im Kreise umherschweifen ließ.

Da öffnete sich auch schon im Hintergrund die Thür, die nur leicht angelehnt gewesen war, und eine schlanke, jugendliche Gestalt mit pfirsichblütenen Wangen und kastanienbrauner Haarfülle kam anmutig herangeschritten, sank vor ihr ins Knie und sprach, aus großen, wunderbar klaren und tiefen Augen zu ihr aufblickend: „O bitte, nehmen Sie mich als Ihre Tochter auf; ich habe mich auf diese Stunde so sehr, so innig gefreut!"

Diese Ueberraschung war fast zu groß und freudig für das alte Herz. In ihrer Erschütterung erstickte ihr die Stimme in Thränen, so daß sie nichts andres zu thun vermochte, als dem schlichten, so herzgewinnenden Mädchen zu ihren Füßen in einemfort den Scheitel zu streicheln.

Nun aber trat auch der Jüngste, der sich bisher zurückgehalten, herein, dunkelgebräunt und trotz seiner siebenunddreißig Jahre noch recht jugendlich, und rief strahlend vor Vergnügen über seinen wohlgelungenen Streich: „Na, Mutter, da sind wir mal wieder, Hurra! Und zweispännig dazu! Was meinste, so was hättest du mir gar nicht zugetraut? Wie? Aber so geht's: Kam, sah und war einfach geliefert. Na und nun," — bei diesen Worten hob er seine Braut empor und zog sie an sich, — „nun hat's mit dem Wandern halt ein Ende, denn anstatt Italiens fand ich in den Augen dieser Zauberin ein noch schöneres Land, das Himmelreich der Liebe."

Die greise Mutter aber konnte noch immer keine Worte finden. Stumm gingen nur ihre Augen von einem zum andern. Ihren letzten Lebenswunsch sah sie vor sich erfüllt, und so, ganz so hatte sie sich in ihren Träumen die Braut ihres Jüngsten vorgestellt: schlicht, blühend, sinnig und fürs Leben gereift.

Endlich brachte sie mühsam die Frage hervor: „Und wie nenn' ich dich, mein Töchterlein?"

„Angelika."

„Angelika! Welch ein wohltönender, seliger Name! Aber fremd klingt er mir; in unsrer Verwandtschaft hat man ihn nie geführt."

Da sagte der Sohn ernst: „Mutter, meine Braut ist katholisch."

„Katholisch!" Das Wort kam ihr zögernd und matt von den Lippen. Doch plötzlich leuchtete ihr Antlitz in wundersamer Verklärung auf, und fast hoheitsvoll sprach sie, indem sie beider Hände ineinander fügte: „Und ich sage euch, wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

Schweigend und ergriffen standen die andern Familienglieder vor dieser herzbewegenden Scene, als mit einem Male Schulzchen in der Thür erschien und, so laut sie konnte, das erlösende Wort ins Zimmer rief: „Es ist angerichtet, meine Herrschaften! Essen und Trinken hält Leib und Seele beisammen."

Zum Ministerwechsel in Preussen.

Die Ministerkrisis in Preußen, veranlaßt durch die ablehnende Haltung, welche die Mehrheit im Abgeordnetenhause gegen die von der Regierung erneut eingebrachte Kanalvorlage einnahm, hat zum Rücktritt des Finanzministers und Vizepräsidenten des Staatsministeriums von Miquel, des Landwirtschaftsministers Freiherrn von Hammerstein-Loxten und des Handelsministers Brefeld geführt. Dr. Johannes von Miquel ist am 19. Februar 1829 zu Neuenhaus in Hannover geboren, zurzeit also 72 Jahre alt. Er studierte von 1846 bis 1850 in Heidelberg und Göttingen die Rechte und ließ sich dann als Anwalt in letzterem Orte nieder. Im Jahre 1865 wurde er von der Stadt Osnabrück zum Bürgermeister gewählt und 1869 zum Oberbürgermeister ernannt, schied aber schon 1870 aus dem Kommunaldienste aus und wurde Direktor der Diskontogesellschaft in Berlin. In dieser Stellung blieb er vier Jahre, dann wurde er Vorsitzender des Aufsichtsrats. Im Herbst 1876 kehrte er auf den Oberbürgermeisterposten in Osnabrück zurück, den er bis 1880 inne hatte, um dann zum Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. erwählt zu werden. In dieser Stellung hat er viel zum Aufblühen der Stadt beigetragen. Am 24. Juni 1890 wurde er zum Finanzminister ernannt, hat also sein bisheriges Amt fast elf Jahre inne gehabt. Am 27. Januar 1897 wurde er zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt, womit der erbliche Adel verknüpft ist. Seit 1. Juli 1897 war er auch Vizepräsident des Staatsministeriums. Seine parlamentarische Thätigkeit begann er schon als Sechsundzwanzigjähriger in der hannoverschen Zweiten Kammer. Nach der Einverleibung Hannovers in den preußischen Staat wurde er von Osnabrück in das Abgeordnetenhaus gewählt, dem er dann bis zu seiner 1882 auf Vorschlag der Stadt Frankfurt erfolgten Berufung in das Herrenhaus angehörte. Auch im konstituierenden und im Norddeutschen Reichstage vertrat er Osnabrück, im Deutschen Reichstage dagegen während der ersten und zweiten Legislaturperiode Waldeck. Von 1877 bis 1887

blieb er dem Reichstage fern und kehrte dann in ihn als Vertreter für Kaiserslautern zurück, indem er mit Bennigsen erneut die Führung der nationalliberalen Partei übernahm. Sein Mandat erlosch mit seiner Ernennung zum Finanzminister. Dem Staatsrat gehört er seit 1884 an. Dr. von Miquel, der bei seinem Ausscheiden aus dem Amte zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses berufen wurde, nimmt fortan seinen ständigen Wohnsitz in der Stadt Frankfurt a. M.

Freiherr Ernst von Hammerstein-Loxten, der bisherige Landwirtschaftsminister, ist gleich Miquel Hannoveraner von Geburt, und zwar erblickte er auf dem Stammgut seiner Familie, Loxten im Kreise Bersenbrück, am 2. Oktober 1827 das Licht der Welt. Nach Beendigung seiner juristischen Studien, die er in Göttingen absolvierte, trat er in den Staatsdienst, war zunächst als Assessor in Bleckede und Aurich beschäftigt und wurde später als Referent in das Ministerium berufen, welche Stellung er bis 1866 inne hatte. Von der preußischen Verwaltung wurde er als Regierungsassessor zur Disposition gestellt, worauf er seinen Wohnsitz in Loxten nahm und sich der Verwaltung seiner Güter widmete. Verhältnismäßig spät fügte er sich den neuen Verhältnissen und nahm erst 1885 die Ernennung zum Kreishauptmann (Landrat) von Bersenbrück an. Bald darauf wurde er zum Vorsitzenden des Provinzialausschusses erwählt und 1889 zum Landesdirektor von Hannover ernannt. Zugleich war er Mitglied des Staatsrats, Vorsitzender des deutschen Landwirtschaftsrates sowie stellvertretender Vorsitzender des Landesökonomiekollegiums. Im November 1894 erfolgte seine Ernennung zum Landwirtschaftsminister.



Aufn. von Hofphot. Bieber, Berlin.

Dr. Johannes von Miquel.

Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Ludwig Brefeld.

Der ausgeschiedene Handelsminister Ludwig Brefeld, geboren am 13. März 1837 zu Talgte in Westfalen, ging, nachdem er einige Jahre als Richter thätig gewesen, 1867 zur Eisenbahnverwaltung über, wurde 1881 als Direktor in das Ministerium für öffentliche Arbeiten berufen und stieg in diesem zum Unterstaatssekretär und Vorsitzenden des Landeseisenbahnrates auf. Am 27. Juni 1896 wurde er zum Minister für Handel und Gewerbe ernannt.

Der Nachfolger Miquels auf dem Posten des Finanzministers ist Freiherr Georg von Rheinbaben, der seit September 1899 als Minister des Innern gewirkt hat. Am 5. Oktober 1855 geboren, trat er 1876 als Referendar im Bezirk des Kammergerichts in den Justizdienst, ging aber 1882 zur allgemeinen Staatsverwaltung über. Er wurde dem Oberpräsidium in Schleswig zugeteilt und erregte dort durch seine Tüchtigkeit bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, so daß er schon 1886 auf einige Zeit als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium berufen wurde. 1888 wurde er zum Regierungsrat befördert und bald darauf in das Finanzministerium berufen, in dem er 1889 vortragender Rat wurde. Er wurde in der I. Abteilung des Ministeriums beschäftigt und im Nebenamt zum Mitgliede der Ansiedelungskommission, der statistischen Zentralkommission und des Ausschusses zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in den Ueberschwemmungsgebieten ernannt. Freiherr von Rheinbaben, der sich besonders der Wertschätzung des Finanzministers von Miquel erfreute, blieb, seit 1892 als Geheimer Oberfinanzrat, bis 1896 im Ministerium und wurde dann als Nachfolger des zum Minister des Innern ernannten Freiherrn von der Recke Regierungspräsident in Düsseldorf. Als Freiherr von der Recke aus dem Ministerium schied, wurde er auch hier sein Nachfolger.

Der neue Minister des Innern, Freiherr Hans von Hammerstein, geboren am 27. April 1843, ist ein Verwandter des bisherigen Landwirtschaftsministers. Sein Vater stand im hannoverschen Staatsdienste und war 1866 Minister des Innern. Er trat in den mecklenburg-strelitzschen Staatsdienst über und war von 1869 bis zu seinem 1872 erfolgten Tode Vorsitzender des dortigen Ministeriums. Sein Sohn, der jetzige Minister, trat schon frühzeitig in den elsaß-lothringischen Staatsdienst, in dem er seine juristische Vorbereitungszeit beim Oberlandesgericht in Kolmar begann und dann zur Verwaltung



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Freiherr Ernst von Hammerstein-Loxten.



übertrat. 1877 wurde er Kreisdirektor in Mülhausen i. E. und blieb in dieser Stellung bis 1884, um dann Bezirkspräsident für den Bezirk Lothringen zu werden. In diesem Amte, in dem er später den Charakter als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat erhielt, ist er bis jetzt, also 17 Jahre hindurch, verblieben. Er hat sich in der Verwaltung der Reichslande große Verdienste erworben, namentlich um die Förderung der Landwirtschaft und den Ausbau der Wasserstraßen.

Viktor von Podbielski, der bisherige Staatssekretär des Reichspostamtes, ist am 26. Februar 1844 als Sohn des aus dem deutsch-französischen Kriege rühmlichst bekannten Generalquartiermeisters der deutschen Armee geboren. Im Verlaufe seiner militärischen Laufbahn rückte er zum Generalmajor auf, nahm jedoch 1891 seinen Abschied, um sich der Bewirtschaftung seines Gutes Delmin in der Westpriegnitz zu widmen. 1893 wurde er in den Reichstag gewählt, wo er sich der konservativen Partei anschloß, und übernahm bald darauf die Leitung des deutschen Offiziervereins, in der er ein großes Verwaltungstalent offenbarte. Am 30. Juni 1897 wurde er als Nachfolger Stephans zum Staatssekretär des Reichspostamts ernannt. Die öffentliche Meinung kam dem Neuling in diesem Verwaltungszweige mit Mißtrauen entgegen, aber schnell wußte er sich in das Ressort einzuarbeiten, und seine kurze Amtsführung brachte der deutschen Reichspost sogar manche wertvolle Neuerung.

Ein homo novus im Staatsdienst ist der neue Handelsminister, Geheimer Kommerzienrat Theodor Möller. Am 10. August 1840 zu Brackwede im Kreise Bielefeld geboren, trat er nach dem Besuche des Bielefelder Gymnasiums und der Osnabrücker Handelsschule als Lehrling in das Hamburger Haus Woermann ein. Im Jahre 1863 begründete er zusammen mit seinem Bruder Karl in Brackwede eine Maschinenfabrik, die einen großen Aufschwung nahm. Schon in jungen Jahren unternahm er ausgedehnte Reisen in England und in Belgien und machte dort eingehende Studien über die Arbeiterfrage und die Sozialpolitik. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Verwertung der aus der Kohlendestillation gewonnenen Produkte. Seit dem Jahre 1890 war er Mitglied des Reichstages, seit 1893 des preußischen Abgeordnetenhauses, und in beiden Eigenschaften schwang er sich infolge seiner umfassenden Kenntnisse, seiner sachlichen Erfahrungen und seines ruhigen Urteils zu einer hervorragenden Stellung innerhalb der nationalliberalen Partei empor.

In engster Beziehung mit dem Ministerwechsel steht die Berufung des bisherigen Direktors im Reichspostamt Reinhold Krätke zum Staatssekretär des letzteren. Am 11. Juni 1845 in Berlin geboren, steht er seit mehr


Aufn. von Hofphot. Bieber, Berlin
Theodor Möller, Handelsminister.

Aufnahme von Hofphot. E. Jacobi, Metz.
Freiherr Hans von Hammerstein, Minister des Innern.


Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.
Freiherr Georg von Rheinbaben, Finanzminister.


Mit Genehm von J. C. Schaarwächter, Hofphot, Berlin
Viktor von Podbielski, Landwirtschaftsminister.


Aufn. von W. Höffert, Hofphot. Berlin
Reinhold Krätke, Staatssekretär des Reichspostamts.

als dreißig Jahren im Postdienst. Als Inspektor war er in den siebziger Jahren bei der Oberpostdirektion in Düsseldorf thätig und kam 1880 als Postrat nach Berlin. Im Februar 1882 wurde er Oberpostrat und ständiger Hilfsarbeiter im Reichspostamt. 1884 wurde er zum Geheimen Postrat und vortragenden Rat in der I. Abteilung des Reichspostamts ernannt, schied aber 1888, nachdem er kurz zuvor zum Geheimen Oberpostrat aufgerückt war, aus dem Reichsdienst aus und wurde Landeshauptmann von Neuguinea. Dort blieb er aber nur wenig über ein Jahr und kam dann wieder in seine frühere Stellung zurück. Im November 1897 wurde er als Nachfolger des zum Unterstaatssekretär ernannten Direktors Fritsch Direktor der I. Abteilung im Reichspostamt. Seit 1897 war er Mitglied des Kolonialrats und seit 1898 auch Mitglied des ordentlichen Beirats für das Auswanderungswesen.



Die Zukunft der Presse.

Von

Dr. Emil Löbl.

In den zahllosen Rück- und Ausblicken, zu denen die Jahrhundertwende Anlaß geboten, hat das Preßwesen seltsamerweise eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Es scheint, daß das zünftige Gelehrtentum gegenüber dem Journalismus noch immer jenen „superiören“ Standpunkt einnimmt, über den Robert Prutz schon vor mehr als einem halben Jahrhundert Klage geführt hat. Die großartige Bedeutung des Preßwesens — im guten und im üblen Sinne — für das Kulturleben, für die ganze Anschauungsweise und Denkmethode der zivilisierten Völker wird aber dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß die Vertreter der akademisch geeichten und gestempelten Wissenschaft sie ignorieren, und gar wohl hätte es sich verlohnt, bei dem feierlichen Anlasse der Jahrhundertwende die große Bilanz der kulturellen Wirksamkeit des Journalismus zu ziehen, aber auch einen forschenden Blick zu thun in seine Zukunft und mutmaßliche Weiterentwicklung.

Vor wenigen Wochen ist ein Buch erschienen, das ein paar dürftige Andeutungen in diesem Sinne enthält. Es ist kein Wunder, daß dieses Buch just in Paris herauskam, denn mehr als irgendwo ist in Frankreich der Journalismus mit dem Leben und Weben der ganzen Nation untrennbar verwachsen. Politiker und Publizist sind dort fast identische Begriffe, es gilt als selbstverständlich, daß jeder hervorragende Parlamentarier zugleich Mann der Feder ist, und die Presse ist wirklich eine nationale Angelegenheit ersten Ranges. Nur noch in Ungarn findet man ein solch inniges Verwachsensein, eine solche absolute Identifizierung zwischen dem öffentlichen Leben und dem Journalismus, und darum ist es wohl begreiflich, daß der Franzose sich lebhaft für die Zukunft dieses Zweiges nationaler Kultur interessiert.

Das Buch, von dem wir sprechen, Henri Avenels „La presse française au vingtième siècle“ (Paris, Ernest Flammarion, 1901), hält viel weniger, als sein pompöser Titel verspricht; es ist nur eine Art Gothaer Almanach der französischen Journalisten, es bringt Bilder und Biographien der Männer vom Handwerk. Das interessiert uns wenig. Aber Avenel hatte den netten Einfall, von einer Anzahl hervorragender Publizisten und Politiker Aeußerungen über die Frage zu erbitten: Was wird aus der Presse im zwanzigsten Jahrhundert werden, und welche Rolle wird sie in der menschlichen Gesellschaft spielen? Diese Aeußerungen, in kleinen Episteln niedergelegt, zieren den Eingang des Werkes, und so aphoristisch, einseitig, unvollkommen und zum Teile phantastisch sie sein mögen, haben sie doch das Verdienst, die Frage überhaupt zur Diskussion zu stellen und zu weiterer Verfolgung derselben anzuregen.

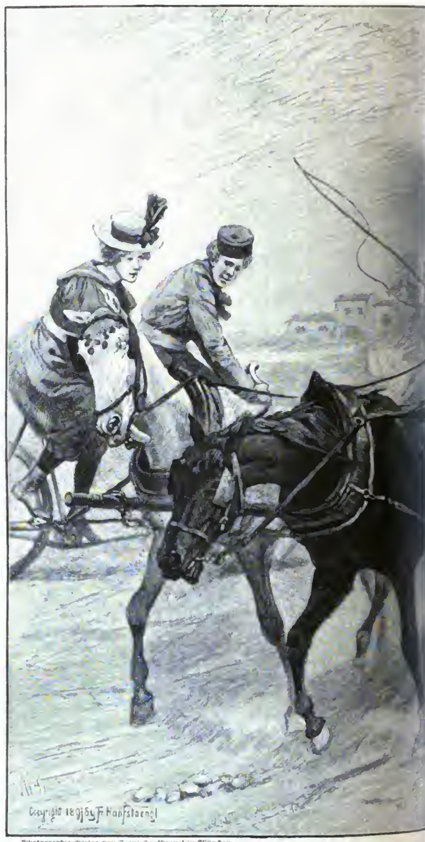
Also fragen auch wir Deutsche uns: Was wird aus der deutschen und aus der europäischen Presse in diesem Jahrhundert werden? Welchen Entwicklungsgang wird dieses höchst aktive Element der europäischen Kulturbewegung durchmachen?

Ich möchte da ausgehen von den beiden großen Aufgaben, denen die moderne Tagespresse dient: einerseits die referierende, berichterstattende, über Ereignisse und Zustände unterrichtende, andrerseits die kritische, propagandistische und agitatorische Funktion. Die erste war die ältere. Das Zeitungswesen erwuchs nicht aus dem Verlangen des Publikums, Meinungen zu vernehmen und sich in seiner Ansicht über öffentliche Dinge durch einen Vorsprecher führen zu lassen, sondern aus dem Wunsche, Neues zu hören, wichtige Thatsachen zu erfahren. Die referierende Thätigkeit war die ursprüngliche, „Relationen“ hießen denn auch die ersten deutschen Zeitungen, und überall anderwärts sehen wir den gleichen Entwicklungsprozeß — von den Acta diurna und den Annales pontificum Roms bis hinüber nach Japan, wo das Zeitungswesen seinen Ursprung genommen hat von den Yomi-uri, den Straßenausrufern der jüngsten Neuigkeiten.*)

Der Uebergang der Journalistik von der bloß referierenden Thätigkeit zur kritischen und kommentatorischen vollzog sich erst später und wurde

*) „An gewissen Tagen fanden sich in den Straßen der Hauptstadt früh morgens schlecht gekleidete Individuen ein, die auf hölzernen Castagnetten einen widerlichen Lärm erzeugten oder Bambusstäbe heftig aneinander schlugen. Dazu das Geschrei: ‚Yomi-uri, der Yomi-uri, der öffentliche Ausrufer!‘ Sofort blieben alle Vorübergehenden stehen, die Weiber öffneten leise die Shoji (papierenen Verschläge) ihrer Wohnung, und die Vorlesung begann. Der Gegenstand derselben war ziemlich gleichförmig: irgend ein schrecklicher Mord, ein kühner Diebstahl, der Doppelselbstmord eines Liebespaares in Yoshiwara und dergleichen. War die Vorlesung beendet, dann sammelte der Yomi-uri die ihm zugeworfenen Münzen ein und reihte sie an einem Faden auf.“ (J. Tebla, „Le Journalisme japonais“ in „La Revue des Revues“ Nr. 4, 1901.) Wer die alten deutschen Relationen und „Newen Zeitungen“ kennt, wird die auffallende Aehnlichkeit des Inhaltes zwischen diesen ersten gedruckten und jenen gesprochenen Zeitungen des japanischen Straßenausrufers feststellen können.

durchaus nicht widerspruchslos hingenommen. Bezeichnend hierfür sind die groben Worte, die Caspar von Stieler über diesen Gegenstand aussprach. In seinem 1695 in Hamburg erschienenen Werke: „Zeitungs-Lust und Nutz: oder deren sogenannten Novellen oder Zeitungen wirkende Ergetzlichkeit, Anmut, Notwendigkeit und Frommen, auch was bei deren Lesung zu lernen, zu beobachten und zu bedenken sei", giebt er den Journalschreibern den Rat, sich jeglichen Urteils über politische Dinge zu enthalten, denn „man lieset die Zeitungen darümb nicht, daß man daraus gelehrt und in Beurteilung der Sachen geschickt werden, sondern daß man allein wissen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsschreiber, mit ihrem unzeitlichen Richten zu erkennen geben, daß sie nicht viel Neues zu berichten haben, sondern blos das Blat zu erfüllen, einen Senf darüber her machen, welcher zu nichts anders dienet, als daß man die Naseweisheit derselben verlachet und gleichsam mit Füßen tritt, weil sie aus ihrer Sphäre sich verirren, wo sie nicht anders als straucheln und versinken können!" 1702 erschien in London das erste Tagesblatt „Daily Courant". Der Herausgeber erklärte in der ersten Nummer, er werde sich auf die Wiedergabe der Nachrichten ohne jeglichen Kommentar beschränken, da er von der Voraussetzung ausgehe, daß andre Leute Verstand genug hätten, sich einen zu machen. Diese auf das rein Thatsächliche gerichtete Tendenz finden wir auch bei dem Blatte, das in der deutschen und in der gesamten europäischen Publizistik eine so große geschichtliche Stellung einnimmt: bei der Augsburger „Allgemeinen Zeitung". J. F. Cotta stellte seinem Blatte die Aufgabe, „die Weltereignisse in leidenschaftsloser, wohlunterrichteter Berichterstattung zu begleiten, Weltgeschichte des Tages in zuverlässigen Urkunden und Regesten niederzuschreiben, das Amt des Chors in der griechischen Tragödie für die Gegenwart zu versehen", und nichts war ihm und seinem kongenialen Mitarbeiter Stägmann verhaßter und peinlicher als öde Kannegießerei und leerer Wortprunk.*) Bis in die jüngste Gegenwart hinein hat sich der Widerstand gegen das Ueberwuchern der Tendenz in der Tagespresse fortgepflanzt, und es giebt noch immer Blätter, die lediglich dem Informationsbedürfnis des Publikums entgegenkommen wollen.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Franz Sim

Betrachtet man nun die Zukunft der Presse, so drängt sich vor allem die Frage auf: welche von jenen beiden Funktionen des Journalismus wird künftighin in den Vordergrund treten, die objektive oder die subjektive? In Avenels Buche liegen ein paar flüchtige Bemerkungen zu dieser Frage vor, aus denen man aber kaum klug werden wird, da sie miteinander

*) Ed. Heyck: Die Allgemeine Zeitung 1798—1898.

im kontradiktorischen Gegensatze stehen. Yves Guyot, der ehemalige Minister der öffentlichen Arbeiten und



dfahrerpech.

Chefredakteur des „Siècle", offenbar ein pragmatischer Sachlichkeitsfanatiker, spricht sich zu Gunsten der referierenden Funktion aus. Die Presse, schreibt er, war lange Zeit eine Kanzel, sie wird in Zukunft ein Nachrichtenamt werden. Heute schwört man auf keinen Lehrer mehr, es giebt nur einen Lehrer: die Thatsache. Es handelt sich also darum, Thatsachenmeldungen von ausgezeichneter Qualität, von größter Genauigkeit zu bekommen, und die erste Aufgabe der Presse ist es, solche zu liefern ... Genau das Gegenteil verkündet Lucien Victor-Meunier. Nach seiner Meinung begeht die Presse von heute einen Irrtum, wenn sie alles einem von ihr vorausgesetzten Bedürfnis nach raschen Informationen opfert. Die Information im Blatte sei Nebensache, das Blatt selbst, das eigentliche Blatt bestehe in dem Artikel. Victor-Meunier glaubt an eine große Zukunft der Meinungspresse (presse d'opinion), aber nur dieser Presse. Entweder will eine Zeitung überzeugen und überreden, oder sie ist ein wertloser Fetzen. In diesem Sinne begrüßt er an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts die erziehende und befreiende Presse als ein wunderbares Instrument des Lichtes, der Gerechtigkeit und der Wahrheit.

Wer von diesen beiden Antipoden wird wohl recht behalten? Den Propheten spielen ist ein sehr unwissenschaftliches Vergnügen, zumal in kulturellen Entwicklungsfragen. Hier kann man höchstens aus der Gesamtheit der Erfahrungsthatsachen einige schüchterne Schlüsse auf die Zukunft ziehen. Und da möchte ich in aller Bescheidenheit folgende Aufstellung machen: In der Tagespresse muß und wird ganz im Sinne des bisherigen Entwicklungsganges die Information immer mehr in den Vordergrund treten. Das entspricht der Natur, den Aufgaben, dem Erscheinungsmodus der Tagesblätter. Von ihnen verlangt das Publikum vor allem Neuigkeiten, nicht bloß aus Neu- und Wißbegier, nicht bloß aus politischem Interesse, sondern aus tausend zwingenden Gründen des geschäftlichen, finanziellen, kommerziellen Interesses. Je weiter sich die kulturelle Interessengemeinschaft der Erde ausdehnt, je inniger die entferntesten Weltteile miteinander in Beziehung treten, desto reger und intensiver muß die Anteilnahme an den relevanten Ereignissen des ganzen Weltalls, desto lebhafter auch das Bedürfnis nach gewissenhafter und universeller Information werden. Wenn gerade die englische Presse die erste war, die ganz unglaubliche Summen für ausgezeichnete Informationen aus fremden Weltteilen verausgabte, so ist das kein Zufall: es folgte vielmehr mit innerer Notwendigkeit aus der Thatsache, daß die Engländer früher als die Kontinentalen mit den

fremden Weltteilen in intime politische und geschäftliche Beziehungen getreten und deshalb an den auswärtigen Vorgängen sehr lebhaft interessiert waren. Cucheval-Clarigny erzählt uns schon aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, daß die „Times" einem Kurier außer dem Jahresgehalte von 2500 Franken auch noch allmonatlich 2000 Franken für die Reise zahlten, damit er in 66 Stunden die Fahrt von Marseille nach Calais machen und so um einige Stunden früher als die staatliche Briefpost einen kurzen Auszug aus der indischen Post überbringen konnte. Und erst kürzlich berichtete Pierre Mille („Questions Diplomatiques et Coloniales", 1901, 1. März Nr. 97) das interessante Faktum, daß die „Times" während der letzten großen Wirren in Argentinien an zwei Tagen 37 500 Franken an Depeschen ausgaben. Warum diese riesigen Opfer? Wenige Tage vor dem Ausbruch der Revolution hatte der Korrespondent des Blattes, um zu sparen, eine gekürzte Nachricht im Telegrammstil aufgegeben, die schlecht gekabelt wurde und verstümmelt ankam. Die Londoner Spekulanten wurden durch diese Nachricht der „Times" irregeführt und beklagten sich bei der Redaktion darüber. „In Zukunft," telegraphierte nun der Chefredakteur an den Korrespondenten, „senden Sie uns vollständige Sätze, in gutem Englisch und samt der Interpunktion." Kaum war das geschehen, brach die Revolution aus, es gab viele Neuigkeiten zu melden, und zwar mit der Interpunktion. Facit: 37 500 Franken Depeschengebühren an zwei Tagen. Hier sieht man an einem Schulfalle, daß die Pflege der thatsächlichen Information mit Hilfe der größten Geldmittel kein Sport ist, sondern Notwendigkeit.

Ein Mißverständnis jedoch sei hier gleich beseitigt: Raschheit und Verläßlichkeit der Berichterstattung ist sehr wohl denkbar ohne systematische Attentate auf Zeit und Geduld des Lesepublikums. Das gegenwärtig so vielfach übliche Prunken mit unermeßlichen Depeschen, deren Wert meist ein höchst fragwürdiger ist, das Wettrennen um die längsten Telegramme mit oft recht armseligem Inhalt entspricht keinem ernsten Bedürfnis, sondern höchstens dem Wunsche, zu imponieren. Hier muß die Entwicklung in der Richtung der Intensität, nicht der Extensität sich vollziehen. Ueberhaupt muß das ungeheure Anschwellen von Inhalt und Umfang der Tagespresse zum Stillstand kommen, ja es muß eine rückläufige Bewegung eintreten, denn diese Hypertrophie der Tagespresse ist geradezu kulturwidrig, weil sie bei zahlreichen gebildeten Elementen der Nation die knapp bemessene Lesezeit ausschließlich in Anspruch nimmt und diese Kreise von jeder Vertiefung, von jeder gründlichen und eingehenden Lektüre abhält. Eduard von Hartmann („Das Judentum in Gegenwart und Zukunft") ist so weit gegangen, von einem „Zeitdiebstahl" zu sprechen, den die Presse an der Menschheit begehe. Das ist ein böses und sehr hahnebüchenes Wort, aber es giebt eine Vorstellung von dem Unmute, den diese üble Seite des modernen Preßwesens in hochstehenden Geistern erweckt.

Wie steht es nun aber mit der andern Funktion der Presse, der subjektivistischen, kritischen Thätigkeit? Daß das Publikum hierauf jemals verzichten könnte, scheint mir ausgeschlossen. Selbst ein intellektuell hochstehender Leserkreis verlangt eine publizistische Führung in Dingen des öffentlichen Lebens, des Theaterwesens, der Kunst und Litteratur. Er folgt nicht immer dem Führer, und das ist gut so, aber er will dessen Gründe vernehmen, um sie mit Gegengründen zu vergleichen und danach seine eigne Anschauung zu formen. Doch auch hier wird sich meines Erachtens eine vernünftige Einschränkung herausbilden, und zwar in doppelter Hinsicht. Vor allem wird die Tagespresse überhaupt weniger als bisher Meinungen verschleißen. Der gegenwärtige Zustand, dieses Vorsetzen von zwei bis drei Leitartikeln täglich samt einer Unsumme größerer und kleinerer kritischer Notizen ist einfach sinnlos und unhaltbar, das Publikum selbst zieht die praktische Konsequenz, indem es diesen Wust von Tendenz schon jetzt großenteils ignoriert. Die Tagespresse wird also sparsamer, aber deshalb um so wirksamer in ihrer Meinungsäußerung werden. Noch in einer andern Richtung jedoch wird eine Entlastung der Tagesblätter in ihrem kritischen Amte eintreten, indem die eingehende Prüfung und Beurteilung öffentlicher Angelegenheiten und ästhetischer Fragen immer mehr zur Domäne der Zeitschriften werden wird. Die Wochen- und Monatsschriften sind die berufenen Träger der eindringenderen und vertieften kritischen Gedankenarbeit, sie bilden die wünschenswerte und notwendige Ergänzung der Tagespresse, die bei der Hast der Produktion meist außer stande ist, ein sorgfältig abgewogenes Urteil zu schöpfen. Mit Recht sagt Friedrich von Holtzendorf: „Die Wochenpresse gehört zu den unterscheidenden Merkmalen des englisch-amerikanischen Zeitungswesens und bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der geistigen Arbeitsteilung. Sie hat die Aufgabe, den Einseitigkeiten und der unvermeidlichen Flüchtigkeit der Tagespresse nachzuhelfen. Sie ist in der besseren Lage, sorgfältiger sichten zu können, weil es nicht darauf ankommt, eine Nachricht zuerst mitgeteilt zu haben. Indem sie auf diesen Anspruch der Tagesblätter Verzicht leistet, gewinnt sie Muße, an Stelle eines nebeneinander dargebrachten Stoffes gleichzeitiger Neuigkeiten das Hintereinander und die Reihenfolge der Ereignisse vorzutragen und gleichsam einen wöchentlichen Zeitraum in Form der Chronik der zeitgenössischen Geschichtsschreibung darzubieten. Die litterarischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Interessen, die einen wesentlichen Bestandteil unsrer Bildung ausmachen, können nur ein kümmerliches Dasein, ein kurz zugemessenes Asyl in der Tagespresse finden und in dieser Berücksichtigung nur dann beanspruchen, wenn sie in irgend einem Zusammenhange mit dem öffentlichen Leben stehen. Ausführlicher und gründlicher dargestellt, würden sie gerade in Tagesblättern geringere Beachtung finden, als ihnen zukommt . . ."

Diese Worte des deutschen Gelehrten, geschrieben im Jahre 1870, gelten noch heute, sie gelten für die ganze Revuenlitteratur, und man kann im Interesse einer Vertiefung und Vergründlichung der Anschauungen nur wünschen, daß auch im deutschen Sprach- und Kulturgebiete die Wochen- und Monatsschriften eine breitere Stellung im Geistesleben der Nation einnehmen mögen als bisher.

Kehren wir für einen Augenblick noch einmal zu den Franzosen zurück. Die übrigen Prophezeiungen in Avenels Buche entbehren jedes allgemeinen Gesichtspunktes. In Kürze seien die Worte des Abgeordneten und Journalisten Henri Maret erwähnt, die darum von aktuellem Interesse sind, weil sie den geistigen und sittlichen Verfall eines großen

Teiles der französischen Tagespublizistik grell beleuchten. Maret hofft, daß im zwanzigsten Jahrhundert eine neue Journalistik entstehen wird, Blätter, in denen Aufrichtigkeit, Ideen, Stil, Talent und guter Wille herrschen werden. Man wird sich nicht mehr der Sprache der Halle bedienen, die politischen Redakteure werden ihre Politik, die litterarischen ihre Litteratur verstehen, und das „wird eine ganz neue Sache sein“. Dann erst wird man von einer gesellschaftlichen Rolle der Presse reden können; augenblicklich scheine sie keine andre zu spielen, als daß sie das Geld der Narren einzieht, um damit Leute zu bereichern, die nicht schreiben können. Herr Pascal Grousset, Abgeordneter von Paris und Redakteur der „Dépêche“, entwickelt Zukunftsideen von einem ungeahnten Hochstieg der Presse, die zur Rolle einer Großmacht, vielleicht der einzigen Macht im Staate, berufen ist. Eine seltsame Phantasie leistet sich Herr Albert Quantin. Im zwanzigsten Jahrhundert wird jeder französische Wähler verpflichtet sein, ein offizielles Journal zu halten, wofür er je nach seiner sozialen und wirtschaftlichen Position einen Abonnementspreis von 15 bis 5000 Franken zu zahlen hat. Das wird bei einer Summe von 12 Millionen Wählern, die Frankreich dann zählen wird, einen Betrag von 3 Milliarden Franken ausmachen. Es wird dies die einzige Steuer in Frankreich sein und zur Bezahlung und Amortisierung der Staatsschuld, sowie zur Schaffung zahlreicher Werke der sozialen Wirtschaft genügen. Gleichzeitig wird sich eine ähnliche Entwicklung in andern Staaten vollziehen, und aus der ständigen internationalen Vereinigung der Presse aller Völker werden der Friede und die Beseitigung des Militarismus erblühen ... Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute, möchte man angesichts dieses tiefempfundenen himmelblauen Märchens ausrufen.

Ich nehme Abschied von den Franzosen und resümiere in Kürze meine Meinung: die Bedeutung des Preßwesens wird und muß im neuen Jahrhundert unaufhörlich steigen. Denn unser ganzes Leben wird immer mehr sozialisiert, immer mehr hängen die Geschicke des einzelnen von dem Stande und Gange der öffentlichen Dinge ab, immer mehr tritt das private und individuelle Moment gegenüber dem sozialen und staatlichen in den Hintergrund. Die Presse aber ist der eigentlichste und unmittelbarste Ausdruck dieses Oeffentlichkeitsmomentes, dieses Publizitätsprinzips im Völkerleben, und darum muß ihre Stellung eine stets bedeutsamere werden. Aber diese Entwicklung soll und wird sich hoffentlich intensiv, nicht extensiv vollziehen, die Tagespresse wird auf das gefährliche Monopol über den Lese- und Wissenstrieb der Völker verzichten, wird insbesondere in der kritischen Funktion sich größere Beschränkung auferlegen und diese der Hauptsache nach der Zeitschriftlitteratur überlassen müssen, welche, zumal im deutschen Kulturgebiete, noch einem ungeahnten Aufschwunge entgegengeht.

Wie steht es mit der numerischen und geschäftlichen Entwicklung des Preßwesens? Wird das neue Jahrhundert sehr zahlreiche Blätter mit kleinerem Abonnentenkreis oder wenige journalistische Riesenunternehmungen sehen, die den ganzen Konsum an Zeitungen beherrschen? Herr Alfred Harmsworth (in der „North American Review“ vom Januar dieses Jahres) prophezeit das letztere. Wenn man ihm glauben will, wird die Tagespresse gleich der Industrie und dem Handel das System der großen Trusts annehmen, der Augenblick wird kommen, wo die kleineren Zeitungen gezwungen sein werden, zu verschwinden, um gigantischen Unternehmungen den Platz zu räumen, die nach Art des Standard Oil Trust, der Warenmagazine „Au Bon marché“ oder „Louvre“ gebildet sein werden. Herr Harmsworth ist kein bloßer Phantast, er baut auf einem gewissen thatsächlichen Untergrund auf. Er gehört zu jenen sechs Brüdern Harmsworth, die, wie Pierre Mille berichtet, in London einen großen journalistischen Trust geschaffen haben und ihn persönlich leiten. Sie besitzen 72 Blätter (Tagesjournale, Wochen- und Monatsschriften); das Hauptunternehmen darin ist die „Daily Mail“, gegenwärtig das bedeutendste Halfpennyblatt Londons, das sich in den chinesischen Wirren durch einen kolossalen Berichterstattungsapparat, freilich auch durch die schauderhafte Ente von der Ermordung aller Europäer in Peking bemerkbar gemacht hat.

Doch bei aller Achtung vor der geschäftlichen Autorität des Herrn Harmsworth glaube ich nicht, daß sich die Dinge in seinem Sinne vollziehen können. Vor allem nicht bei der „Presse d'opinion“. Hier wird das Bedürfnis des Publikums nach Mannigfaltigkeit und Individualisierung immer seine Befriedigung suchen, und das ist ohne Dezentralisation nicht möglich. Aber auch bei der reinen Informationspresse halte ich diesen Vertrustungsprozeß für ausgeschlossen. Die publizistische Information für ein ganzes Volk läßt sich aus dem Grunde nicht zentralisieren, weil — abgesehen von einem festen Stocke von Nachrichten, welche die ganze Nation interessieren — das Informationsbedürfnis von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt ein wechselndes ist. Die lokalen und regionalen Interessen heischen ihre besondere Pflege und Berücksichtigung, und diese läßt sich nicht in einigen wenigen großen Zentralblättern vereinigen. Daß der Zustand, den Harmsworth träumt, auch alles eher denn wünschenswert ist, bedarf keiner Beweisführung. Schon ahnt die amerikanische Nation die unheimlichen Gefahren, die ihr aus den Riesentrusts drohen; haben wir ja doch kürzlich aus dem Munde eines ernsten amerikanischen Politikers die Prophezeiung vernommen, daß die Vereinigten Staaten, wenn es so fortgeht, in 25 Jahren einen Trustkaiser haben werden. Diese Produktionsform auch auf das geistige Produktionsgebiet übertragen zu sehen, kann man unmöglich wünschen, denn sie würde hier nicht geringere Gefahren heraufbeschwören als bei der materiellen Gütererzeugung. Ueberhaupt scheint mir die weitgehende Zentralisation des Preßwesens, wie sie England und Frankreich schon jetzt aufweisen, weniger wünschenswert als der gegenteilige Zustand in Deutschland, wo wir außerhalb der Reichshauptstadt sowohl in Preußen wie in den übrigen Bundesstaaten einer hochentwickelten und einflußreichen Presse begegnen. Das reiche, mannigfaltige, bodenständige und individualisierte Geistesleben Deutschlands hängt mit dieser Dezentralisation der Presse innig zusammen, und wenn wir bedenken, daß Mannigfaltigkeit und Gliederung das Zeichen der höchststehenden Organismen sind, so können wir nur hoffen, daß das Kulturleben der deutschen Nation vor dem Segen bewahrt bleibe, den der Londoner Preßgroßkonfektionär als die künftige Entwicklung des Zeitungswesens träumt.

General von Fetter.

Generalleutnant von Fetter, der neuernannte Feldzeugmeister des preußischen Heeres, trat 1865 als Unterleutnant in das 35. Infanterieregiment in Rendsburg ein, machte als Oberleutnant den Krieg von 1870/71 mit und erhielt für persönliche hervorragende Tapferkeit das Eiserne Kreuz erster Klasse. Später wurde er zum Großen Generalstabe versetzt und dann zum Direktor der Kriegsschule in Neisse und Hersfeld ernannt. 1891 wurde er zum Oberstleutnant befördert und zum etatsmäßigen Stabsoffizier im 78. Infanterieregiment in Osnabrück ernannt. Das Jahr 1894 brachte die Beförderung zum Oberst und die Ernennung zum Kommandeur des Infanterieregiments Kaiser Friedrich, König von Preußen (7. Württembergisches) Nr. 125 in Stuttgart. 1897 wurde von Fetter die 37. Brigade in Oldenburg übertragen.


Feldzeugmeister Generalleutnant von Fetter.

Der „Brennende Berg“.

In einer abgelegenen, zerklüfteten Schlucht zwischen Neuweiler Hof und Sulzbach an der Saar liegt der „Brennende Berg“, eine Anhöhe, in deren Innerem, und zwar in 300 bis 400 Meter Tiefe, seit etwa zweihundert Jahren ein Kohlenflötz brennt. Das Feuer ist vielleicht durch starken Druck in der Kohlenmasse, durch Reibung oder durch zufällige Explosionen entstanden. Von andrer Seite wird behauptet, das Flötz sei durch den Blitz oder möglicherweise durch Hirtenfeuer in Brand geraten. Wie dem auch sei, das Phänomen reizte schon den jungen Goethe und später den König Friedrich Wilhelm IV. zu einem Ausflug dorthin. Ohne Führer ist die Schlucht schwer zu finden. Am besten unternimmt man den Ausflug dorthin von dem pfälzischen Bergstädtchen St. Ingbert aus. Die im Berge erzeugte Hitze ist so groß, daß man in den dampfenden Ritzen der zerklüfteten, ausgebrannten Felswand ein rohes Ei in circa 10 Minuten sieden kann. Wie aus unserm Bilde ersichtlich, ist der Berg bewachsen, die Bäume und Sträucher sehen allerdings sehr kümmerlich aus. Das im Berginnern glimmende Kohlenflötz ist circa 4 Meter stark; die anstoßenden Kohlenbauten, der sogenannte obere Kohlenbau, wurde abgedämmt und so vor den Gefahren des Bergfeuers genügend geschützt.


Der „Brennende Berg“ bei Sulzbach an der Saar.



Der Kirchenchor.

Eine Sittengeschichte von Wolfgang Kirchbach.

I.

Sie waren schon zum größten Teile auf den Reihenbänken unterhalb der Orgel versammelt. Hübsche junge Mädchen mit schnippischen Näschen, schlanke Jungfrauen von mancherlei Stand, als Telegraphistinnen, Lehrerinnen, Buchhalterinnen und Töchter bürgerlicher Häuser, ältere Malerinnen, ein paar Witwen, wohlbeleibte Fabrikantenfrauen und sonstige ältere Damen. Sie saßen und standen in Gruppen zwischen den Bänken unten, während in den oberen Reihen die ziemlich spärlich erschienenen Männer warteten, auf der einen Seite meist jüngere Leute, Buchhandlungsgehilfen und Kaufleute, jüngere Postbeamte und Techniker: die Tenöre, während die Bässe sich schon äußerlich durch das Vorwiegen großer, dunkler Bärte oder starke, biergerundete Wohlbeleibtheit kenntlich machten. Der ganze sonstige mächtige Kirchenraum mit seinen byzantinischen Säulengängen lag in geheimnisvollem, nächtigem Dunkel; nur oben auf der schwebenden Galerie des Chores war es hell vom klaren elektrischen Licht, das von verschiedenen Seiten auf die Sängerinnen und Sänger fiel. Es sollte die Probe zu den Kirchengesängen stattfinden, die am folgenden Tage im Sonntagsvormittags-Gottesdienst gesungen werden mußten. Deshalb versammelte man sich des Abends nach acht Uhr, wo jedermann von Amt und Geschäften frei war, um als freiwilliges Mitglied mitzuwirken.

Ein langhaariger, schmächtig gebauter Mann ging mit einem Stoße von Noten umher, die er aus dem Schrank bei der Orgel entnommen hatte, und verteilte die Stimmen an die Damen, wobei er jedesmal schräg nach vorn zusammenknickte und mit seinen großen, leerblickenden Augen verbindlich zwinkerte. Man wußte nicht recht, sollte man ihn mit seinen langen, schwarzblonden Haaren, die sich im Nacken in zwei große Schmachtlocken von verschiedener Größe umlegten, für einen Stubenmaler oder einen Musikus halten. Er war ebenso engbrüstig wie lang, das Gesicht tief gefurcht und von graublasser Hautfarbe; ein schwärzlicher, etwas mauseriger Backen- und Kinnbart machte den ganzen Mann noch absonderlicher. An der Art aber, wie er im Gehen den Kopf zurücklegte, konnte man wohl empfinden, daß er sich für etwas Auserlesenes halten mochte. Von den jungen Mädchen stieß auch die eine ihre Nachbarin heimlich an, und beide kicherten dann in sich hinein, als der Notenspender ihnen den Rücken kehrte; die andern Mitglieder des Chors schienen schon an die absonderliche Erscheinung hinreichend gewöhnt zu sein.

Ziemlich feierlich kam jetzt eine schlanke, aber schon ältere Person mit einem Klemmer auf der Nase von der Orgel her die Emporenstufen herabgeschritten, um ihren Reihenplatz zu suchen. Der engbrüstige Notenverteiler reichte ihr die Stimmabschrift eines „Tedeums"; sie nickte gelassen, indem sie das Haupt neigte, und wollte in ihre Bankreihe eintreten.

„Wenn ich bitten darf," mußte sie etwas anzüglich sagen, denn ein Häuflein von älteren Damen stand hier beisammen, ohne ihr Kommen bemerkt zu haben. Man machte ihr mit etwas gespannten Mienen Platz, aber das Durchlassen war nicht so leicht, da der Durchgang eng war. Auf einmal blieb die Angekommene zwischen den andern, die eng an ihre Sitzbank angeklemmt waren, stehen und sagte sehr übel gestimmt:

„Aber da ist ja mein Platz schon besetzt! — Man besetzt meinen Platz!"

In der That saß eine sehr wohlbeleibte, große Dame auf dem Platze, den die Neuangekommene im Auge gehabt hatte. Aber die letztere that, als habe sie gar nichts von der Bemerkung gehört, obwohl sie mit großen Augen die Angekommene von oben bis unten ansah. Unterdessen drückte diejenige Dame, welche durch die andre eingeklemmt war, etwas stärker gegen die Schlanke und meinte:

„Ich muß doch sehr bitten, Frau Rittmeister — es ist hier wirklich sehr eng."

„Aber man hat ja meinen Platz besetzt!" fuhr jetzt die Frau Rittmeister auf. Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich Sie belästigen sollte! Was soll ich machen, wenn ich nicht zu meinem Platz gelangen kann?!"

Sie suchte sich damit an der andern vorbei zu schieben, die dabei die Achseln zuckte und mit ihrer Nachbarin große Blicke wechselte. Die Frau Rittmeister stand nun dicht vor derjenigen, die ihren Platz inne hatte, und sagte, indem sie sich vorstellte:

„Frau Rittmeister von Schimmel. Ich bitte

sehr um Entschuldigung — aber das ist mein Platz." Sie betonte das Wörtchen „von" ziemlich stark.

„Frau Graf," entgegnete die andre, indem sie das Wörtchen „Graf" mit einer kräftigen Altstimme besonders hervorhob. „Aber nicht ‚von' Graf," setzte sie spitz hinzu. „Ich bedaure, das ist mein Platz." Dabei machte sie nicht die geringste Miene, auch nur mit ihren Beinen Weg zu lassen, damit die Frau Rittmeister vorbei konnte.

„Aber ich versichere Sie," hub letztere wieder an, „es muß eine Verwechslung sein, ich habe diesen Platz immer gehabt, und Sie sitzen in der hinteren Reihe."

„Erlauben Sie, aber ich sitze jetzt eben hier, und folglich ist das doch mein Platz," bemerkte Frau Graf gelassen.

„Na, da muß ich gestehen —"

„Wir sind hier doch nicht in einer Schulklasse, daß man uns bestimmte Plätze anweisen dürfte — vielleicht nehmen Sie hier neben mir Platz — der ist ja noch leer."

Die Frau Rittmeister sah sich befremdet im Kreise der Damen um. Dann aber verlor sie die Geduld und sagte mit plötzlich laut aufkreischender Stimme:

„Das übersteigt alle Begriffe! Das ist ja, als wäre man unter Waschfrauen. Ich verlange meinen Platz — Herr Hähnel, ich bitte um Ihre Entscheidung, Herr Ingenieur Hähnel — Sie wissen, daß das mein Platz ist, und Sie können bestätigen, daß das von Anfang an so war. Ich kann ja absolut nicht singen, wenn ich nicht meinen Platz habe!"

„Sie befehlen, gnädige Frau?" sprach geflissentlich Herr Ingenieur Hähnel, indem er herangestürzt kam.

„Sehen Sie nur —," sagte die Frau Rittmeister, indem sie wie sprachlos auf die Frau Graf zeigte.

„Ach — allerdings — Frau Graf —," bemerkte der Notenverteiler, „dieser Platz ist allerdings —"

„Bemerken Sie gar nichts, Herr Hähnel," sagte die dicke Frau Graf mit Gelassenheit, „sondern kümmern Sie sich um Ihre werte Frau Gemahlin, die da drüben wie Lots Weib steht, weil sie noch keine Stimme hat. J'y suis, j'y reste!"

„Nun dann muß ich meinen Austritt aus dem Chor anmelden!" sagte feierlich die Rittmeisterin. „Wenn es hier nicht einmal Männer giebt, die einen schützen können —"

Herr Hähnel hatte einen raschen Blick zu seiner Frau hinübergeworfen; von dort aber war ein schadenfroh-ermunternder Blick zurückgekommen, etwa wie in einer Mädchenschule, wenn es gilt, brave Knaben gegen andre Mädchen aufzuhetzen. Eine Achselbewegung, ein Augenzwinkern, ein Kopfnicken schnell hintereinander: Frau Hähnel hatte augenscheinlich ein schadenfrohes Interesse am Streite der Damen und freute sich, wenn Unfrieden im Chore war. Gestärkt durch die Gebärden seiner bleichen, schwarzhaarigen Gattin, sprach daher Herr Hähnel, indem er den Kopf zurückwarf:

„Allerdings, Frau Rittmeister, Sie sind in Ihrem guten Recht! Und wenn Sie austreten würden, so könnte das die verhängnisvolle Folge haben, daß ein großer Teil unsrer besten Mitglieder mitaustreten würde, wie ich die Stimmung kenne."

„Nun denn also!" fuhr mit stolzer Nackenbewegung die Frau Rittmeister auf, indem sie sich im Kreise der Damen umsah und dann auf die Frau Graf herabblickte, als werde dieser Effekt endlich ihren Platz freimachen.

Die Frau Graf war aber auch hier nicht verlegen, sie sagte:

„Und wenn der ganze Chor austritt, so bleibe ich doch hier sitzen, und damit basta!"

„Thut er ja gar nicht!" rief eine andre bejahrtere Dame. „Herr Hähnel hat wieder einmal seine Privatmeinung unaufgefordert für andre abgegeben. Es tritt niemand aus wegen einer ganz künstlich provozierten Platzfrage. Das sage ich!"

Die Dame bekräftigte ihre Meinung damit, daß sie ihre Noten heftig zusammenwickelte und dann schnell wieder sich aufrollen ließ, und das war das Zeichen, daß mit einmal von allen umstehenden Damen ein lautes, erregtes Stimmengewirr erklang, aus dem nur so viel zu entnehmen war, daß man allgemein gegen die Frau Rittmeister Partei nahm. Herr Hähnel schlich sich scheu, während seine Locke etwas vornüber rollte, aus dem erregten Kreise fort und verteilte den Rest seiner Stimmen. Seine Frau trat neugierig den Streitenden näher und erging sich in kurzen Ausrufen: „Na, das ist doch!" „So was!" „Nicht wahr!" mit wechselnder Betonung, wobei sie, je nach dem Redegeräusch der Damen, bald für, bald gegen die Rittmeisterin Partei zu nehmen schien. Das Stimmendurcheinander nahm eine bedenkliche Höhe der Tongebung an.

Da auf einmal aber zuckten die Streitenden zusammen, denn es wurde heftig auf das Dirigentenpult geklopft, und gleich darauf ertönten ein paar stark angeschlagene einzelne Töne auf dem Pianino beim Pult. Ein alter Herr mit weißhaariger Mähne und einem Spitzbart, eine Mittelerscheinung zwischen einem Beethovenkopf und einem spitzbärtigen Bülowgesicht, hatte sich erhoben und mit dem Dirigentenstab heftig aufs Pult geklopft. Er hatte mit einem Ausdruck, als merke er gar nichts, die Platzstreitigkeiten der Damen angehört, jetzt aber rief er scharf und bestimmt:

„Ruhe! Die Probe beginnt! An die Plätze, meine Herrschaften!"

Die Gruppen stoben eilig auseinander; jedermann eilte an seinen Platz. Nur die Frau Rittmeister stand vereinsamt da und sagte, als allgemeine Stille eingetreten war:

„Ich bin ohne Platz, Herr Direktor. Man hat meinen Sitz usurpiert!"

„Bedaure! Ich bin hier nicht Platzkommandant! Das müssen die Damen unter sich selber ausmachen!" rief der Musikdirektor.

Ein Rauschen angenehmer Zustimmung ging durch den Chor; die Frau Rittmeister sah ein, daß ihre Situation verloren war; sie schob mit einer indignierten Bewegung an der dicken Frau Graf vorbei, wobei ihr eckiger Ellbogen der letztern scharf in die Hüfte fuhr; sie ging noch einige Plätze weiter, um sich möglichst abgesondert hinzusetzen. Im selben Augenblicke aber ersuchte der Direktor die Damen aufzustehen zum Singen, so daß die Rittmeisterin auch in die Höhe fahren mußte. Sie sah sich herausfordernd um; ihre Blicke trafen in den oberen Reihen mit denen des Ingenieurs zusammen, der wiederum mit ihren Empfindungen ganz einig schien; er zuckte mit den Achseln, gegen den Dirigenten hinunterblickend, und schien bestärkend die tiefe Verletztheit der Dame zur seinigen zu machen.

„A, A, A!" rief der Chordirektor, indem er den Ton auf dem Klavier heftig anschlug, nachdem man die ersten Takte im Chore gesungen hatte. „Sie singen ja As! Noch einmal!" — Die Probe kam nun richtig in Gang, denn alle paar Takte befahl der gewissenhafte Dirigent Schweigen und Wiederholung, wenn ein Ton oder ein Gesangsaccord nicht ganz rein geklungen hatte. Unter den Damenstimmen hörte man dabei eine besonders schöne vorklingen, die etwas von den klagenden Lauten der Nachtigall hatte und regelmäßig, wenn der Chor von der Tonreinheit abglitt, die richtige Höhe hielt. Die Trägerin dieser noch immer schönen Stimme war eine wohlbeleibte ältere Dame, die mit großer Aufmerksamkeit dem Taktierstock des Herrn Direktors folgte, denn sie war die Gemahlin des würdigen Herrn. Oben unter den Bässen aber klang die Stimme des Ingenieurs alles beherrschend hervor, die mehr etwas Leichenbitterhaftes hatte und in einer etwas melancholischen Biederkeit den Kirchenraum durchzitterte.

„Ich bitte, diese Stelle noch einmal! Das muß viel inniger werden!" rief der Dirigent. „Leise anschwellend, dann immer crescendo und dann wieder abschwächender, besonders auf dem Worte ‚ewiger Frieden‘!"

Der Chor setzte wieder ein. Die Frau Rittmeister hatte sich noch einen Platz weiter von der dicken Frau Graf entfernt, weil sie dieselbe haßte und überlegte, wie sie sich Genugthuung gegenüber dieser Person verschaffen sollte. Ihr Haß hatte sich gleichzeitig auch auf den Dirigenten geworfen, der so wenig ritterlich ihre Empfindungen ignoriert hatte. Aber als jetzt das Wort „ewiger Frieden" langsam im Chore anschwoll, da legte auch die Frau Rittmeister all ihre zartesten Empfindungen hinein; ihre Stimme säuselte erst leise, bis sie wuchs und schwoll und allmählich wieder erstarb in dem einen Worte „Frieden". Und ebenso fromm und sanft gedehnt hörte man die dicke Frau Graf singen; es war, als verweile sie mit innigem Genuß auf dem Worte, denn tiefer Seelenfriede herrschte in ihrer Seele, da sie ja ihren Platz behauptet hatte. Die Stimme des Ingenieurs drängte sich mit plastischer Deutlichkeit vor, indem er durch alle Tonwanderungen der Soprane und Tenöre nur eine lange, tiefe Note hielt, in welcher der Frieden von den zartesten Andeutungen seiner Wünschenswürdigkeit zu dem festesten Bekenntnis seiner heiligenden Daseinskraft anwuchs, bis er zuletzt wieder verhauchte in das Piano seiner nervenberuhigenden Heilkraft. Und alle Damen und Herren, die erst mitthätig und schadenfroh dem erregten Platzstreite zugesehen hatten, schlugen die Augen gen Himmel, und mit zart erzitternder Seele folgten sie den Empfindungsbewegungen des Taktierstabes in der Hand ihres Meisters.

Plötzlich aber klopfte der Herr Musikdirektor unvermutet und heftig mit dem Stabe aufs Pult. Denn obwohl auch er seine Arme weit ausgebreitet hatte und langsam mit dem Taktstabe die Fülle der Friedensempfindung, die ihn beseligte, ausdrückte, hatte er sich doch heimlich immer mehr geärgert, weil jene ihm wohlbekannte Nachtigallenstimme das Wort „ewig", das sie in mehreren Wiederholungen als Sopranführerin zu singen hatte, im kunstreichen Gegensatz zu dem Frieden der Bässe und des Alts etwas zu stark hervorstach. Der Aerger wuchs, der Chordirektor sah die Schuld seiner Ehehälfte ein. Aber er wagte nicht, sie zu unterbrechen oder ihr Vorwürfe zu machen. Sie war einst eine bedeutende Theatersängerin gewesen, eine Frau von hohem Kunstverständnis, die auch seinen eignen musikalischen Kompositionen mit liebevoller Teilnahme folgte. Aber weil sie sich ihres feinen musikalischen Verständnisses bewußt war, vertrug sie nicht leicht einen Tadel oder das Bewußtsein, daß sie einen Fehler gemacht. Es war vorgekommen, daß sie in solchem Falle ihre Mitthätigkeit im Chore in Frage gestellt hatte. Und da ihre noch immer schöne Stimme unentbehrlich war, so hatte Meister Frühauf, der Chordirektor, eine begründete Scheu, sich mit seiner Gattin in öffentlichen Widerspruch zu setzen. Da er aber das „ewig" ihrer Stimme immer mehr vortönen hörte, sehr zum Schaden des richtigen Anschwellens des Friedens, so hieb er jetzt scheinbar wütned auf das Pult und rief:

„Halt! Was ist denn das! Die Tenöre sind ja nicht stark genug! Die schlingen ja den Ton in den Hals! Man hört ja nur Sopran! — Tenöre 'raus! Und da oben der Baß! Sie müssen Ihren Frieden mit mehr Kraft herausholen, daß Sie mir den Sopran etwas mehr decken! Also los!"

Wieder schwoll der ewige Frieden an, aber nun so laut von allen Seiten, daß es mehr der Aufruf zu einem Schlachtgetöse war, das unmöglich der friedlichen Sehnsucht des Komponisten oder des Dirigenten entsprechen konnte. Sehr bald

stoppte der Chorleiter daher wieder die Stelle und legte seinen Taktierstab hin.

Frau Professor Frühauf war eine feine Frau. Sie hatte gemerkt, daß der Sopran einen Fehler gemacht hatte und zu laut gewesen war. Sie hatte gefühlt, daß das Heraustreiben der Tenöre ein falsches Mittel war; sie sagte sich, ihr verehrter Gemahl und Meister hätte den Sopran zurückdämpfen müssen. Sie merkte, daß sie selbst die Schuld trug, biß sich leise an den Lippen herum und dachte: ‚Jetzt nehme ich die Sache in die Hand, wenn mein Alter solche Fehler macht.‘

Und nun, nachdem der Dirigent gedacht hatte: ‚Wenn sie's jetzt nicht versteht!‘ und den Taktierstab wieder erhoben hatte, sang auf einmal der Chor mit herrlich ausgeglichener Kraft den „ewigen Frieden“ so richtig und maßvoll, daß jeder fühlte, diesmal habe er ganz von selbst die Sache richtig erfaßt. Denn die Frau Professor, eifrig, ihren Mann zu korrigieren, ohne daß er's merkte, dämpfte ihren Sopran so schön und hielt damit auch die andern Damen im Zaum, daß der Professor seinerseits im stillen triumphierte, seine Frau durch das indirekte Schelten an die Tenöre zur richtigen Auffassung gezwungen zu haben, ohne daß wiederum diese etwas von seinen heimlichen Berichtigungskünsten ahnte. Und so war denn für diesmal der ewige Frieden probeweise allerseits gesichert, und alle Gemüter, selbst das schadenfrohe Gemüt der Frau Hähnel, erglommen in den gemeinsamen Empfindungen sanfter Friedlichkeit.

Unterdessen hatte sich aber zwischen der Baßpartie, der Tenorpartie und den Altstimmen ein andres Hinundher abzuspielen begonnen. Denn unter den Altistinnen stand auch die bildschöne einzige Tochter des würdigen Meisters, die gelehrige Schülerin ihrer Mutter, Chormitglied schon seit dessen Begründung: Fräulein Ella Frühauf. Sie sang so wohlgeschult, daß sie die besondre Aufmerksamkeit zweier Herren zu erregen schien, die weiter oben standen. Der eine, ein etwas langer, phlegmatischer Herr mit rötlichem Haar, von lässig gebeugter Haltung, brummte seine Baßnoten mit weit offenen Augen in den dunkeln Kirchenraum hinaus; schon an der Aussprache konnte man merken, daß es ein Deutsch-Amerikaner war. Unter den Tenören stand dagegen ein junger Mann mit schwarzen, schöngebügelten Haaren und einem mächtig aufwärts gedrehten Schnurrbart. Seine jugendliche Stimme klang zwar etwas ölig, aber der tief schönheitsdurstige Ausdruck, den er in seine Laute legte, schien zu sagen, daß kein weibliches Herz das hören könne, ohne in süßer Sehnsucht vergehen zu müssen. Fräulein Ella stand seitwärts zu ihrem Vater, so daß sie auch in die oberen Reihen hinaufschielen konnte. Und es war merkwürdig, daß sie zu dem schönheitsseligen Tenor ein Auge hinaufwarf, wobei sie dann die Wimpern niedersenkte und so wundersam vor sich hinlächelte, daß dieses Lächeln den Tenor regelmäßig zu einer Art von Tremolieren seiner Stimme veranlaßte. Dann aber, wenn dieses Tremolo in den Chor hineinzitterte, warf Fräulein Ella einen andern Blick auf den brummenden Amerikaner, worauf über dessen teilnahmloses Antlitz ein kurzer, schlauer Ausdruck ging und seine Augen unter der Brille so scharf herausleuchteten, als wollten sie das Fräulein vor Liebe erstechen. Dann machte er wieder flugs ein ganz kaltes, teilnahmloses Gesicht.

Es waren die Noten zu einer Motette aufgelegt worden über ein Thema aus dem Johannis-Evangelium: „Liebet euch untereinander“, eine schöne Komposition des viel zu wenig gewürdigten Meisters Frühauf selbst. Der Chor war mit Begeisterung an die erste Probe zu diesem Werke gegangen. Es dauerte aber nicht lange, so schlug der Meister heftig aufs Pult und rief:

„Was ist denn das?! Der Tenor tremoliert ja! ‚Liebet euch untereinander!‘ habe ich das mit einem Tremolo geschrieben? Nein, da hätte ich ja wo möglich einen Triller vorgezeichnet! Aber wer tremoliert denn auf das ‚Liebet einander?!‘ Das ist doch christliche Liebe, aber da oben, das ist ja das reine Gewieher unter Rossen! Noch einmal die Stelle!“

Das Gesicht des Amerikaners war bei diesen Worten kreideweiß geworden, aber vor unterdrückter Lust und Schadenfreude. Fräulein Ella warf dem Tenor einen raschen, schmachtenden, bemitleidenden Blick hin, senkte dann die Augen nieder und schien plötzlich einen Hustenanfall zu bekommen, daß sie ihr Gesicht im Taschentuch verbergen mußte, wobei sie von einer inneren Macht wahre Stöße in den Nacken zu erhalten schien. Dieser Anfall wurde aber schnell unterdrückt, als nun wieder zu dem Amerikaner ein pfeilschneller Blick hinauf ging.

Der Tenor war durch die rauhe Bemerkung des Professors in seinen tiefsten Empfindungen getroffen. Er war sich wohl bewußt, daß er bei dem „Liebet“ all seine verführerischste Liebeskraft in seine Stimme zu legen gesucht hatte, um Fräulein Ella sozusagen durch die Sangesblume seine Empfindungen zu verraten, was er in seiner Eigenschaft als wohlgestellter, aber abhängiger Bankbeamter in werbender Prosaform noch nicht gewagt hatte. Unwillkürlich war so das Tremolo entstanden. Und nun sollte das „Gewieher“ sein. Einen Augenblick war es ihm, als hätte sich sein Kehlkopf im Halse herumgedreht, so daß er nie wieder die Kraft haben würde, einen Ton aus dieser Kehle herauszubringen. Dann aber wirkte der schmachtende Blick Fräulein Ellas nach, der doch mindestens zu sagen schien, daß sie das Tremolo verstanden hatte. Der Tenor ruckte sich zusammen und schluckte das Gewieher hinunter. Die Stelle wurde wiederholt und nun zu des Meisters Zufriedenheit gesungen; der Chor war sehr bald in Lerneifer über die schöne Komposition geraten, man vergaß allmählich vollständig die kleinen Bitternisse der Eifersucht und persönliche Abneigungen. Der Amerikaner schmeichelte sich, bei dem schönen Fräulein Ella einen guten Stein

im Brett zu haben, denn daß sie ihn als Zeugen ihrer Belustigungen über den Bankmann ermunterte, hielt er für ein Entgenkommen von überzeugender Art. Er brummte daher mit Gleichmut seine Baßnoten vor sich hin. Der Tenor aber, zuversichtlicher durch die Sangesblicke Fräulein Ellas, erging sich in sanfterblühenden Hoffnungen auf eine Zukunft, wo er im häuslichen Duett ihre schmachtenden Blicke täglich in seinen Augen ruhen sah. Was Fräulein Ella empfand? Nun, nur eine gewisse Genugthuung, zwei feurige Sangesherzen an sich gefesselt zu haben, aber noch ohne sichere Entscheidung, welchem von beiden der Preis gebühre. Sie fand nur, daß die Motette ihres Vaters bedeutend an Interesse gewann durch das begeisterte Eintreten der beiden Herren für eine leidenschaftlichere, tiefinnigere Betonung all der edlen Worte, die dem Text zu Grunde lagen. In dieser pietätvollen Empfindung schwang auch ihre Stimme sich zu geistigeren Tönen empor, besonders als die Frau Rittmeister ihre etwas schrille Stimme, fortgerissen durch die allgemeine Begeisterung, mit religiösem Schwung in das Ganze verwebte. Der Meister war äußerst zufrieden. Und nachdem man noch einige Responsorien wiederholt hatte, schloß er früher als gewöhnlich die Probe.

„Na, Sie wieherndes Rößlein!" sagte mit jovialem Schütteln seines Hauptes der Ingenieur Hähnel, als er mit dem Bankmanne die Treppe vom Chore hinunterstieg. „Unser guter Professor Frühauf ist zwar ein lieber Mann, aber ein bißchen boshaft ist er doch! Wiehern! Viele Freunde wird er sich damit im Chore nicht machen. Und seine Anstellung ist ja noch nicht einmal definitiv. Da sollte man doch vorsichtiger sein!"

„Ach, lassen wir das!" entgegnete der Tenor, bei dem der Stachel zwar tief saß, der aber im Hinblick auf die schöne Ella von einem künftigen etwaigen Schwiegervater das Unvermeidliche demütig hinzunehmen in sittlicher Bereitschaft war. „Auf einer Probe geht vieles drein. Und ich war ja auch ganz gegen meine Technik ins Tremolieren gekommen!"

„Na und ob! Das Fräulein Frühauf hat sich ja fast zu Tode gelacht dabei."

„Was?!"

„Na, haben Sie es denn nicht bemerkt? Die steckt ja förmlich mit dem Alten unter einer Decke! Die hat Sie ja nur so hereingebracht, damit der Alte dann seinen Witz machen konnte."

Der Tenor sah den Ingenieur ganz betroffen an. „Ja, dann — dann müßte man ja austreten!"

„Na, Sie werden doch nicht —"

„Nein, aber gut! Achtgeben werde ich! Austreten? O nein, Herr Hähnel, das nicht! Aber die Augen offen halten! Jetzt komme ich gerade erst recht zu jeder Probe. Und tremolieren werde ich! Da wollen wir doch mal sehen, ob man mich zum besten haben darf! Wenn so etwas wäre! Ich habe ein anständiges Auskommen und auch sonst gute Manieren —, man soll sich nicht über mich lustig machen! O, da werden wir das Fräulein mit dem Herrn Papa etwas schärfer beobachten! Denn zu solchen Witzen, dazu bin ich zu gut, das bin ich meiner Stimme schuldig!"

Der Tenor hielt nochmals, als könne er's nicht fassen, im Reden inne, schüttelte dann Herrn Hähnel heftig die Hand, als sie unten in der Kirchenhalle standen, und fuhr zu einem Seitenpförtchen hinaus. Hähnel schaute ihm mit einem Mitleidsausdruck nach, der fast aussah, als glaube er selber daran.

Unterdessen hatte die Frau Rittmeister in der dämmerigen Kirchenvorhalle zusammen mit Frau Hähnel gestanden und nochmals ihre tiefe Entrüstung über Frau Graf und die Platzscene zum Ausdruck gebracht. Frau Hähnel hatte alles auf den Professor Frühauf geschoben, der zu wenig Rücksicht auf die Damen nähme und sich damit noch um seine Stellung bringen würde. Denn wenn Damen, wie die Frau Rittmeister, die doch höheren Orts von Einfluß wären, solche Sachen erlebten, so müsse eben früher oder später ein andrer Dirigent her, und sie begreife nicht, wie der Professor den ganzen Streit um den Platz habe dulden können. An all dem aber sei die Frau Professor schuld, die so eifersüchtig sei, daß ihr Mann gar nicht wagen dürfe, für eine andre Dame Partei zu ergreifen. Und außerdem gönne sie andern Damen solche Demütigungen, weil sie selbst dadurch sich über andre erhaben dünken könne. Auf diese Eröffnungen hin, im Schatten der byzantinisch bemalten Wölbung, hatte die Frau Rittmeister wieder erklärt, sie wolle austreten, Frau Hähnel aber hatte sie beschworen zu bleiben oder doch zu warten, denn sie wolle gar nichts gesagt haben. Ob es denn der Frau Rittmeister nicht bekannt sei, daß ihr Mann, Ingenieur Hähnel, auch ein ausgezeichneter Chordirigent sei? Ach, was sei das überhaupt für ein Mann! Wenn der höheren Orts die entsprechenden Empfehlungen hätte!

„Treten Sie nicht aus, Frau Rittmeister! Dieser Verlust wäre zu groß für den ganzen Chor. Aber wissen Sie, was ich machen würde? Ich würde das nächstemal früher als alle andern kommen und mich dann auf den Platz der Frau Graf setzen. Wenn Sie einmal sitzen, werden Sie erst die Gesichter der andern Damen beobachten! Da wollen wir einmal diese Frau Graf in ihrem Nichts sehen! Und ich werde mich auch auf einen andern Platz als gewöhnlich begeben und noch mehrere Damen veranlassen, daß sie andre Plätze wählen. Wenn dann die übrigen kommen, müssen sie auch wo anders sitzen, und da werden Sie volle Genugthuung haben, Frau Rittmeister, denn dann haben Sie, weil Sie zuerst da waren, ja die ganze neue Ordnung der Dinge geschaffen. Und da darf der Professor auch nichts sagen, selbst wenn meinetwegen die Soprane unter

den Altistinnen sitzen — und man wird ja überhaupt sehen! Denn das ist dann eine sogenannte Obstruktion! Das ist klar!"

Durch diese Worte war die Frau Rittmeister in ihrem Entschlusse auszutreten wieder wankend geworden. Der Gedanke einer solchen Sitzobstruktion schien größere Genugthuung zu enthalten. Die Damen verabschiedeten sich eben aufs heftigste voneinander, als Meister Frühauf mit den Seinigen die Kirche verließ, ahnungslos, welchen inneren Wirren sein freiwilliger Gesangchor entgegengehen sollte.

II.

Herr Ingenieur Hähnel war des Abends um neun Uhr noch einer Einladung des Professors zu einem Glase Bier gefolgt. Es galt einige Geschäfte des Chores zu erledigen, die man in dem nächsten Restaurant mit andern Spitzen des Vereins zu besprechen pflegte. Aber nur eine halbe Stunde war der Ingenieur in der Kneipe geblieben. Er hatte sein Glas Bier nur halb getrunken, desto eifriger aber den Worten des bejahrten Meisters gelauscht. Dieser hatte bald seinen Gedanken freien Lauf gelassen über Musik und Richard Wagner, über Schopenhauer und Nietzsche, mit denen der Chordirektor sich viel beschäftigte. Er hatte dabei kein Hehl gemacht aus seinen freieren philosophischen Ansichten und sich sehr unbefangen geäußert darüber, daß er von Gott und Unsterblichkeit, von Erlösung, Erbsünde und Gnade wesentlich andre Ansichten hege, als sie von den Pastoren und Predigern der Kirche ausgesprochen wurden. Ja, er betonte sein Heidentum mit einer gewissen heiteren Freudigkeit. Herr Hähnel hatte scheinbar mit gleicher Freudigkeit seines Mienenspieles diesen Ausführungen gelauscht, ja, er saß da wie ein Jünger des bejahrten Herrn, wenn er auch im stillen sich die Thatsache sehr scharf überlegte, daß ein so freisinniger Mann einen Kirchenchor leitete und gar nicht fürchtete, die ungewisse endgültige Anstellung, die schon seit einem Jahre auf sich warten ließ, könnte am Ende noch in Frage gestellt werden. Nachdem Herr Hähnel indessen genug erlauscht hatte von dem, was ihm in dieser Hinsicht interessant genug erschien, bezahlte er den Kellner mit der Erklärung, er sei leider gar kein Biertrinker, sei ermüdet und müsse nach Hause. Aber mit großer Freudigkeit verabschiedete er sich und verließ mit edel zurückgeworfener Locke das Lokal.

Gegen zehn Uhr abends betrat er seine Behausung. Er fand seine bleiche Gattin noch bei der Lampe sitzen, grüßte sie, schritt zu ihr hin und streichelte ihr etwas gönnerhaft das Haar. Sie blickte zu ihm auf, und ein Blick von Bewunderung traf ihn, Bewunderung ganz im allgemeinen.

Denn auf dem Tische lagen einige Pläne und Zeichnungen, die er aufnahm und ernst betrachtete.

„Nun," fragte die Gattin gespannt, „ist die neue Erfindung heraus? Und wirst du ein Patent darauf bekommen?"

„Ach, was könnte ich sein, was könnten wir werden, wenn dieses Problem gelänge! Weißt du, Klärchen, der neue Kleiderraffer für Damen, das war ja sicher eine ganz hübsche Erfindung. Wenn man das hätte ausbeuten können! Und dann bloß lumpige dreihundert Mark von der Firma für das Patent. So muß ein wirkliches Genie sich nun durchschlagen!"

„Ach du armer Mann!" sagte die Gattin, leise klagend. „Aber einmal muß es doch auch mit deinen Stücken werden! Wenn nur erst all diese falschen Größen gestürzt sind, diese Sardous und Ibsen, diese Nichtskönner! Gott, wie könntest du dich entwickeln! Und hunderttausend Mark Tantieme — bloß für **ein** Stück! Irgendwie mußt du doch mal durchdringen!"

„Na, gewiß werde ich durchdringen. Habe ich nicht mit dem neuen Hutnagel schon recht nette Erfolge gehabt? Ein paar Pfennige bringt ein solches Patentchen doch immer, und ich zeige meine Erfindungskraft."

Herr Hähnel betrachtete seine Zeichnungen genauer und erklärte seiner Frau, daß dies die Projekte zu einem neuen Ofen seien, mit dem man die Hälfte der Kohlenkosten sparen könne, indem durch völlige Ausnutzung des Wärmeleiters weit weniger Kohlen gebraucht würden. Wo dieser Ofen eingeführt werde, da würden die Kohlenpreise rapid sinken. Frau Klara hörte seinen Erklärungen zu; sie verstand die neue technische Einrichtung zwar nicht, aber sie bewunderte ihren Mann nur um so mehr. Nachdem er ihr aber auseinandergesetzt hatte, er werde diesmal sein Patent nicht an einen Ausbeuter absetzen, sondern sich unmittelbar an die größte Kohlenhandelsfirma wenden, horchte die Gattin in ganz besonderer Aufregung. Denn er erklärte, daß er dieser Firma seinen neuen Ofen anbieten würde, damit sie die Ausbeutung desselben verhindere. Sie werde ihm ein hohes Abstandsgeld zahlen müssen, um ihn zum Verzicht auf die Ausnutzung dieser Erfindung zu bewegen. Die Leute müßten sich sagen, daß sie durch die entstehende geringe Nachfrage nach Kohlen Millionen verlieren würden. Also könne er etwa 50—60000 Mark dafür verlangen, daß er die Erfindung zur Nichtbenutzung ihnen überlasse.

„Aber würdest du nicht ein viel besseres Geschäft machen, wenn du diese Erfindung lieber selbst ausbeutetest?" fragte Frau Hähnel etwas zweifelhaft.

„Dazu gehört Geld, nochmals Geld! Ja, wenn ich das hätte! Wenn mein schäbiger Alter für mich, seinen talentreichsten Sohn, einmal ein paar zwanzigtausend Mark übrig hätte! Aber da sitzt man! Ein Unmensch von Vater!"

Nein, setzte der langhaarige Ingenieur weiter auseinander, er werde das anders machen. Er habe ja noch eine Erfindung, seine Haupterfindung, die er einst selber ausbeuten werde, abgesehen davon, daß sie ihm einen großen wissenschaftlichen Namen einbringen werde. Das war eine neue elektrische Mehlmahl-Maschine, die ganz leicht war,

nicht viel schwerer als ein Dreirad. Ein Mann brauchte darauf nur zu sitzen wie auf einem Dreirad und in das reife Korn hineinzufahren, so schnitt diese Maschine unten die Halme ab, während sie oben die Aehren einschlang, mit elektrischer Hilfe sie entschälte und unten in einem Behälter gleich das fertig gemahlene Mehl aufnahm. Herr Hähnel entwickelte, daß er mit dem Gelde, das er durch den Ofen von den großen Kohlenfirmen erhalten würde, dann im stande wäre, so eine Maschine zu bauen und auch einen Fabrikbetrieb auf eigne Rechnung einzurichten. Es würde eine Sache von vielen Millionen werden.

„Aber nun geh zu Bett, Frau! Ich muß noch ein paar Stunden dichten. Denn ist es nichts mit dem Ofen, nun, so dringe ich in der nächsten Saison als Dramatiker durch. Sowie das Stück fertig ist, veranstalte ich eine öffentliche Vorlesung. Durch den Chor bekommen wir leicht viele Zuhörer, die Sache spricht sich herum, die Bühnen müssen dann einfach. Und meine Oper, die kleine, die komische, weißt du, die ist ja so gut wie angenommen. Die sollte ich mal selbst dirigieren!“

Ein freudiger Schreck durchfuhr die Frau. Sie wußte selbst nicht genau zu sagen, ob ihr Mann — der übrigens das Schwabenalter bereits hinter sich hatte — bedeutender sei als Musiker, als Techniker und Erfinder oder als dramatischer Dichter. Herr Hähnel war so vielseitig begabt. Schon als Knabe hatte er eine hübsche Stimme gehabt und Verse gereimt. Er hatte gegeigt und Klavier gelernt, er hatte früh angefangen zu komponieren. Daß er niemals einen eignen Einfall gehabt dabei, sondern immer nur Nachklänge aus den Werken der Meister zusammengestellt, war ihm selbst in seinem vierzigsten Jahre noch nicht bewußt geworden. Kleine Singspiele von ihm hatte er in den Jahren immer einmal in Dilettantenkreisen aufgeführt. Es war ihm nie zum Bewußtsein gekommen, daß selbst die Dilettanten gutmütig darüber lächelten. Unter dem Namen Gallinus aber dichtete er, und niemals war ihm ein Vers geglückt, der auch nur einen selbsteignen Ausdruck oder ein eignes Wortgepräge gehabt hätte. Denn er dichtete vorwiegend mit den Worten Schillers und des Dichters der „Bezauberten Rose“; war er lustig, so entsann er sich gern der Wendungen Heinrich Heines. Frau Hähnel merkte auch das nicht: denn wie stark war er von seinem Werte überzeugt! Und nun sollte wieder einmal eine Oper von ihm angenommen sein!

Wie oft war das so gewesen! Wie oft hatte er triumphierend die Nachricht gebracht, daß endlich das Stück oder die neueste Oper von ihm von der Bühne erworben sei. Aber immer war es dann nicht wahr gewesen, oder die Bühnenleiter waren den Intriguen seiner Feinde zum Opfer gefallen und hatten das bereits angenommene Werk zurückgestellt! Und wie oft hatte sie ihm gesagt, er fange es nur nicht richtig an; er müsse die Bühnenleiter oder den Regisseur, den Kapellmeister bestechen, denn ohne das käme niemand auf. Sie hatte sogar einmal heimlich von ihren Ersparnissen einem Regisseur fünfzig Flaschen Wein geschickt, weil er gerade ein Stück Hähnels las. Aber der Wein war gar nicht angenommen worden, und sie dachte, es wäre zu wenig gewesen!

Halb gläubig, halb zweifelnd über die Annahme der Oper, verfügte sie sich ins Nebenzimmer. Sie sah ihre beiden Söhnchen sanft in den Betten schlummern, und es erfaßte sie eine jähe Angst, daß der Vater dieser lieben Kinder durch einen Mißerfolg der Oper auch letzteren in der Schule, bei den Lehrern, die doch die bissigen Zeitungen lasen, schaden könnte. Unwillkürlich kam ihr der Wunsch, daß die Oper doch lieber nie zur Aufführung käme!

War es denn nötig? Er hatte doch eine ganz hübsche Stellung in einem technischen Bureau, hatte sein sicheres, wenn auch bescheidenes Auskommen. Durch kleine Patente erwarb er manchen Nebenverdienst. Freilich, sie hätte auch gar gern die Tantiemen seiner Stücke gesehen, schon um seinem bösen Vater zu zeigen, daß man seine Erbschaft nicht brauchte, diese Erbschaft, die an allem schuld war. Frau Hähnel ertappte sich, als sie zu Bett ging, sogar auf einem leisen Zweifel, ob ihr Mann wirklich in allem so groß und so bedeutend sei. Der Vater hatte ihn immer als einen ungeratenen Sohn angesehen, weil er niemals an die dichterische und musikalische Eigenart desselben glaubte und in der Vielseitigkeit nur eine nie auszurottende Anlage zum Dilettantentum sah. Die Abneigung von Vater und Sohn war gegenseitig so groß geworden, daß der Alte, der drinnen in Westfalen eine reiche Landpraxis als Arzt hatte, sein beträchtliches Vermögen nur den Kindern Hähnels zu vermachen beschlossen hatte, unter bestimmtem Vorbehalt über die Verwaltung. Frau Hähnel legte sich unter Zweifeln ins Bett.

Unterdessen saß der Ingenieur und schrieb bei nächtlicher Lampe an seinem Stück. Das sollte durchschlagen. Der Held war er selbst, die andre Hauptperson sein Vater. Der Vater, ein eiserner, kleinlich gesinnter Mann, hatte stets das Genie seines Sohnes verkannt. Der Sohn verkümmert unter der Härte des Vaters. Nach Jahren führt er seine Frau ins väterliche Haus, wo sie aber von den andern Familienmitgliedern nur die taktlosesten Bemerkungen hören muß über die lächerlichen künstlerischen Neigungen ihres Mannes. Darüber stellt der Sohn den Vater zur Rede. Herr Hähnel schrieb sich in diese Scene hinein, in der er im Geiste dem Vater all das Bittere sagte, das er auf dem Herzen hatte. Genie, geistiges Edelleben, Idealismus seien ihm „böhmische Dörfer“, darum habe er stets seinen Sohn verkannt. Der Konflikt sollte sich steigern; der Vater weist den Sohn aus dem Haus, enterbt ihn. Der Sohn duldet, verkommt, und die Sterbescene, die sollte sogar unversöhnlich sein, denn da

sollte der sterbende Sohn dem reuevollen Vater nicht verzeihen können. Der Vater mußte dann sich selbst verfluchen. Hierauf aber sollte der sterbende Sohn wieder gesund werden und die Erbschaft, die der reuige Vater ihm zuletzt vermacht, stolz abweisen als letzten Trumpf. Hähnel malte so deutlich, daß jedermann seinen Vater darin erkennen mußte. Und eine Vorrede wollte er zum Stück halten bei der öffentlichen Vorlesung, in der er ausdrücklich hervorhob, daß, wie in allen großen Dichtungen, auch hier alles Wesentliche selbst erlebt sei. Das mußte ungeheures Aufsehen machen.

Als Hähnel die große Schimpfscene zwischen Vater und Sohn niedergeschrieben hatte, war es Mitternacht geworden. Er legte aufgeregt die Feder hin und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Wenn diese Scene nicht allein schon mindestens fünfzigtausend Mark Tantiemen wert war! Wenn die Theaterleiter ihn aber doch wieder unterdrücken würden?

Frau Hähnel hatte nur leise geschlafen; jetzt löschte der Dichter im Wohnzimmer die Lampe aus und brachte in das Schlafgemach ein Kerzenlicht mit, bei dem er sich auszuziehen dachte.

Leise fuhr er seiner Frau mit der Hand über das Gesicht und fragte: „Schläfst du schon?!"

Sie fuhr seufzend auf und sah sich schlaftrunken um.

„Ich muß dir noch etwas sagen, Kläre," sprach der Mann, indem er sich auf den Rand ihres Bettes setzte. „Ich habe eben eine kolossale Scene geschrieben, aber ich fürchte, sie ist viel zu gut für das seichte Publikum von heutzutage. Und die Oper! Ganz fest ist es ja mit der Annahme noch nicht, — die ist auch viel zu fein! Meinst du nicht?"

„Ach ja, so wird es wohl sein!" sagte schlaftrunken die Gattin, indem sie hoffnungslos in ihr Kissen zurücksank.

„Na, dann," rief er, „dann gehe ich eben nach Afrika! Nun thu' ich es doch! Wenn die eigne Frau schon an einem zweifelt!"

Er war plötzlich tief erbittert, daß seine Frau nicht sogleich große Erfolge prophezeit hatte, denn wenn seine Werke auch viel zu gut fürs Publikum waren, so war es doch Pflicht seiner Frau, trotzdem an ihn und seine Erfolge zu glauben. Er fuhr sich mit beiden Händen durch seine langen Haare, ließ den Kopf hängen und saß auf dem Bettrande der Gattin wie Marius auf den Trümmern von Karthago.

„Aber, Mann, ich habe doch gar nicht gezweifelt! Und wenn ich zweifelte, hätte ich nicht recht? Denn was hast du denn bis jetzt erreicht? Habe ich nicht recht zu zweifeln? O Friedrich, wenn du nun doch nicht so bedeutend wärst! Friedrich, das wäre schrecklich!"

„Nun also, da haben wir's! Also denn, auf nach Afrika! Das muß man alles erleben, wenn man eben so eine Scene geschrieben hat! Daß du es nun weißt! Ich wollte dir das erst schonend beibringen, aber nun kommt es auch so heraus: wenn hier alles fehlschlägt, nehme ich eben die Stelle nach Afrika an. Denn man hat mich bereits befragt, wie ich darüber denke; der Staat will eine Eisenbahn an der Transvaalgrenze bauen; ich muß mich auf zwei Jahre verpflichten, erhalte freie Ueberfahrt erster Klasse, festen Gehalt und kann, wenn ich geschickt baue, leicht fünfzigtausend Mark verdienen. Ich wäre doch ein Narr, wenn ich dies Angebot ausschlüge!"

„Friedrich! Fünfzigtausend Mark!" sagte Frau Hähnel aufgeregt, indem sie sich halb im Bette emporrichtete. „So viel Geld! Ach, wenn wir doch schon in Afrika wären! Denn das nehmen wir unter allen Umständen an."

„Wir?" fragte Hähnel bitter, der die Zweifel seiner Frau an seinem Genie noch nicht verwunden hatte. „Wir? Wir in Afrika?! Nein, davon kann keine Rede sein. Du bleibst selbstverständlich mit den Kindern hier, denn meine Bahn geht durch ganz wüste Gegenden. Du bleibst hier und verwaltest meine geistige Hinterlassenschaft; du bringst meine Opern und Stücke bei den Bühnen unter, das heißt vorausgesetzt, daß du mich nicht für zu unbedeutend hältst — du bildest unterdessen hier eine Hähnelgemeinde, wo man meine Schöpfungen pflegt, vorliest und die Bühnen zur Aufführung zwingt. Das ist die natürliche Aufgabe für eine Frau! Und schon der Umstand, daß ich in Afrika bin, wird alles erleichtern. Denn es ist eine famose Reklame, daß ein Dramatiker wie ich afrikanische Bahnen baut. Und dann werde ich dir mal meine Todesnachricht zukommen lassen, da kannst du gleich eine Gedächtnisfeier machen, wo ihr mein Requiem aufführt und mein neues Stück zum Besten der Kinder! Natürlich dementiere ich dann meinen Tod, und das ist dann noch eine bessere Reklame!"

Während dieser Reden hatte der Dichter allmählich seine Hosen ausgezogen und sie sauber und ordentlich über den Stuhl am Bette gebreitet. Er bemerkte nicht, daß die Gattin erst wie erstarrt in ihrem Bette saß und dann mit den Fingern an ihrem Nachthaubenband ängstlich herumfuhr. Denn in einem Anfall von Angst und Furcht hatte sie rasch ihr Nachthaubenband unter dem Kinn aufziehen wollen, um Luft zu einer längeren Rede zu bekommen. Dabei hatte sich aber, statt aufzugehen, das Band verknotet; sie arbeitete fiebernd am Knoten herum, und da sie kein Wort herausbringen konnte vor Erregung, so sank sie endlich in ihr Kissen zurück, indem sie wie halbtot flüsterte:

„Friedrich, ich sterbe vor Angst!"

Er bekam jetzt einen gewaltigen Schreck und war mit einem langbeinigen Satz an der Seite der Gattin. Sie wies mit dem Finger auf ihr Nachthaubenband. Er begriff, holte vom Nachttisch sein Federmesser und schnitt das Bändchen durch.

In diesem Augenblicke aber brach das Unwetter los. Frau Klara hatte wieder Luft und begann,

Josef v. Brandt

Polnische Truppenrevue im 17. Jahrhundert.


OF CALIFORNIA

wechselnd in Zorn und Klagen, ihn zu fragen, wie er das Herz haben könne, sie mit ihren Kindern hier im Lande allein zu lassen! Wovon sollten sie denn leben? Und auch seine Stücke sollte sie noch vertreiben! Sie, die doch schon heimlich hinter seinem Rücken zu Theaterdirektoren gelaufen war, um durch Beschwörungen und Auseinandersetzungen die Spröden zu rühren! Und es hatte alles nichts geholfen, und nun wollte er sie gar mit seinen Kompositionen und Studien hier sitzen lassen und sich aus dem Staube machen, damit sie die ganze Sorge allein habe? Und seine Todesnachricht solle sie auch noch verbreiten?!

„Schrei doch nicht so! Die Kinder wachen ja auf!" rief Hähnel unterdrückt. Und als ob er damit das Gerede der aufgeregten Frau zum Ruhen bringen könne, löschte er das Licht aus, wickelte sich in seine Decke ein, zog sie über die Ohren, als wollte er allem damit ein Ende machen.

Frau Klara beruhigte sich indessen nicht dabei; sie bestand darauf, daß sie entweder mit nach Afrika gehe, oder daß er die Stelle ablehne. Er lag mäuschenstill, denn er wußte nur zu gut, daß man ihm vorläufig überhaupt die Sache noch gar nicht angeboten hatte. Nur ein Gutachten hatte man von ihm verlangt über die Kosten und sonstige Berechnungen eines solchen Unternehmens. Seine lebhafte Phantasie hatte ihm aber sofort ausgemalt, daß er der rechte Mann in der Sache sei, seine Unzufriedenheit mit sich und der Welt ob seiner dilettantischen Neigungen ließ ihn diesen Phantasien nachhängen, bis er sich in einen richtigen Reiserausch hineingeträumt hatte. Jetzt aber schwieg er doch zu den Klagen seiner Gattin, da er wohl wußte, daß er wieder einmal in neuen Luftschlössern wohnte.

Schon wollte er unruhig werden und, um die kränkenden Reden der Frau nicht mehr zu hören, sein Kopfkissen unter den Arm nehmen und sich im Nebenzimmer aufs Sofa betten, denn zuletzt begann sie überhaupt all sein Genie zu bezweifeln; sie hätte immer und immer gewartet, und mit all seinem Ruhm sei es doch nichts; er wolle sie nur verlassen, weil er zur Erkenntnis seiner Talentlosigkeit gekommen sei. Jetzt erhob er sich wirklich, aber still und wie geknickt; er nahm das Kopfkissen unter den Arm, warf die Decke über die Schulter und war leise bis an die Thür geschlichen. Da aber fragte die Frau:

„Friedrich, was thust du da?! Du wirst mich doch nicht verlassen! O Friedrich, wenn du lieber Chordirektor würdest! Friedrich, geh nicht fort von uns! Bedenke doch, daß der alte Frühauf noch gar nicht fest angestellt ist! Wenn du dich da hereinschieben könntest! Und jetzt die Geschichte mit der Frau Rittmeister, die muß doch zu seinem Sturze führen! Ach, wenn ich dich erst da oben mit dem Taktierstabe sehen würde! Friedrich, bleibe bei uns!"

Hähnel war bei den letzten Worten stillgestanden. Dieser Wink, diese Lockung rührte sein Herz. Er sah doch, wie diese Frau an ihm hing, und daß sie ihm auf einmal das Talent eines Chordirektors zutraute, wirkte versöhnlich. Auch hätte er lieber in seinem bequemen Bette als auf dem unbequemen Sofa geschlafen; er tastete sich leise zum Bette zurück und sagte unterdrückt: „Kläre, daran habe ich auch schon gedacht. Wenn das Stück nicht einschlägt, so kann es die Oper bringen. Bringt es die Oper nicht, so habe ich doch noch meinen neuen Ofen und die Mehlmaschine. Und ist es mit der nichts, so führe ich mein Requiem auf oder gehe nach Afrika. Aber für alle Fälle, da hast du recht, für alle Fälle bleibt mir der Chordirektor an Frühaufs Stelle!"

Damit legte er sich wieder ins Bett. Friedlicher wurden die Reden der Gatten im Dunkeln. Frau Hähnel erörterte unter Bericht ihres Gesprächs mit der Rittmeisterin, wie leicht man den Meister Frühauf durch sie höhern Orts unbeliebt machen könne. Hähnel begann über die freisinnigen Anschauungen Frühaufs sich mißbilligend zu äußern und seiner Gattin zu berichten, was er von Frühaufs Reden erlauscht hatte. Darüber war nun wieder Frau Klara sehr ungehalten und meinte, ein solcher Mann könne doch nicht einen Kirchenchor leiten, und man brauche das nur dem Pastor und Oberhofprediger zu stecken, so werde der Mann gewiß nicht mehr lange im Amte sein. Und dann werde ohne weiteres der Platz für Hähnel frei sein, wenn er es nur richtig anfinge, einmal seine Begabung als Dirigent zu zeigen.

Allmählich wurden die Gatten stiller und verstummten zuletzt ganz. Hähnel hatte stillschweigend aber in gerührtem Einverständnis der sorgenden Gattin seine Hand auf ihr Betttuch hinübergereicht. Sie hatte einschlummernd die ihrige darein gelegt. So lagen sie nun Hand in Hand wie Brüderlein und Schwesterlein und schliefen sanft den redlichen Schlaf der Verkannten und Gerechten im Traume von künftiger Größe.

III.

Meister Frühauf war sehr verwundert, als er nach ein paar Tagen ein kurzes Schreiben des Hauptpredigers an der Kirche erhielt, worin dieser ihn zu einer Besprechung in der Sakristei vor dem nächsten Sonntagsgottesdienste einlud. Es sei eine Denunziation wegen seiner religiösen Anschauungen bei ihm eingegangen, und es möchte vielleicht schicklich sein, daß man sich darüber ausspreche.

Frühauf war sehr ungehalten und sann darüber nach, von wem eine solche Anzeige ausgegangen sein konnte. Da er vergeblich riet, fühlte er sich auch unsicher, was man von seinen Aeußerungen etwa aufgefangen habe. Denn er hatte sich mit Freimut in verschiedener Weise geäußert, obwohl er im Chore selbst niemals die Gefühle der Gläubigen verletzt hatte. Bei näherer Ueberlegung fühlte er sich aber auch ungehalten, wieso der Pastor dazu komme, ihn überhaupt deshalb sprechen zu wollen; er war denn doch als Musiker und Dirigent angestellt, nicht aber in irgend einer religiösen Eigenschaft. Er beschloß daher,

dem Herrn Pastor seine Meinung gründlich zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, seine Stellung zu verlieren.

Die Morgensonne strahlte durch die bunten Fenster der Sakristei und malte goldige und rote Lichter auf den Fußboden und auf die Schränke hin, hüllte den kleinen Altar mit dem Kreuz in ein freundliches, schleierndes Lichtgewebe und spielte auch auf den Bäffchen und um die schon etwas silberweiß gewordenen Locken des Herrn Hauptpredigers, der sich erwartungsvoll im schwarzen Predigergewand auf einem der schweren byzantinischen Armstühle niedergelassen hatte. Er hielt, bereit, später am Gottesdienste teilzunehmen, seine Bibel in der Hand, lächelte ganz leise vor sich hin und ließ sich gern besonnen von der lieblichen, milden Wärme, die ihn umgab. Dabei schnupfte er ab und zu aus einer schönen goldnen Tabaksdose und dachte wohl darüber nach, was er dem Musiker sagen wolle. Pastor Körner war ein behaglicher, wohlmeinender Mann, und wenn er seine Empfindungen bedachte, so mußte er sich gestehen, daß er sich recht von Herzen freute auf die Begegnung, die er mit dem Meister Frühauf haben sollte.

Es dauerte nicht lange, so hörte er auch den scharrenden Schritt des Musikmeisters, und er glaubte daran schon die etwas rabbiate Stimmung des Künstlers vorauszufühlen. Er erhob sich aber langsam, um dem Meister entgegengehen zu können. Gleich darauf pochte es, und die Thür ging rasch auf; Frühauf trat ein, zwirbelte unwirsch seinen Spitzbart und sagte kampflustig:

„Sie haben mich hierher bestellt, Herr Pastor, und da möchte ich mir gleich eine prinzipielle Bemerkung erlauben —"

„Nicht bestellt, nicht bestellt, mein lieber Herr Kapellmeister, sondern nur gebeten. Ich wählte diesen Ort, weil er Ihnen ja doch am bequemsten wäre. Vor allem aber bitte ich freundlich, Platz zu nehmen."

„Danke, ich kann auch stehen!" entgegnete der Meister etwas schroff, der vermutete, der Pastor wolle ihn etwa durch Höflichkeit und Geschmeidigkeit in seinen Grundsätzen erschüttern.

„Na, dann erlauben Sie mir wenigstens, mich zu setzen, Herr Professor! Wir sind ja eigentlich beide nicht mehr so jung, daß wir das Stehen zum Sport zu machen brauchen, und beim Dirigieren müssen Sie nachher ja so wie so genug stehen."

Der Pastor setzte sich und bot dem Kapellmeister seine Dose an. Dieser konnte nun doch nicht umhin, um nicht allzu grob zu sein, sich auch zu setzen und aus der Dose eine Prise zu nehmen. Er behielt sie aber zwischen den Fingern, in der Absicht, sie langsam auf den Boden fallen zu lassen, wenn man ihm irgend ein Opfer an seinen Ueberzeugungen zumuten sollte.

Der Pastor legte die Hände gemütlich über seiner Bibel zusammen und hub zu reden an:

„Wenn ich so nachdenke, mein lieber Meister, über unser menschlich-irdisches Leben, so erfüllt es mich oft mit preislicher Bewunderung über die Werke unsers Schöpfers, daß wir Menschen mit so verschiedenen Ansichten vom Höchsten und Besten durchs Leben gehen können. Ich habe es ja schon vorher gewußt und nun in den letzten Tagen von dritter Seite wieder erfahren, daß Sie Ihre geistigen oder religiösen Erhebungen und Erbauungen nicht in den Meinungen unsers Apostels Paulus und unsrer geliebten Bibel finden. Sie halten es lieber mit Schopenhauer und Nietzsche, Schriftsteller, die ich übrigens auch mit Nutzen gelesen habe, und haben sich als Geist und Künstler natürlich auch Ihre eigne Weltanschauung gebildet, in der Sie selig sind oder zu werden hoffen. Und da möchte ich Ihnen gleich sagen —"

„Sagen Sie mir's lieber nicht gleich, Herr Pastor, denn ich muß von vornherein erklären, daß meine philosophischen Ansichten meine Privatsache sind, die niemand etwas angeht — niemand —"

Ganz dasselbe wollte der freundliche Prediger dem Meister auch sagen; er hatte selbst vor allem die volle Unabhängigkeit des Musikers betonen wollen. Da der Meister aber nun gar so schroff und mißtrauisch gegen ihn war und die prinzipielle geistige Unabhängigkeit zwar verbürgt war, maßgebende Personen aber trotzdem die fernere feste Anstellung verhindern oder fördern könnten, je nachdem die Stimmung gerade in Religionssachen sich ergab, so fühlte der Prediger eine Neigung, den Meister doch ein wenig zu schrauben, und er sagte:

„Privatsachen! Natürlich, Privatsachen, lieber Meister! Das ist es ja eben, was auch mir das Recht giebt, die Wege Gottes zu bewundern, der durchaus nicht von allen Wesen das gleiche Bekenntnis zu verlangen scheint, sondern jeden in seiner Art teilnehmen läßt an den geistigen Gütern, die uns allen beschieden sind. So ist es mir immer ein Lieblingsgedanke, wenn ich beobachte, wie Sie, verehrter Meister, obwohl Sie weit entfernt von meinem Glauben sind, doch durch die Innigkeit Ihres Dirigierens, die künstlerische Begeisterung und Sorgfalt zugleich, mit der Sie unsern Kirchenchor beseelen, in unsrer großen Gemeinde ein Förderer und Erhalter tiefer Glaubensinnigkeit sind. Denn seit wir Sie den Unsern nennen, ist ja, wie ich zu meiner herzlichen Genugthuung bemerke, der Kirchenbesuch mit jedem Sonntag gewachsen."

Der Prediger hielt bedachtsam inne, wiegte leise das Haupt und nahm eine Prise Schnupftabak. Dann hielt er die Dose wieder dem Meister hin. Dieser hatte eben gezweifelt, ob er das braune Pulver zwischen seinen Fingern langsam auf den Boden rieseln oder nicht lieber doch unter seine Nase bringen sollte. Denn die Wendung, welche die Rede des Geistlichen zu nehmen schien, kam ihm ebenso überraschend, wie sie von freundlichem Wohlwollen Zeugnis ablegte. Aber sie bewirkte auch eine gewisse Verlegenheitslage, die nun dadurch gesteigert wurde, daß in seiner Hand noch die erste

Prise war, während die Dose sich ihm schon zum zweiten Male näherte. Der Meister sagte daher etwas verlegen, indem er die Prise an seine Nase führte:

„Ich habe allerdings auch zu meiner Genugthuung bemerkt, daß der Kirchenbesuch ersichtlich zunimmt — ich danke, ich habe noch einen Rest meiner Prise."

„Genugthuung! Zu Ihrer Genugthuung! Sehen Sie, das freut mich, lieber Meister, daß es auch Ihnen eine Genugthuung ist, trotz Nietzsche und Schopenhauer!" Dabei legte er seine Hand wohlwollend auf die Rechte des Meisters. Und liebenswürdig lächelnd fuhr er fort:

„Ja, lieber Meister, es erfüllt mich oft mit wahrer Andacht, wenn ich Sie so recht aus ganzer Seele alle Ihre Gemütskraft in ein Tedeum legen sehe, trotzdem Sie ja die Idee eines persönlichen Gottes oder allliebenden Vaters mit Ihren Ueberzeugungen philosophischer Art nicht vereinigen wollen. ‚Gott, dich loben wir, dich, den Herrn bekennen wir, dich, den ewigen Vater. Alle Engel, die Himmel und die Mächte des Alls, Cherubim und Seraphim rühmen dich mit unaufhörlicher Stimme.' So heißt ja wohl der lateinische Text auf deutsch! Wie schön singt das Ihr Chor! Wie kraftvoll ist bei Ihnen das laudamus! Wie überzeugungstreu das confitemur! Und wie breit und von Schauern der Ewigkeit gerührt wissen Sie das, was wir bei dem ewigen Vater empfinden, herauszubilden. Welche Mühen verwenden Sie darauf, bis Sie ganz das getroffen haben, was der Gläubige empfindet! Es ist mir bekannt, daß Sie, wie viele, wie schon der Prediger Salomo, den Glauben an die Unsterblichkeit, den der Apostel Paulus so stark hegte und wir mit ihm, daß Sie diesen Glauben nicht teilen. Seliger ist Ihnen der Gedanke, nach Erfüllung Ihrer irdischen Pflicht nie mehr zu sein und allenfalls nur noch in Ihren Werken fortzuleben. Und doch! Wie machtvoll haben Sie noch jüngst religiöse Gedanken der Unsterblichkeit dirigiert, und Sie, der Sie keine Erlösung suchen, wie haben Sie in Tönen das: ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt' mit dem tiefsten Empfinden des Bedürfnisses durchdrungen. Sehen Sie, gerade hierin bewundere ich von meinem Standpunkt Gottes Wege und würde eben deshalb niemals Ihre freieren Ansichten Ihnen verdenken wollen. Und was ich nun sagen wollte —"

Die Verlegenheit des Meisters Frühauf war während dieser Worte immer mehr gestiegen. Was der Pfarrer sprach, wirkte beinahe wie eine sehr feine Gewissensreizung, die tiefer und tiefer drang. Da war ja etwas sehr Richtiges und Wahres darin, und er konnte wohl gar leicht als ein Heuchler in seiner Kunst gelten. Diese Gewissensreizung mußte auf eine befreiende, wohlthuende Weise ausgeglichen werden. Aber mit dieser überaus feinen Reizung der Seele verband sich eine andre tief eindringende Reizung in der Nase; denn der Schnupftabak des Pfarrers machte in der Nasengegend unter dem Auge seine zersetzende Wirkung geltend und fraß sich wie mit zarten Nadelstichen immer tiefer. Die Verlegenheit des Geistes und des Körpers rangen eine Weile um die Wette, bis sich endlich des Meisters Augenbrauen gen Himmel emporstreckten, die Augenwinkel zusammenfuhren und ein kräftiges Niesen die unhaltbare doppelte Seelenreizung wegkehrte.

„Hilf Gott!" sagte der Pfarrer freundlich und gemütvoll, diesmal auch über die gute Qualität und die gesunde Wirkung seines Tabaks in angenehmer Genugthuung.

Aber nach solcher körperlichen Erleichterung war der Meister auch Herr seiner vorübergehenden Verlegenheit geworden. Was der Pfarrer redete, war öfters Gegenstand seiner sittlichen Selbstbetrachtung gewesen, und er sagte daher, ebenso fein betonend wie der Pfarrer:

„Sie rühren da ein sehr interessantes Problem an, verehrter Herr Pastor. Darüber möchten wir uns wohl noch öfters unterhalten. Für heute möchte ich nur sagen, daß kein Mensch, vollends kein Künstler, leben könnte, der nicht das Bedürfnis hätte, sich mit seiner Seele auch in das Gemütsleben andrer zu versetzen. Mag sein, daß die Anrufung eines persönlichen allliebenden Vaters gewissen ethischen Ueberzeugungen in mir widerspricht. Denn wie grausam geht es noch immer in dieser Welt zu, wie klein und kleinlich ist der Streit der menschlichen Interessen in allen Dingen, selbst in so einem frommen Kirchenchore, wie ich ihn leite, was ich wohl sagen darf angesichts Ihrer Mitteilung von einer Denunziation gegen mich! Da ist es, bei den Grausamkeiten der Welt im großen und dem Seelenunfug der Menschen im kleinen, schwer, das Wort von einem allliebenden Vater als sittliche Ueberzeugung zu brauchen. Mindestens stehen wir vor etwas, an das unsre Vernunft nicht heranreicht. Sie nehmen es als Dogma. Unsereiner empfindet aber bei seinem Denken vielmehr, wie wünschenswert es wäre, daß ein so gütiges Wesen in allem wäre, und dieser Wunsch kann um so stärker, inbrünstiger werden, je stärker der Verstand zweifelt. Und dieser Wunsch ist ehrlich, er begeistert den Künstler tief genug, daß er mit reinem Herzen in den Preis eines so schönen Gedankens einstimmen kann. Er hat es ja mit den wahren Wirklichkeiten zu thun; wenn Verstand und Wissen trügen, Bild und Ton trügt nicht, in ihrem Schein ist das tiefste Wesen unsers Seins und Sehnens ausgedrückt. Wenn ich anders denke, so ist der Gedanke der Unsterblichkeit doch ein poetischer, und der Künstler kann mit voller Seele seine Phantasie, seine Gemütskraft in einem solchen Gedanken verbrauchen, denn er genießt diese Unsterblichkeit gerade darin und kann dann um so leichter auf ihre Verwirklichung verzichten. So müssen Sie es verstehen, wenn ein Mann von meiner Art auch eine Religion ausübt innerhalb eines Dogmenkreises, welcher der großen gemeinsamen Religion allen Edlen gegenüber sich auf besondere Meinungen bekennt. So ist es zu




Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

W. Hasemann

Kirchgang in einem Schwarzwälder Dorfe.

erklären, daß gerade diejenigen Maler, welche wie Raffael, Michelangelo und Corregio die schönsten Urbilder christlicher Gestalten schufen, dem Christentum gegenüber Freigeister waren. Es ist mir lieb, daß Sie mich angeregt haben, Ihnen diese Betrachtungsweise darzulegen —"

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich, lieber Meister," sagte der Pfarrer, indem er sich erhob. „Rechnen Sie, zählen Sie immer auf mich. Als protestantischer Pfarrer weiß auch ich recht wohl, daß Cherubim und Seraphim zum mythologischen Bestande altjüdischen Volksaberglaubens gehören, und doch liebe ich diese Bilder. Wir werden Gelegenheit haben, uns oft noch auszusprechen. Aber die Zeit zum Anfang des Gottesdienstes naht, und da wollte ich Ihnen noch folgendes sagen: Ich habe den lebhaftesten Wunsch, Ihre Kraft dauernd an unser Gotteshaus zu fesseln um der Wirkungen willen, welche im Gefolge Ihrer segensreichen künstlerischen Thätigkeit sind, und bitte Sie um das eine: haben Sie acht auf einen gewissen Herrn mit langen Locken und auf seine etwas ränkelustige Frau. Man hat von dieser Seite versucht, Ihre Anschauungen gegen Sie auszubeuten. Ich bitte Sie aber, eine Haltung zu bewahren, welche solchen üblen Versuchen vollständige Ruhe entgegensetzt. Augenscheinlich hat man die Absicht, Sie aus Ihrer Stellung zu verdrängen, um einen Kandidaten durchzubringen, den ich allerdings nicht kenne. Die Denunziation ist an mich gekommen, damit sie durch mich an höherer Stelle ausgenützt werde. Ich habe in einem Gespräch mit Frau Hähnel, die auch noch mündlich die Verräterin gespielt hat, den Anschein lebhafter Mißbilligung Ihrer Ansichten erweckt. Ich bin sicher, daß sie infolgedessen zunächst nicht auf andern Wegen vorwärts gehen werden. Man wird glauben, ich sei die richtige Adresse gewesen —"

„Ich verstehe," sagte der Professor. „Angenehm ist die Situation für mich freilich nicht, daß ich solche räudige Schafe in meinem Chore dulden muß —"

„Glauben Sie mir, es ist besser so. Die Denunziation des trefflichen Ehepaares ist bei mir begraben und wird gar keine Folge haben auf unsrer Seite. Die Trefflichen werden auf die für Sie schädliche Wirkung vergeblich warten. Thun Sie aber irgendwelche Schritte gegen diese Gegner, so werden doch mehr Kreise in die Sache gezogen, als gut sein dürfte."

Die beiden alten Herren sahen einander einen Augenblick prüfend an. Frühauf bemerkte wohl, daß der Pfarrer kein Wort davon gesagt hatte, er würde aus Klugheitsrücksichten vielleicht gut thun, vorsichtiger mit philosophischen Aeußerungen im Kreise derer zu sein, die sich um Hähnel scharten. Aber er wußte einen Augenblick nicht, ob der Pfarrer ihn vielleicht gerade dahin bringen wollte. Der Pfarrer sah diesen Rest von Mißtrauen im Auge des Meisters; er reichte ihm mit einer wohlabgewogenen entgegenkommenden Gebärde nochmals seine Dose und sagte:

„Uebrigens möchte ich Ihnen noch sagen, daß ich außerordentlich gespannt bin, nachher Ihre neue Motette zu hören. Es ist mir so viel Gutes darüber berichtet worden, und ich darf die Gelegenheit benutzen, Ihnen zu sagen, daß ich mich zu den herzlichsten Verehrern Ihrer Kompositionen zähle. Wie sind Sie so reich an Ideen! Wie klar ist Ihre musikalische Ausdrucksweise! Und wie zeigt da alles den bewährten Meister, der die Mittel seiner Kunst kennt. Sie können leicht einem Manne wie Hähnel verzeihen, denn unter uns, aus den Aeußerungen seiner Gattin habe ich das klare Bild jenes unseligen Dilettantismus gewonnen, der im Gefühle seiner Ohnmacht zuletzt ja bis zum Ränkespinnen und allerhand kleinem intrigantem Unfug getrieben wird. Er ist wohl von Haus aus ein ganz guter Herr, auch tüchtig in technischen Sachen, aber wohin kann zielloser Ehrgeiz und vor allem dilettantische, geistig unausgefüllte Anlage den Menschen treiben! Da können wir nichts andres thun, als verzeihen, als Christen vergeben und weise das, was uns schädlich werden könnte, aus so konfusen Trieben unsrer Mitmenschen abdämmen, in Unschädlichkeit erhalten."

Ganz allmählich war während der letzten Worte die Dose dem Meister näher gekommen, ganz allmählich hatte er sich geneigt und, ohne die Folgen zu bedenken, eine Probe genommen. Und dann hatte er noch ein zweites Mal und ein drittes Mal die Finger gespitzt und sich etwas in die Nase gerieben, bis der alte Pfarrer in leichter Besorgnis die Dose nun doch zurückzog und mit behaglicher Würde unter seinem schwarzen Talar verschwinden ließ. Aber das war nun unabänderliche Thatsache, daß zwei alte Männer, die das Leben mit all seinen Hoffnungen, Enttäuschungen genug kennen gelernt hatten, die auch wußten, wie flüchtig Männerfreundschaft zumeist im Leben ist, wie vergänglich, wie zufällig, wie oft gelöst, plötzlich einen innern, warmen Freundschaftsbund geschlossen hatten, der beide im gleichen Augenblicke mit einer heimlichen Rührung erfüllte, die in den alten Gemütern wie eine tiefe Erschütterung wirkte. Sie fanden auch gar keine rechten Worte mehr, mit denen sie das Gespräch weiter fortsetzten; sie waren zu alt, um sich noch einen Blick herzlicher Freundschaft zu gönnen, wie es die Jugend thut; sie wandten sich voneinander ab und druckften etwas verlegen in der Sakristei herum, bis der Professor, um den Folgen des zu stark verabreichten Schnupftabaks zuvorzukommen, mit großer Beschleunigung sein Taschentuch hervorzog und mit solcher Wucht und Ausdauer sich schneuzte, daß dies eine ansteckende Wirkung ausübte. Denn ganz gegen die Gewohnheit eines guten Schnupfers zog auch der Pfarrer sein Taschentuch und schneuzte darein seine Gedanken und Gefühle. Das Beste wußte der Professor nicht einmal. Der Pastor handelte aus einem noch tieferen Interesse. Er wußte, daß der alte Meister seit vierzig Jahren um Erfolg und Anerkennung gerungen hatte, daß

er Opern ausgeführt, mit Glück und Anerkennung der Besten, und daß doch der „Erfolg" ausgeblieben war, der kometenhaft ein Werk durch die Welt treibt. Er wußte, wie hier echte Kunst, echtes Verdienst wie in einem Franz Schubert, Kleist, vergeblich zu Lebzeiten rang. Er wußte, wie nötig es für den Meister war, daß er durch die Stellung an der Kirche wenigstens das Notdürftigste verdiente, und wie fördersam für seine Kunst die Stellung in einem Kreise war, der durch Aufführung seiner Werke ihm noch späte Genugthuung verschaffen konnte. Und daß er das wußte, das schneuzte nun der Pfarrer mit einiger Heftigkeit gleichfalls in sein Taschentuch.

Als sie fertig waren, sagte der Pfarrer: „Herr Professor, die Gemeinde wartet. Wir müssen zum Gottesdienst." Darauf gingen sie auseinander wie zwei Leute, die sich heftig gezankt haben, mit sonderbaren Gesichtern und verwirrten Mienen.

Unterdessen hatte sich oben auf dem Chore eine voraussichtlich sehr aufregende Scene vorbereitet, während unten und auf den Emporen die Kirche bereits dicht gefüllt mit Menschen war, die neben dem Gottesdienst auch auf die neue Motette gespannt waren, welche man hier hören sollte. Sehr festlich und anmutig sah der Chor aus, denn die jungen Damen hatten weiße und helle Festkleider angelegt, die älteren waren auch in Seide und feinen Farben gekommen. Die schwarzen Röcke der Sänger bildeten einen kraftvollen Hintergrund für das bunte Spiel der Lichter und des Farbenglanzes auf den Büsten der Frauen. Noch war es unten in der Kirche unruhig, Sitze klappten, man suchte, noch rechtzeitig eines Platzes habhaft zu werden. Im Chore aber wurde es zusehends stiller, und eine beklommene Stimmung schien zu herrschen.

Denn man sah, daß die Damen sich augenscheinlich um ihre Plätze nicht hatten einigen können. Zwar der erste Obstruktionsversuch der Frau Rittmeister gegenüber der dicken Frau Graf war bei der letzten Probe mißglückt. Sie war damals, dem Rat der Frau Hähnel folgend, zuerst gekommen, hatte sich den Platz der Frau Graf gesucht und sich dahin gesetzt. Die dicke Dame war dann auch erschienen, hatte aber kein Wort gesagt, sondern sich in eine hintere Reihe verfügt. Als dann andre Damen gekommen waren, hatte sie hinter dem Rücken der Rittmeisterin die Ankömmlinge immer leise zu sich gewinkt, so daß zuletzt alle Damen der Sopranseite auf den hinteren Bänken Platz genommen hatten und die Rittmeisterin ganz allein auf der ersten Bank saß. Als Frau Hähnel die mit Absicht später kam, um nicht als die Anstifterin zu erscheinen, ihren Platz suchte, wurde sie von der dicken Frau Graf auch schelmisch herangewinkt. Sie sah die Rittmeisterin mit Bangen so mutterseelenallein sitzen, und obwohl ihr Gewissen mahnend riet, sich neben diese zu begeben, fühlte sie sich doch so geniert, ganz allein, wie auf einem Präsentierteller, neben der Dame sitzen zu müssen. Sie folgte lieber dem Wink der Frau Graf und ließ in schmachvoller Weise die Rittmeisterin im Stich. Im Anfang hatte diese die neue Ordnung der Dinge nicht bemerkt, bei Beginn der Probe aber sah sie mit tiefer Indignation, daß sie ganz allein thronte und nicht einmal die Anstifterin, Frau Hähnel, ihr die Stange hielt. Da sie aber eine Menschenkennerin war und nunmehr den Charakter der Ingenieursgattin genau durchschaut zu haben glaubte, so hatte sie beschlossen, besondere Rache zu nehmen. Und dies sollte darin bestehen, daß die Frau Hähnel nun erst recht ihr behilflich sein müßte, die Sitzobstruktion bei nächster Gelegenheit doch durchzuführen.

Nach der Probe hatte sie Frau Hähnel zur Rede gestellt, die natürlich alles auf einen unglücklichen Zufall schob. Darauf aber hatte die Frau Rittmeister viel von ihren höheren Beziehungen gesprochen, zum Teil mit etwas scharfer Betonung, so daß die Frau Hähnel eine jähe Angst erfaßte, die Dame könnte den Dirigentenbestrebungen ihres Mannes schädlich werden. Und es war doch ihr heißer Wunsch, den Mann zum Dirigenten zu machen, schon, damit er nicht etwa doch nach Afrika ginge. Mit der ihr eignen Geistesgegenwart suchte sie die Gefahr abzuwenden, indem sie erklärte, sie hätte nur deshalb nicht sich neben die Frau Rittmeister gesetzt, weil das ihre Bescheidenheit nicht erlaube. Denn die Frau Rittmeister sei doch gewissermaßen von Adel, und wie hätte sie da wagen können! Außerdem aber sei es doch die Pflicht der Frau Professor gewesen, als Gattin des Dirigenten, sich neben sie zu setzen. Man sähe wieder einmal, wie diese Dame ihrem Manne schade und augenscheinlich gar nicht recht wisse, eine wie große Ehre es für den Chor sei, daß Frau von Schimmel ihre schöne Stimme in den Dienst desselben stelle. Und daß Frühauf die Unaufmerksamkeit gehabt habe, sie so allein sitzen zu lassen, das lasse auch tief genug blicken.

Folge und Ergebnis dieses Gesprächs aber wurde, daß jetzt zum Gottesdienst eine ganz neue Situation geschaffen war. Die Frau Rittmeister hatte feierliche Toilette gemacht und ein reiches schwarzseidenes Kleid angezogen. Mit stolzer Haltung ist sie die Chorstiege hinuntergegangen, während Frau Hähnel ihr wie eine gehorsame Zofe folgte. Sie hat sich, trotz ihres Soprans, auf die Seite der Altstimmen gesetzt. Frau Hähnel mußte sich neben ihr niederlassen, was diese mit scheinbarer Todesverachtung that, aber unter fortwährendem ängstlichem Herumschielen, was daraus werden würde. Eine unbeteiligte Dame machte die Rittmeisterin darauf aufmerksam, daß sie als Sopranistin doch nicht auf der Seite der Altistinnen sitzen könne. Da aber hatte Frau von Schimmel erklärt, daß in der letzten Probe sämtliche Damen im Sopran sich von ihr weggesetzt hätten, und das wäre eine Rücksichtslosigkeit gewesen, die ihr gebiete, einen Platz zu wählen, wo sie nicht wieder in diesen Fall kommen könne. Sie bleibe hier sitzen, selbst auf die Gefahr hin,

daß der ganze Gottesdienst dadurch Störung erleide. Indessen die andern Damen könnten ja ihre Rücksichtslosigkeit dadurch wieder gut machen, daß der ganze Sopran sich auf ihre Seite setze und der Alt auf die jenseitigen Bänke auswandere. Ein solches Entgegenkommen der Damen würde ja dann vielleicht die peinliche Situation bessern.

„Ja, wir würden das in der That für ein Entgegenkommen der Damen erachten," erklärte Frau Hähnel etwas spitz.

Natürlich hatte das die gegenteilige Folge. Die ankommenden Sopranmitglieder, zumal nur die wenigsten zunächst um den neuen Thatbestand wußten, setzten sich auf ihre gewohnte Seite. Da die Zahl der Teilnehmer wuchs und die Altistinnen sich auf ihre Seite begaben, sahen viele die Rittmeisterin und ihre Mitverschworenen überhaupt nicht. Die Frau Professor kam, und ihr flüsterten einige Damen zu, das ginge doch nicht, daß jene sich mitten unter die Altistinnen hineinpflanzten, denn nachher beim Singen würde das ja eine große Störung geben, wenn auf einmal zwei Sopranstimmen mitten aus dem Alt hervorklängen. Darunter müsse nicht nur der Gottesdienst, sondern auch die neue Motette leiden, und wenn der Herr Organist, der Professor Reber, der bereits seinen Platz an der Orgel eingenommen hatte, das merke, so könnte er vielleicht überhaupt seine Mitwirkung bei ferneren Veranstaltungen des Chors in Frage stellen. Denn es war allgemein bekannt, daß der Organist auch in einem heimlichen Kampfe gegen Frühauf lebte.

Frau Professor Frühauf übersah die gespannte und gefährliche Situation. Aber sollte sie sich da hineinmischen? Dann würde es wieder heißen, daß sie das Regiment im Chor führe und nicht ihr Mann. Ihre Tochter Ella war mehr entschlossen, sie wollte zu den Damen gehen und sie auffordern, sich an den rechten Platz zu setzen, aber die Mutter winkte ihr ab und befahl sie streng an ihre Seite. Da nun gleichzeitig von oben her wieder zwei schlaue Augen unter einer Brille schalkhaft zu ihr niederblitzten, so fügte das Fräulein sich, ohne zu bemerken, daß jemand im Tenor dieses Blickspiel aufgefangen hatte und infolgedessen in gesteigerter Aufregung sie weiter zu beobachten beschloß.

Die Kirche hatte sich immer mehr gefüllt auf den Emporen und im Schiff; man wußte im Chor, daß man mit Toilette und jeglichem Thun allen Blicken ausgesetzt war. Da bekam endlich Herr Hähnel geheime Angst. Er hätte zwar gern den drohenden Skandal gehabt, denn der konnte ihm nur nützen; aber daß seine Frau als Mitanstifterin erscheinen mußte durch ihre gezwungene, ausgesetzte Stellung neben der Rittmeisterin, das jagte ihm ungeahnte Furcht ein. Nach langem Zögern trat er daher zu den beiden Damen hin und sagte:

„Wäre es doch nicht besser, wenn die Damen sich auf die Seite ihrer Stimmen begäben? Ihre berechtigte Entrüstung, Frau Rittmeister, ist ja sichtbar für alle zum Ausdruck gekommen, und wenn der Professor es merkt — er ist ja nicht so taktvoll —"

„Bedaure," erklärte die Rittmeisterin, so laut sie konnte. „Aber wenn Sie den Sopran veranlassen, unter Führung der Frau Professorin zu uns zu übersiedeln, und die Altdamen hinübergeleiten, dann ist ja alles in Ordnung."

Ein Rauschen und kurze Ausrufe der Entrüstung kamen von allen Seiten aus der Pyramide der Damenschar; man merkte sogar in der Gemeinde, daß im Chor ein Ereignis sich vorbereite. Die seidenen Stoffe rauschten so eigentümlich, Gruppen der Damen bildeten sich wie Gewitterwolken, die sich zusammenballen; man merkte, wie die Luft immer schwüler wurde.

In diesem Augenblick betrat der Professor den Chor, selbst noch etwas verwirrt von seiner Zusammenkunft mit dem Pastor. Es war höchste Zeit zum Beginn, er schritt zum Dirigentenpult und erhob bereits die Arme mit dem Taktierstab. Die Damen hatten sich in atemloser Spannung auf ihren Plätzen erhoben, aber keine wagte ein Wort zu sagen, weil jede fühlte, daß sonst ein allgemeiner Redesturm sich entfesselt hätte. Nur die Frau Professor warf in diesem kritischen Augenblick ihrem Mann einen Blick zu, der ihn veranlaßte, schnell noch einmal den Chor zu mustern. Denn seine Frau hatte mißbilligend mit den Achseln gezuckt.

Da erblickte er die beiden kriegführenden Damen. Er stutzte einen Augenblick. Er erkannte Frau Hähnel und fühlte sofort, was hier gegen ihn im Schilde geführt würde.

Rasch ließ er den Taktierstab wieder sinken. Dann winkte er Herrn Hähnel heran. Dieser kam geflissentlich in Erwartung des famosen Skandals, der nun losbrechen mußte, denn schon sah man die Rittmeisterin in Kampfstellung und seine Frau dazu, gefaßt, auf keinen Fall ihre Plätze zu verlassen und sich damit volle Genugthuung zu verschaffen. Als Hähnel am Pulte stand, klopfte der Meister rasch noch einmal mit dem Stocke und sagte:

„Werter Herr Hähnel, ich bemerke eben, daß Ihre Frau mit noch einer Dame sich aus Versehen in den Alt gesetzt hat. Wahrscheinlich wollen die Damen heute nur mitschweigen. Jedenfalls haften Sie mir dafür, daß keine von beiden auch nur einen Laut von sich giebt, denn wenn sie sich dessen in unwillkürlicher Sangesbegeisterung unterstehen sollten, so müßte ich sie angesichts der ganzen Gemeinde unter Namensnennung ersuchen, die Kirche zu verlassen."

„Achtung!"

Der Meister klopfte, fast alle hatten es verstanden im Chore, Hähnel stand wie geknickt da und nickte nachdenklich dem Professor Zustimmung. Die beiden Damen hatten sich erst ganz starr angesehen. Jetzt wollte die Rittmeisterin kalt lächelnd im letzten Augenblicke die Tribüne verlassen, um dann sogleich ihren Austritt zu erklären. Aber



Hans von Bartels

Holländische Mädchen auf der Düne.

da fand sie die andern Damen, die Altstimmen, neben sich und Frau Hähnel so unbeweglich auf ihrem Platz, daß an ein Vorbeikommen nicht zu denken war. Der Meister dirigierte bereits, und die Sänger erhoben ihre Stimmen begeisterungsvoll zu einem „Kyrie eleison", niemand wich auch nur einen Zoll breit, um die empörten Kriegerinnen herauszulassen. Ueber die Bänke zu steigen, war angesichts des Gottesdienstes unmöglich, setzen durften sie sich ebendeshalb nicht. Sie sahen aber, wie der Meister mit Argusaugen darüber wachte, daß sie keinen Laut sangen. So mußten sie schweigend stehen, stumm wie die Salzsäulen. Und als die ersten Gesänge verklungen waren, hatte sich die stille Verschwörung aller Damen bemächtigt. Trotz eines erneuten Versuchs, auszubrechen, wich niemand vom Platze. Die Rittmeisterin mit ihrer Freundin blieb wie mit Palissaden umpflanzt, denn die nächsten Damen hielten beim Sitzen sogar ihre Beine, scheinbar absichtslos, langausgestreckt und übereinander gelegt vor sich hin, so daß man über eine ganze Kolonne hätte wegsteigen müssen. Was blieb übrig? Schweigen und dulden, schweigen und aufstehen mit den andern! Schweigen und sich niedersetzen mit den andern bis zum Schluß! Herr Hähnel hatte sich ganz zurückgezogen hinter den breiten Rücken des Amerikaners, um lieber gar nichts von diesem Unglück zu sehen. Welche Rachegedanken, welche wilden Pläne in diesen Stunden gegen den Meister reiften, das vermögen Menschenworte nicht zu sagen, nicht zu denken!

In einer Ecke beim Altar, über dem die milde Gestalt Jesu mit hilfsbereit segnender Hand in weißem Marmor unter einem goldig leuchtenden Tabernakel steht, saß andächtig der Hauptprediger und lauschte mit leise geneigtem Kopfe den Tönen der Motette, die gegenüber von der schwebenden Höhe der Orgel zu ihm herniederklangen. Geflügelte schöne Engelsgestalten trugen unten schwebend den Balkon des Chores, und wie der Pfarrer die holden Frauen so in der Pyramide übereinander stehen und singen sah, wurden sie ihm selbst zu holden Engeln in den schillernden Gewändern von Seide und Sammet. Das Bewußtsein seines menschenfreundlichen Verhaltens gegenüber dem Meister, der da droben die holden Engelsgestalten zum einheitlichen Klange der Harmonien leitete und mit dem Ausdruck tiefer Empfindung anfeuerte, dieses schöne Bewußtsein guter Menschlichkeit rührte den Pfarrer selbst ein wenig. Nun lauschte er mit doppelter Innigkeit dem Melodiengange, den der Meister beschwor, hörte die Stimmgruppen bald vorschwellen und machtvoll brausend in den Höhen des Kirchenraums verhallen, bald in zarter Leisheit und Dämpfung fromme Sehen und die Empfindung der allgemeinen Menschenliebe versinnlichen und preisen. Und da ward es dem Pfarrer ganz wundersam ums Herz. Er wußte wohl, wie wenig der schöne Gedanke „Liebet euch untereinander" unter den Singenden da oben verwirklicht war. Er wußte ja, welche Ränke gegen den Meister schwebten, wie der Orgelspieler heimlich an höherer Stelle gegen ihn arbeitete, um selbst den Chor in die Hand zu bekommen, wie der Ingenieur sich bis zur schlimmen Angeberei hatte verleiten lassen. Zwar, welche sonstigen Minen da noch zu explodieren drohten nach dem jüngsten Ereignis, was in der Seele kriegführender Frauen grollte und in den Gemütern scharf beobachtender Tenöre lauerte, er wußte es nicht. Aber was er wußte von all dem kleinen „Seelenunfug" seiner Mitmenschen da droben, wie es der Professor genannt hatte, das ging ihm zu den begeisterungsvollen Melodienströmen, denen jetzt alle diese Gemüter hingegeben waren, durch den Sinn. Und gleichzeitig schien sich ihm die milde Gestalt des marmornen Erlösers zu beleben; er sah dieses Antlitz voll Ernst und Milde mit dem Drange, segnend die Hände zu erheben über die ganze lauschende Gemeinde und die Sänger, segnend auch über den guten Meister, der, selbst ohne Glauben, doch alle Töne der Liebe und des hehren Gottgefühls, des All-Gefühls der Seelen, der Harmonie des Daseins erweckte und mit Dreingabe all seiner besten Gemütskraft anschwellen und sanft ausklingen ließ. Da war es dem Pfarrer, als ginge es um den Mund des gütigen Heilandes wie ein ganz leises, seliges Lächeln, ein Lächeln, vor dem all die winzigen Menschenschwächen und die höchsten Menschengefühle göttlicher Begeisterung in Eins schwanden und zart sich umwerteten in ein ewiges Wohlwollen liebenden, leisen Humors.

Und jetzt hörte der Pfarrer wiederholt einen zitternden Ton aus dem Schwellen der Harmonienmassen, ein Tremolo, das ihm wiederklang wie das eigne stillselige Erzittern seiner Seele. Er wußte nicht, daß es der Tenor war, der Bankbeamte, der durch das verbotene Anschlagen solcher Schallwellen eine Art von stillem Racheakt verübte. Mit Eifersucht hatte er gesehen, daß zwischen der Meisterstochter und jenem kaltlächelnden Amerikaner Blicke des komischen Einverständnisses gewechselt worden. Nun hatte er absichtlich tremoliert, um zu prüfen, ob man sich heimlich über ihn lustig machen wollte. Und in der That, Gebärden und Mienen waren gefolgt, die sich nur auf ihn beziehen konnten. Der Meister hatte ihm einen scharfen Blick zugeworfen, die Frau Professorin sogar leise mit den Achseln gezuckt über diesen musikalischen Fehler. Da mischte sich das Gefühl der Kränkung mit dem Bedürfnis der Vergeltung, daß der Sänger nunmehr halb unwillkürlich halb absichtlich seine Stimme stoßweise erzittern ließ, daß es sich gelegentlich anhörte wie der Triller einer klagenden Nachtigall. Mit finsterer Miene dirigierte der Meister weiter, er fürchtete, seine Motette werde an ihren schönsten Stellen Schaden erleiden.

Unten aber bei der Jesusstatue saß der wohlwollende alte Pfarrer in einem leisen Seelenrausche von den Klängen der Orgel und der Menschenstimmen. Und als jetzt wie aus einem Piano

von neuem das schluchzende Nachtigallentremolo hervorzitterte, da trieb es dem guten Pfarrer ganz langsam eine Thräne der überirdischen Seligkeit in die Augen. Der Dom mit seinen Wölbungen und Hallengängen ward ihm zur Wölbung des Himmels selbst und der unendlichen Himmelsräume. Die Menschen seiner Gemeinde, die ebenso andächtig lauschten wie er selbst, die er alle vom gleichen Gefühl, der gleichen Schönheitsempfindung bewegt wußte, wuchsen ihm zu einem einzigen Liebeswesen in jenem himmlischen Jenseits seiner Gefühle zusammen, verklärte Engelsgestalten, unter denen segnend der Eine, marmorne Gütige als Seelenreiniger und Seelenerlöser waltete. Und indem der Pfarrer fühlte, wie das Werk seines neuen Freundes sichtlich in die Seele der lauschenden Gemeinde tiefer und tiefer eindrang, da pries er seinen Gott und den Gott des Meisters oben zugleich, und sein Sehnen nach Unsterblichkeit ward ihm zum gegenwärtigen Besitze einer noch höheren Ewigkeit des Vorgenusses aller himmlischen Hoffnungen im Sinne des Meisters.

Aber auch oben im Chore waren die Gefühle der Rache geschwunden und ausgeglichen. Der Meister hatte mit dem Instinkt, mit dem der thätige Künstler fühlt, was in der Seele seiner Zuhörer wirkt, empfunden, daß das Tremolo gar nicht so schlecht klang, ja, tief rührend sich bewährte. Er dachte an alte italienische Musik und alten Gesang Italiens, wo man ja dies Gesangsmittel nicht wie in Deutschland verpönte. Er fühlte, es war doch schön, und er faßte eine heimliche Sympathie für den Tenor. Diesem selbst aber hatte sein Nachtigallenschlag so außerordentlich gefallen, daß er darüber auch vergaß, was in ihm gegrollt hatte. Und als die Motette ihrem Ende nahte, hatte der Strom der Töne und der Strom der ausgewirkten schönen und höheren Gefühle eine Stimmung der Weihe und Rührung über alle gebracht, daß zuletzt der Meister selbst, ergriffen vom Gefühl des Dankes und der Schönheit des Gemeinsamkeitswirkens an seinem Werke, auch etwas Feuchtes in seinem Auge spürte, das ihm beim Notenlesen hinderlich wurde und ihn nötigte, mit der Hand rasch einmal sich über das Auge zu wischen.

So endete dieser Gottesdienst, und alle gingen auseinander mit dem Gefühl, bereits hienieden in einem besseren Jenseits zu Gaste gewesen zu sein, wo Harmonien der Töne in sich alle Mißklänge der kleinen, vergänglichen Ichheit aufzehren, und wo selbst das Uebelwollen und der Uebelgedanke dienen müssen, die schönsten Seelenklänge der Menschheit hervorzulocken. (Schluß folgt.)



Berliner Strassenbrücken.

Von

Fred Hood.

(Mit dreizehn Abbildungen.)

Die Stadt Berlin ist während der letzten zwei Jahrzehnte einem umfassenden Verjüngungsprozeß unterworfen worden. Lange Reihen altersgrauer Häuser wurden niedergerissen, ganze Stadtviertel umgebaut, und selbst an alte, berühmte Denkmäler scheute man sich nicht, die Hand zu legen. Es entstanden unendlich lange und langweilige Straßen, die von hohen, mehr oder minder eintönigen Mietskasernen besetzt wurden; die wenigen monumentalen Gebäude, die den Verstand und Geschmack eines schöpferischen Baukünstlers verraten, kommen in diesem ungeheuren Häusermeer kaum noch zur rechten Geltung. Das alte Berlin ist in den Staub gesunken, breite Straßen und weite Plätze sind an seine Stelle getreten, aber man darf nicht sagen, daß das Neue überall sich auch als das Schönere und Bessere erweist. Aber in einer Beziehung haben diese Umwälzungen sehr segensreich gewirkt; sie haben zur Beseitigung einer großen Reihe alter Straßenbrücken geführt, die als nüchterne Bedürfnisbauten auch nicht den bescheidensten ästhetischen Ansprüchen genügten und eine wahre Schmach der Haupt- und Residenzstadt bildeten. Jetzt werden die verschiedenen Spreearme und Kanäle von schönen, breiten Brücken überspannt, und wenn sie sich auch nur in der inneren Stadt zu monumentaler Bedeutung erheben, so muß man doch anerkennen, daß sich die Tiefbauverwaltung der Stadt Berlin nicht mit einem Flickwerk begnügte. Mit dem ganzen Rüstzeug moderner Ingenieurkunst ist sie an die Neugestaltung der Brücken herangetreten, für welche die Stadtväter überaus reiche Mittel bewilligt hatten.

Dem Fiskus, dem früheren Eigentümer der Brücken, deren Unterhaltung stets ein schönes Stück Geld gekostet hatte, war es höchst angenehm, als sich Gelegenheit fand, diese große Last abzuwälzen; die Stadtverwaltung wollte dem unhaltbaren Zustande ein Ende bereiten



Allegorie der Schiffahrt auf der Belle-Alliancebrücke.

und dem gewaltig anwachsenden Verkehr durch umfangreiche Neu- und Umbauten Rechnung tragen. So gingen denn die Berliner Brücken auf Grund eines besonderen Vertrages am 31. Dezember 1875 aus dem Besitz des Fiskus in den der Stadtgemeinde über.

Angenehm waren die Verpflichtungen, die der Stadt aus diesem Vertrage erwuchsen, keineswegs. Denn für die erforderlichen Neubauten und die Unterhaltung der alten Brücken zahlte der Fiskus an den Magistrat eine jährliche Rente von nur 556000 Mark und behielt sich noch das Recht vor, sich, sobald es ihm beliebte, durch Zahlung des zwanzigfachen Betrages gänzlich loszukaufen. Das geschah denn auch schon sieben Jahre später; der Fiskus zahlte die vereinbarte Summe und freute sich gewiß nicht wenig, so billig davonzukommen. In der That war mit diesen elf Millionen Mark nicht viel anzufangen. Aber die Stadtgemeinde konnte für das Vergnügen, die Brücken nun nach ihren Plänen neu zu erbauen oder neu zu gestalten, schon ein Opfer bringen. Fünfunddreißig Millionen Mark sind seitdem für Brückenneubauten, einige weitere Millionen für große Umbauten gezahlt worden, und Hunderttausende von Mark werden noch alljährlich für die Unterhaltung der Brücken in Anspruch genommen. Aber das war nicht das schlimmste; der Stadt Berlin bereitet es keine außerordentlichen Schwierigkeiten, einige Millionen aufzubringen. Welche Umstände hatten diese Brückenbauten im Gefolge, und welch ungeheure Verkehrsschwierigkeiten sind während derselben entstanden! Die Stadt besitzt, wenn ich richtig gezählt habe, heute 90 Straßenbrücken, von denen 32 im Laufe eines Zeitraums von zwanzig Jahren neu erbaut wurden, während man die übrigen mehr oder minder umfassenden Umbauten unterwerfen mußte.

Zum ersten architektonisch hervorragenden Neubau der inneren Stadt gab die Anlage der Kaiser Wilhelm-Straße Veranlassung, die, als eine Fortsetzung der Straße „Unter den Linden“, zur Prachtstraße werden sollte und als eine Hauptverkehrsader zwischen dem Zentrum und dem Norden geplant war. Aber sie ist weder eine Prachtstraße noch eine Hauptverkehrsader geworden. Diese Brücke, die den Namen des ruhmreichen Schöpfers des neuen Deutschen Reiches trägt, kann nicht als ein hervorragend schönes Bauwerk gelten. Der kostbare Werkstein der Architekturglieder und der reiche, an und für sich nicht reizlose skulpturelle Schmuck vermögen nicht darüber hinwegzutäuschen, daß man bei Ausführung des Projekts in den Jahren 1886 bis 1887 nicht den geplanten gewaltigen und prächtigen Dombau in Rechnung gezogen, der heute die Architektur des Brückenbauwerks völlig erdrückt. Für die Herstellung des bildnerischen Schmuckes ist hauptsächlich der Hinweis auf die Begründung des Deutschen Kaiserreiches und die Nähe des alten Hohenzollernschlosses bestimmend gewesen. Auf den vier Brückenköpfen zu beiden Seiten der weit gespannten Mittelöffnung erheben sich auf kräftig gegliederten Sockeln Granitobelisken, die als Träger elektrischer Bogenlampen ausgebildet und mit bronzenen Trophäengruppen bekrönt sind. Auf den Endpfeilern der beiden Uferseiten sind große bronzene Feuerschalen aufgestellt, aus denen bei nationalen Festen bengalische Flammen emporsteigen. Sehr reich ist der Schmuck der Gewölbeschlußsteine: ein Bronzeschild, der den Namenszug des Kaisers trägt, von Krone, Schwert und Zepter bekrönt und von den Genien des Friedens und des Krieges getragen.


Die heilige Gertrudis auf der Gertraudtenbrücke in Berlin.

Architektonisch bedeutender ist die etwas weiter stromabwärts liegende Friedrichsbrücke, da sie mit den naheliegenden Museumsbauten und der Börse, die der Umgebung das charakteristische Gepräge verleihen, durchaus harmoniert. Sie hat den lebhaften Personen- und Wagenverkehr des Hackeschen Marktes und der Neuen Friedrichstraße nach der Museumsinsel, dem Lustgarten und der Straße



Marmorgruppe auf der Schlossbrücke.

Unter den Linden hinüberzuleiten und überschreitet mit drei massiven, mit Warthauer Sandstein bekleideten Gewölben von 14, beziehungsweise 17 Metern Lichtweite die Spree. Hier hat man die Beleuchtung der Brücke zu dem wichtigsten dekorativen Motiv gemacht. Vier elektrische Bogenlampen werden durch schöne, in Kupfer getriebene, kräftige Gestalten, zwei männliche und zwei weibliche Idealfiguren, getragen, während vier andre Bogenlampen aus den Schnäbeln ebenfalls in Kupfer getriebener Adler herabhängen, die eine wirkungsvolle Bekrönung der Endobelisken auf beiden Seiten bilden.

Vorzüglich von historischem Interesse ist der Bau der Kurfürstenbrücke mit Schlüters berühmtem Reiterdenkmal. Bis in das dreizehnte Jahrhundert reicht die Geschichte dieses Bauwerks zurück. Damals befand sich an dieser Stelle eine hölzerne Jochbrücke einfachster Konstruktion, die den Namen



An der Fischerbrücke in Berlin.

„Lange Brücke" trug. Es war in der That die längste Brücke der Stadt, denn die Spree hatte an dieser Stelle eine bedeutende Breite, und mehr als die Hälfte des heutigen Schloßplatzes bildete einen Teil der Wasserfläche; erst später wurde der Fluß eingedämmt. Die häufigen Ausbesserungen veranlaßten den Kurfürsten Friedrich III., den nachmaligen ersten König, eine steinerne Brücke zu erbauen, mit deren Ausführung Johann Arnold Nehring betraut wurde; aber die ungenügende Fundierung, die auch das Denkmal zu gefährden begann, und die geringe Breite der Fahrbahn machten in jüngster Zeit, als man an die allgemeine Spreeregulierung herantrat, einen völligen Neubau erforderlich.



Marmorgruppe auf der Schlossbrücke.

Die neuen monumentalen Brücken der inneren Stadt haben die berühmte Schloßbrücke ein wenig in den Schatten gestellt. Indessen gehören die klassisch schönen Brückenfiguren von Carraramarmor noch immer zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Residenz. Das Bauwerk wurde mit diesen Figuren in den Jahren 1845 bis 1857 geschmückt, also zu einer Zeit, die ganz unter dem Einfluß Schinkelschen Geistes stand, und in der man die klassischen

Motive griechischer Kunst wieder zu beleben begann. Die Gruppen stellen eine Reihe von Vorgängen aus der von Athene und Nike geleiteten Siegeslaufbahn des Kriegers dar; sie sind von Emil und Albert Wolff, Schievelbein, Drake, Müller, Wichmann, Bläser und Wredow geschaffen worden — den Größen einer entschwundenen Epoche.

Ausführung der Arbeiten wurde besonders am Mühlendamm recht verwickelt, da eine gänzliche Sperrung dieser Hauptverkehrsstraße unmöglich war und man somit den ganzen Wagen- und Fußgängerverkehr während einer langen Reihe von Baujahren stets über neue Not- und Hilfsbrücken leiten mußte. Berücksichtigt man ferner, daß es hier sieben auf

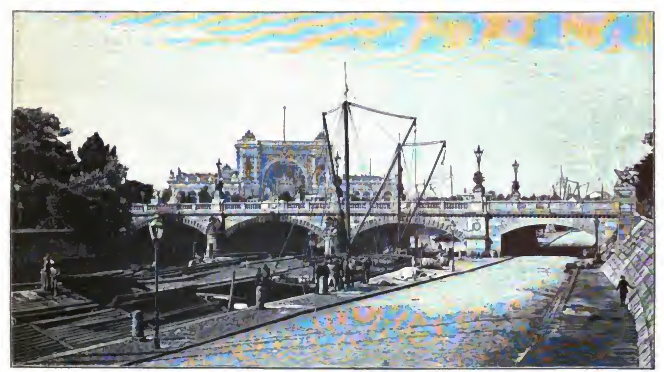


Kaiser Wilhelm-Brücke, links der Dom.

Während der letzten zwei Jahrzehnte, in denen sich Berlin zur Weltstadt auswuchs, erwies es sich als nötig, auch in den alten, enggebauten Stadtteilen dem Straßen- und Wasserverkehr neue Bahnen zu eröffnen. Diesem Zwecke mußte vorzüglich die Regulierung der Unterspree mit ihren Nebenflüssen dienen, sowie alle Bauanlagen, die mit diesen Wasserläufen in enger Beziehung standen. Die

einem Knotenpunkte zusammentreffende Brücken auszuführen galt, so wird man die Schwierigkeiten ermessen können, die zu überwinden waren. Man hatte hier die verschiedensten Straßen und Gassen mit dem Mühlendamm unter gleichzeitiger Ueberschreitung kleinerer Gräben zu verbinden, wodurch sich dieses Brückenkonglomerat ergab.

Zu einer architektonischen Gestaltung gaben diese



Moltke-Brücke.

Bauten hier wenig Veranlassung, da sie sich nirgends vorteilhaft dem Auge darbieten; auch erhebt sich nur eine die Schleuse überspannende Wölbung so weit über den Wasserspiegel, als erforderlich war, den bescheidensten Anforderungen des Schiffsverkehrs Rechnung zu tragen.

Die Verbindung zwischen dem Mühlendamm und dem Spittelmarkt, einem Hauptpunkt der Berliner Konfektion, bewirkt die Gertraudtenstraße, die in südwestlicher Richtung einen schmalen Spreearm überschreitet. Ich würde der Gertraudtenbrücke, die als Bauwerk nicht sehr bemerkenswert

Jungfernbrücke.



Friedrichsbrücke.



Die alte Fischerbrücke mit Blick zum Mühlendamm.

ist, nicht Erwähnung thun, besäße sie nicht einen künstlerisch hervorragenden Schmuck in der von Professor Siemering modellierten, in Bronze gegossenen Gruppe der heiligen Gertrudis und eines vor ihr knieenden müden Wanderers. Gertrudis gilt als Schutzpatronin aller Reisenden, die ihr zu Ehren die „Gertrudenminne“ trinken.

Als das bedeutendste Brückenbauwerk der äußeren Stadtbezirke ist die Oberbaumbrücke zu nennen, die den östlichen Hauptarm der Spree überspannt und den Warschauer Platz mit der Falkensteinstraße verbindet. Sie ist an die Stelle einer alten, baufälligen Jochbrücke getreten, als man den Plan der elektrischen Hochbahn zu verwirklichen begann. Die äußere Gestaltung des Bauwerks erhielt ihr charakteristisches Gepräge dadurch, daß die Strecke der Hochbahn Schlesischer Bahnhof - Zoologischer Garten auf einem steinernen, eng an die Brücke anschließenden Viadukt mit überführt werden sollte. Die Spree, die hier eine Breite von 150 Metern aufweist, wurde mit sieben Backsteingewölben in märkischer Architektur überspannt; doch ist der eigentlich tragende Unterbau in Eisen konstruiert. Die kräftigen, zu beiden Seiten der Mittelöffnung angeordneten Grundpfeiler, auf denen sich mächtige Warttürme erheben, verleihen der Brücke den Charakter eines alten märkischen Stadtthors, und um diesen Eindruck zu verstärken, hat man speziell für den Bau der Türme und des Hochbahnviadukts mit seinen Zinnen und durchbrochenen Giebeln Ziegel mittelalterlichen Formats gebrannt. Zu dem kräftigen Cyklopenmauerwerk der Turmunterbauten wurden märkische und schwedische Findlinge, für das übrige Werksteinmauerwerk schwedischer Granit verwendet. Wer zu Schiff von der Oberspree herabkommt, gelangt durch diese Brücke in die innere Stadt; man hatte im Hinblick auf die Gewerbeausstellung des Jahres 1896 diese Architektur eines imposanten, alten, wappengeschmückten Stadtthores gewählt, um den Ausstellungsbesuchern bei Einfahrt in die Residenz einen besonders festlichen Empfang zu bereiten. Zu einer hervorragenden architektonischen Gestaltung geben zweifellos drei Brücken des



Eckpfeiler der Moabiter Brücke in Berlin.



Oberbaumbrücke.

Nordwestens Veranlassung, die im Zuge dreier vom Königsplatz ausgehender Straßen die Spree überschreiten und gleichsam in den geometrischen Plan der Parkanlagen und Häuserblocks hineingezogen sind; es sind dies die Moltke-, die Alsen- und die Kronprinzenbrücke. Zu dieser geometrischen Anlage der Straßenzüge verleitete an dieser Stelle die halbkreisförmige Wendung der Spree; vom Humboldt-Hafen und den Quaianlagen aus vermag man nach beiden Seiten hin den Flußlauf zu verfolgen, so daß uns eine harmonische Durchbildung dieser radial nach dem Königsplatz gerichteten Brücken ein anmutiges Architekturbild gewähren müßte. Indessen hat doch nur die Moltke-Brücke, die der unmittelbaren Nähe des Generalstabsgebäudes diesen Namen verdankt, eine reichere Durchbildung erfahren.

Die Gewölbe der Moltke-Brücke sind mit rotem Sandstein verkleidet; die kräftig gegliederten Brückenköpfe tragen Trophäen, von Professor Böse modelliert, und die Schlußsteine der Wölbungen zeigen die charakteristischen Köpfe Moltkes, Blüchers und Derfflingers. Auf den Endpfeilern sehen wir Greifen aus Sandstein, die metallene Wappen tragen. Sehr schön sind die Bronzekandelaber, deren Sockel durch Kindergruppen mit Waffen und Emblemen gebildet werden.

Unter den Straßenbrücken, deren Ausführung durch die rasch anwachsende Bedeutung des Stadtteils Moabit veranlaßt wurde, zeigt nur diejenige ein charakteristisches Gepräge, die den Namen des Stadtteils trägt; sie überschreitet die Spree im Zuge der Brückenallee. Die Steinbekleidungen der Gewölbe, der Geländer und der Eckpfosten sind in Basaltlava hergestellt. Die Architektur, in romanischen Formen gehalten, zeigt dem harten Gestein gemäß eine ganz schlichte Behandlung. Das Ganze ist etwas rauh und ungehobelt, aber in wahrem Einklang zu dieser herben Architektur stehen die von den Bildhauern Böse, Götz, R. Begas und Piper modellierten, gewaltigen, in Bronze gegossenen Bären, welche die Eckpfosten bekrönen und auf die Kraft und Größe des Berliner Gemeinwesens hindeuten.

Eine reizvolle kleine Fußgängerbrücke möchte ich nicht unerwähnt lassen, obwohl sie für den Verkehr keine hervorragende Rolle spielt. Es ist die Löwenbrücke, eine Zierde des Tiergartens, die 1837 bei Verwirklichung der im Auftrage König Friedrich Wilhelms III. vom Garteningenieur Lenné aufgestellten Verschönerungspläne zur Ausführung gelangte. Sie überbrückt einen der zahlreichen Zipfel der künstlich angelegten Seen des Parkes. Hier bilden die kräftigen Bronzelöwen die eigentlich tragenden Teile dieser leichten, aus Holz und Eisen konstruierten Brücke.

Man hat es der Berliner Tiefbauverwaltung häufig zum Vorwurf gemacht, daß sie die Interessen der Schiffahrt nicht genügend berücksichtigt habe, da die Brückenöffnungen fast sämtlich eine recht geringe Durchfahrtshöhe erhielten. Aber was der Schiffahrt zum Nachteil gereicht, ist ein Vorzug für den stets anwachsenden Straßenverkehr. Man wollte zu hohe Steigungen der Fußgängerstege und Fahrbahnen vermeiden, damit nicht Verkehrsstockungen einträten, wie sie noch vor wenigen Jahren an der Tagesordnung waren. Die Bauverwaltung war gezwungen, hauptsächlich dem lebhaften Straßenverkehr der Weltstadt Rechnung zu tragen, und daß es ihr gelungen ist, ihre Aufgabe in dieser Hinsicht glänzend zu lösen, erkennen heute auch diejenigen an, die an jedes Werk der Stadtbauverwaltung den Maßstab strengster Kritik zu legen pflegen.



Denkmal des Grossen Kurfürsten auf der Kurfürstenbrücke.



Phot. Gr. Zander & Sohn, Geestemünde.

Das Schulschiff „Grossherzogin Elisabeth“.

Das Schulschiff „Grossherzogin Elisabeth“ des deutschen Schulschiffvereins.

(Siehe auch die Abbildung Seite 278.)

Der stetige Rückgang der Zahl der Segelschiffe infolge der immer mehr steigenden Dampfschiffszahl und die daraus sich ergebende Schwierigkeit, einen seemännisch geschulten Ersatz an Mannschaften und Offizieren zu beschaffen, ließ auch in Deutschland die Idee auftauchen, nach englischem und dänisch-schwedischem Muster besondere Schulschiffe in Dienst zu stellen, um dem erwähnten Uebelstande abhelfen zu können. Zuerst ging der Norddeutsche Lloyd in dieser Weise vor, indem er die Viermastbark „Albert Rickmers“ ankaufte und unter dem Namen „Herzogin Sophie Charlotte“ als Ausbildungsschiff für künftige Offiziere seiner Flotte ausrüstete, und ihm folgte wenig später der unter dem Protektorat des Großherzogs von Oldenburg stehende „Deutsche Schulschiffverein“, der am 12. Januar 1900 in Berlin gegründet wurde und dessen Zweck es ist, „junge Seeleute heranzubilden und dadurch den Nachwuchs an tüchtigen Seeleuten zu fördern“. Der Plan fand rasch Sympathie in weitesten Kreisen, der Kaiser bewilligte einen jährlichen Beitrag von 5000 Mark, und die meisten deutschen Dampferreedereien zeichneten einen Jahresbeitrag von 2 Pfennig für jede Bruttotonne ihrer Dampfer (Lloyd und Hamburg-Amerika-Linie also je über 10000 Mark), die Segelschiffsreedereien einen solchen von 1 Pfennig für die Tonne, außerdem flossen dem Verein noch Stiftungen und circa 11000 Mark an jährlichen Mitgliederbeiträgen zu. Es konnte daher schon am 7. März dieses Jahres das erste Schulschiff des deutschen Schulschiffvereins auf der Werft von Joh. C. Tecklenborg A.-G., Geestemünde, vom Stapel laufen und wurde in Gegenwart des Prinzen Heinrich vom Herzog Adolf von Schwerin auf den Namen seiner erlauchten Schwester „Großherzogin Elisabeth“ getauft. Etwa vier Monate später war die innere Ausrüstung und Auftakelung beendet, und am 10. Mai konnte das schlanke Schiff nach Elsfleth, seinem Stationsorte, geschleppt werden, nachdem tags zuvor der Führer, Kapitän Rüdiger, 5 Offiziere, Arzt, Zahlmeister und 24 befahrene Matrosen und Handwerker an Bord gekommen waren. Andern Tags erfolgte in Elsfleth die Einschiffung der 32 Kadetten und 118 Schiffsjungen. Nach der Einkleidung begann sofort der Dienst und der Unterricht, denn am 30. Mai sollte das Schiff bereits seine erste Reise nach der Ostsee antreten, und auf dieser Fahrt mußten die Zöglinge schon kräftig mit zugreifen können. Der Sommer gehört dem Kreuzen in der Ostsee, für den Herbst und Winter ist eine Fahrt nach dem Mittelmeer vorgesehen. Die Einrichtung des als Vollschiff getakelten, schneidig gebauten Fahrzeuges ist in jeder Hinsicht praktisch. Das 77 Meter lange, 12 Meter breite und bis zum Oberdeck 7,6 Meter tiefe Schiff ist vorn mit einer ziemlich großen Back und hinten mit einer Campagne versehen. Auf letzterer befinden sich ein Karten- und ein Navigationszimmer, sowie die Handsteuervorrichtung und die Kompasse; unter der Campagne liegen die Wohnräume des Kommandanten und der Offiziere, sowie Baderäume, Apotheke und Lazarett. Die Wohnräume der Schiffsjungen und der Mannschaft liegen im Zwischendeck. Das Schiff führt fünf Boote und ist mit Dampfheizung, elektrischer Beleuchtung und zum Schutz gegen Feuers- und Wassersgefahr mit sehr kräftigen Pumpen versehen. Mögen ihm stets glückliche Fahrten beschieden sein!

Friedrich Purlitz

Phot. W. Sander & Sohn, Geestemünde.

Die Besatzung des Schulschiffes „Grossherzogin Elisabeth". (Text Seite 275.)



Schutzvorrichtung der Berliner Strassenbahnwagen, Rückseite.

Die neuen Schutzvorrichtungen der Grossen Berliner Strassenbahn.

Seit kurzem verkehren in Berlin einige Wagen der Großen Straßenbahn mit den auf unsern Bildern wiedergegebenen Schutzvorrichtungen. Das Aeußere der Wagen wird dabei, wie man sieht, wenig geändert. An den Wagen ist vorn in einer Höhe von 15 Centimetern vom Straßenpflaster ein Fangkorb angebracht. Etwa einen Meter höher laufen zwei Greifstangen über die Wagenwand hin. Unter diesen Greifstangen zeigt der eine Wagen einen elastischen Gittervorsatz, der andre eine federnde Bohle mit Gummibekleidung. Die Vorrichtungen haben einen dreifachen Zweck. Zunächst soll ein gefallener Passant aufgehoben und davor bewahrt werden, daß er unter den Wagen gerät. Diese Funktion hat der Fangkorb zu erfüllen, der vom Wagenführer jederzeit durch einen Fußtritt oder durch Anziehen der elektrischen Bremse auf die Straßensohle hinabgelassen werden kann. Alsdann soll die Stoßwirkung gemildert werden, wenn eine Person angefahren wird. Dazu ist der Gittervorsatz oder die federnde Bohle bestimmt. Schließlich wollte man dem Fallenden, der die Hand nach einem Rettungsanker ausstreckt, diesen in den Greifstangen bieten. So hat man alle Momente, die bei derartigen Fällen in Betracht kommen, zu berücksichtigen gesucht, und es läßt nur wünschen, daß der Erfolg die aufgewendete Mühe lohne. Die Große Straßenbahn beförderte im Jahre 1900 von den 458,45 Millionen im öffentlichen Verkehr beförderten Personen nicht weniger als 280,35. Man kann daran ermessen, was eine wirksame Schutzvorrichtung für den Berliner Straßenverkehr bedeutet. Bereits sind mehrere Fälle zu verzeichnen gewesen, in denen sich der an der Vorderseite des Wagens angebrachte Fangkorb bewährt hat. Allerdings wurden diejenigen, die von ihm aufgehoben und zur Seite geschleudert wurden, nicht eben sanft aus dem Wege geräumt, aber sie kamen ohne ernsten Schaden davon.

Dr. Rudolf Tyrolt.

(Porträt umstehend.)

Einer der besten Charakterdarsteller der deutschen Schaubühne, Dr. Rudolf Tyrolt, hat aus Gesundheitsrücksichten beschlossen, sich von der Bühne zurückzuziehen. Tyrolt begann seine künstlerische Laufbahn 1870 in Graz. Zwei Jahre später berief ihn Laube an das Wiener Stadttheater, dem er bis 1884 angehörte. Dann kam er ans Burgtheater und blieb bis 1888 im Verbande desselben. Von 1889 bis 1900 wirkte er am Deutschen Volkstheater in Wien. Im ganzen ist der Künstler in Wien an 5288 Abenden aufgetreten und hat noch an 43 auswärtigen Bühnen 134 Gastspiele absolviert. Tyrolt bewies sich als vortrefflicher Regisseur und war auch durch vier Jahre Lehrer am Wiener Konservatorium. Mit Erfolg hat er sich auch schriftstellerisch bethätigt. Aus seiner Feder stammen die „Geschichte des Wiener Stadttheaters", „Aus der Bretterwelt" und „Dramaturgische Aufsätze". Zurzeit ist Tyrolt mit dem Niederschreiben seiner Erinnerungen beschäftigt; sie sollen in Buchform erscheinen und den Titel tragen: „Aus dem Tagebuch eines Wiener Schauspielers, 1848 bis 1900".



Schutzvorrichtung der Berliner Strassenbahnwagen, Vorderseite.



Aufn. von R. Krziwanek, k. k. Hofphot., Wien.
Dr. Rudolf Tyrolt.
(Text auf vorhergehender Seite)

Generalleutnant Freiherr von Bissing.

Der bisherige Kommandeur der 29. Division in Freiburg i. B., Generalleutnant Freiherr von Bissing, ist zum kommandierenden General des 7. Armeecorps in Münster an Stelle des kürzlich verstorbenen Generalleutnants von Bülow ernannt worden. Von Bissing gilt als einer der hervorragendsten Führer der Armee; er hat eine überaus glänzende Carriere hinter sich und ist seit langem ein persönlicher Freund des Kaisers Wilhelm II. 1865 trat er in das 2. Schlesische Dragonerregiment Nr. 8 in Oels, machte den Feldzug von 1866 mit Auszeichnung mit und wurde nach dem Kriege zur Kriegsakademie kommandiert. 1870 wurde er Adjutant des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der bekanntlich die 3. Armee führte. 1871 wurde er Oberleutnant, 1873 in den Großen Generalstab kommandiert. 1876 wurde er als Hauptmann in den Generalstab des 10. Corps versetzt, 1880 zum Rittmeister bei den Bonner Königshusaren ernannt. Nachdem er 1883 als Hauptmann in den Großen Generalstab kommandiert worden, erfolgte in demselben Jahre die Beförderung zum Major. 1887 wurde von Bissing zum persönlichen Adjutanten des damaligen Prinzen Wilhelm ernannt, 1888 zum Flügeladjutanten des Kaisers. Als Oberstleutnant wurde er zum Kommandeur der Leibgendarmerie, 1889 zum Kommandeur des Regiments Gardeducorps ernannt. 1890 wurde er zum Oberst befördert, 1893 zum Kommandeur der 4. Garde-Kavalleriebrigade, 1894 zum Generalmajor ernannt. Die 29. Division in Freiburg i. B. erhielt er 1897 als Generalleutnant.

Aufn. von C. Ruf, Hofphot., Freiburg i. B.
Generalleutnant von Bissing.

Graf Koloman Hunyady.

Wer in dem letzten Vierteljahrhundert die Festlichkeiten am Wiener Hofe zu besuchen Gelegenheit hatte, dem steht die charakteristische Gestalt des kaiserlichen Oberzeremonienmeisters Grafen Koloman Hunyady in lebhafter Erinnerung. Er starb am 17. Mai zu Ivanka auf dem Schlosse seiner Schwester, der Fürstin Arenberg, die in erster Ehe mit Michael Obrenowitsch, dem 1868 ermordeten Fürsten von Serbien, vermählt war. Im Jahre 1830 geboren, entstammte Graf Hunyady einer der ältesten Adelsfamilien Ungarns. Er wurde 1854 Flügeladjutant Kaiser Franz Josephs, machte die Feldzüge von 1859 in Italien und 1866 in Böhmen mit, letzteren als Oberst und Kommandeur des 10. Husarenregiments, und avancierte während seiner seit 1873 innegehabten Stellung bei Hofe bis zum General der Kavallerie. Mitbegründer des Jockeyklubs für Oesterreich, stand der in der Wiener Gesellschaft sehr bekannte General sowohl dieser sportlichen Vereinigung als auch dem Wiener Trabrennverein durch viele Jahre als Präsident vor.



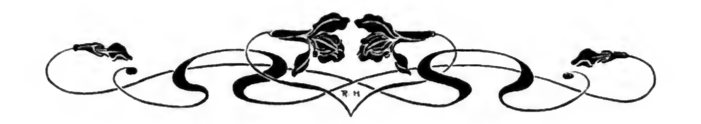
Aufn. von C. Pietzner, k. k. Hofphot., Wien.
Oberzeremonienmeister
Graf Koloman Hunyady.

Gottfried von Preyer.

Im fünfundneunzigsten Lebensjahre verschied in Wien der Komponist und Domkapellmeister Gottfried von Preyer. Zu Hausbrunn in Niederösterreich geboren, arbeitete er sich aus dürftigen Verhältnissen frühzeitig empor, so daß er schon als junger Mann Organist an der evangelischen Kirche in Wien und bald darauf Professor am Konservatorium wurde. Zum Hoforganisten vorgeschlagen, wurde er infolge des großen Erfolges, den sein Oratorium „Noah“ hatte, Hofkapellmeister. 1853 wurde er zum Domkapellmeister bei St. Stephan ernannt.



Phot. J. Löwy, Wien.
Gottfried von Preyer.



Armer kleiner Ricardo!

Novellette

von

Richard H. Schröder.

Adieu, Herr Sauer!"

„Adieu, Fräulein Susanne! Also übermorgen um dieselbe Zeit, und — nicht wahr, — Sie üben bis dahin recht fleißig? Besonders die Sonatine! Wenn Sie jetzt auch wenig Zeit haben, thun Sie's mir zuliebe!"

„Gewiß, Herr Sauer, — Ihnen zuliebe!"

Dann hüpft sie hell auflachend die steile Treppe hinunter. Er geht langsam, fast widerwillig in sein Zimmer zurück.

Vor dem Klavier bleibt er eine ganze Weile in Gedanken versunken stehen. Plötzlich beugt er seine kleine verwachsene Gestalt über die Tasten, auf denen noch vor wenigen Minuten Susannes Hände gelegen haben, und küßt sie. Ein schriller Mißton entringt sich dabei dem Instrument.

„Susanne!" ruft er leidenschaftlich. Das Wort treibt eine Blutwelle in sein wachsgelbes Gesicht. Hastig richtet er sich wieder auf und läßt sich in den Sessel vor dem Klavier fallen. Gleich darauf gleiten seine Finger über die Tasten. Eine lustige, prickelnde Melodie erfüllt den niedrigen Raum. Es ist, als geht ein kicherndes Mädchen über die Dielen.

„Das ist sie!" sagt er. Sein großer unförmlicher Kopf nickt dazu. Ja, das ist sie, seine kleine Schülerin. Klein ist eigentlich eine falsche Bezeichnung, denn sie überragt ihn fast um zwei Köpfe. Aber dafür ist er viel älter und außerdem ihr Lehrer.

Seit der ersten Stunde, die er ihr gegeben hat, ist er ein andrer geworden. Nicht mehr der mürrische, verbissene Krüppel. Bewahre. Etwas ist über ihn gekommen, etwas, das er nie vorher gekannt. Sie brachte es mit. Es strahlte ihm aus ihren Augen entgegen und rann wie Feuer durch seine Adern. Und es ging nicht wieder mit ihr fort. Es blieb. Es blieb und wuchs. Und er wuchs jauchzend mit.

Er fühlt es — sie glaubt an ihn. Sie glaubt, worüber andre lachen: sie sieht in ihm, dem kleinen Buckligen, den Künstler. Den Künstler, der nach Großem ringt und strebt. Den Künstler, der die Menge fürchtet, weil sie seine Melodien ebenso häßlich finden könnte wie seine Gestalt. Sie nennt das einen Wahn und jauchzt ihm Beifall. Sie ist sein Publikum. Er will kein andres. Sie ist so gut, und er ist ihr so dankbar. Er betet sie an. Sie ist seine Göttin, sein alles —

„Susanne! Susanne!" Wieder wird er über und über rot.

Das kichernde Mädchen beginnt zu tanzen. Erst langsam und bedächtig, dann schneller und schneller, wilder und wilder. Dazwischen lacht sie, — ihr helles, beglückendes Lachen. Sie klatscht in die Hände, begeistert, hingerissen . . .

Eine alte behäbige Frau tritt lautlos ins Zimmer. Sie bleibt in der Nähe des Klaviers stehen und starrt begeistert auf den Spieler. Seine Mutter. Ihr Kopf bewegt sich langsam im Takte der Tanzweise.

„Bravo, Ricardo!" ruft sie nach einer Weile mit weicher, heller Stimme. Seitdem ihr Sohn durch Klavier- und Geigenunterricht sein und ihr Brot verdient, nennt sie ihn nur noch Ricardo. Sie ist entschieden für alles Italienische in der Musik. Ricardo klingt ja auch viel schöner, viel maëstroähnlicher als das simple — Richard.

Er hat sie nicht gehört und spielt ruhig weiter. Das Mädchen lacht und tanzt jetzt nicht mehr. Sie schwebt durchs Zimmer, feierlich, majestätisch. Sie hat einen Kranz in der Hand. Lorbeer. Sie beugt sich zu ihm herab. Er flüchtet. Da weint sie. Ein rührendes Seufzen und Schluchzen, das immer leiser und leiser klingt, wie wenn der Mund, dem es entströmt, durch einen andern geschlossen wird . . .

„Bravo, bravissimo! Das nenne ich phantasieren. Dieses letzte Adagio — wirklich —"

Er sieht sich erschrocken um und springt vom Sessel auf.

„Ach du, Muttchen!" Seine Augen leuchten seltsam. Das fällt ihr auf.

„Was ist dir, Ricardochen? Du hast dich doch nicht überanstrengt?"

„Bewahre, Muttchen! Ich fühle mich wohl — ach, so wohl! Ich könnte den Himmel stürmen! Aber dazu wird's kaum kommen. Ich will lieber noch ein bißchen spazieren gehen. Nach den vielen Stunden heute wird mir das gut thun!"

„Aber es weht eine scharfe Luft draußen!"

„Schadet nichts!" Er hüllt seine gebrechliche Gestalt in einen Mantel und stülpt einen dunkeln Filzhut auf das wirre rote Haar.

„Adieu, Muttchen!“ Dann steigt er bedächtig die Treppe hinab.

Die Mutter ihm nach.

„Fall nicht, Ricardochen!“

Er lenkt seine Schritte dem nahen Stadtpark zu. Es ist ganz still und ganz einsam unter den kahlen Bäumen. Der Schnee dämpft jeden Laut. Am westlichen Himmel hängt ein blasses Goldrot, von dem sich die nackten Aeste seltsam abheben. In den Wipfeln der höchsten Bäume zittern noch einige Sonnenstrahlen. Er starrt fortwährend in das Goldrot hinauf. Es gefällt ihm. Es thut ihm wohl. Er weiß selbst nicht, warum. Auf dem Klavier findet er manchmal Melodien: wenn er sie malen sollte, würde er ein blasses Goldrot wählen — Goldrot, mit grauen Tönen durchzogen. Wie Schlangen, die die Sonne umarmen.

Plötzlich dringt Musik an sein Ohr. Er biegt in einen Seitenpfad ein und geht den Tönen nach. Sie kommen rasch näher. Einige Minuten später steht er am Rande einer glitzernden Eisfläche. Schlittschuhläufer gleiten darüber hin. Sie wiegen und biegen sich nach dem Takte der Musik. Sie lachen und scherzen. Ihre Augen leuchten, die Wangen glühen.

Stumm sieht er dem fröhlichen Treiben zu. Wie Schemen huschen die Gestalten an ihm vorüber. Mit einem Male stutzt er. Ist das nicht — ja wirklich — dort — ganz nahe —

„Susanne!“ flüstert er. Sie fliegt an der Seite eines blutjungen Studenten heran. Ach, wenn er das auch könnte. So dahinfliegen mit ihr. Aber seine schwachen Beine! Sein häßliches Ich!

Er hört ihre Stimme, ihr Lachen. Er folgt ihr mit den Augen, bis sie seinen Blicken entschwindet. Hastig geht er am Rande des Sees weiter, in der Richtung, wo sie verschwunden ist. Da sieht er sie wieder auftauchen. Der Student jagt sie jetzt. Wie der Sturmwind rasen sie über das Eis. Sie kommen näher und näher. Plötzlich stürzt sie hin. Ihm stockt der Herzschlag.

Im Nu ist der junge Mann bei ihr und hebt sie lachend auf. Dabei spricht er auf sie ein. Ganz deutlich hört er die Worte.

„Warum kamen Sie heute so spät aufs Eis, Susanne?“

„Ich hatte Klavierstunde, und mein Herr Lehrer nimmt's sehr genau. Bevor ich nicht alles kapiert habe, läßt er mich nicht laufen. Und dann bekomme ich fast jedesmal noch etwas von seiner eignen Musik zu hören — als Belohnung, wissen Sie.“

„Wer ist denn der Gestrenge?“

„Der kleine häßliche Buckelige aus der Johannisgasse, Herr —“

„Ach so — Herr Süß!“

„Bewahre — Herr Sauer, Maëstro Ricardo Sauer, ein putziger Kerl, der sich für einen großen Künstler hält.“

Dann lachen sie beide. Er laut und brutal, sie leise, belustigt.

Sie lacht. Ihr helles, jubelndes Lachen. Ist das wirklich Susanne? Seine Susanne? Susanne, die seine Lieder spielte und seine Phantasien beklatschte? Phantasien und Töne, die nur er kannte und sie.

Sie lacht noch immer. Sie verlacht ihn. Spott, wo er Glauben vermutete. Seine Susanne, seine Göttin — eine Kokette.

Er schauert zusammen. Wie Eisluft weht's ihn an. Fröstelnd, müden Schrittes geht er in den Park hinein. Am Himmel ist das blasse Goldrot erloschen. Nur nackte, schwarze Aeste ragen in düsteres Grau.

Zu Hause empfängt ihn die Mutter mit besorgtem Gesicht.

„Du wirst dich erkältet haben, Junge. So lange auszubleiben!“ Er antwortet ihr kaum auf ihre vielen Fragen. Einsilbig ißt er ein wenig vom Abendbrot. Dann sucht er sein Lager auf. Er ist so müde, so entsetzlich müde.

Am andern Tage ist er wie ein Träumender. Wie einer, der etwas Entsetzliches gesehen hat Ein schwaches Stechen auf der Brust ängstig ihn. Die Eisluft von gestern abend.

Zum Glück hat er vormittags keinen Unterricht zu geben. Stundenlang hockt er am Fenster und starrt auf die beschneiten Dächer der Nachbarhäuser. Die weiße Stille thut ihm wohl.

Gleich nach dem Mittagessen kommt sein Lieblingsschüler. Es ist ein langer, schöner Junge mit schwarzem, lockigem Haar und dunkeln Glutaugen.

„Ich kann dir heute keine Stunde geben, Heinz,“ sagt er zu ihm. Seine Stimme klingt matt, verschleiert. Der Junge wundert sich über seines Lehrers verändertes Wesen.

„Sind Sie krank, Herr Sauer?“ fragt er schüchtern.

„Nein, nicht krank, Heinz. Nur müde, sehr müde.“

„Dann komme ich morgen wieder!“

„Nein, bleib. Wir wollen ein wenig gehen — du weißt schon.“

Der Junge nickt und packt seine Geige aus. Ricardo schleppt sich ans Klavier.

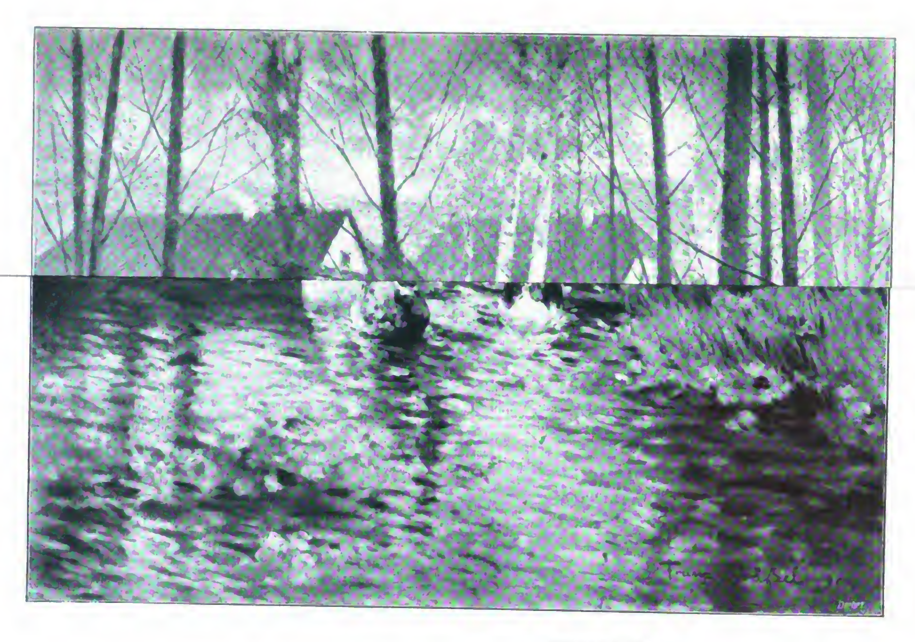
Ein voller, weicher Accord, einige Triller und Läufer. Dann beginnt die Geige zu singen. Leise, ganz leise wie ein müdes Kind. Dazwischen tönt das Klavier. Eine sanfte, gütige Mutter. Sie nimmt das stolpernde Kind an die Hand. Der Weg ist so steinig und so weit. Der Weg in das herrliche Land ...

Das nennen die beiden „gehen“. Gehen in Tönen. Gehen auf dem Wege nach dem herrlichen Lande. Sie wissen beide, wo es liegt. Aber der Weg — der weite, weite Weg ...

Plötzlich schweigt die Geige. Der Junge wirft die Locken zurück.

„Herr Sauer, ehe ich's vergesse —“

„Was, Heinz?“



Franz Grässel

Frühlingsidyll.

„Ich traf vorhin Fräulein Susanne. Sie —“

„Susanne!“ Ein dumpfes, ersterbendes Grollen. Das Klavier schweigt auch.

„Ja, Susanne. Sie läßt Ihnen sagen, sie könnte morgen nicht kommen. Sie ist zu einer Schlittenpartie eingeladen!“

„Schön, schön!“ Der Junge streicht wieder über die Geige.

„Laß gut sein, Heinz. Du kannst gehen. Komm morgen wieder, ich bin zu matt heute!“ Verwundert legt Heinz sein Instrument in den Kasten und entfernt sich. Ricardo taumelt ins Nebenzimmer zu seiner Mutter. Es flimmert ihm vor den Augen:

„Muttchen, ich muß mich legen!“ sagt er tonlos.

Sie erschrickt. „Du hast dich erkältet. Ich hab's ja gleich gesagt!“

Am nächsten Morgen muß er im Bett bleiben. Der Arzt wird geholt. Eine Lungenentzündung konstatiert er. Sie hat schon rapide Fortschritte gemacht. Das wundert ihn bei der kurzen Zeit. Auch das hohe Fieber weiß er sich nicht zu deuten. Er schüttelt sein Haupt und klopft und klopft.

„Es muß noch etwas andres dazu gekommen sein,“ meint er. „Etwas, wogegen wir nichts machen können. Eine seelische Erregung vielleicht, eine Affektion der —“

„Wo denken Sie hin, Herr Doktor! Ich möchte doch wissen!“ Frau Sauer kann sich dergleichen nicht vorstellen. Der Patient selbst giebt keine Erklärung. Er liegt still und teilnahmlos in den Kissen.

Am Nachmittage kommt Heinz. Nur auf einige Minuten, denn er muß noch zur Schule. Er setzt sich ans Bett und streicht mit seiner weichen Kinderhand dem kranken Lehrer die Haare aus der Stirn.

„Soll ich ein wenig geigen, Herr Sauer?“

„Nein, Heinz!“ Eine Weile bleiben beide stumm. Sie sehen einander traurig in die Augen. In der Brust des Knaben steigt eine Ahnung auf. Mit einem Male richtet sich der Kranke empor und hascht nach den Händen seines Schülers.

„Heinz, sieh mich an! Ich muß dir was sagen, ehe du gehst. Du wirst erreichen, was wir gesucht, wenn wir zusammengingen. Weißt du? Das herrliche Land! Ich bin auf dem halben Wege gestolpert, gestolpert über mich selbst, über mein häßliches Ich. Dir kann das nicht passieren, denn du bist schön, schön und gerade! Ich meinte dich führen zu können, ich Thor, ich blöder Krüppel! Was wollte ich mit meinem Höcker im Reiche des Schönen? Der putzige Kerl — ha — ha — ha!“

„Herr Sauer — ich — ich —“

„Geh, Heinz — geh jetzt!“ Der Junge stürmt verängstigt hinaus. Thränen rollen über seine Backen. Die Ahnung treibt sie ihm aus den Augen und die Angst.

Es ist Nacht. Die Mutter sitzt am Lager des kranken Sohnes. Er wirft sich unruhig hin und her. Mitunter stammelt er unverständliche Worte.

„Mutter, bin ich wirklich so häßlich?“

„Wer sagt das, mein Junge?“

„Niemand, und doch — alle — alle. Auch sie — auch sie — Su ...“

„Von wem sprichst du, Ricardo?“ Was er ihr antwortet, sind nur unartikulierte Laute.

Plötzlich tönt Schellengeläute durch die Stille der Nacht, Jauchzen und Lachen. Der Kranke schreckt empor.

„Sie kommen, Mutter, sie kommen zurück!“

„Wer, wer?“ Er ist aus dem Bette gesprungen und steht am Fenster. Blutigroter Qualm wälzt sich von der Straße herauf. Es sind die Fackeln der Schlittenführer.

„Dort! Dort! Ich höre sie lachen — lachen!“ Er reißt das Fenster auf.

„Susanne! Su — Su —“ Die eisige Luft raubt ihm die Stimme. Wie von einem Schlage getroffen, taumelt er zurück. Die Mutter fängt ihn auf.

„Junge, was machst du?“

„Mutter — ich — ich wachse — werde gerade — schön — so schön — Susanne, jetzt — jetzt bin ich — schön —“

Sie fühlt, wie er sich dehnt und reckt, wie seine Glieder steif werden und starr.

„Junge — du — du stirbst — armer, kleiner Ricardo — —!“

Ganz in der Ferne verklingt das Schellengeläute.





Partie und Typus eines Hauses aus Unter-Schwanden.

Der Bergsturz bei Brienz.

(Nach Aufnahmen von A. Krenn in Zürich.)

Der große Felssturz, der am 14. April oberhalb Schwanden bei Brienz im Kanton Bern erfolgte, war nur der Vorbote einer größeren Katastrophe, die sich langsam, aber unabwendbar vorbereitet. War damals eine Fels- und Erdmasse von fast einer Million Kubikmeter abgestürzt, so wird das nachrückende Bergstück auf sechs bis acht Millionen Kubikmeter geschätzt. Das Gestein ist mergliger Schiefer und mergliger Kalk (Berriasschichten). Die Sturzhöhe vom oberen Abrißrande bis auf den flacheren Boden beträgt 450 Meter. Der Absturz gefährdet Schwanden-Unterdorf, das bereits von den Bewohnern geräumt worden ist, und noch das Dorf Kienholz, das schon einmal so sehr durch die Lammbach-Katastrophe gelitten hat. Die Trümmermasse wird sich voraussichtlich auf die früheren Verwüstungsflächen des Lammbaches werfen und vielleicht stehen bleiben, bevor sie Kienholz erreicht. Vielleicht aber geht sie weiter und erreicht auch noch die Straße und die Brünigbahn. Glücklicherweise wird sie sich nach Ansicht des Züricher Geologen Professor Dr. Heim wahrscheinlich nicht mehr in den Brienzersee zu werfen vermögen; sonst stünde den Uferdörfern eine furchtbare Katastrophe bevor. Man hat wohl niemals die Vorbereitung eines größeren Bergsturzes so genau verfolgen können. Im Sommer 1897 hat die nationalrätliche und ständerätliche Kommission die Erscheinungen an Ort und Stelle von Professor Heim erläutern lassen. Seither ist die Bewegung, wie erwartet, weitergegangen, und heute muß man nach Heim den großen Bergsturz mit Bestimmtheit auf kurze Zeit voraussehen, ohne daß etwas Wesentliches dagegen gethan werden kann. Kontrollbeobachtung und Warnung sind das einzige. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der Bergsturz bald einträte; es kann aber auch noch einige Monate oder sogar Jahre dauern, aber viele Jahre gewiß nicht mehr. Von der Gestaltung der Bruchfläche im Innern hängt es ab, wie bald das Unausbleibliche geschieht.



Der Giessbach am Brienzer See.



Partie aus der bedrohten Gegend von Unter-Schwanden. (Im Hintergrund der Absturz.)



Ansicht des teilweise bereits abgestürzten, teilweise noch in Bewegung befindlichen Berges.

Gesamtansicht des Absturzgebietes. (Im Vordergrund die Lammbachverbauung und das Trümmerfeld des Lammbaches, durch das 1896 das Dorf Kienholz zerstört wurde.)



Blick über das Sturzfeld gegen das bedrohte Dorf Unter-Schwanden. (Im Hintergrund der Brienzer See.)



Der Bergsturz bei Brienz im Kanton Bern.

Die Pomade der Königin Schesch.

Von

Julius Stinde.

Vor etwa sechstausend Jahren, in abgerundeter Zahl, lebte in Aegypten ein König mit Namen Mena, der erste der geschichtlich festgestellten Herrscher des Nillandes. Ihm folgte sein Sohn Atuta, den die griechischen Schriftsteller Athothis nennen und von dem sie erzählen, daß er nicht nur die Königsburg in Memphis gebaut, sondern auch mehrere Schriften über die Beschaffenheit des menschlichen Körpers verfaßt habe. Denn er sei Arzt gewesen.

Von einem ägyptischen König ist es nicht verwunderlich, wenn er als in medizinischem Wissen wohlbewandert gepriesen wird, weil am Nil Königtum und Priestertum, Herrschaft und Wissenschaft auf das engste miteinander verbunden waren. Die Priester hielten das Wissen, auch das ärztliche, vor der großen Masse geheim; der König aber war in das Wissen der Priester eingeweiht. Die Medizinbücher des Königs sind verloren gegangen, daß sie aber wirklich vorhanden gewesen sind, das dürfte nach einigen Rezepten nicht zu bezweifeln sein, die Aufnahme in das älteste Arzneibuch gefunden haben, das, als Papyrus Ebers bekannt, eines der größten Schätze altägyptischer Litteratur ist. In diesem Papyrus, den der berühmte Forscher im Jahre 1872 zu Luqsor in Oberägypten fand, sind nämlich Vorschriften gegeben, deren Titel lautet: „Andere Mittel zum Haarwuchs, bereitet von Schesch, Mutter seiner Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten Atuta, des Gestorbenen."

Ist die Uebersetzung, „bereitet von Schesch", richtig, dann ergiebt sich die interessante Erscheinung, daß die Mutter des medizinischen Königs sich ebenfalls mit der Arzneikunst beschäftigte, und Anhänger der Vererbungslehre können daraus schließen, daß die Neigung und die Begabung zur Heilwissenschaft von der Mutter auf den Sohn vererbt wurde. Heißt es dagegen „bereitet für Schesch", so ließe sich schließen, daß Atuta, der Sohn, vielleicht seiner Mutter die Rezepte zum Haarwuchs zusammengesetzt habe; aber wenn die Königin-Mutter nur eine Spur eitel gewesen ist, wird sie wohl schwerlich haben verlauten lassen, daß sie haarwuchsbefördernder Mittel bedürftig gewesen. Da ferner der König Atuta bereits als gestorben angeführt wird, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Frau Schesch als Hinterlassenschaft ihres Sohnes, des Arzt-Königs, seine Praxis fortsetzte, wie sie nach ihrem Wissen und Können vermochte. Dies erstreckte sich weniger auf eigentliche Krankheiten als auf Schönheitspflege.

Außerdem erfahren wir durch diese Notiz im Papyrus Ebers, daß die Gattin des ersten geschichtlichen Königs des Landes Aegypten Schesch hieß, und daß lange vor dem Papyrus Ebers, dessen Abfassung die Altertumskundigen etwa in das Jahr 1550 v. Chr. setzen, in dem geheimnisvollen Lande der Weisheit bereits medizinische Niederschriften aufbewahrt wurden. Denn Mena, der Gemahl der Frau Schesch, der Vater des Atuta, lebte etwa 4200 Jahre vor Christo. —

Gewiß ist manchem noch erinnerlich, wie vor einer Reihe von Jahren Löwenpomade als ein Wundermittel zu Beförderung des Haarwuchses mit lauter Reklame als etwas ganz Neues empfohlen wurde. Die Garantie für die Wirksamkeit dem Verfertiger überlassend, weise ich hier nur darauf hin, daß die Löwenpomade durchaus keinen Anspruch auf Neuheit zu machen berechtigt war, denn in dem alten ägyptischen Arzneibuch steht ein Rezept zu einer Pomade „gegen das stellenweise Kahlwerden des Kopfes" und zwar sind zu mischen: Fett vom Löwen, vom Nilpferd, vom Krokodil, von der Katze, von der Schlange, vom Steinbock, gleiche Teile von jedem. Somit wäre die Löwenpomade eine Neuheit, die das ehrwürdige Alter von mindestens 3400 Jahren aufweisen kann.

Dann kam ein Haaröl auf, das unter dem Namen Kiki, Haaröl der Kleopatra, in den Handel gebracht wurde, Abnehmer fand und gemach wieder der Vergessenheit anheimfiel, wie es das gerechte, unabwendbare Los der Schwindelmittel ist.

Kleopatra war schön — so sagt die Geschichte — und ihrer vielgerühmten Schönheit muß der natürliche Schmuck ihres Hauptes entsprochen haben. Deshalb war es schlau, durch die Bezeichnung „Haaröl der Kleopatra" solche Leichtgläubige anzulocken, die da meinten, durch den Gebrauch des Mittels mindestens ebenso schönhaarig zu werden wie die ägyptische Königin, deren Reizen die siegreichen Feldherren des mächtigen Roms nicht zu widerstehen vermochten. Und dazu klang das Wort Kiki so fremdartig, als stecke etwas ganz Besonderes dahinter. Dies war jedoch nicht der Fall, denn Kiki war ein guter Bekannter, der nur unter seinem alten griechischen Namen, gewissermaßen in antiker Verkleidung, auf dem Markt erschien.

Es wächst ein baumartiger Strauch in wärmeren Gegenden, den wir aus Samen in Gärten ziehen und seines raschen Wachstums wegen Wunderbaum nennen. Seine Heimat ist wahrscheinlich Afrika, wo er teils wild vorkommt, teils angepflanzt wird, da seine Samen durch Auskochen und Pressen reichliches Oel geben, das zum Brennen in Lampen, zur Seifenbereitung, zum Salben und als Arznei dient. Die alten Aegypter nannten die Frucht des Baums Quaqua, die Griechen aber Kiki. In der lateinischen Uebersetzung der Arzneibücher des griechischen Arztes Dioskorides heißt das daraus gewonnene Oel oleum kikinum; unsre Pharmakopöe führt es als Oleum ricinum auf, das als Ricinusöl männiglich bekannt ist. In der That war das Haaröl der Kleopatra nichts andres als mit Wohlgerüchen zurechtgemachtes Ricinusöl zu stark erhöhtem Preise.

Wie alt der Gebrauch dieses Oeles als Haarbalsam ist, geht aus dem Papyrus Ebers hervor, der auf noch ältere, von weisen Männern verfaßte Bücher hinweist. Diese Weisen behaupteten, durch die Anwendung der Beeren des Wunderbaums wüchsen die Haare einer Frau. So uralt ist also das Ricinusöl als Haarwuchsmittel, und in Ober-

ägypten sowie in Nubien salben die Eingeborenen ihr Haupt nach wie vor mit jenem Oele, dessen ranziger Geruch höchst unerfreulich auf Europäer wirkt, die mit ihnen zusammentreffen.

Die Haarwuchsmittel der Königin Schesch sind jedoch nicht bloß einfaches Oel; es scheint, als wenn sie dem Quaqua allein nicht ganz traute. Deshalb läßt sie zusammenkochen: die Zehen von einem Windhunde, Dattelschale, Eselsklaue und Oel, und daraus eine Einreibung bereiten. Zu einer andern Pomade wurden schwarze Eidechsen genommen und zu noch einer andern sechs verschiedene Teile, die noch nicht alle entziffert worden sind. Von den elf Mitteln zur Beförderung des Haarwuchses, die das ägyptische Arzneibuch enthält, werden sechs der Königin Schesch zugeschrieben, woraus hervorgeht, daß die kluge Frau über ein unfehlbares Mittel nicht verfügte, denn hätte sie ein solches besessen, wären die andern fünf überflüssig gewesen.

Frau Schesch verstand das Haar zu erhalten, indem sie Eselszehen, mit Honig gemischt, einreiben ließ, sie verstand aber noch mehr, und zwar äußert sich dies ihr Wissen in einer Form, die kein besonders gutes Licht auf ihren Charakter wirft. Man stellt sich eine arzneikundige Königin etwa vor wie eine barmherzige Schwester auf dem Throne, das Herz erfüllt von Gedanken des Wohlwollens und des Mitleids und frei von niedrigen, unköniglichen Regungen. Frau Schesch jedoch trübt das also von ihr entworfene Bild durch zwei Vorschriften, die den Zweck haben, Haar zu entfernen. An und für sich sind diese Vorschriften nicht zu beanstanden, im Gegenteil, sie können höchst nützlich sein, wo es gilt, ein Muttermal zum Verschwinden zu bringen oder den Schatten eines Schnurrbartes auf zarter Lippe, aber sie tragen einen Zusatz, den edle Gemüter entschieden mißbilligen müssen.

Das erste Rezept lautet: Anartwurm, gekocht in Oel; der Zusatz: auf den Kopf eines verhaßten Weibes thun. Das zweite schreibt vor: Sechetpflanze (mutmaßlich Bilsenkraut) in Oel geben und auf den Kopf eines verhaßten Weibes thun.

Zwei Rezepte zu ein und derselben Bosheit, beide mit der gleichen ausdrücklichen Weisung, sie einem verhaßten Weibe anzuthun, sprechen deutlich genug. Sie sagen, daß Frau Schesch, die Königin, es für durchaus richtig hielt, eine unangenehme Mitschwester durch heimtückisches Salböl der schönsten Zierde zu berauben, ihr die seidenen Schlingen zu verderben, mit denen sie vielleicht den Mann fing, der ihr nicht gegönnt wurde. Von Eifersucht und wütendem Haß, von heimlichem Weh und heimlicher Rache melden die beiden Rezepte; sie berichten, daß vor Tausenden von Jahren die Leidenschaften, die das menschliche Herz bewegten, dieselben waren, welche es heute zu rascheren Schlägen antreiben. So weit wir es auch mit Dampf und Elektricität gebracht haben, über die beiden großen Gegensätze der menschlichen Empfindung, über Liebe und Haß, sind auch wir nicht hinausgekommen, und ich bin fest überzeugt, daß noch heute nicht wenige wären, die einer „lieben Freundin" lächelnd einen Napf Haarvertilgungspomade der Königin Schesch verehrten, wenn solche zu ergattern wäre. Da wir nicht wissen, was für ein Wurm der Anartwurm und welches Kraut die Sechetpflanze ist, vermag vorläufig kein lateinischer Koch die Mittel der rachsüchtigen Aegypterin zu bereiten, und sollte irgendwo und irgendwie haarneidischer Haß gedeihen, muß er sich andre Wege suchen, die ihn zum Ziele führen, falls er nicht vorziehen sollte, sich selbst zu besiegen und mit Rosenketten von der Liebe in Fesseln legen zu lassen.

Es ist jedoch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu bedauern, daß wir den Anartwurm und die Sechetpflanze nicht kennen, um zu untersuchen, ob die Angaben der Frau Schesch auf Wahrheit beruhen, ob ihre beiden Pomaden wirklich das Ausfallen des Haares bewirkten? Es giebt nämlich in der That Geschöpfe, deren Säfte im Volke als haarvernichtend gefürchtet werden. Zu diesen gehört namentlich eine im Mittelmeere vorkommende Schnecke — Aplysia depilans L. der Seehase —, deren Schleim, wie italische Fischer fest versichern, auf den Kopf gebracht, das Ausfallen der Haare zur Folge hat. Sollte der Anartwurm jene Schnecke sein oder ein Tier, das ähnliche Eigenschaften besitzt wie der Seehase? Wäre dies der Fall, dann ist anzunehmen, daß das Rezept der Frau Schesch im Laufe der Jahrtausende viel Klagen und Wehleid verursacht hat und manche Schöne das unerklärliche Schwinden ihrer Haarfülle mit nutzlosem Jammer erlitt, während ihre Feindin sich an ihrem Kummer weidete.

Auch eine Pflanze kennt man, deren Genuß Haarausfall bewirkt. Es ist die im tropischen Südamerika in großer Ueppigkeit gedeihende wilde Tamarinde (Leucaena glauca), die, als vorzügliches Viehfutter geschätzt, Ziege, Rind und Schaf unbehelligt läßt, bei Pferden, Eseln und Maultieren jedoch Kahlheit der Mähne und des Schweifes zur Folge hat, so daß letzterer nur aus einem glatten Stummel besteht, der den derart verunstalteten Pferden auf den Bahamainseln den Beinamen Zigarrenschwänze eingetragen hat. Wird die Fütterung mit der genannten Pflanze unterbrochen, so wachsen wieder Haare, die jedoch andre Farbe und Beschaffenheit als die ausgefallenen zeigen. Daß Arsenik, dem Futter beigemischt, den Pferden glänzende Behaarung giebt, als wären sie von edler Art und gut gepflegt, ist nicht nur den Roßtäuschern bekannt, sondern auch einfachen, braven Landleuten, denen der Käufer solche Kniffe nicht zutraut, die jedoch als Familiengeheimnisse vom Vater auf den Sohn vererbt werden.

Eine der interessantesten Einwirkungen eines Pflanzenmitttels auf das Haar teilte vor einiger Zeit das Zentralblatt für medizinische Wissenschaft mit. Es handelte sich um Pilokarpin, das Alkaloid der Jaborandiblätter, das in subkutanen Einspritzungen bei einer lichtblonden, hellblauäugigen, fünfundzwanzig Jahr alten Patientin längere Zeit hindurch zur Anwendung kam. Am zwölften Tage nach dem Beginn der sehr energischen Kur wurde bemerkt, daß das Haar der jungen Dame eine dunklere Farbe annahm. Von da an ging die Verfärbung rasch vorwärts; am sechsundzwanzigsten Tage waren die Haare bereits dunkelbraun, und vier Monate später, nachdem das Pilokarpin inzwischen bereits seit neun Wochen ausgesetzt war, zeigten sie ein tiefes Schwarz. Die mikroskopische Untersuchung ließ eine völlig normale Beschaffenheit der gedunkelten Haare erkennen, die sich von den hellen lediglich durch größere Dicke und Zunahme an Farbstoff unterschieden.

Das Pilokarpin ist ein stark schweißtreibendes, auf die Haut wirkendes Mittel; es ist möglich, daß

die langandauernde Reizung der Haut die Haarwurzeln zu erhöhter Thätigkeit anregte und dadurch eine vermehrte Absonderung des Haarfarbstoffes zur Folge hatte. Man sieht oft, daß nach Typhus den Genesenden das Haar ausgeht und daß der neuwachsende Ersatz eine dunklere Farbe zeigt als das ursprüngliche Haar. Helles Jugendhaar pflegt im Alter der Reife sich ebenfalls zu verändern, so daß sich Flachsköpfe in dunkle Blondköpfe verwandeln.

In den Jahren der Reife, wenn der Körper sich ausbaut, mehrt sich nicht nur der Haarschmuck, sondern auch das einzelne Haar wird reicher mit Farbstoff versehen. Bei vielen Tieren kann man eine ähnliche äußere Vervollkommnung alljährlich zur Zeit des Herbstes beobachten, wenn sie sich den sogenannten Winterpelz zugelegt haben.

Ein schlecht gehaltenes Tier läßt sich von einem gut gepflegten gar leicht unterscheiden und zwar an seinem Fell. Im Herbste speichern die Tiere Fett für den Winter auf; sie finden im Spätsommer reichliche Nahrung, sei es an Früchten oder an der herangewachsenen Brut ihrer Beutetiere und mästen sich instinktiv für die kommenden kalten Tage. Und diese Nahrungsaufnahme und Aufspeicherung von Substanz wirkt auch auf die Haare. Es wachsen Wollhaare als wärmende Decke, die im Frühling wieder ausgehen.

Einzelne Arten wechseln zum Winter die Farbe, wie zum Beispiel das Hermelin, das im Sommer braunrot geht, zur Schneezeit aber weiß; ebenso macht es der Schneehase. Diese Art von Winterpelz ist eine Art von Erbpelz. Denn die Kunst, ebenfalls weiß zu werden, wenn die Natur draußen weiß wird, bot den Vorfahren Schutz vor verfolgenden Feinden, und da die Weißen leben blieben, während die dunkel gefärbten auf dem Schnee erkannt, ergriffen und verspeist wurden, so hüllen die Nachkommen jener sich in die schützende Tracht, sobald die Nächte anfangen kalt zu werden, und sichern ihr Leben genau nach denselben Grundsätzen wie ihre Vorfahren, von denen sie die Fähigkeit des Haarwechsels ererbt haben.

Der Mensch macht es wie das Hermelin, wenn er dem Winter seines Lebens entgegen geht, und wird allmählich weiß. Hermelin war früher ausschließlich das königliche Pelzwerk, es gehörte zum Purpur des Mantels und zum Golde der Krone, ein Zeichen der Würde. Weißes Haar sollte auch immer ein Zeichen der Würde sein: in Ehren getragen und mit Ehren bedacht

Es pflegt langsam zu ergrauen; nach und nach schwindet der Farbstoff, und es bleibt das helle Haarrohr, jedoch kommt es vor, daß es plötzlich ergraut. Allerdings wird behauptet, solch plötzliches Ergrauen sei nicht wissenschaftlich verbürgt, und wenn jemand auch sichtlich und unzweifelhaft im Gefängnisse binnen kurzer Zeit grau ward, so läge das daran, daß er im Kerker seine Haare nicht mehr künstlich färben konnte wie zu Hause in der Freiheit. Kummer und Gram aber machen wie körperliches Leiden und Krankheit das Haar vor der Zeit grau, und daß es infolge heftiger Gemütserschütterung in einer Nacht seine Farbe verlor, davon wissen die Lebensbeschreibungen solcher zu berichten, die Furchtbares erdulden mußten. Eine Nacht machte Marie Antoinette zur Greisin; die Natur selbst klagte die Schändlichen an, die in der königlichen Frau sich gegen die Hoheit des Weibes vergingen. Das Leid, das dieser Frau zugefügt wurde, war so groß, daß das Ergrauen ihres Haares eher selbstverständlich als wunderbar erscheint. Von einer andern Herrscherin auf Frankreichs Thron, von der Kaiserin Eugenie, erzählt d'Herrisson in seinem „Prince imperial", daß, seitdem Napoleon III. am 11. August 1870 ins Feld gezogen und die erwarteten Ruhmesthaten ausblieben, vierzehn Tage genügt hätten, um das Goldblond der schönen Frau mit Silberfäden zu durchziehen.

Aber es ist nicht nur das sogenannte schwächere Geschlecht, auf das Gemütsbewegungen haarergrauend einwirken, sondern auch das sogenannte stärkere erliegt ihnen in gleicher Weise, denn in Virchows Archiv, Band 156, wird der Fall eines sechsunddreißigjährigen Mannes berichtet, dessen Haare infolge eines starken Schrecks plötzlich ergrauten. Das wäre also ein wohl verbürgter Fall.

Gram, Sorge, Entbehrung, mangelhafte Ernährung, Krankheiten werden häufig als Ursachen des Haarausfalles angeführt, der sich jedoch oft auch ohne solche Gründe einstellt, dessen frühzeitiger Eintritt in einigen Familien sogar ebenso erblich ist, wie das Ergrauen einzelner Haarbüschel.

Als man die Wirkung der Röntgenstrahlen noch nicht genau kannte, sind manchem Patienten, dessen Schädel bestrahlt wurde, die Haare hinweggeleuchtet, bis Versuche an Kaninchen lehrten, daß zu lange Belichtung mit jenen merkwürdigen elektrischen Schwingungen Haarausfall bewirkt, mäßige und weise Handhabung jedoch keinen Schaden verursacht. Im Gegenteil, man hat bei Haarkrankheiten die ungesunden Haare durch Röntgenstrahlen ausgerottet, worauf ein zufriedenstellender Nachwuchs zum Vorschein kam und zwar von dunklerer Farbe, als der erste Wuchs besaß. Es sind aber auch Fälle verzeichnet, die da melden, daß weder Röntgenstrahlen noch Geduld und Ausdauer kahle Platten wieder mit frischer Mähne bestellten, sondern daß öde und leer blieb, was leer und öde war.

Als vor etlichen Jahren die Eigenschaft der Schilddrüse entdeckt worden war, daß ihr Genuß nicht nur heilsam bei Kropfleiden ist, sondern daß er auch Fettleibige mager macht, wurde das Einnehmen von Schilddrüsentabletten Modesache, und da das neue Mittel von Fabrikanten und Händlern mit höchster Reklame angepriesen wurde, sahen sich namentlich Damen veranlaßt, es zu gebrauchen, um dadurch einige Centimeter im Umfang zum Neid und Aerger behäbiger Mitschwestern zu verlieren. Die Schilddrüsentabletten wirkten auch — nur leider mehr, als sie sollten. Sie machten nicht nur dünner, sondern auch nervös, und vor allen Dingen erzeugten sie unhemmbaren, starken Haarausfall, und häufig waren die wieder sich einstellenden Haare grau.

Es werden beinahe täglich neue Heilmittel erfunden und empfohlen, und das Publikum greift danach, bevor sie von Fachleuten eingehend geprüft wurden oder sich in der Praxis sorgsam beobachtender Aerzte bewährt haben. Wer nichts von Medizin versteht, mache sich nicht selbst zum Versuchskaninchen der Neumittel mit den gelehrt klingenden Namen und den pomphaften Anpreisungen. Wer weiß, welche Schädigung so ein Erzeugnis der modernen Giftküche dem Körper zuzufügen vermag? Vielleicht eine so gründliche,

daß massenhafter Haarausfall, wie nach der Schilddrüse, noch als ein gelindes Uebel zu betrachten wäre. Aehnlich wie Schilddrüse wirkt das neuerdings gegen Schwindsucht empfohlene Thalliumacetat. Giovannini beobachtete zuerst, daß einzelne Patienten die Haare bis zur völligen Kahlköpfigkeit bei dreimonatlicher Darreichung dieses Mittels verloren, und wie in Berlin an Mäusen und Meerschweinen festgestellt werden konnte, hat der italienische Arzt sich nicht geirrt. Minimale Gaben von Thalliumacetat machte Kahlmäuse und Glatzenmeerschweinchen.

Von diesen Mitteln hatte Frau Schesch, die ägyptische Königin, keine Ahnung, ebensowenig wie wir den Wurm kennen, aus dem sie die Pomade bereitete, die auf den Kopf eines verhaßten Weibes gethan werden sollte, damit die Haare ausgingen. Es liegen auch zu viel Jahre zwischen den Röntgenstrahlen und der Pomade der Königin Schesch.



Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Gödöllö.

Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Gödöllö.

Das königliche Lustschloß Gödöllö in der Nähe von Budapest war einst ein Lieblingsaufenthalt der verewigten Kaiserin-Königin Elisabeth. Namentlich der Jagd- und Reitsport, den sie in Wald und Wiese als kühne Reiterin ausübte, machten ihr den günstig gelegenen Ort angenehm. Aber auch für weite Spaziergänge boten die herrlichen Auen Gelegenheit. Wie die hohe Frau während einer Promenade innehält, um nachdenkend in die Ferne zu schauen, so hat sie Joseph Róna in seinem Denkmale aufgefaßt: in der Hand einen Strauß Feldblumen, in der Kleidung schlicht und ungesucht. Auf dem Sockel aus Trachitstein steht in ungarischer Sprache die Inschrift: „Unsre Königin Elisabeth", auf der Schleife des Bronzekranzes: „Dein Andenken wird ewig fortleben in den Herzen der Frauen Gödöllös". Die Bronzefigur ist 2,5 Meter hoch und wurde in der Beschornerschen Gießerei in Budapest gegossen.



Eingangsthor zur Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie.

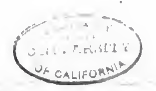
Von der Darmstädter Künstlerkolonie.

(Aufn. von Hofphot. Herbst, Worms.)

Als die Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe in Darmstadt noch im Werden begriffen war, haben wir dem Grundgedanken des Unternehmens, dem fürstlichen Mäcen, auf dessen Anregung es entstand, und den Männern, die der kunstsinnige Großherzog Ernst Ludwig von Hessen zur Verwirklichung der Pläne berufen hatte, einen ausführlichen, von vielen Abbildungen begleiteten Artikel gewidmet. Wir dürfen uns deshalb, nachdem jetzt die Kolonie und die von ihr veranstaltete Ausstellung der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht sind, auf wenige Worte beschränken. „Ein Dokument deutscher Kunst“ haben die sieben Meister auf der Mathildenhöhe ihre Ausstellung benannt, und in der That ist es ein besonderes Dokument, denn in ihm offenbart sich etwas ganz Neues, das von den herkömmlichen Veranstaltungen künstlerischer Art völlig abweicht. Die Ausstellungsobjekte sind vor allem das Ateliergebäude, nach dem großherzigen Stifter Ernst Ludwig-Haus benannt, sodann die Häuser, welche einige der Künstler für sich selbst oder ihre Kollegen errichtet haben. Zu diesen für die Dauer bestimmten Bauten der Kolonie gesellen sich noch einige andre, die nur für die Zeit der gegenwärtigen Ausstellung errichtet sind. Der Eindruck des Ganzen ist reich und einheitlich. Dies ist namentlich dadurch erzielt worden, daß die Architektur, vom Ateliergebäude bis zum Ausstellungszaun, fast ausschließlich in der Hand eines und desselben Künstlers lag, des Professors Joseph



Plakatständer in der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie.





Das Haus der Spiele in der Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie.

Olbrich. Die Darbietungen der jungen Kolonie fanden bei der Eröffnung allerdings nicht den einmütigen Beifall der Kritik, aber damit wiederholte sich doch nur der allbekannte, ewig wiederkehrende Vorgang, daß das Neue und Ungewohnte zunächst manchem Widerspruch begegnet.



Ada Christen.

Eine Dichterin von starkem Talent und ausgeprägter Persönlichkeit ist mit Ada Christen dahingegangen, die im Alter von 57 Jahren in ihrer Vaterstadt Wien verstarb. Christine Friderik — so lautete ihr Mädchenname — war die Tochter eines mit sechzehn Kindern gesegneten Kaufmannes, nach dessen Tode sie die Not in der bittersten Form kennen lernte. Kaum fünfzehn Jahre alt, widmete sie sich der Bühnenlaufbahn und trat namentlich in deutschen Theatern in Ungarn auf. Eine glänzende Wendung ihres Geschickes schien ihre Verheiratung mit dem ungarischen Großindustriellen von Neupauer zu bringen, aber nach kurzer Ehe verfiel ihr Gatte der Geistesumnachtung und verstarb bald darauf. Nun wendete sie sich, gefördert von Ferdinand von Saar, der Litteratur zu und errang gleich mit ihrem ersten Buche, den „Liedern einer Verlorenen“ (1868), eine gewisse Berühmtheit. Die Kühnheit dieser Dichtungen und ihr stimmungsreicher Gehalt erregten allgemeines Aufsehen. Bald folgten die Gedichtsammlungen „Aus der Asche“, „Schatten“, „Aus der Tiefe“, worin sich die Autorin auch als Meisterin der Naturschilderung erwies. Von ihren Werken sind ferner zu nennen das Drama „Faustina“, der Roman „Ella“, die Novelle „Vom Wege“, die Skizzen „Aus dem Leben“, „Unsre Nachbarn“ und „Als sie starb“, dann die Erzählung „Jungfer Mutter“ und das Volksdrama „Wiener Leut'“. In zweiter Ehe war Ada Christen mit dem Rittmeister Adalmar von Breden vermählt. Seit anderthalb Jahren litt sie an einer schmerzvollen Krankheit, von der sie nun der Tod erlöst hat.



Ada Christen.





Prinz Friedrich Karl-Thor.

Bilder aus Metz.

(Aufn. von Hofphot. E. Jacobi, Metz.)

Seitdem die Stadt Metz wieder mit dem Deutschen Reiche verbunden ist, hat sich an dem Bilde der alten Moselfeste manche Veränderung vollzogen, die in gleichem Maße auf Verbesserung der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse wie auf zeitgemäße Verschönerungen hinzielte. Ein Blick auf die altehrwürdige, aber in den letzten Jahrhunderten arg verwahrloste Kathedrale, ein Gang nach den erbreiterten Thoren, deren den Verkehr besonders störende äußere Poternen bereits vor acht Jahren fielen, genügen allein, um sich davon zu überzeugen. Nachdem aber die Schleifung der ganzen Süd- und Ostumwallung der Stadt beschlossen und zum Teil schon in Angriff genommen worden ist, sind die Tage einer Anzahl von Bauwerken und Anlagen gezählt, von denen einige besonders interessante hier im Bilde erscheinen. Am bekanntesten davon ist das Prinz Friedrich Karl-Thor, durch das die meisten der mit der Bahn ankommenden Besucher die Stadt betreten. Es ist ein seltsam gewundenes, aber schön ausgeführtes Gewölbe, das 1851/52 an Stelle der früheren Porte Serpenoise



Verteidigungs-Ecktürmchen.



Bilder aus Metz: Mouffel-Turm mit Schleuse.

errichtet wurde. An letztere knüpfen sich aus den Kriegszeiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts einige geschichtliche Erinnerungen, die in zwei an der entfernten äußeren Thorpoterne angebrachten Inschriften wachgehalten wurden. Die eine derselben kündete, daß am 8. April 1473 an diesem Thor die durch den Herzog Nikolaus von Lothringen überrumpelte Stadt durch den Bäcker Harelle gerettet worden sei. Die andre Inschrift bezieht sich auf die Belagerung der Stadt durch Kaiser Karl V. im Jahre 1552 und meldet, daß am 28. November des genannten Jahres bei diesem Thor der Hauptangriff des Gegners durch den Herzog von Guise abgeschlagen wurde. Die angeführten Thatsachen sind indes nicht historisch beglaubigt. Unsre Ansicht zeigt das Thor von der äußeren (Bahnhof-)Seite. Nicht weit davon erhebt sich aus den nach Osten laufenden Wällen und Mauern der Camoufle-Turm, einer der Fußpunkte des steinernen Gürtels, der in Dreieckform zur Römerzeit die Stadt einschloß. Der zweite Fußpunkt dieser Einfassung, der bei dem in jüngster Zeit abgetragenen Citadellenthor gelegene Höllenturm, ist dem Einebnungswerk bereits vor einigen Monaten zum Opfer gefallen. Vorher eine Abbildung davon herzustellen, war schon aus dem Grunde nicht möglich, weil das geschichtlich sehr interessante Bauwerk aus den im Laufe der Jahrhunderte an dieser Stelle stets erhöhten Festungswällen nicht mehr hervorragte. Das dritte Bild führt uns in den malerischen Teil der alten Befestigung zwischen dem Mazellenthor und dem Deutschen Thor; es zeigt eines der vielen Wachttürmchen, welche die Einförmigkeit der äußeren Festungsmauern unterbrachen, deren Wert für die Verteidigung aber schon lange als bedeutungslos erkannt wurde. Das St. Theobaldsthor wurde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch den damaligen Gouverneur der Stadt, Marschall von Belleisle, errichtet. In der Zeit der großen Revolution hatte man an dem im Stile eines toskanischen Triumphbogens errichteten Thor an Stelle des Lilienwappens ein Schild mit dem gallischen Hahn angebracht.



Theobalds-Thor.

Aus den Kunstsammlungen des Kaisers Wilhelm II.

Als gelegentlich der Weltausstellung des vorigen Jahres der Deutsche Kaiser zum Schmuck der Repräsentationsräume im „Deutschen Hause“ die Perlen der Kunstsammlung Friedrichs des Großen nach Paris sandte, empfand man an der Seine dies dankbar als eine große und seltene Aufmerksamkeit. Handelte es sich doch um Schätze von fast unermeßlichem Werte, welche der Kaiser da auf die Reise geschickt hatte, um Kunstwerke, die zu den berühmtesten Bildern der Welt gehören.



J. A. Watteau
Der Tanz.

Friedrich der Große ist, wie bekannt, ein leidenschaftlicher Freund französischer Kunst, wie französischer Kultur überhaupt gewesen, die ja damals auch für die ganze übrige Welt vorbildlich war, und alle von ihm bewohnten Stätten waren geschmückt und belebt durch Werke jener großen französischen Maler, der Antoine Pesne und van Loo, der Watteau, Lancret, Pater, Chardin und Boucher, der Bildhauer Pigalle und Lambert Sigisbert Adam und andrer, aller dieser Hohenpriester der Grazie und des verfeinerten Lebensgenusses. Die bunte Sittenlosigkeit, die maßlose Genußsucht des französischen Hoflebens, welche die kleinen Sonnenkönige in München und Dresden, in Stuttgart und Kassel und noch viel kleineren Residenzen mit Begeisterung nachäfften, hatten am Hofe des dritten preußischen Königs keinen Eingang gefunden; aber die Schönheit und Anmut, die aus jenem Luxus geboren wurden, schätzte er über alles, und er scheute auch keinen Aufwand, um dieser Liebhaberei gerecht zu werden. Schon als Kronprinz zu Rheinsberg sammelte er Werke von Malern der galanten Feste um sich, und ein Antoine Pesne war beschäftigt, das Schlößchen mit graziösen Deckenbildern zu schmücken und den Kronprinzen wie seine Freunde zu porträtieren. Dr. Paul Seidel schreibt über den Sammeleifer Friedrichs II.: „Ein Gang durch die Schlösser in Potsdam genügt, um erkennen zu lassen, welche Bedeutung die französische Kunst seiner Zeit in den Neigungen des Großen Königs gehabt hat. Ueberall, im Stadtschlosse, im Schlosse und Parke von Sanssouci, im Neuen Palais grüßen uns die Werke hervorragender Künstler Frankreichs aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sei es in den Gemälden, Skulpturen und Möbeln, mit denen die Wohnräume Friedrichs ausgestattet sind, sei es in den zahlreichen Marmorfiguren, die zwischen den Büschen des Parkes von Sanssouci hervorleuchten oder sich in dem Wasser der Fontänenbecken spiegeln." Der König korrespondierte eifrig mit seinem Gesandten und seinen Agenten in Paris wegen der Bestellung und Erwerbung von Kunstwerken, er zog hervorragende Kräfte ins eigne Land und ließ die einheimischen Kunsthandwerker sich an den fremden Vorbildern schulen. Der Besitz des Königs umfaßte schließlich 13 Bilder von Antoine Watteau (geboren 1684, gestorben 1721), 26 Werke von Nicolas Lancret (1690 bis 1743), 38 Gemälde von Jean Baptiste Joseph Pater (1695—1736) und vier Arbeiten von Jean Baptiste Simeon Chardin (1699—1779). Daneben nennt das Hohenzollernhaus als Erbe Friedrichs des Großen noch Bilder von Jean François de Troy (1679—1752), dem mehrfach genannten Antoine Pesne (1683—1757), François Boucher (1703—1770), Charles Antoine Coypel (1694—1752) und manchen andern sein eigen. Kostbare Statuen und Büsten von Houdon, Pigalle und Adam, Lemoyne, Bossée, Couston l. j., Bouchardon, Tassaert, hervorragende Gobelins, Bronzen und Möbel vervollständigen diesen einzigartigen Besitz an Meisterkunstwerken des Rokoko.

Das starke Interesse, welches die Sammlung 1900 in Paris fand, hat wohl die Herausgabe einer Publikation veranlaßt, die jetzt vorliegt: „Meisterwerke aus den Kunstsammlungen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers" (Berlin, Photographische Gesellschaft). In 27 schönen Gravüren größten Formates, die zu einer prächtigen Mappe vereinigt sind, finden wir in der Hauptsache gerade jene Auswahl von Werken des genannten Kunstschatzes wiedergegeben, welche im Vorjahre in Paris bewundert wurde. Einiges freilich, das dort nicht zu sehen war, ist hier wiedergegeben, so Antoine Watteaus herrliches Hauptbild „Die Einschiffung nach Cythere". Es giebt vielleicht kein zweites Kunstwerk, in dem sich der Geist jener Zeit mit aller seiner sinnlichen Grazie, seiner koketten Ueppigkeit, aber auch mit seiner Neigung zu symbolischem Schwulst so prächtig widerspiegelt, wie in diesem Bilde. Wie anmutig wußten sie damals das Verfängliche zu verzuckern, wie geschickt haben sie die zierliche Sünde mit poetischem Mummenschanz bekleidet, ja selbst dem Lüsternen den Reiz der Unbefangenheit vorgetäuscht. Die Meisterschaft in diesen Künsten wächst und fällt bei den Malern der „fêtes galantes" auch mit ihrer Kunst, und der Meister aller andern ist eben wieder Antoine Watteau, der anmutiger, zierlicher und unbefangener ist, weil er auch als Maler die übrigen meist um Hauptes länge überragt. Von Watteau sind in der genannten Mappe noch die beiden Firmenschilder des Kunsthändlers Gersaint, „Der Liebesunterricht", „Das Konzert", „Der Tanz" und „Die Liebe auf dem Lande" reproduziert. Von den sieben Blättern nach Pater sei besonders auf das figurenreiche „Fest im Freien" und das „Blindekuhspiel" hingewiesen. „Das Bad" ist schon an der Grenze jener Absichtlichkeit, die nur verhüllt, um ahnen zu lassen. Neun der Gravüren geben Bilder Lancrets wieder, der manches Mal recht nahe an Watteau heranreicht. „Die Tänzerin Camargo", „Das Moulinet", „Die Gesellschaft im Gartenpavillon", „Der ländliche Tanz" wären in erster Linie zu nennen. Von Chardin ist „Die Briefsieglerin" wiedergegeben und „In der Küche", ein Werk stiller und ernster Kunst, das sich beinahe vereinsamt ausnimmt in dieser lustigen Gesellschaft. Die eminent feinen Valeurs der Chardinschen Bilder müssen diese uns modernen Menschen besonders anziehend machen und zeigen uns eigentlich im malerischen Sinne die Kunst des Rokoko von ihrer edelsten Seite. Als ein charakteristisches Gegenstück mag das Blatt nach Bouchers „Venus, Merkur und Amor" gelten. Hier ist die Malerei nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Teil des Gesamtkunstwerks einer Raumdekoration, schwungvoll, formenreich, liebenswürdig und glatt, aber ohne Innerlichkeit und wahren Gehalt. Weiter haben sich die Götter Griechenlands wohl nie vom klassischen Olymp verirrt wie damals, als sie den Hofkünstlern des achtzehnten Jahrhunderts für ihre gefälligen Allegorien Modell stehen mußten. Vielleicht beschreibt einmal ein lachender Homer die Irrfahrt der Olympier nach dem gallischen Norden. o.



Felspfade im Wiener Ausflugsgebiete.

Von

Hans Biendl.

(Photogr. Aufnahmen von Carl Hofmann in Wien.)

Pustend und keuchend schleppt die Berglokomotive die Last des Abendpostzuges von der Südbahnstation Gloggnitz bergwärts. Größer als gewöhnlich ist diesmal diese Last, denn es ist Sonnabend, und Hunderte von Wiener Ausflüglern eilen hinaus in den herrlichen Kranz von Bergen, die sich im Süden der alten Kaiserstadt erheben. Knapp vor Mitternacht rollt der Zug schwerfällig in eine Station. „Payerbach" rufen die Kondukteure, und der drangvoll fürchterlichen Enge der Coupés entwindet sich eilig eine Schar jugendkräftiger Gestalten. Bei flüchtiger Betrachtung gleichen fast alle einander. Ueberall Lodenkleider, deren Farbe im nächtlichen Dunkel — mitunter wohl auch bei Tageslicht — kaum zu bestimmen ist, überall schwere, eisenbeschlagene Schuhe, überall zerknitterte, ihrer einstigen Form längst entfremdete Hüte mit einem oder auch mehreren metallenen Sternen oder Schildchen darauf. Ueberall aber auch fröhliche Gesichter und Augen, aus denen Jugendmut und Lebensfreude leuchten. Sieht man näher zu, so zeigen sich gar bald die Unterschiede, wodurch sich diese scheinbar gleichartige Schar in einzelne Gruppen sondert. Da sind die einen, deren Hand ein kurzes, leichtes Stöckchen schwingt und deren Schultern nur ein gar schmächtig aussehendes Rucksäckchen belastet. Sie haben keine großen Pläne; ein genußreicher Spaziergang auf sanft geschwungenem Bergesrücken, von dem sie den Hut geschmückt mit weißen Schneerosen oder duftenden „Petergstamm" (Primula auricula), mit blauem Enzian oder rotleuchtenden Kohlröschen heimbringen, genügt ihnen. Mühsameren Pfaden streben schon jene andern zu, deren Hand das typisch gewordene Ausrüstungsstück des Bergsteigers, den langen, starken Bergstock führt. Eine kleine, am oberen Ende des Stockes angebrachte Leder- oder Hanfschlinge verrät, daß sein Träger auch jene Pfade nicht scheut, wo die Hand thätig mithelfen muß zur Sicherung und Fortbewegung des Körpers. Aber auch noch eine dritte Gruppe ist da, den beiden erwähnten gegenüber klein an Zahl, aber groß an Thatendurst. Ihre Schnerfer bergen starke Seile und die hanfbesohlten Kletterschuhe, die dem sorgsam tastenden Fuß dort noch Halt bieten müssen, wo der plumpe Nagelschuh versagt, in früher Jahreszeit klirren die stacheligen Steigeisen auf ihren Rücken, und ihre Hand führt die wuchtige Eisaxt. Das sind die „Wilden", Leute, die den Tag als verloren betrachten, an dem sie nicht wenigstens einen harten Strauß mit widerspenstigen Felsen ausgefochten haben. Fast alle von ihnen kennen sich untereinander, und jeder weiß vom andern ziemlich genau anzugeben, was dieser bisher in den Bergen „gemacht".

In einem Coupé, in dem einige enragierte Glieder dieser letzten Gilde die kurze Reise von Wien bis Payerbach zurückgelegt haben, ist ein einzelner Fahrgast zurückgeblieben, dem nun ganz wirr im Kopfe ist. Er kam direkt aus dem flachen Norden, und der touristische Jargon, den seine Reisegefährten sprachen, kam ihm so fremdartig vor wie die Sprache der alten Hindu. Durch etwa drei Stunden hat er von wenig anderm gehört als von brüchigen Felsen und glattgewaschenen Platten, von Stemmkaminen, „eleganten" Graten und „feinen" Traversen. Seine anfängliche Befremdung hat in



Felspartie am Bismarcksteig auf der Raxalpe.



Kletterübungen am Peilstein im Wienerwald.

Staunen umgeschlagen, als er erfuhr, daß das „Feschește“ einer soeben mit wahrer Begeisterung als überaus pikant geschilderten Situation darin liegt, daß man dort mit den Fingerspitzen an winzigen Vorsprüngen an einer steilen Felswand hängt und mit den Füßen vergebens nach Stützpunkten tastet. Sein Staunen wurde nicht geringer, als er hörte, wie sich sein Sitznachbar über eine „vollständig griff- und trittlose“, steilgestellte Felsplatte „hinübergeschwindelt“ hat, und es wurde zur Verblüffung, als er zur Kenntnis der Existenz von Felsgraten gelangte, die „messerscharf ansetzen“ und sich in ihrem weiteren Verlaufe immer mehr verschärfen. Daß seine Coupégenossen über solche Grate zu „reiten“ pflegen, leuchtet ihm — nachdem er den ersten philiströsen Gedanken, daß zum Reiten ein Reittier nötig sei, von sich gewiesen — einigermaßen ein, obwohl es ihm nach wie vor unerklärlich bleibt, wie sie sich bei dieser Thätigkeit davor bewahren, von dem „Messergrat“ in umgekehrter Weise halbiert zu werden, wie jener ungläubige Moslim durch weiland den wackeren Schwaben in Uhlands Dichtung.

Doch wir müssen den verblüfften Reisenden seinen Zweifeln überlassen und eilen, damit wir die Bergsteigerschar einholen, die inzwischen den Bahnsteig verlassen und sich in größere und kleinere Gruppen gegliedert hat, die nun, stramm ausschreitend, ihren Wanderzielen zustreben. Für die Gruppe der Kletterer giebt es der Hauptsache nach nur deren zwei: den Schneeberg und die Raxalpe. Wiens Umgebung ist an pittoresken Landschaften reich; mancher sanfte Bergrücken hat seine wilde Seite und bietet den Freunden des Kleltersports ein weites Uebungsfeld. So der wenig mehr als 700 Meter hohe Peilstein, der gegen Westen ungemein steil und wild abbricht und an dessen Felsen schon so manches verwegene Kletterkunststück ausgeführt wurde. Aber diesen Gebieten fehlt doch noch der Reiz alpinen Landschaftscharakters, der dem Schneeberge und der Raxalpe in hohem Maße eigen ist. Nur durch die Thalfurche des Höllenthales, durch das die Schwarza ihre klaren Wellen wälzt, voneinander getrennt, stehen sie sich als ebenbürtiges, miteinander rivalisierendes und doch einander harmonisch ergänzendes Brüderpaar gegenüber. Des Raxbesteigers erster Blick gilt dem lieben alten Nachbar, und der steht — wohl im Vollbewußtsein seines 66 Meter betragenden Höhenvorsprunges — so stolz und breitspurig da, daß man es der Raxalpe nicht verdenken kann, daß sie ihm ein gar grimmiges Gesicht zeigt und ihm ihre düstersten Schluchten und ihre abweisendsten Steilwände entgegenstellt. Freilich leistet sie damit dem Rivalen nur gute Dienste, denn der bietet gerade diesen Anblick seinen Freunden als eine seiner besten Gaben dar.

Beide Berge sind vielfach leicht zugänglich, doch mancherorts bauen sie sich in gar jähen Felswänden aus dem Thale auf. Dort giebt es großartige und wilde Felsscenerien, und diese Gebiete hat das immer thatenlustige Bergsteigervölkchen bis in ihre verborgensten Winkel durchstöbert, und dabei hat es den mächtigen Felswällen eine Reihe von kühnen Anstiegsrouten abgetrotzt. Die beiden Berge sind so schon vor Jahrzehnten zum vornehmsten Uebungsgebiete für die Wiener Bergsteiger geworden, in dem so mancher, dessen Name heute hoch im Ansehen bei der internationalen Gilde der „Climbers“ steht, seine ersten — oder auch die zweiten und dritten — Bergschuhe durchgetreten hat. Während aber der Schneeberg vorwiegend die Freunde nicht allzu mühevoller Touristik anzog und heute scharenweise Besucher empfängt, die mit Dampfkraft zur Höhe befördert wurden, hat sich die Raxalpe mit ihren 59 Anstiegsrouten — vielleicht sind es, während diese Zeilen zu Papier gebracht werden, 60 oder 61 geworden — zum Dorado der „Wilden“ entwickelt. Unter diesen Anstiegsrouten befindet sich eine erkleckliche Anzahl solcher, zu deren Begehung der Bergsteiger vielleicht ein geringeres Maß von Ausdauer, keinesfalls aber ein geringeres Maß von Kraft und Gewandtheit benötigt als zu mancher vielgerühmten Felsentour im steinernen Zaubergarten der Dolomiten. Aber auch für jenen, dessen Können für solche schwindlig-rauhe Pfade



Blick vom Raxplateau auf den Schneeberg (südlicher Gipfel: Klosterwappen, 2075 Meter).

Blick vom Schneeberg auf das Raxplateau (im Thale: Kaiserbrunn)



Aufstieg über das Wilde Gamseck (Raxalpe).

noch nicht ausreicht, giebt es genug des Interessanten; vor allem findet er, auf engem Raum vereinigt, eine Stufenleiter von Kletteraufgaben, auf der er behutsam vom Leichten zum Schweren und von diesem zum Schwierigsten weiterschreiten kann.

Dem Interesse, das die Wiener Bergsteiger der Raxalpe entgegenbringen, Rechnung tragend, haben denn auch die touristischen Vereine dieses Gebiet zum Gegenstande besonderer Fürsorge gemacht. Ein dichtes Netz von Wegbezeichnungen steht dem Wanderer leitend zur Seite, und vier zu jeder Jahreszeit bewirtschaftete Unterkunftshäuser, sowie vier Schutzhütten stehen ihm zur Verfügung. Diese Unterkunftsstätten sind insbesondere zu winterlicher Jahreszeit von unschätzbarem Wert: denn da vermag der grimme Geselle Schneesturm mit gar furchtbarer Macht sein grausiges Spiel zu treiben und das sonst so freundlich-harmlose Raxplateau zum Tummelplatz gar ernster Gefahren zu gestalten, denen zu entrinnen nur der zähen Kraft des kundigen und geübten Alpinisten möglich ist. Da fällt gar leicht die Entscheidung über Leben und Tod mit dem Erreichen oder Nichterreichen einer schirmenden Stätte zusammen; die leider reiche Unfallschronik der Raxalpe weiß von unglücklichen Opfern zu erzählen, die, schon der rettenden Zuflucht nahe, erschöpft auf die weiße Schneedecke niedersanken, während der brüllende Sturm den Schall ihres letzten schwachen Hilferufes in Regionen entführte, aus denen keine Hilfe kommen konnte.

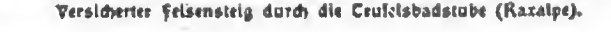
Auch den Wegbauten haben die alpinen Vereine rege Aufmerksamkeit gewidmet, und neben bequemen Wegen, deren Anlage sich aus der natürlichen Form des Berges ergab, wurden auch durch wilde Felsscenerien führende Steige erbaut und derart durch Anbringung von Leitern, Klammern, Drahtseilen, Ketten und dergleichen versichert, daß deren Begehung zu sommerlicher Jahreszeit für jeden schwindelfreien Menschen gefahrlos ist. Einer der schönsten Anstiege dieser Art ist der durch die „Teufelsbadstube“, der aus dem Großen Höllenthale angesichts eines überwältigend großartigen Felskessels — der großen Teufelsbadstube — zum Raxplateau hinanführt. Der Steig wurde schon zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts zu Jagdzwecken angelegt: aber erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurde der inzwischen verfallene und fast vergessene Weg von Wiener Bergsteigern wieder aufgefunden und für touristische Zwecke in Anspruch genommen. Die Begehung des Anstiegs durch die Teufelsbadstube in seinem damaligen Zustande war nicht ungefährlich; vor einigen Jahren wurden aber hier ausgiebige Verbesserungen vorgenommen, und seither ist er einer der beliebtesten Raxwege geworden.

Vom „Teufelsbadstubensteige“ in jeder Beziehung grundverschieden, aber kaum weniger beliebt als dieser, ist der „Bismarcksteig“. Während der erstere, wie erwähnt, auf eine lange Vergangenheit zurückblicken kann, ist der „Bismarcksteig“ ein Produkt des jüngsten Zeitalters, denn kaum zwei Jahre sind verflossen, seit er entstanden. Seine Trace



Partie am Zerbenriegel-Steig (Raxalpe).





Versicherter Felsensteig durch die Teufelsbadstube (Raxalpe).

verläßt das Raxplateau bei dem Carl Ludwig-Schutzhause, quert die mächtigen Felsabstürze des Predigtstuhles und mündet dann wieder in das Plateau unweit der Stelle, wo ein eisernes Kreuz, das „Schröckenfuchskreuz“, verkündet, daß hier im Jahre 1875 ein Wanderer erschöpft zu Boden gesunken sei, um sich nicht wieder zu erheben. Der Bismarcksteig vermittelt also keinen Anstieg vom Thale, sondern einen luftigen Quergang an gewaltigen, steilen Felswänden entlang, der sich vielfach auf kühn angebrachten Eisenklammern und Stiften vollzieht. Der Hauptreiz dieses Weges liegt in den prachtvollen Tiefblicken ins Preiner Thal hinunter.

Die rechte und echte Klettererigilde vermag jedoch diesen künstlichen Wegen nicht allzuviel Geschmack abzugewinnen, und es sieht fast einem Proteste von ihrer Seite gleich, daß sie zu fast allen diesen Wegen Parallelrouten und Varianten ausfindig gemacht haben, die den gleichen Namen, jedoch mit einem Epitheton ornans, führen, das zugleich zu ihrer Charakterisierung beiträgt. So finden wir neben dem wohlversicherten „Gaislochsteige“ ein „Wildes“ und ein „Neues Wildes Gaisloch“, neben dem „Teufelsbadstubensteige“ eine „Wilde Teufelsbadstube“, neben dem „Wildfährtensteige“ eine „Schneidige Wildfährte“ und andres mehr.

Auch der „Zerbenriegelsteig“, der mitten durch die großartigsten Felspartien der Raxalpe, durch die „Kahlmäuer“, führt, und der eine Zeit hindurch als ungemein schwierig und gefährlich verrufen war, wird — obwohl hier noch keine menschliche Hand verbessernd und erleichternd eingegriffen hat — von den Kletterern der Gegenwart ziemlich gering eingeschätzt, und er mußte es sich gefallen lassen, durch einen „Wilden“ und einen „Allerwildesten Zerbenriegel“ übertrumpft zu werden. Gar hoch im Ansehen stehen bei den Kletterern hingegen die Routen der „Lucketen Wand“, des „Katzenkopfsteiges“ und andre, Routen, die ihrer außerordentlichen Schwierigkeiten wegen nur zum Aufstieg benutzt werden; ferner das „Kleine Uebelthal“, dessen kurze, aber ganz eigenartige Kletterstellen es nur zum Abstieg geeignet erscheinen läßt. Hier steht der Kletterer im Verlaufe der Tour einmal vor der Aufgabe, von einem schmalen Felsbande an furchtbar steiler Wand zu einem gleichen, tiefergelegenen zu gelangen. Die glatten Felsen aber wehren ihm den Weg, und der einzig mögliche Ausweg führt über einen Baumstamm, der seine Wurzeln in die Fugen und Ritzen des unteren Felsbandes getrieben hat und neben dem Kletterer — jedoch kaum für dessen Fingerspitzen erreichbar — aufragt. Sich vornüber beugen, bis die Wirkung der Schwerpunktsverlegung fühlbar wird, schon halb fallend den Stamm blitzschnell umfassen und an ihm hinabgleiten, während das Auge unvermittelt in die dräuende Tiefe blickt — das ist ein etwas grausiges Vergnügen, das sich nur wenige starknervige Naturen gönnen dürfen.

Wenngleich an Schwierigkeit gegen die letzterwähnten Routen etwas zurückstehend, zählt das „Wilde Gamseck“ doch zu jenen Raxwegen, die von den Freunden des Klettersports mit Vorliebe aufgesucht werden. Dafür giebt es da aber auch senkrechte Wandstufen, die mit regulären Klimmzügen überwunden werden müssen, eine schuttbedeckte Felsrinne, in der der Fuß vorsichtig tastend aufwärts strebt, schwindelerregende Quergänge an steiler Felsenwand, einen senkrechten, engen Kamin, das ist eine Felsspalte, in der sich des Kletterers Körper langsam emporschiebt, und zum guten Ende noch einen luftigen Gang längs eines schneidigen Felsgrates, dem — um die Kopie eines Hochgebirgsgrates vollständig zu machen — auch der den Weiterweg hemmende und zu überkletternde Gratturm nicht fehlt. Zu allem dem gesundes und festes Gestein, dem Hand und Fuß gern vertraut, und prächtige Blicke hinab in stille, tannenumrauschte Thäler und weit hinaus ins grüne steirische Land, — was verlangt das Bergsteigerherz noch mehr?

So ringen denn allsonntäglich Menschenkinder, die sich ihrer kurzen Freiheit freuen, im Norden, Süden, Osten und Westen des massigen Raxalpstockes mit den harten Felsen um den Weg zur Höhe. Ist er erzwungen, dann giebt es noch eine genußreiche Wanderung auf der mattengeschmückten Hochfläche, und endlich, wenn die Sonne hinter die Kämme der fernen Ennsthalerberge hinabtaucht und mit ihren letzten Strahlen den Horizont blutig färbt, während schon aus den Schluchten und Gräben die Schatten der Nacht, die tagsüber dort gebannt gewesen, emporzukriechen beginnen, dann eilt das Bergsteigervölkchen auf leichten Pfaden zu Thal. Alles ist freudig bewegt, und allen leuchten die Augen, als hätten sie da oben einen Schatz gefunden. Und sie haben auch einen gehoben, aber sie halten ihn wohl geborgen, und du findest nichts Auffälliges an ihnen, wenn's nicht etwa ein arger Riß in Rock oder Beinkleid ist. Aber heimgekehrt, beginnen sie zu zehren von ihrem Schatze, und das hilft ihnen hinüber über freudlose Tage mühevoller Pflichterfüllung bis zum nächsten Tage der Freiheit, der sie wieder emporführt über rauhe Pfade zu lichter Bergeshöh', zur Schatzkammer der Gesundheit, des Mutes und reiner Freude.

Wie die Rosen.

Am Wege steht ein knorrig-wilder Strauch,
Ganz übersät mit jungen Heckenrosen,
Umweht von zartem, blütenreinem Hauch,
Mit dem die frischen Morgenlüfte kosen.

Die Rosen blühten manchen Sommertag,
Da zog ein Wetter auf mit wildem Toben,
Der Blüten Pracht verweht am Boden lag,
Und aller Schönheitsduft ist jäh zerstoben.

Im jungen Blühen sind sie rasch verblasst,
Kein langes Welken brauchten sie zu sehen!
Heil dem, den jung des Todes Hand erfass', —
So wie die Rosen möcht' auch ich vergehen.

Elimar von Monsterberg-Münckenau.



Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

„Er ist ein Revolutionär ohne Pathos und ohne Embleme, der alles theatralische Zubehör der Revolution wie Schwüre und Zeremonien und Verschwörungen verlacht. Er braucht den Vergleich mit keinem Freiheitsmann dieses Jahrhunderts, welchen Landes auch immer, zu scheuen. Keiner besaß höhere Geistesgaben, keiner that es ihm an Uneigennützigkeit zuvor.“ So kennzeichnet mit wenigen, knappen Worten Georg Brandes in der Einführung zu der bereits in zweiter Auflage uns vorliegenden, bei R. Lutz in Stuttgart erschienenen deutschen Uebersetzung der „Memoiren eines Revolutionärs“ von Fürst Peter Krapotkin den merkwürdigen Urheber dieses merkwürdigen Buchs. Daß ein aus altem Adelsgeschlechte im Schoße des Ueberflusses geborener Mann, ein Mann, der seine Erziehung auf der vornehmsten Schule des Landes, im kaiserlichen Pagencorps, erhalten und allein dadurch schon die Anwartschaft auf eine glänzende Carriere erworben hatte, seinen Reichtümern und allen Vorteilen seines Standes entsagen konnte, um jahrzehntelang das Leben eines einfachen Arbeiters zu führen, wird manchem deutschen Durchschnittsleser unfaßbar erscheinen, und das Rätsel wird sich ihm vielleicht noch verwirrender gestalten, wenn er erfährt, daß derselbe Mann, den er wohl nur obenhin als einen der Führer der modernen anarchistischen Bewegung kennt, eine wissenschaftliche Kraft ersten Ranges ist, eine Kraft, hochgeschätzt in den Kreisen ihres Faches; der wir unter anderm die erste zuverlässige Kunde über Gestaltung und Entstehungsgeschichte eines großen Teiles unsrer Erdoberfläche verdanken. Es ist in der That ein merkwürdiger Mann, und nicht minder eigenartig erscheint, von welcher Seite man es auch betrachte, sein Buch. Zum Teil liest es sich wie ein spannender, aufregender Roman, zum Teil wie ein objektiver, aufklärender Bericht über Verhältnisse und Zustände, von denen wir bisher eine nur unbestimmte und verworrene Vorstellung gehabt. Brandes charakterisiert es sehr richtig, wenn er als sein Hauptmerkmal hervorhebt, daß es so unpersönlich wie möglich gehalten sei. Der Verfasser, sagt er, gehört nicht zu denen, die gerne von sich reden; wenn er es thut, geschieht es nur widerstrebend und mit einer gewissen Schamhaftigkeit. Man findet keine den Schleier lüftende Beichte über das eigne Ich, keine Empfindsamkeit und keinen Cynismus. Krapotkin verweilt weder bei seinen schlimmen noch bei seinen guten Seiten; er läßt sich auf keine vulgäre Vertraulichkeit mit dem Leser ein. Er teilt uns nicht mit, wann er verliebt gewesen ist, und berührt sein Verhältnis zu dem andern Geschlecht so wenig, daß er nicht einmal seiner Verheiratung gedenkt und wir nur zufällig aus einer flüchtig hingeworfenen Bemerkung erfahren, daß er vermählt ist. Daß er Vater, und zwar ein äußerst zärtlicher, ist, findet er nur gerade Gelegenheit, in all der Kürze zu berühren, mit der er die letzten sechzehn Jahre seines Lebens zusammenfaßt. Sein Ziel ist mehr, eine Seelenschilderung seiner Zeit als seiner selbst zu geben. Man findet in seinem Buche eine psychologische Zergliederung des offiziellen Rußlands, wie des ausgebeuteten Rußlands, des arbeitenden Rußlands, wie des erstarrten Rußlands. Ebenso ist er mehr darauf bedacht, die Geschichte seiner Zeit wiederzugeben als seine eigne. Seine Lebensdarstellung enthält die Geschichte Rußlands, wie er sie von Kindesbeinen an mit erlebt hat, sowie die der europäischen Arbeiterbewegung während der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn er sich in seine innere Welt vertieft, sehen wir die äußere sich darin spiegeln.

Brandes vergleicht Krapotkin mit Tolstoj, und er hat recht, denn, wie er selbst hervorhebt, giebt es augenblicklich in Rußland zwei große Männer, die sich beide dadurch auszeichnen, daß ihr Denken im Dienste des russischen Volkes steht und daß zugleich ihre Gedanken der Menschheit zu gute kommen. Tolstoj, der uns in dichterischer Form so manche Abschnitte seines eignen Lebens vorführt, ist Künstler, während Krapotkin, der Mann der Wissenschaft, uns ohne jede dichterische Umschreibung die Summe seiner Existenz zieht. Tolstoj wird durch religiöse, Krapotkin durch soziale Grübeleien dazu getrieben, die abgesteckte Bahn zu verlassen. Menschenliebe erfüllt beide; sie begegnen sich in ihrem Abscheu vor der Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit, Roheit und Grausamkeit der oberen Klassen, wie nicht minder darin, daß sie sich wie von innerer Gewalt zu dem niederen Volke hingezogen fühlen. Beide haben mehr Blick für die Feigheit als für die Dummheit in der Welt. Beide sind Idealisten, beide Reformatoren, beide friedliche Gemüter, doch Krapotkin der weitaus friedlichere, so sehr auch Tolstoj den Frieden predigen und jene verdammen mag, die zur Selbsthilfe greifen, da Krapotkin deren Vorgehen berechtigt findet und mit Terroristen in freundschaftlichem Verkehr gestanden hat. Am meisten unterscheiden sie sich durch ihr beiderseitiges Verhältnis zur Intelligenz und zur Wissenschaft, die Tolstoj in seiner religiösen Leidenschaft geringschätzt und herabsetzt, während Krapotkin sie hoch in Ehren hält, wenn er es auch nicht billigt, daß der Mann der Wissenschaft über seinem Fach das Volk und dessen Not vergißt.

Die romantische Stimmung herrscht in dem ersten Teil der Lebensbeschreibung vor. Die Kindheit des Autors verlief fast wie ein Idyll, doch wurden die Lichtseiten dieses Idylls — man ver-

gesse nicht, daß es sich in „Halb-Asien“ abspielt — schon durch trübe Schlagschatten gestört, vor allem durch die Erfahrungen, die der gut und weichherzig veranlagte Knabe über die Lage der Leibeignen machen mußte. Ihm selbst und seinen Geschwistern traten diese Leibeignen wie Freunde und Beschützer entgegen, von ihren „Herren“ aber, die mit der größten Herzlosigkeit in ihr Lebensschicksal eingriffen, wurden sie mit einer Härte und Grausamkeit behandelt, die tiefen und nachhaltigen Eindruck auf das harmlose Kindergemüt machten. Krapotkins Leben ist reich an Gegensätzen der schroffsten Art, allein seine Geistesentwicklung weist keinen Sprung auf; sie hat sich von den Tagen seiner Kindheit an stetig und unablässig vollzogen. Schon auf der Schule reifte der Charakter, wie er uns später entgegentritt, und schon hier, im kaiserlichen Pagencorps, bahnte sich der Verkehr des Fürstensohnes mit dem Volke an. Es kann kaum etwas Interessanteres geben als Krapotkins Schilderung von der Entstehung und allmählichen Ausbreitung jener Bewegung, die wir gewöhnlich die nihilistische nennen. Sie erwuchs aus einem „Zuge zum Volk“, der wie mit unwiderstehlicher Gewalt die Gemüter ergriff und in der ersten Zeit ihr ausschlaggebendes Kriterium bildete. Ihr Wellenschlag drang bis zu Häusern vor, wo man am wenigsten revolutionäre Ideen gesucht hätte, und dort, bei einer reichen und vornehmen Tante, lernte Krapotkin, obwohl er für ihr Wesen kaum noch die richtige Auffassung hatte, sie kennen. Die Anschauung, als würden große, auf die Erreichung allgemeiner Ziele gerichtete geistige Bewegungen und vor allem politische Revolutionen von einzelnen, die Menge beherrschenden Feuergeistern hervorgerufen oder überhaupt „gemacht“, kann wohl durch nichts schlagender widerlegt werden als durch das, was Krapotkin nach seinen eignen Lebenserfahrungen mit der objektiven Ruhe eines exakten Forschers vorträgt. Aus seinen Ausführungen ergiebt sich unausgesprochen fast genau dasselbe, was der geistvolle Gevaert einmal bei einem ganz andern Anlasse, in seiner Abhandlung über die Mission der Musik im neunzehnten Jahrhundert, bewußt über die Bildung einer Kollektivpersönlichkeit ausgesprochen hat. Dieses Kollektivwesen entsteht plötzlich aus einer Mehrheit von Individualitäten, die sich zu einem gemeinsamen Zweck verbunden fühlen, wie groß auch die moralische und intellektuelle Verschiedenheit der einzelnen sein mag; die individuelle Persönlichkeit verschwindet unter der Wirkung eines geheimnisvollen Kontakts: Gefühle und Gedanken orientieren sich nach der gleichen Richtung. Das Kollektivwesen steht unter der Herrschaft des Unbewußten. Es läßt sich nicht durch die Intelligenz leiten, die unter seinen Gliedern ungleich verteilt ist, sondern es gehorcht dem allgemeinen Gefühl, das einheitlich wie das des Individuums ist. Für den Ausbruch von revolutionären Bewegungen ist das Wesentliche nicht der überspringende Funke, sondern die Ansammlung des Zündstoffes, wie sie mit Bildung des Kollektivindividuums gegeben wird.

Der idyllische Charakter weicht aus dem Leben des großen Revolutionärs, sobald die Jahre der Kindheit hinter ihm liegen. Dramatische Abwechslung, sagt Brandes, dramatischer Umschwung ist hier vorhanden: Hofleben und Gefängnisleben, ein Leben auf den Höhen der Gesellschaft, mit Kaisern und Großfürsten, ein Leben der Armut unter Proletariern, in London und der Schweiz. Es kommen hier Verkleidungen wie in einem Drama vor. An einem und demselben Tage weilt der Held im Winterpalaste in Hoftracht und hält im Bauernkittel in einer Vorstadt eine Vorlesung zum Zwecke der Verbreitung revolutionärer Ideen. Und auch die eigentliche Romanstimmung findet sich hier. Wiewohl Krapotkin so schlicht in Ton und Stil ist wie wenige, enthält seine Erzählung infolge der Natur ihres Stoffes Partien, die weit spannender sind als die aufregendsten Kapitel eines Sensationsromans. Was könnte man mit größerer Gemütsbewegung lesen als die Schilderung der Vorbereitungen seiner Flucht aus dem Spitale der Peter-Pauls-Feste und deren kühnen, glücklichen Ausgang!

Zweimal sollte das Schicksal in dem Leben des merkwürdigen Mannes eine seiner Ironien ausspielen. Einmal, wie wohl noch so ziemlich in aller Erinnerung ist, durch die geradezu lächerliche Verurteilung in Lyon im Jahre 1883, die ihn mit einer mehrjährigen Gefängnisstrafe belegt, weil er, das heißt derjenige Mann, der neben seinem Landsmann Bakunin mehr zur Sprengung der Internationale beigetragen hatte als irgend ein andrer, Mitglied eben dieser selben Internationale sei. Das Urteil war nichts als eine unwürdige Liebedienerei gegen Rußland. Kurze Zeit nach der Verurteilung wurde der Vorsitzende zu einem Rate höherer Klasse befördert; dem Staatsanwalt und einem andern beteiligten Beamten verlieh die russische Regierung — man sollte es kaum glauben — das St. Annakreuz, und die französische Regierung gestattete die Annahme des Ordens! So hatte, meint der Autor, das berühmte Bündnis mit Rußland seinen Ursprung in dem Lyoner Prozeß! Das andre Beispiel liegt weiter zurück, ist aber vielleicht noch interessanter. Krapotkin, der in Rußland bis aufs Blut Verfolgte und im Ausland lange Zeit noch von russischer Meuchlerhand Bedrohte, ist gleichwohl derjenige Mann gewesen, welcher der gegenwärtigen äußeren Politik Rußlands zuerst die Wege geebnet hat, wenn auch ohne dies Resultat zu wollen. Er hat nämlich während der Zeit, die er als Attaché des Generalgouverneurs von Sibirien in Irkutsk verbringen sollte, als Händler verkleidet, eine im Interesse der im südöstlichen Transbaikalien angesessenen Kosaken unternommene geographische Forschungsreise geleitet und auf dieser durch seine geistvollen, auf sein reiches Wissen gestützten Kombinationen auf Pfaden, die, abgesehen von zwei Jesuiten unter dem Kaiser Kang-si und einem russischen Topographen, der dabei den Tod gefunden, vor ihm noch kein Europäer betreten hatte, die kürzeste Verbindung Transbaikaliens mit der Mandschurei über das Chingangebirge gefunden, und somit seinen Landsleuten im vollsten Sinne des Wortes den Weg in das heutzutage von ihnen so heiß begehrte Land gewiesen!

*

Ein Werk, auf dessen Erscheinen wir früher bereits aufmerksam machen konnten, liegt nunmehr vor uns, August Sperls neuer historischer Roman „Hans Georg Portner“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Verfasser nennt seine Arbeit schlicht „eine alte Geschichte“, aber diese alte Geschichte hält sich nicht innerhalb der eng gesteckten Grenzpfähle einer Familienerzählung, sie tritt als eine epische Dichtung auf mit weitem Horizonte und einer Menschendarstellung, die in dem Einzel-

wesen nur das Glied einer Gesamtheit und in der Gesamtheit nur das Ergebnis bestimmter Zeit- und Ortsverhältnisse erfaßt. Wie der Roman „Die Söhne des Herrn von Budiwoj“ fällt auch die Erzählung „Hans Georg Portner“ aus dem Rahmen der landläufigen Unterhaltungslitteratur heraus. Sie stellt als Kunstwerk gewisse Anforderungen an den Leser, Anforderungen, die ihn zwingen, sich ihr mit mehr als gewöhnlicher Teilnahme hinzugeben; wer aber diesen Anforderungen zu entsprechen vermag, wird von ihr auch den ganzen ungetrübten Genuß empfangen, den nur das wirkliche Kunstgebilde zu verleihen im stande ist. Das Buch führt uns in eine ernste Zeit ein, in die erste Dekade des Dreißigjährigen Kriegs, und stellt uns in seinem Hauptteile das grausame Werk der Gegenreformation vor Augen, das in dem Fürstentume der Oberpfalz nach dem endgültigen Uebergange dieses Gebietes in den Besitz des Kurfürsten Maximilian von Bayern mit unerbittlicher Strenge vollzogen wurde. Wie Wetterleuchten spielen in den ersten Teil der Erzählung die Vorgänge in Böhmen herüber. Wir sehen den nachmaligen Winterkönig auf seinem tollen Ritte von Heidelberg nach Prag an uns vorübersausen und in Amberg vor dem Schlosse ihm das Pferd unter dem Leibe zusammenbrechen. Von fernher dringt die Kunde von dem jähen Ende seines kurzen Königstraums zu uns herüber, und wir werden dann zu unmittelbaren Zeugen der verhängnisvollen Folgen gemacht, die sein Sturz über das einst so blühende oberpfälzische Land heraufbeschwören sollte. Den protestantischen Einwohnern wurde die katholische Religion mit den rohesten Gewaltmitteln aufgezwungen. Wer sich nicht fügen wollte, mußte ohne Gnade und Barmherzigkeit weichen, Hof und Heim, Habe und Gut, Verwandte und Freunde verlassen. Der Wohlstand des Landes sank dahin, reiche Grundbesitzer wurden über Nacht zu Bettlern gemacht und, was schlimmer, Hader und Zwietracht nisteten sich dauernd in den Familien ein. Aber wie fast stets rief der Widerstand gegen unverdiente Unbilde mit den schlimmen auch die besseren Seiten im Gemüte der Unterdrückten wach. Wenn der Verfasser schildert, wie eines Tages vom Morgen bis zum Abend die Leute des Amberger Martinsviertels von der rohen Soldateska gleich einer Herde Vieh die vordere Stiege des Rathauses hinaufgedrängt wurden, um dann einzeln vor dem Landrichter die Erklärung abzugeben, ob sie sich „accommodieren“ wollten oder nicht, und darauf durch die hintere Stiege wieder ins Freie entlassen zu werden, kann er sich der Worte nicht enthalten: „Alle menschliche Erbärmlichkeit, aber auch alles, was groß ist im gottentstammten Menschen, war durch den Saal geflutet wie ein Strom.“ Damit ist das in der „alten Geschichte“ behandelte Thema gegeben: die menschliche Größe, die aus menschlichem Leiden erwächst. In dem Helden der Geschichte, sofern von einem solchen die Rede sein kann, da die Darstellung sich wesentlich auf die Schilderung von Gesamtzuständen erstreckt, lernen wir eine jener mannhaften Naturen kennen, die im Kampfe gegen die Bedrücker menschlicher Geistesfreiheit gestählt werden und dadurch sich zur Abgeschlossenheit ihres Charakters und ihrer typischen Bedeutung entwickeln. Was wir aus der Sperlschen Erzählung erfahren, beruht alles auf strenger geschichtlicher Wahrheit; die meisten der uns in ihr begegnenden Persönlich-



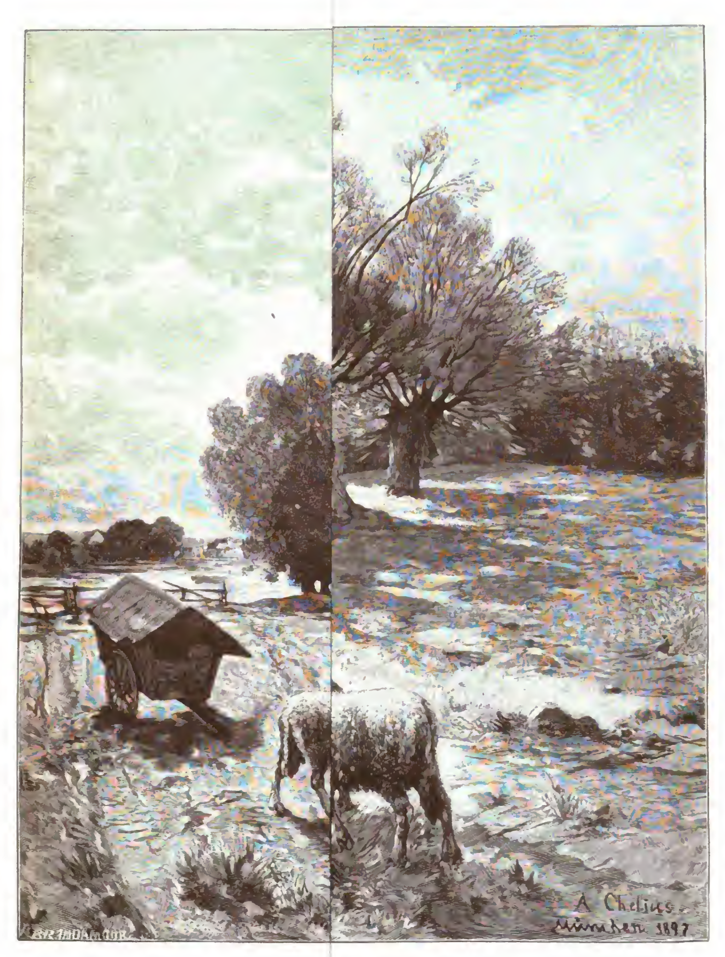
keiten haben wirklich gelebt und sich in ihrem Leben so verhalten, wie es uns von dem Dichter geschildert wird; aber darin beruht nicht der eigentliche Wert des Buchs, auch nicht sein geschichtlicher. Wenn Handlung und Personen frei erfunden wären, würde das Sperlsche Werk, ganz abgesehen von seinem poetischen Charakter, als Zeitroman für ebenso bedeutend erachtet werden müssen wie jetzt, denn das Zutreffende seiner historischen Darstellung besteht darin, daß sie — ganz genau so, wie wir es bei der Besprechung der „Söhne des Herrn von Budiwoj“ hervorgehoben — eine vergangene Zeit nicht in ihren zufälligen Aeußerlichkeiten, sondern in ihrem grundinnersten Wesen vor uns aufleben läßt. Die Erzählung „Johann Georg Portner“ ist in erster Linie eine Dichtung, und zwar eine von einem wirklichen Poeten geschaffene Dichtung; wenn sie uns als historisches Zeitgemälde ergreift, ist das gewiß ein Vorzug, indes ein solcher, der bei Beurteilung von ästhetischem Standpunkt, wie er einem Kunstwerke gegenüber zunächst in Frage kommt, erst in zweiter Reihe Berücksichtigung verdienen würde, wenn nicht der Dichter sein Kunstwerk auf historische Motive aufgebaut hätte. Darin gerade liegt der Schwerpunkt und der Wert der Sperlschen Dichtungen, soweit wir sie bisher kennen gelernt haben. Sie sind Kunstwerke, die sich auf geschichtlicher Grundlage erheben, und diese Grundlage, wie es seit Scheffel in Deutschland nicht mehr der Fall gewesen, in dichterischer Weise verwerten. Die Erzählung „Johann Georg Portner“ giebt insofern einen Fortschritt gegen den Roman „Die Söhne des Herrn von Budiwoj“ zu erkennen, als die Handlung straffer und einheitlicher zusammengefaßt und nur wenig von episodischem Beiwerk durchsetzt ist. Die Objektivität des Erzählers ist gewachsen: der Dichter erscheint als vollständig über seinem Stoff stehend, er verteilt zielbewußt Licht und Schatten über seine Darstellung, stellt den dramatisch-bewegten Momenten seiner Erzählung friedlich-idyllische gegenüber und weiß durch leichten, spielenden Humor die Veranschaulichung des ernsten Gegenstandes, den er behandelt, vor dem Verfallen in das allzu Herbe zu bewahren.

•

In unserm letzten Berichte hatten wir Gelegenheit, bei Besprechung des Romans „Arbeit“ von Emile Zola ein Streiflicht auf den moralischer Charakter des Mannes fallen zu lassen, dem wir dieses Werk der schönwissenschaftlichen Litteratur verdanken. Wir wiesen darauf hin, daß das kühne Wort: „J'accuse“, das Zola am 13. Januar 1898 gesprochen, einem großen Teile der Welt erst die Augen über den ernsten Grundzug seines Wesens geöffnet habe, aber auch darauf, daß das gleiche sittliche Pathos, das den unerschrockenen Anwalt der Wahrheit und Gerechtigkeit gekennzeichnet, sich von jeher als Grundnote durch sein ganzes litterarisches Schaffen hindurch gezogen, auch durch diejenigen seiner Werke, die man eine Zeitlang geradezu als „unsittliche“ verdammen zu müssen geglaubt habe. Zu den lange verkannten Werken dieser Art gehört auch der Roman „Der Zusammenbruch“, jedoch klärte sich das Urteil über ihn rascher auf als über die meisten der ihm vorhergehenden Werke, und man muß es der deutschen Kritik lassen, daß sie früher und unumwundener als die andrer Länder auf seinen Wert und die hohe, ihm in sittlicher Hinsicht zukommende Bedeutung hingewiesen hat. Sie hat ihn einerseits als das „größte Kunstwerk des modernen Naturalismus“ bezeichnet und ihn andrerseits die wahre „Bibel gegen den Krieg“ genannt. Beide Aussprüche sind richtig: die Greuel des Kriegs sind in keinem andern Werke so wahr und lebendig wie in jenem Buche geschildert, und noch niemals ist so eindrucksvoll wie in ihm die Wahrheit verkündet worden, daß von allen Uebeln, welche die Menschheit heimsuchen können, der Krieg das verderblichste und folgenschwerste ist. Unsrer Ansicht nach eignet sich nicht leicht ein Werk der modernen Litteratur so sehr zu einem Volksbuche wie gerade der erwähnte Zolasche Roman, und wir können es nur mit Freude begrüßen, daß die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart den Gedanken ausgeführt hat, ihn in populärer Gestalt den weitesten Kreisen der Lesewelt zugänglich zu machen. Sie hat die drei Bände ihrer deutschen Uebertragung zu einem stattlichen Großoktavbande zusammengefaßt, diesem einen festen Leinwandeinband mit moderner künstlerischer Ausschmückung verliehen und den Text durch die bekannten Zeichner Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speier mit einer Reihe flott entworfener Einschalt- und Streubilder illustrieren lassen. Wir wünschen und hoffen, daß in diesem Gewande das Werk sich ungezählte neue Leserscharen erobern möge, damit es seine ethische Mission bis zur letzten Konsequenz erfülle und überall die Ueberzeugung verbreite, daß es ein schlimmeres Uebel als den Krieg nicht geben kann.

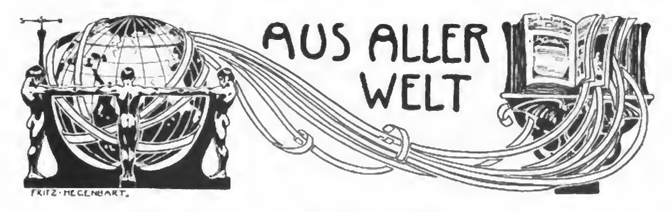
Unter dem Titel „La Vérité en marche“ hat Zola (Paris bei Fasquelle, in deutscher Ausgabe unter dem Titel „Die Affäre Dreyfus. Der Siegeszug der Wahrheit“ bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart) die Artikel zusammengestellt, die er vom Dezember 1897 bis zum Dezember 1900 über die Dreyfus-Angelegenheit im genauen Anschluß an den Gang der Ereignisse veröffentlicht hat. Wie er selbst sagt, will er damit keine Geschichte der so viel erörterten Angelegenheit geben; dazu ist die Zeit noch nicht gekommen, aber Bausteine zu einer derartigen Geschichte lassen sich jetzt schon sammeln, und unter diesen Bausteinen zählen die von Zola beigebrachten jedenfalls zu den wichtigsten und wesentlichsten. Interessant sind die Mitteilungen, die der berühmte Schriftsteller in der kurzen Vorrede bezüglich seines künftigen litterarischen Verhaltens zu der Dreyfus-Angelegenheit giebt. Wie er früher bereits einmal erklärt hat, denkt er nicht daran, die Erfahrungen, die er gemacht, in einem Roman oder einem Drama zu verwerten, dagegen hat er vor, zwei Werke zu veröffentlichen, von denen das eine unter dem Titel „Eindrücke im Gerichtssaal“ über seine Prozesse berichten und das andre unter dem Titel „Blätter aus der Verbannung“ das zusammenfassen soll, was sich ihm während seines elfmonatlichen Aufenthaltes in England an Wahrnehmungen und Empfindungen aufgedrängt hat. Beide Werke dürften an fesselndem Reiz wohl mehr zu bieten haben als ein spannender Sensationsroman gewähren kann.





A. Chelius

Schafherde im Rheingau.



Wilhelm Trost.

Neunundachtzig Jahre alt, verschied in seiner Vaterstadt Nürnberg Wilhelm Trost, ein reich veranlagter und sehr vielseitiger Maler. Das künstlerische Talent war in seiner Familie erblich. Sein Urahn errang als Erbauer der Nürnberger Aegydienkirche Weltruhm, während der Vater des jetzt Verstorbenen, Johann Michael Trost, der gemeinschaftlich mit seinem Kollegen Frank die Glasmalerei wieder erstehen ließ, als Mitschöpfer der von König Ludwig I. im Regensburger Dome gestifteten Fenster Triumphe feierte. Wilhelm Trost, am 10. März 1813 geboren, widmete sich nach Erlernung des Kupferstechens und der Malkunst der Ausübung ihrer verschiedensten Arten. Seine Schöpfungen, hauptsächlich aus Porträts und kunstgewerblichen Arbeiten bestehend, zeugen alle von hervorragendem Können und großer Eigenart. Die Erfindung der Rauchbildermalerei — 1835 —, die Vervollkommnung von deren Technik, waren Trosts Werk. In seinem Sohne Friedrich, dem bekannten Aquarellmaler und Zeichner malerischer Architektur, ist ihm ein würdiger Nachfolger erstanden.



Wilhelm Trost.

August Orth.

Aufn. von C. Brasch, Hofphot., Berlin.

Geh. Baurat August Orth.

Der Geheime Baurat August Orth, der im Alter von 73 Jahren in Berlin verschied, war einer der bedeutendsten Architekten der deutschen Reichshauptstadt. Von seinen zahlreichen Profanbauten sind besonders der Görlitzer Bahnhof, das Gebäude der englischen Botschaft (ursprünglich für Strousberg errichtet) und der Viehhof in der Brunnenstraße zu erwähnen. Auch die Vorentwürfe für die Berliner Stadtbahn rührten von ihm her. Das Bedeutendste leistete er in Kirchenbauten, deren er sechs in Berlin ausführte: Zions-, Dankes-, Friedens-, Gethsemane-, Himmelfahrts- und Emmauskirche. Auch im fernen Orient, in Bethlehem, verkündet eine Kirche seinen Ruf. Das Projekt einer Kapelle in Jaffa hatte er noch in den letzten Wochen in Bearbeitung, ebenso das Projekt für eine Kirche in Schöneberg. Der Akademie der Künste gehörte der Verewigte seit vielen Jahren als Mitglied an.



Christian Dieffenbach.

In seiner Vaterstadt Schlitz in Oberhessen verstarb im Alter von 79 Jahren der Geheime Kirchenrat Oberpfarrer D. Christian Dieffenbach, in den evangelischen Kreisen Deutschlands wegen seiner Schriften und sinnigen Lieder allgemein bekannt und verehrt. Am 4. Dezember 1822 geboren, studierte er auf der Universität Gießen und dem Seminar in Friedberg und wurde 1845 Pfarrer in Schlitz. Die theologische Fakultät der Universität Greifswald verlieh ihm 1884 den Doktortitel. Sein poetisches Gemütsleben hat besonders anmutigen Ausdruck in Kinderliedern und



Christian Dieffenbach.



Phot. Arthur Renard, Kiel.

Landungsmanöver bei Apenrade.

Gedichten erhalten, von denen viele weite Verbreitung erlangten und zum Teil auch in Musik gesetzt wurden. Seit vielen Jahren gab er die Jugendschrift „Für unsre Kleinen" heraus, deren Beiträge fast sämtlich aus seiner Feder stammten.

Christian Klucker.

Eines Jubiläums seltener Art rühmt sich der in der Touristenwelt weitbekannte Engadiner Bergführer Christian Klucker von Sils-Maria. Er kann auf eine fünfundzwanzigjährige Thätigkeit als Bergführer zurückblicken, während welcher Zeit er genau 3000 Bergtouren ausführte und dabei sämtliche namhafte Gipfel zwischen dem Monte Viso in Frankreich und dem Großglockner in Oesterreich erstieg. Er gilt in der Touristenwelt als einer der sichersten Führer und besten Kenner des Alpengebietes und ist auch von den hervorragendsten Alpinisten, wie Curtius, Güssfeld, Tauscher, Normann, Neruda und Whymper, zum Führer erwählt worden. Dabei kann Klucker mit Stolz sagen, daß von den vielen Personen, die sich ihm anvertrauten, keiner auch nur der kleinste Unfall begegnete. Er selbst wäre einmal bei der Rückkehr von den „Drei Schwestern" beinahe verunglückt, als er sich auf ein Gletscherfeld begab, um den ermüdeten Touristen zur Kühlung ihrer Getränke Eis zu holen. Nur durch außerordentliche Geistesgegenwart wurde er damals von einem Absturz bewahrt.



Christian Klucker.

Landungsmanöver bei Apenrade.

Anfangs Mai fanden in Apenrade bei Schleswig, wo die Ostsee tief in das Land hineinschneidet, kombinierte Seekriegsübungen statt, an denen ein Bataillon des 84. Regiments und das Ersatz-Seebataillon aus Kiel teilnahmen. Letzteres hatte in Apenrade Quartier bezogen, ersteres markierte den Feind, der die die Stadt beherrschenden Höhen besetzt hatte. Die Landungsmanöver wurden hauptsächlich an der Nordseite der Föhrde und in der Gjennerbucht bei Gjenner und Kalö abgehalten. Während der Nacht zum 3. Mai biwakierten sämtliche Truppen bei Gjenner, am folgenden Tage fand unter dem Oberbefehl des Prinzen Heinrich das große Schlußmanöver statt, zu dem auch die Schiffe des I. Geschwaders herangezogen waren. Die Uebungen der Landungstruppen erfolgten auf historischem Boden, denn auf der gleichen Stelle unternahm im schleswig-holsteinischen Befreiungskriege der damalige Major Freiherr von der Tann mit seinen Freischaren die kühne Fahrt nach Hoptrup.



Aufn. von Hofphot. Ernst Weber, Berlin

Gustav Kauffmann, der neu erwählte Bürgermeister von Berlin.

Gustav Kauffmann.

Zum zweiten Bürgermeister der Stadt Berlin ist der bisherige Stadtrat Gustav Kauffmann gewählt worden, der dem Magistrat der Reichshauptstadt seit 1898 angehört. Im Jahre 1854 zu Stolp in Pommern geboren — seine Mutter ist eine Schwester des verewigten Staatssekretärs Heinrich von Stephan, des Neubegründers des deutschen Postwesens —, studierte er von 1872 bis 1875 in Berlin Jurisprudenz und ließ sich daselbst 1880 als Rechtsanwalt nieder. 1890 wurde er vom 5. nassauischen Wahlkreise und 1893 vom Kreise Liegnitz-Goldau in den Reichstag gewählt, in dem er regen Anteil an den Beratungen über das Bürgerliche Gesetzbuch nahm. Von der Berliner Gemeindevertretung 1898 zum besoldeten Stadtrat erwählt, hatte er wiederholt Gelegenheit, die Interessen der Reichshauptstadt juristisch erfolgreich zu vertreten.



Olga von Türk-Rohn.

Olga von Türk-Rohn.

Der Gemeinderat der Stadt Wien hat der Opern- und Konzertsängerin Olga von Türk-Rohn in Anerkennung ihres humanitären Wirkens die goldene Salvator-Medaille verliehen, — der erste Fall, daß diese Auszeichnung einer Sängerin zu teil wurde. Olga von Rohn, wie die Sängerin mit ihrem Mädchennamen heißt, ist ein Wiener Kind,



Phot. W. Sander & Sohn, Geestemünde

Aus China zurückgekehrte verwundete und kranke deutsche Soldaten vor dem Barackenlazarett in Bremerhaven.

die Tochter eines Offiziers, und erhielt ihre gesangliche Ausbildung durch die Wiener Hofopernsängerin Baier. Ihr erstes Engagement als Opernsängerin in Graz währte nicht lange, denn nach ihrer Verheiratung gab sie die Bühnenlaufbahn auf und nahm ihren Wohnsitz wieder in ihrer Vaterstadt, wo sie teils Konzerte selbst veranstaltet, teils bei Wohlthätigkeitsvorstellungen mitwirkt. Ein hoher Sopran und der anmutig belebte Vortrag ihrer Lieder, unterstützt von einer jugendfrischen, zierlichen Erscheinung, machen die Konzerte der Frau von Türk-Rohn zu einem beliebten Rendezvous der besten Wiener Gesellschaft. Wiederholte Kunstreisen nach Italien, Rußland und Deutschland machten die Sängerin auch im Auslande rühmlichst bekannt.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

Graf Wilhelm von Bismarck.

Graf Wilhelm von Bismarck.

Unerwartet starb in Varzin Graf Wilhelm von Bismarck, der jüngste Sohn des Eisernen Kanzlers. Er wurde am 1. August 1852 zu Frankfurt am Main geboren, wo sein Vater damals preußischer Bundestagsgesandter war. Gleich seinem älteren Bruder Herbert, dem heutigen Fürsten, widmete er sich den Staatswissenschaften und machte den Feldzug gegen Frankreich bei den Gardedragonern mit. Nach Beendigung seiner Studien wurde er zunächst der Statthalterschaft von Elsaß-Lothringen zugeteilt. Im Jahre 1881 zum Regierungsrat ernannt, wurde er ständiger Hilfsarbeiter in der Reichskanzlei. 1885 erfolgte seine Ernennung zum Landrat des Kreises Hanau, 1889 diejenige zum Regierungspräsidenten von Hannover. Als sein Vater und sein Bruder Herbert 1890 aus ihren Aemtern schieden, verblieb er in seiner Stellung und wurde 1895 zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen ernannt. Während der Jahre 1878 bis 1881 hatte er dem Reichstage und 1882 bis 1885 auch dem preußischen Abgeordnetenhause angehört. Im Juni 1885 vermählte sich Graf Wilhelm von Bismarck mit seiner Cousine Sibylle von Arnim. Dieser Ehe sind drei Töchter und ein Sohn entsprossen, letzterer gegenwärtig fünf Jahre alt; auf ihn, den Grafen Nikolaus Wilhelm, geht nunmehr die Erbherrschaft Varzin in Pommern über.

Für müssige Stunden.

Umstellrätsel.

Gewöhnlich find' ich mich im Leben
Zwar weder einsam noch allein,
Jedoch aus diesem Grunde eben
In etwas leichter Ware ein.

Nicht immer bin ich hochwillkommen,
Wie man bei reichen Gaben meint,
Und zeitig wird mir oft genommen,
Dem ich am nächsten war vereint.

Willst du die Lettern anders setzen,
Einfach den Doppelkonsonant,
So wirst du die Verwandlung schätzen,
Wenn du den Glaubensheld erkannt,

Der treu und fest und doch voll Milde
Für heil'ge Ueberzeugung stritt,
Und Glorienschein leiht seinem Bilde
Der Tod, den er im Kampf erlitt. M. Sch.

Wechselrätsel.

Mit B ist's warm und weiß und weich,
Mit J kalt, schwarz und hart zugleich. F. M.-S.

Scherzrätsel.

Für ein Gerät der Name, wenn er schwindet,
Nennt einen Sagenhelden; ob ihr's findet? E. Z.

Rätsel.

Ich bin zu hören am Klaviere,
Ich bin zu sehn am Meeresstrand,
Ich prange auch auf Druckpapiere,
Ich bin dem Jäger wohlbekannt,
Ich werde klug vorausbedacht,
Ich werde heimlich oft gemacht. F. M.-S.

Silbenrätsel.

1. 2.

Bricht wohl jemals an die Zeit,
Wo ihr Grausen nur Legende?
Giebt's für jeden Völkerstreit
Ohne Ströme Bluts ein Ende?

3. 4.

Wenn vor ihnen Rosse stehn —
Ob es Rappen oder Schimmel —
Wirst du oft sie thronen sehn
Hoch im irdischen Gewimmel.

1. 2. 3. 4. Das Ganze.

Er, dem sich der Name eint,
Weilt nicht mehr bei uns auf Erden,
Doch solang die Sonne scheint,
Seine Thaten leuchten werden. M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Es läßt sich im Kampf auf dem Meere gewinnen,
Und mancher es nimmt bei behaglichem Sinnen;
Mit anderer Spitze treibt's höher die Wellen,
Und voller die Segel, die eilenden, schwellen.

Willst nun du das Haupt noch zum drittenmal tauschen,
So wirst du's mit Bangen erspähn und erlauschen,
Denn Fürchten und Hoffen kann es beenden,
Zum Scheiden, zum Weilen den Zeiger wenden. M. Sch.

Dreisilbiges Rätsel.

Das Erste kann zur Stätte werden
Von Sorgen, Glück und Streit,
Und wohl dem, der es hier auf Erden
Stets weiß für sich bereit!

Die Andern haben noch nicht lange
Das Tageslicht geschaut,
Und Mutterliebe hütet bange,
Was ihr ward anvertraut.

Das Gleiche darf vom Ganzen gelten,
Und dabei übt es aus
In seiner Wichtigkeit nicht selten
Das Regiment im Haus. M. Sch.

Worträtsel.

Bringt nur ins richtige Fach den Kohl, das Kraut und die Rüben
Säuberlich jedes geputzt und schicklich alles geordnet;
Seht ihr, da bin ich! Es lacht jedem Pedanten das Herz.

Was ich dem Künstler bin und dem Dichter? Wollt ihr es wissen,
Dreht meine Silben herum und macht zur ersten die letzte.
Seht ihr, das bin ich der Kunst; locke sie listig ins Garn!
G. P. P.

Wechselrätsel.

Wenn b inmitten des Wortes steht,
Als Fuß durchs östliche Deutschland es geht;
Mit x ist's aber in fernem Land
Als höchst nichtsnutziger Mensch bekannt. F. M.-S.

Scherzrätsel.

Was liebe ich für einen Wein?
Ob sich das raten läßt?
Vielleicht fällt dir der Anfang ein,
Und er ist dann der Rest. E. Z.

Silbenrätsel.

Fragt Euterpe, Terpsichore
Oder Klio, und im Chore
Werden euch die Schwestern sagen:
Viel kann 's Erste in sich tragen!

Wenig höher ist der Wert
Meines Zweiten, doch man lehrt
Uns schon in der Kindheit Frieden,
Daß die Stufen ganz verschieden.

Weit voraus das nächste Paar
Jenen beiden immer war,
Und wer es ermißt an Jahren,
Hat auf Erden viel erfahren.

Am bescheidensten der Welt
Nun das Fünfte dar sich stellt,
Wenn es bei Gelegenheit
Auch den ersten Platz verleiht.

Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf vereint
Heuer überall erscheint,
Und es wird, gleich seinen Ahnen,
Wandeln in bestimmten Bahnen;
Aber ob es Wunsch und Willen
Mag vereiteln, mag erfüllen,
Ob es Hoffen, Bangen, Sehnen
Sänftigt oder löst in Thränen,
Das läßt sich nicht vorher wissen,
Nur — daß wir uns fügen müssen.
Aber frei bleibt unser Streben,
Und wenn in der Spanne Leben
Edlem Ziel wir näher bringen,
Wird sie uns auch Segen bringen. M. Sch.

Worträtsel.

Mancher auf dem Haupt es wiegt,
Der nicht einmal weiß, wo's liegt. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 11:

Des Silbenrätsels: Zahnradbahn.
Des Umstellrätsels: Pulse — Spule.
Des Buchstabenrätsels: Palermo, Aleppo, Palme, Opal, Oel, Po, O.
Des Scherzrätsels: Burgunder (Burg — und — er).
Des Worträtsels: Mönch.
Der Charade: Kunstgriff.
Des Rätsels: Rousseau — Trousseau.

Briefmappe.

H. W. in K. Vor dem Belecken von Briefmarken, Etiketts und dergleichen ist schon häufig von sanitärem Standpunkt aus gewarnt worden, da die mit Gummi oder sonstigem Klebstoff überzogenen Flächen besonders aufnahmefähig für Bazillen sind und somit das Anfeuchten in der genannten Art zu ernsten Erkrankungen führen kann. Abhilfe schafft Zeiß' **Markenanfeuchter**, bestehend aus einem kleinen Lederkissen, das in einer Porzellan- oder Glasdose ruht.

E. N. in B. Ein praktischer Führer durch **Bad Kissingen** und Umgebung, verfaßt von Hermann Roth, ist in Weinbergers Verlag daselbst erschienen (60 Pfg.).

Fl. in E. Die größte Auswahl in elektrischen Apparaten hat die Firma Reiniger, Gebbert & Schall in Erlangen. Wenden Sie sich direkt dorthin.

Verantwortlicher Redakteur.
Ernst Schubert in Stuttgart.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



A. Schalk

Mädchen von Capri.



Der Kirchenchor.

Eine Sittengeschichte von Wolfgang Kirchbach.

(Schluß.)

IV.

Auf dem blaßblauen, leichtgewellten Spiegel der breiten Havel fuhr munter dampfend und stetig vorwärts eilend ein großer Vergnügungsdampfer dahin. Lustig teilte die Schiffsspitze mit dem Kiel die Wellen auf wie mit einer Pflugschar; eine glitzernde, frisch aufleuchtende Wasserspur blieb hinter dem Schiffe zurück und wiegte die Schwäne und Wildenten, die kleinen Kähne, die unterwegs in dies Wellenreich gerieten, auf und ab. Ueber dem Deck des Schiffes wehten bunte Wimpelleinen und faltig bewegte farbige Flaggen; dicht mit Menschen besetzt war das Schiff und der burgartige Aufbau des Oberdecks. Taschentücher wehten, wenn man drüben in der Ferne am einsamen Ufer einen Spaziergänger zu entdecken glaubte oder ein Kähnlein sich näherte, munteres Gelächter klang aus allen Räumen und von der Höhe des Decks in die sonnige, eben ergrünte Natur hinaus. Leichte weiße Wölkchen segelten oben im Himmelsblau über die Dampfwolken der Schiffsesse hinweg, Möwen jagten sich, mutig in den köstlichen Balsam der Luft hineingeworfen. Und die Menschen standen an der Schiffsspitze und am Steuer, saßen auf den Deckbänken und den leichten, aufgeklappten Feldstühlen und sahen mit allgemeinem Entzücken die stumpfgrünen Berghöhen des Grunewalds drüben über dem seebreiten Stromlaufe langsam vorbeiziehen, sahen die stillen, einsamen Inseln mit ihren Wäldchen und ihren Gebüschen darauf vorübergleiten, sahen Schlösser aus den Waldinseln hervorlauschen, sahen weite Buchten sich aufthun und dann wieder zusammenschließen zum engen Flußbette, bis neue Seen weiter sich öffneten, über die von Inseln der einsame Schrei des Pfauen erklang, während Kraniche und Wasservögel über die weiten Flächen schwebten.

Auf dem Hinterdeck des Schiffes saß in einem Feldstuhl der Meister Frühauf neben dem Pastor Körner, und um sie hatte sich ein Kreis von Naturschwärmern gebildet, die schon seit einer Stunde sich nicht erschöpfen konnten in Bewunderung dieser schönen Seelandschaft und des Lebens, das wie ein Frühlingstraum vorüberging. Denn der Kirchenchor feierte sein Stiftungsfest, und dazu hatte man einen Dampfer gemietet, der hinaus von den Flußläufen und Kanälen der Millionenstadt in die Idylle des lieblichsten Landes fahren sollte. Mittags wollte man im Jungfernsee landen, an dem einsamen Nedlitz mit der Bucht und der Römerschanze. Abends sollte bei Mondschein und Rotfeuer die Heimfahrt stattfinden. Heimlich hatte der Pastor seinem neuen Freunde, dem Meister, zur Feier des Tages die willkommene Kunde überbracht, daß er nunmehr fest in seiner Dirigentenstelle bestätigt sei. Noch wußte niemand auf dem Schiffe etwas davon. Der Pfarrer wollte es erst draußen beim Mittagsmahl mit einem Toast bekannt machen. Auch Herr Hähnel ahnte nichts. Die Freude und die glückliche Stimmung aber über die festgewonnene Lebensstellung sprach aus dem gewissermaßen festlichen Verkehr, der zwischen Frühauf und dem Pfarrer sich entwickelt hatte und sie mit besonders gehobener Stimmung die Schönheit der Natur genießen ließ.

Ziemlich verstimmt stand Herr Ingenieur Hähnel auf einer sehr sonnenheißen Stelle an der Spitze des Schiffs, während seine Ehehälfte vor ihm saß und aus ihrer Speisetrommel ihm belegte Schrippen zum Frühstück reichte. Es war gar nicht möglich, die wichtigsten Personen auf dem Schiff von ihrer Naturschwärmerei abzubringen, um mit ihnen etwas Vernünftiges zu reden oder zu erfahren, was nützlich werden konnte. Was war nicht alles geschehen! Die Frau Rittmeister aus dem Chore ausgetreten nach dem unglaublichen Benehmen des Meisters Frühauf im Gottesdienst! Daß Hähnel und seine Frau selbst nicht ausgetreten waren, hatte ja besondere Gründe. Aber man konnte angesichts dieses schönen Frühlingstags fast mit niemand darüber sprechen! Und dann nun dieses auffällige Ereignis, daß der Pfarrer so harmlos neben dem Dirigenten saß, wo jener doch genau unterrichtet war über die irreligiösen Anschauungen dieses Mannes. Mit jovialer Miene hatte Hähnel sich zu den Herren gesetzt, die ihn auch ganz jovial aufgenommen hatten, aber von nichts anderm als von den Schönheiten dieser Havelfahrt sprachen, ja sich über die Lebensweise der Schwäne unterhielten, so daß auf keine Weise zu erfahren war, ob

irgend eine Auseinandersetzung stattgefunden habe und ob der Kapellmeister schlecht oder gut stand höheren Orts. Und endlich hatte vor wenigen Tagen die Vorlesung des neuen Stückes stattgefunden, das Hähnel in fiebernder Hast vollendet, um sich dadurch gewissermaßen vor eine Entscheidung zu bringen, ob er sich künftig mehr zum Dramatiker oder zum Afrikareisenden, eventuell aber mit aller Energie zum Chordirigenten an Frühaufs Stelle zu entwickeln habe. Ein nicht sehr großer Teil des Chores hatte der Vorlesung beigewohnt. In einem gemieteten Saale hatte der Dichter die Zuhörer zusammenberufen. Frau Hähnel hatte wohl zweihundert Einladungskarten an alle Bekannten im Chore, an Unbekannte, ja an Kritiker gesendet. Etwa vierzig Personen aber waren nur erschienen. Hähnel hatte in einer Vorrede so deutliche Anspielungen gemacht, daß schon jedermann wußte, es werde das Verhältnis zu seinem eignen Vater in dem Drama geschildert. Geduldig hatten die Leute zugehört; am Schlusse hatten einige geklatscht, im ganzen aber war man recht still auseinander gegangen.

„Es hat eben so tief gewirkt," meinte Hähnel, „daß man die Stimmung nicht durch äußerliche Beifallsbezeigungen verderben wollte."

Jetzt auf dem Schiffe aber, wo man wenigstens den Trost wußte, daß auf die Dauer doch niemand einer Anrede entrinnen konnte, hatte Frau Hähnel verschiedene Anspielungen gemacht, da und dort gefragt, wie denn neulich der Vorlesungsabend bekommen sei, und ob man sich noch gern des eigenartigen Stückes entsinne. Die meisten hatten aber nur geantwortet mit einem „Danke, recht gut!" und dann gleich von den Schönheiten der Havel gesprochen. Zuletzt hatte sie die dicke Frau Graf angeredet, die auch eingeladen worden war.

„Na, Ihrem Herrn Schwiegervater in Westfalen, dem müssen die Ohren nicht schlecht geklungen haben!" meinte die behäbige und charaktervolle Dame. „Das müssen ja ganz schauderhafte Verhältnisse mit Ihrem Manne sein! Wenn man als erwachsener Sohn schon gleich ein Stück darüber schreibt!"

„Ja, nicht wahr? Nicht wahr!" entgegnete Frau Hähnel aufgeregt. Das war nun doch schon eine Meinungsäußerung, hier konnte man annehmen, daß die Wirkung doch tief gewesen sein müsse. „Ach ja, Frau Graf, wenn man bedenkt, daß das alles sozusagen auf der Wirklichkeit beruht, da muß man ja denken, daß sie es aufführen wollen. Hat es Ihnen denn recht gefallen?"

Frau Graf hatte in ein Schinkenbrot gebissen, erst ein Weilchen gekaut und schweigend in die vorbeihüpfenden Wellen an der Schiffsseite geblickt, dann aber gesagt:

„Ach, wissen Sie, werte Frau Hähnel, in so Famlienangelegenheiten, da halte ich mich gern davon. Denn mischt man sich da mit seiner Ansicht hinein, so weiß man nie recht, wie es dann die andre Partei aufnimmt. Ich kenne Ihren Herrn Schwiegervater zwar nicht, aber wenn ich nun über das Stück rede, so weiß man doch nicht, ob man sich nicht da unberufen in Erbschaftsangelegenheiten einmischt und höchstens beiträgt, den Unfrieden zu vergrößern."

Frau Hähnel hatte das etwas enttäuscht gehört, aber es schien ihr doch das Zeugnis einer gewissen Wirkung des Stücks. Sie eilte zu ihrem Manne an die Schiffsspitze und erzählte ihm diese Aeußerung.

Im ersten Augenblicke hatte sie auch den Ingenieur aufgeregt, als ein Zeichen des Eindrucks, den sein Werk gemacht haben müsse. Dann aber wurde er zusehends stiller und schweigsamer, denn daß das Ganze zuletzt doch nur als eine familiäre Erbschaftsangelegenheit erschien, machte ihn innerlich irre. Er sagte nach einer Weile mit Entsagung:

„Klara, ich werde nun doch wohl den Kirchenchor übernehmen müssen, oder aber — ich gründe einen neuen, einen Konkurrenzchor! Die Menschen haben heutzutage doch keinen Sinn mehr für das Dramatische. Man muß ihnen musikalisch kommen."

Er nahm jetzt seine Frau etwas beiseite und führte sie nach der Kajüte hinunter, indem er rechts und links die Schiffsgenossen heiter gönnerhaft begrüßte, zugleich mit der stillen Hoffnung, daß, wenn sie erst gefrühstückt hätten und ein paar Glas Bier getrunken sein würden, alle Welt von der unfruchtbaren Naturschwärmerei zurückkommen werde, um seinen Angelegenheiten mehr Sinn entgegenzubringen. Im Vorübergehen ermunterte er daher auch die beiden Kellnerfräulein, die aus der Bierausgabe das Getränk herauf brachten, und sagte: „Na, Fräuleins, Sie sind aber sparsam mit Ihren Seideln! Sie wollen wohl die ganze Gesellschaft hier zur Abstinenz verleiten? Bieten Sie Ihr Bier doch gleich ordentlich an, daß Stimmung in die Sache kommt!"

Unten in dem kleinen Rauchsalon vor der großen Kajüte war es ganz leer. Hähnel konnte sich mit seiner Frau ungestört besprechen. Er sagte, für heute müßten sie nun gleich drei Eisen im Feuer haben. Sie müsse folgende Angelegenheiten in die Hand nehmen, da man so eine Gelegenheit, wo alles auf einem Schiffe beisammen war, nicht leicht wieder haben werde. Der Tag müsse nach allen Richtungen ausgenutzt werden. Erstens müsse sie vor allen Dingen dafür Stimmung machen, daß die Damen und Herren des Chores sich bereit erklärten, in einem Konzert mitzuwirken, welches der Organist, Professor Reber, geben wollte. Wenn der erst einmal den Chor geführt hätte, so würde der Einfluß Frühaufs leicht zu brechen sein und eine Bestätigung in seiner Stellung dadurch zunächst verschleppt werden können. Da alle freiwillig sängen, so könnte man allmählich die Mitglieder herüberziehen. Durch die Mitwirkung bei Reber würden sie schon sehen, daß Frühauf gar nicht so unentbehrlich sei, wie alle meinten. Zweitens müsse

sie überall sondieren, wer von den Herrschaften geneigt sein würde, einem andern Chore beizutreten. Es sei nämlich von einer andern Kirche in einem andern Stadtteil eine Stelle als Chordirektor ausgeschrieben. Für den Fall, daß Frühauf — bei dem Erfolge, den seine Motette nun einmal gehabt — doch bestätigt werden sollte, seinen irreligiösen Ansichten zum Trotz, könnte man sich dann um die andre Kirchenstellung bemühen. Dazu müsse man aber gleich wo möglich einen selbstgebildeten Chor mitbringen. Er schärfte ihr ein, sie dürfe das nur so machen, daß sie den Leuten sagte, sie sollten nur zur Abwechslung in dem neuen Chor singen, damit es nicht etwa so aussähe, als wolle man sie dem Frühaufschen Chore abspenstig machen. Wenn sie erst einmal unter seiner Leitung in der neuen Kirche gesungen hätten, dann würden sie so wie so bei ihm bleiben und allmählich übertreten. Und da alle heute auf dem Schiffe beisammen wären, sollte sie außerdem auch ein bißchen von den allzu freien Anschauungen Frühaufs sprechen; er selbst werde auch deshalb bei dem Pfarrer, der doch unterrichtet sei, verschiedene Kreuz- und Querfragen stellen, um herauszubekommen, wie man höheren Orts darüber denke. Auf alle Fälle müsse man gleich mit verschiedenen Eventualitäten rechnen, damit, falls das eine nicht zu etwas führe, das andre ausgenutzt werden könne. Wenn sie den Sängern recht viel Schmeicheleien über ihre Stimmen sagte, so würde sie gewiß viele fangen.

Frau Hähnel sah ihren Mann etwas verwirrt an; es war ein wenig viel Durcheinander für ihr Gedächtnis und ihre Neigung, überall kleinen Klatsch und kleine Zetteleien anzustiften. Sie sagte:

„Friedrich, wenn ich nur nicht eins mit dem andern verwechsle. Es ist so viel auf einmal!"

„Ja, wenn du willst, daß ich nach Afrika gehe, da brauchst du nur ein rechtes Durcheinander hier anzurichten! Wo du mir so dumme Aeußerungen über mein Stück hinterbringst! Das ist ja einfach zum Verzweifeln! Du mußt die Leute auch zu albern ausgefragt haben, wenn sie solche Ansichten äußern. Weißt du denn nicht, daß in einer geschickten Fragestellung alles liegt? Nun sitzt man da mit dem Stück, und kein Mensch wagt es zu loben trotz seiner heimlichen Erschütterung, weil er einfach zu ungeschickt ausgefragt wird!"

Frau Hähnel war einen Augenblick ganz an sich selbst irre. Auch noch dieser Vorwurf! Da aber die Erwähnung Afrikas ihr neue Schrecken der Verlassenheit einjagte, so bat sie um Verzeihung, und sie werde sich gewiß alle Mühe geben, nichts zu verwechseln und das Reberсche Konzert nicht mit dem neu zu gründenden Chor durcheinander mischen.

Nach dieser Beratung begaben sich die sorgenvollen Gatten wieder auf Deck, um nun ihre Minen nach allen Richtungen zu legen und die eine und andre auch im Laufe des Tages springen zu lassen.

Das Schifflein dampfte unterdessen munter vorwärts, während die Sonne steiler am Himmel emporstieg, so daß Fräulein Ella Frühauf, die hinten beim Steuer saß, ihren Sonnenschirm aufspannte. Neben ihr hockte der Amerikaner auf einem Feldstuhl, während Herr Schröter, der tremolierende Tenor, neben ihrem Vater in der Gruppe beim Pfarrer Platz genommen hatte. Denn Herr Schröter erfreute sich seither der Gunst des Meisters, besonders da auch der Pfarrer das Tremolo passend gefunden und dem Meister gesagt, es habe auf ihn einen packenden Eindruck gemacht. Der Meister hatte den Tenor in seine musikalischen Gespräche einbezogen, ja ihn sogar eingeladen, einen Besuch bei ihm zu machen. Das hatte nun aber auf Fräulein Ella einen gewissen Eindruck gemacht; sie sagte sich ganz von selbst, es sei nun nicht mehr ziemlich, gewisse scherzhafte Blickspiele zur Erlustigung des Amerikaners zu üben, und hatte daher sehr gesetzt auf ihrem Platze bisher verweilt und für die Natur geschwärmt. Allmählich aber war der Amerikaner ganz kalt geworden, denn er sah auch mit Verwunderung Herrn Schröter beim Meister sitzen, ohne daß das Fräulein irgendwie Neigung zeigte, jene spöttischen Schmachtblicke hinüberzusenden, denen dann regelmäßig ein verständigender Blick auf ihn selbst folgte, worauf er gewisse Zukunftshoffnungen baute. Uebereilen wollte er sich nicht, sondern er dachte mit möglichst viel Phlegma zu einer so hübschen jungen Frau zu kommen, wie Fräulein Ella ohne Zweifel zu werden versprach. Sie merkte nun aber seine Kälte und fühlte, daß das Unterlassen der Blickspiele allerhand Deutungen zuließ. Legte sich das jemand zu eignen Gunsten aus, so fühlte sie, daß sie durch solche Unterlassung zu weit ginge und vielleicht gar bestimmte Hoffnungen erweckte. Legte man es aber zu Gunsten des Herrn Schröter aus, so bestand die Gefahr, daß Mister Schreiner, der Amerikaner, draußen nach dem Essen nicht mittanzen würde, wozu er doch besonders ausersehen war. Die Frau Mutter hatte ihr doch klar eingeschärft, daß sie viel tanzen müsse mit den Herren vom Chor, schon um dadurch zu helfen, den Chor zusammenzuhalten angesichts vieler Ränke, welche die Frau Professor in richtiger Witterung ahnte.

Das Aufspannen des Sonnenschirmes war daher eine passende Gelegenheit, unter dem Schutze des rosigen Schirmdachs Amerika einen jener schwesterlich schalkhaften Blicke zuzuwerfen, der mit einer raschen Winkelbewegung nach der Gegend begleitet war, wo Herr Schröter saß. Sofort wurde auch der Amerikaner wieder lebhaft und zwinkerte mit den Augen, wobei er mit einem leichten Spazierstock sich auf die Beinkleider klopfte. Dann sagte er:

„Ob man am Ende auch hier das ‚Tremolo' herausholen kann, mein Fräulein?"

„Schwerlich," meinte sie, „denn das wäre ja gar zu solo."

„Na, wenigstens das Herz wird tremolieren!"



Landhaus bei Peking.



Die Bronzekuh am Se...



Blick auf den ...



Auf dem Peiho bei Peking.



Das ...

Bilder aus China. Aufnahmen



Kaiserpalastes in Peking.



adtteil von Peking.



in Peking.

Underwood & Underwood in London.



Die Marmorbrücke im östlichen Peking.



Der grosse Thron in der heiligen Stadt von Peking.

meinte Mister Schreiner. „Wenn ich jemals so einen Blick erhielte, ich würde allerdings sofort einfach immateriell werden vor Entzücken."

„Na, da werde ich es lieber nicht thun," erwiderte Ella, „denn mit einem immateriellen Phantom könnte ich ja nachher doch nicht tanzen!"

Damit wollte sie nun doch einen jener Schmachtblicke liefern zu Herrn Schröter hin, über die Mister Schreiner so viel Vergnügen empfand. Im Ansatz dazu sagte sie sich aber wiederum, daß das nicht mehr so ginge, und so brachte sie rasch mit einer leichten Bewegung ihr Schirmdach zwischen sich und den Amerikaner. Sie blickte ganz ruhig und gesittet um sich, und dabei begegneten allerdings ihre Augen denen des Herrn Schröter, der mit sehr gemischten Empfindungen ihre Schalksblicke auf den Amerikaner gesehen hatte und schon geheime Angst empfand, man werde ihn durch jene heuchlerischen Schmachtblicke zu ärgern suchen. Aber der sittsame Ausdruck, der ihn traf, verscheuchte diese Furcht.

Die List war gelungen. Mister Schreiner hatte geglaubt, daß hinter dem Schirmdach das Belustigende geschehen sei, und wollte sogar den Eindruck bemerken, den es auf jenen gemacht habe.

„Er fällt immer wieder drauf 'rein, Fräulein Ella!" sagte er. „O, wie schön ist so eine Seefahrt! Wenn man erst mal so eine Hochzeitsreise machen könnte zwischen die weißen Schwäne und der grüne Inseln!"

„Wie meinen Sie das?!" fragte Ella, indem sie leicht erschrocken die Augen niederschlug.

„O — ich habe das nur so hingeworfen — ganz im allgemeinen! Mit irgend ein schönes Weib — so, wissen Sie —"

Mister Schreiner wollte sich noch etwas an seinem Opfer weiden, denn er war ganz sicher, daß man ihn aufs heftigste ersehnte und nur auf den Heiratsantrag wartete, den er schalkhaft noch zurückhielt. Er war etwas betroffen, als er soeben Herrn Schröter vor sich stehen sah, der mit der verbindlichsten Miene von der Welt herangetreten war. Der ruhige, sittsame Blick der Tochter des verehrten Meisters hatte nämlich alle Nachgefühle der bösen Anspielungen des Herrn Hähnel beruhigt und den Mut rege gemacht, nun doch näher zu treten unter der neuen Rückendeckung des angenehmen Verhältnisses zum Herrn Papa. Mister Schreiner hielt es aber nach einer raschen Ueberlegung für die Folge der Schmachtkomödie, worüber er sich sehr belustigte, daß er heimlich dem Fräulein ein paar leichte Püffe gegen den Ellbogen versetzte unter dem Schutze des zurückgeneigten Schirmdachs. Dies auffällige Betragen blieb bei mehreren nahe sitzenden Damengruppen nicht unbemerkt, Frau Hähnel hatte es mit Falkenaugen erguckt, zupfte ihre Nachbarin und sagte: „Na ja, da sieht man's mal! Dazu ist nun ein Kirchenchor da — und auch noch ein freiwilliger! Da will man bestätigt werden!"

Fräulein Ella hatte aber die heimlichen Püffe gewaltig übel genommen, schon, weil sie wußte, daß sie gerade dem Chore nichts vorgeben durfte. Sie wendete sich daher mit der Gebärde einer beleidigten Königin um und warf dem Amerikaner einen so vernichtenden Blick zu, daß dieser auf einmal sprachlos in sich zusammenfuhr. Diese Situation erfaßte Herr Schröter mit seltener Geistesgegenwart; er sagte:

„Mein Fräulein, ich hatte heute noch gar keine Gelegenheit, Sie zu begrüßen. Darf ich Ihnen vielleicht eine Erfrischung bringen?"

„Ich danke, ich gehe gleich selber mit! Wenn Sie mich begleiten wollten ..."

Amerika mußte zweifellos bestraft werden, deshalb Fräulein Ellas energischer Entschluß. Herr Schröter glaubte in einem Traum zu leben. Dieser Erfolg mußte zum Kühnsten begeistern.

Sie drängten sich zusammen durch die Reihen der bereits lustiger werdenden Schiffsgenossen und stiegen in die Kajüte hinab. Bei der Bierausgabe standen sie, und Herr Schröter war so kühn, für Fräulein Ella ein Glas Wein zu verlangen, für sich selbst aber sogar eine halbe Flasche. Dann hatte man sich zusammen in den Rauchsalon gesetzt, gerade da, wo erst Herr Hähnel mit seiner Frau Pläne geschmiedet, die unterdessen oben auf Deck bereits die Geister erregten. Es war so still in dem Salon, niemand kam herein, denn oben war gerade ein Luftballon am Himmel aufgetaucht, dem alles, wie einem Kometen, zusah, besonders Mister Schreiner, der seine scharfen Augen rühmte und sogar die Männer in der Gondel erkennen wollte.

Als Fräulein Ella ihr Glas Wein getrunken hatte, war sie sehr lustig geworden. Herr Schröter auch. Da sagte Herr Schröter:

„Fräulein Ella, werfen Sie mir mal so einen Schmachtblick zu, mit dem Sie sich immer über mich lustig gemacht haben!"

„Ja," sagte sie, „wenn Sie dann ein Tremolo singen!"

„Abgemacht!" sprach er.

Da sah sie ihn — sie saß neben ihm — von der Seite an und ließ ihre Augen förmlich schwimmen in Sehnsucht. Herr Schröter hatte auf einmal ein Gefühl väterlichen Rückhalts; er sagte nur mit heiterem Gegenschmachten:

„Fräulein, das kann ich nicht mehr mitansehen! Diese Sehnsucht — diese Liebe zu mir — o, Ella —!"

Es ist aktenmäßig bezeugt aus einem Briefe, den Fräulein Ella später an ihre vertrauteste Freundin geschrieben hat, daß in diesem Augenblicke Herr Schröter die Kühnheit hatte, die Tochter seines Meisters ohne allen Respekt an seine Brust zu ziehen, um ihr nicht nur einen, sondern eine ganze Serie von Küssen zu geben. Beim ersten habe sie erschrocken zurückgezuckt, beim zweiten die Empfindung gehabt, daß sie eine gerechte Strafe erleide. Beim dritten aber habe sie einfach still halten müssen, um nicht etwa Aufsehen zu erregen, denn die Zukunft des ganzen Chores habe auf

dem Spiele gestanden, wenn sie den geringsten Laut von sich gegeben hätte. Wäre infolgedessen jemand in den Rauchsalon getreten und hätte das gesehen, so würden ja zweifellos die meisten Damen aus dem Chore ausgetreten sein. Sie sei es also schon ihrem Vater schuldig gewesen, zumal gegenüber den Anzettelungen des Hähnelschen Ehepaares, auch den vierten Kuß mit Schweigen zu erdulden. Beim fünften aber habe sie sich urplötzlich und ganz gegen ihren Willen in den kühnen Tenor verliebt und ihm daher den sechsten selber zurückgegeben. Und dann habe er auf einmal laut aufgesungen mit einem Tremolo, daß man es sogar oben auf Deck gehört habe.

„Verlobt?!“

„Verlobt!“ hatte er nur noch gesagt.

„Heimlich?!“ hatte sie gefragt.

„Bloß für heute! Morgen sprechen wir die teuren Angehörigen!“

„Nein — so etwas!“ —

Darauf ist das Paar wieder die Schiffstreppe hinaufgestiegen, als wäre nicht das Geringste vorgefallen. Fräulein Ella sah sich mit den gleichgültigsten Mienen von der Welt auf Deck um und mischte sich in die Gespräche andrer junger Damen; Herr Schröter trat zu einer Gruppe, die den Luftballon beobachtete, der vom Tempelhofer Felde her über den gründunkeln Havelberg geschwebt kam. Dabei geriet er stillbefriedigt in ein Gespräch mit Mister Schreiner, der lange Geschichten erzählte von dem, was die Ballonfahrer oben thaten, was er alles mit seinen scharfen Augen sehen könnte, während andre es nicht einmal durchs Fernrohr erkennen würden.

In dieser Zeit war Herr Hähnel wieder zu dem Pfarrer und zu Frühauf getreten, deren Zusammensein ihn immer stärker beengte. Er hatte sich aber gedacht, daß der Pfarrer wohl ein recht schlauer Herr sei, der sich selbst von den gefährlichen Ansichten des Komponisten bei dieser Gelegenheit überzeugen wollte und deshalb so viel mit dem Meister redete. Hier einzusetzen, um gegen die Amtsbestätigung zu arbeiten, schien daher der rechte Augenblick gekommen; er trat zu den Herren und sagte mit einem salbungsvollen Tone:

„Heute ist doch wirklich ein Tag, meine Herren, wo man sich geradezu andächtig bewegt sieht, den Schöpfer Himmels und der Erden in seinen Werken zu preisen. Meinen Sie nicht auch, Herr Professor?“

Dabei warf er dem Pfarrer einen verständigenden Blick zu. Man werde ja sehen, was für Ansichten hierauf zu Tage treten würden. Der Pfarrer nickte bedächtig und nahm eine Prise.

„Ja,“ sagte der Professor trocken. „Gott in der Natur und in seinen Werken ist immer zu preisen. Wenn Sie bedenken, Herr Hähnel, daß Sie mit Ihrer kräftigen Baßstimme auch ein Werk Gottes sind, so müssen Sie freilich lebhafte Genugthuung empfinden.“

Herr Hähnel wiegte jovial-verlegen seinen Kopf auf den Schultern hin und her, machte dann aber dem Pfarrer ein langes, ernstes Gesicht, da es doch offenbar war, daß man sich nicht einmal in Pfarrers Gegenwart scheute, laxe Aeußerungen zu thun. Darauf fing er etwas spitzer an zu reden von der Person des lebendigen Gottes, aus welcher erst jeder wahre Naturgenuß kommen könne, während man ohne diesen Glauben doch jede Landschaft und vollends diesen herrlichen Havelstrom als etwas Totes empfinden müsse. „Die lebendige Trinität ist das wahre Mysterium der Natur!“ sagte er mit einem theologisch gelehrten Kopferheben.

Jetzt schwieg der Meister Frühauf ganz still, der Pfarrer aber sagte: „Wie denken Sie sich das eigentlich, Herr Hähnel?“

Hähnel hatte sich im Grunde sehr wenig dabei gedacht; er wollte ja nur schrauben und Einwände veranlassen, welche gewisse Gesinnungen ans Licht brachten. „Wie ich das meine? Nun, wenn Gott einmal persönlich ist, so muß er doch auch in der Natur dreieinig sein, und dieses dreifache Gefühl kommt dann in der dreifachen Schönheit der Natur für uns zum Ausdruck!“

„Das ist eine klare Rechnung,“ meinte jetzt der Komponist zum Pfarrer gewendet. „Aber Herr Hähnel hat ganz seinen Katechismus vergessen. Sofern man in Gott den Schöpfer, den Vater verehrt, ist das bekanntlich die eine Person, die andern sind Sohn und heiliger Geist. In der Natur verehren wir daher gerade den Schöpfer als die eine, ich möchte sagen die Urperson — aber die Deutung, die Sie versuchen, Herr Hähnel, käme beinahe auf eine Profanation heraus, wenn man bei Ihnen nicht von vornherein wüßte, daß irgend eine böse Absicht dabei gänzlich ausgeschlossen ist — meinen Sie nicht auch, Herr Pastor?!“ Frühauf sprach das mit einer gewissen strengen Milde.

„Ich kann unserm verehrten Herrn Chordirigenten nur recht geben; ich fürchte, Herr Hähnel, Sie neigen zu bedenklichen Auffassungen unsrer Dogmen, die, einfach und ohne Klügelei mit dem Herzen erfaßt, eine große sinnige Schönheit enthalten, aber bei rein verstandesmäßiger Auffassung leicht profaniert werden könnten.“

Der Pfarrer hatte das zwar mit ernstem Wohlwollen gesagt, machte aber Herrn Hähnel auch ein so langes und ernstes Gesicht, wie dieser es vorher ihm über den Komponisten gezeigt.

Hähnel verlor etwas die klare Besinnung. Daß der Pastor ihm selbst bedenkliche Auffassungen vorhielt, war um so unangenehmer, als der Pfarrer seine Dose zum Schluß dem alten Komponisten hingehalten und dieser auch ernsthaft eine Prise genommen hatte, an der er im Bewußtsein sicherer Stellung langsam hin und her schnupfte. Der Ingenieur fühlte daher ein Bedürfnis, vor allem seine gute Gesinnung ins rechte Licht zu setzen und sagte:

„Ich bin ein ungelehrter Mann und ein einfacher Christ, Herr Pfarrer, und freue mich eben

in diesem Sinne an der Natur und der Dreieinigkeit. Und wahrlich! Wenn ich die Schwäne hier zum Preise des Schöpfers auf den blauen Wellen schaukeln sehe und die Wildtauben am Ufer beobachte, da verstehe ich, wie der heilige Geist auch als Taube herniederkommen und wie die Natur in der Jungfrau Maria jenes einzige Wunder wirken konnte, indem der heilige Geist die Natur zu sich vermählte. Im Lichte dieses Gedankens fühle ich auch meine Gotteskindschaft und kann mich an das Ewig-Weibliche in der Gestalt der Mutter Maria wenden, um ihre Fürbitte für mich bei Gottes Thron zu erreichen. Und wenn ihr Bild dann mitten in der kleinen Kapelle, in freier Natur, Wunder wirkt und die Lahmen gesund macht — na, wie gesagt, ich möchte wohl wissen, ob unser verehrter Herr Professor, mit dem wir ja so manches Lied zur „mater amata, immaculata“ gesungen, gerade diese Wahrheiten an sich empfunden hat. Bei uns ist das ja was andres, Herr Pfarrer!“

Je mehr sich Herr Hähnel in seine Stichelei hineingeredet hatte, wobei er zuletzt ganz asketisch aussah, desto erstaunter hatte ihn allmählich der Pfarrer angeblickt. Frühauf aber hatte immer seinen Spitzbart gestrichen, und Hähnel erwartete schon eine satirische Bemerkung, aus welcher der Pfarrer das Nötige erkennen werde. Da aber erhob sich der Pfarrer mit einer gewissen Feierlichkeit und sagte:

„Aber mein werter Herr Hähnel, da thut man ja bedauernswerte Blicke in Ihr kirchliches und protestantisches Bewußtsein! Auch ich muß Ihnen sagen, daß ich — wie jedenfalls auch unser verehrter Herr Meister — die Empfindungen, von denen Sie sprechen, ganz und gar nicht teile. Was Sie entwickeln, ist ja katholische Anschauung, und ohne dem Glauben der Katholiken an sich zu nahe treten zu wollen, so muß ich es doch tief beklagen auch im Namen unsers Chors, daß Sie als Protestant sich so wenig mit den Grundlagen Ihres evangelischen Glaubens bekannt gemacht haben — was sagen Sie dazu, Herr Professor?“

„O — o — o!“ machte dieser, indem er mit der Hand abwinkte, als beklage auch er diesen inneren Abfall des Ingenieurs.

Hähnel war graublaß über das ganze Gesicht geworden. Er konnte nicht leugnen, daß der Pastor recht hatte. Er hatte ganz vergessen, was seine Kirche eigentlich lehrte, und um es recht klug zu machen, war er, auf Grund seiner innerlich vollständigen Gleichgültigkeit in Religionssachen, in ein ganz falsches Lager geraten. Im Augenblick sah er nicht die geringste Möglichkeit, wie er sich da wieder herausreden sollte, zumal mehrere umstehende Damen und Herrn den letzten Teil des Gesprächs auch mitangehört hatten. Gleichzeitig fiel ihm seine Denunziation gegen Frühauf als eine äußerst peinliche Erinnerung aufs Herz. Endlich stotterte er:

„Glauben Sie wirklich — wirklich, Herr Pfarrer, daß ich da aus Versehen etwas zu weit gegangen bin?!“

„Gott — Naturschwärmerei, Herr Hähnel!“ sagte jetzt trocken der Professor, indem er wie entschuldigend die Achseln zuckte. „Das kann unter Freigeistern wie Sie wohl mal vorkommen. Aber entschuldigen Sie ...“

Der Professor hatte bemerkt, daß drüben auf dem Schiffe seine Gattin mit einer Gruppe von Damen stand, die ziemlich erregt schienen, während etwas weiter oben eine andre Gruppe zu beobachten war, in der Frau Hähnel das große Wort führte. Er hatte bemerkt, daß seine Frau ihn heranwinkte, und wollte doch sehen, was es gäbe. Er ging hinüber.

Herr Hähnel blieb wie vernagelt neben dem Pfarrer stehen, da er fühlte, noch tiefer hineingeraten zu sein. Angesichts seiner Denunziation, deren Wirkung er immer noch nicht kannte, und doch begierig zu erfahren, wie es mit der Anstellung stünde, fühlte er den Drang, sich irgendwie den Rücken zu decken, und sagte zum Pfarrer: „Nein, dieser gute Professor! Mit dem ist ja eine große Wandlung vor sich gegangen. Der ist ja noch positiver als ich seit einiger Zeit. Nun, das verdankt er gewiß Ihrem segensreichen Einflusse, Herr Pastor, und ich tröste mich, daß es mir durch die Mitteilung gewisser Beobachtungen augenscheinlich gelungen ist, ihn wieder in den Schoß der Religion zurückzuführen. Na, wenn's nur hält!“

Pastor Körner empfand zwar die ganze Unverfrorenheit dieser letzten Bemerkung, da er aber durchschaute, daß es nur die Unverfrorenheit der Angst war, der beschämendsten Verlegenheit, die schon genug durch sich selbst strafte, so sagte er nur kühl, indem er seine Eröffnung vorwegnahm:

„Ich glaube, Herr Hähnel, Sie rechnen sich da ein Verdienst zu, das Sie bei Ihren Anschauungen, die wir soeben gehört, nicht ganz glücklich würden haben erreichen können. Angenehm aber ist es mir, Ihnen vertraulich mitteilen zu können, daß Herrn Frühaufs ausgezeichnete Dirigentenkunst unserm Chor und unsrer Kirche erhalten bleiben wird, da gestern seine definitive Anstellung auf mehrere Jahre hinaus gesichert worden ist. Ich hatte schon vorhin die angenehme Gelegenheit, unsern Meister durch diese Mitteilung zu erfreuen.“

Hähnel stand einen Augenblick wie jemand, dem man den Mund und die Finger mit Leim zugestrichen hat. Also angestellt! Trotz alledem! Er hatte vergeblich gestrebt! Die Aussicht, an Frühaufs Stelle zu kommen, war für immer genommen! Ja, er hatte sich auch noch in letzter Stunde schauderhaft blamiert. Aber in diesem eigentümlichen Menschengemüte haftete nichts allzu lange und allzu peinlich, er brach plötzlich ganz jovial in die Worte aus:

„Aber famos! Das ist ja famos, Herr Pfarrer! Aber ganz famos! Ist es denn schon eigentlich im Chore bekannt? Ja, wozu sind wir

denn alle hier beisammen? Ja, das müssen wir doch gleich allen sagen! Jetzt können wir ja die schönsten Konzerte geben — auch Gastkonzerte! Na, Gott sei Dank, endlich!"

er konnte nur noch entsagungsvoll nachblicken. Jener rief:

„Na, wissen Sie es denn schon? Unser alter guter Professor ist nun fest angestellt! Das ist



Heinrich Günther-Gera

Der Ritter von Elberfeld. (Text Seite 344.)

Und wie triumphierend wandte er sich von dem Pfarrer ab und lief mit großen Schritten das Deck entlang, um sofort eine Gruppe von Sängern zu stellen und ihnen die freudige Kunde zu überbringen. Der Pfarrer wollte ihn zurückhalten, damit nicht vor der bestimmten Zeit die Ueberraschung sich verbreite, aber es war zu spät,

ja famos! Jetzt können wir mal was unternehmen. — Sie singen doch auch in dem Konzert des Herrn Professor Reber mit?!"

Die Herren freuten sich aufrichtig, den verehrten Meister geborgen zu wissen; sie fühlten, daß der Chor nun schon ganz anders dastand. Noch aber wußten sie nichts von dem geplanten

Konzert. Hähnel machte ihnen sofort klar, sie müßten in dem Konzert des Organisten mitwirken, der dann auch den Chor dirigieren würde. Das sei eine Gefälligkeit, die sie alle thun könnten, besonders aus Freude über Frühaufs feste Anstellung. Und dann lade er sie ein, doch gelegentlich auch einmal in einem Kirchenkonzert zu hospitieren, das er nunmehr in der Erlöserkirche zu veranstalten denke zu Ehren des Professors Frühauf. Sie sollten ihm nur gleich fest zusagen, er würde dann schon alles machen. Zahlreiche Damen seien auch schon gewonnen.

Einer der Herren erlaubte sich zu fragen, wieso er dazu komme, sich als Dirigent aufzuthun. Herr Hähnel führte glaubwürdig aus, daß er neben seinen Studien auf technischen Hochschulen an einem mitteldeutschen Konservatorium auch ernste musikalische Studien betrieben und ein Zeugnis über seine Befähigung zum Dirigenten besitze. Er rief mit plötzlicher Kühnheit:

„Für heute aber, wo Sie alle hier beisammen sind, müssen wir die definitive Ernennung des Professors durch eine besondere Ueberraschung feiern! Meine Herren, man kann noch alles vorbereiten, um abends bei der Heimfahrt Quartette und einen Chorgesang zu Ehren des Meisters zu singen! Sagen Sie es den andern Herren weiter; ich, ich selbst, meine Herren, werde dirigieren, auch dabei eine kleine Ansprache an den Meister halten! Es wird großartig!"

Unter diesen Umständen sagten die Herren gern zu, denn die letzte Einladung wirkte rückwärts günstig auf die Einladungen für Rebers Konzert und dasjenige in der Erlöserkirche. Besonders Herr Schröter war Feuer und Flamme, zumal er heute Ursache hatte, alles Gute und Edle zu thun, was irgendwie den Vater Fräulein Ellas zu verherrlichen geeignet war. Hähnel aber lebte wie in einem Rausche. Denn mitten in seiner Demütigung waren ihm erst im Aussprechen selbst alle diese Gedanken gekommen! Da hatte ja auf einmal er selbst den Frühaufschen Chor in der Hand! Wenn sie heute zum erstenmal unter seiner Leitung standen und durch Rebers Konzert sich gewöhnten, auch einmal anderweit zu singen, so konnte er durch das Kirchenkonzert zu Ehren des Meisters diesen Chor überhaupt allmählich, ja vielleicht mit einem Schlage zum seinen machen. Denn brachte er so einen schönen Chor gleich selber mit, so war ihm die andre Anstellung sicher; jetzt brauchte man nur noch eine Anzahl kleiner Stänkereien wie mit der Rittmeisterin zu machen, um im gegebenen Fall den Austritt und Uebertritt vieler Mitglieder zu seinem neuen Chor herbeizuführen. Von Stunde an sah Hähnel förmlich verklärt aus im Rausche seines Ehrgeizes und seiner Hoffnungen. Frau Hähnel war unterdessen sehr thätig gewesen. Sie hatte Damen und Herren so schöne Dinge über ihre Stimmen gesagt, daß sich schon eine Partei gebildet hatte, welche gleichfalls zusagen wollte, sowohl in dem Konzert des Organisten zu singen, wie auch in einem andern Chore zu hospitieren, über den Frau Hähnel geheimnisvolle Andeutungen machte. Sie hatte vor allem betont, daß die Damen doch „freiwillig" bei Frühauf wirkten und nicht seine Angestellten seien; und es wäre gut, wenn man dadurch den Professor erinnerte, daß er, selbst wenn er einmal fest angestellt werden sollte, doch vom guten Willen der Damen abhängig sei. Sein Verhalten gegenüber der Rittmeisterin, die nun leider ausgetreten sei, habe gezeigt, daß der Professor doch eigentlich die Damen wie Untergebene ansehe, und da könne so eine kleine Erinnerung nichts schaden, daß man auch einmal wo anders singen könne. Diese Erwägungen hatten bei dem weiblichen Chorgeist einiger Damen doch gezündet; Frau Hähnel war auf dem besten Wege, eine heillose Konfusion anzurichten. Als Frühauf zu seiner Gattin trat, war diese eben durch eine Freundin der Frau Hähnel sondiert worden, ob sie auch in dem Reberschen Konzert mitwirken wolle. Sie hatte aber sofort Verdacht geschöpft, als sie aus einer Andeutung entnahm, daß Frau Hähnel für dieses Konzert warb. Sie war eingeweiht durch ihren Mann in das, was das Ehepaar beim Pfarrer gethan. Sie erklärte mit einer gewissen absichtlichen Hochmütigkeit:

„Meine Stimme paßt nicht in ein Konzert des Professors Reber. Ich für meine Person müßte es ablehnen, da mitzuwirken. Wenn die andern Damen es thun, so ist es ja ihr freier Wille. Und außerdem geht es ja ohne meinen Mann überhaupt nicht!"

Die Sache wurde nun dem herangetretenen Professor selbst vorgetragen. Er war durch seine feste Anstellung in so guter Stimmung, daß er fragte: „Warum nicht? Warum sollen wir nicht bei Reber mitwirken? Ich werde den Chor gern dirigieren. Das kann uns doch nur nützlich sein!"

„Ja, ich meine auch," sagte eine Dame von der Partei der Frau Hähnel. „Denn man muß sich doch den Herrn Organisten auch gut Freund erhalten."

Frau Professor Frühauf fühlte ihr Ansehen bedroht. „Du denkst also wirklich, deinen Chor für ein solches Konzert zur Verfügung zu halten? Weißt du denn, daß im Zusammenhang damit die Mitglieder eingeladen werden, auch bei einem andern, neuen Chore zu hospitieren?"

„Na, und wenn!" meinte Frühauf. „Sie können da nützen und meine Schule verbreiten. Ich sehe nichts weiter darin!"

Frau Professor Frühauf wendete sich mit einer indignierten Miene ab. Sie war aber gewöhnt, sich vor andern nicht mit ihrem Mann in Widerspruch zu setzen, schon, weil die Chordisciplin dadurch gelockert werden konnte. Auch als man ihr die neueste Wendung mitteilte, die unterdessen Hähnel und seine Frau aufbrachten, daß das Hähnelsche Konzert zu Ehren des Professors stattfinden und Kompositionen Frühaufs gespielt werden sollten, war sie nicht zu bekehren, denn sie war überzeugt, daß andre Pläne damit

verbunden würden. Und da ihr Mann nichts davon zu ahnen schien, behandelte sie ihn nun im Laufe des Tages mit einer zarten Geringschätzung. Aber ebenso rührig und pflichteifrig begann sie ihren Schlachtplan zu entwerfen, um noch im Laufe des Tages diejenigen, die zugesagt haben mochten, an der Spitze ihren Mann selbst, von diesem Entschlusse zurückzubringen. Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie sich sagte, sie müsse auch diesmal wieder die Fehler ihres Mannes heimlich korrigieren.

Als das Schiff endlich in der reizenden Bucht des Jungfernsees gelandet war und man im Wirtsgarten an langen Tafeln saß und gemeinsam fröhlich sein Mittagsmahl verzehrte, schien die Partei Hähnel bereits vollständig gewonnen Spiel zu haben. Denn das Schlagwort „zu Ehren des Professors als Nachfeier seiner festen Anstellung" war umgangen; Herr Schröter hatte sich besonders ins Zeug gelegt bei den Herren, und da er es that, konnte Fräulein Ella nicht umhin, im Stolz auf ihren Vater auch bei den Damen zu wirken. Dabei hatten Hähnels die Parole erlassen, der Professor selbst dürfe nichts vorher davon erfahren, es müsse ganz als Ueberraschung herauskommen nach dem Reberschen Konzert. Dadurch gewann die Sache an Reiz. Ein Geheimnis, von dem alle wußten, nur der Professor nicht! Und was noch heut am Abend folgen sollte! Der Sieg der Hähnel-Partei schien im Umsehen entschieden. Frau Professor Frühauf war eine wohlbeleibte, etwas behäbige Dame, die sehr gern aß und gut aß. Allen ihren Unternehmungen mußte eine stille Eßvorbereitung vorangehen. Mit Absicht hatte sie die dicke Frau Graf gebeten, neben ihr zu sitzen. Die konnte auch mit Gelassenheit und Genuß zugleich essen. Frau Professor Frühauf aß mit Gemächlichkeit und Indignation über ihren Mann zugleich, der sich augenscheinlich unter dem Einflusse seiner Tochter ganz zur Gegenpartei hinziehen ließ. Als sie aber gegessen hatte, beschloß sie nunmehr, ihre Gegenminen springen zu lassen. Sie äußerte zunächst zu Frau Graf, daß es ihr vorzüglich geschmeckt habe, schon weil die Frau Rittmeister nicht mehr im Chore sei mit ihren Ansprüchen. Frau Graf, in Erinnerung der Sitzstreitigkeiten, mußte gestehen, daß es auch ihr vorzüglich gemundet habe, zumal sie das angenehme Bewußtsein hatte, eigentlich die Siegerin in jenem Kampfe geblieben zu sein. Nachdem so ein sympathisches Gefühl zwischen den Damen entstanden war, kam das Gespräch auf Frau Hähnel, die doch eigentlich dabei eine sehr merkwürdige Rolle gespielt habe. Das konnte Frau Graf nicht umhin zu bestätigen. Frau Professor fuhr fort:

„Sehen Sie, deshalb beteilige ich mich nun aber auch nicht an dem Reberschen Konzert und den weiteren Sachen. Denn es ist doch klar, daß die ganze Sache von Frau Hähnel ausgeht, die wieder einmal ihren Ehrgeiz befriedigen will. Daß mein guter Mann, der Professor, da nur zum Vorspann genommen wird, das ist klar. Denn zuletzt wird es doch nur heißen: das haben Hähnels gemacht! Ja, wenn die Sache zum Beispiel von Ihnen ausginge, dann würde ich meine Stimme zur Verfügung stellen. Aber Frau Hähnel, die so wenig Chordisciplin hat, daß sie sich sogar in den Alt setzte, wird die ganze Sache verderben."

Sie schwieg behäbig, zuckte aber leise mit den Mundwinkeln. Frau Graf war von der Richtigkeit dieser Argumente überzeugt. Sie steckte ein großes Stück Nachtisch-Käse in den Mund und sagte:

„Wenn Sie nicht mitsingen, Frau Professor, dann singe ich auch nicht. Ich will Ihnen freilich verraten, daß man Kompositionen Ihres Mannes aufführen will!"

Frau Professor Frühauf sagte majestätisch: „Die Kompositionen meines Mannes können ohne meine Mitwirkung überhaupt nicht zur Geltung kommen, denn die großen Sopransoli hat er für meine Stimme geschrieben, und ich habe sie mir sogar noch besonders zurecht gemacht. Was will man also? Mein Mann könnte niemals auf den Gedanken verfallen, einer andern die für mich geschriebenen Partien zu geben — das geht ja schon der Oeffentlichkeit gegenüber nicht. Die Sache ist also technisch unmöglich, wenn mein Mann sich jetzt auch in den schönsten Illusionen wiegen mag."

„Also dann singen wir nicht," sagte Frau Graf entschieden. Sie hatte sich über Hähnels langweiliges und nach ihren Begriffen pietätloses Drama so geärgert, daß sie überhaupt nichts mit den Hähnels zu thun haben wollte.

Langsam setzten sich nun die beiden wohlbeleibten Damen in Bewegung, um andre Damen am Tische zu begrüßen. Natürlich kam das Gespräch sofort auf die Mitwirkung. „Ich singe nicht mit," erklärte Frau Graf. Dasselbe that die Professorin. Man wunderte sich, man fragte, warum. Wie auf Verabredung aber blieben beide Damen alle Gründe schuldig. „Es paßt uns nicht!" sagte Frau Graf.

Dieses einfache „Es paßt uns nicht!" bedrohte schon nach sehr kurzer Zeit Herrn Hähnels Zukunftspläne aufs ärgste. Zunächst entstand bei den Damen, welche diese kategorische Erklärung der beiden hörten, eine sonderbare Unruhe. Man wollte erfahren, die Neugier wurde rege. Warum paßte es den Damen nicht? Da die Neugier unbefriedigt blieb, so wurde die Phantasie lebendig. Einzelne glaubten die Gründe zu erraten, und je nachdem sie im Augenblicke sich irgend einen phantastischen Grund ausgedacht hatten, wurden sie schwankend in ihrem Entschlusse, mitzuwirken. Eine sagte es der andern weiter; das war doch sonderbar, daß die Professorin in Unternehmungen nicht mitwirken wollte, wo man Kompositionen ihres Mannes zu spielen die Absicht hatte. Einigen wurde es ganz unheimlich zu Mute; sie erklärten rund heraus, daß sie, trotz ihres Versprechens, da



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



Emil Rau
Ein neues Lied.

doch lieber zuwarten wollten, wie sich das entwickeln werde.

Des Nachmittags ließ die Frau Professor ihre stärkste Gegenmine auffliegen. Fräulein Ella wurde herancitiert und ihr ganz kurz erklärt: „Wir werden nicht singen, mein Kind!"

„Aber, Mama!"

„Du kannst beim Tanzen es auch einigen Herren sagen auf eine geschickte Weise."

„Aber die Herren, die Herren wollen ja alle mitwirken. Herr Schröter steht ja mit Herrn Hähnel an der Spitze —!"

„Herr Schröter, was geht dich Herr Schröter an!"

Ella fuhr errötend zusammen, und um den Eindruck zu vertuschen, den sie auf ihre Mutter damit zu machen fürchtete, erklärte sie plötzlich verwirrt, sie wolle alles thun und Herrn Schröter klar machen, daß man nicht mitsingen könne. „Aber warum denn, Mama?"

„Nun, das wirst du dir doch wohl selbst am besten denken können!" versetzte die Mutter. „Es ist deine Sache, die richtigen Gründe dafür zu haben."

Fräulein Ella verließ einigermaßen verwirrt die Mutter. Aber sie sagte sich, daß sie die Gunst der Mutter in Bezug auf Herrn Schröter so notwendig hatte, daß es lohnte, über die Gründe nachzudenken. Ihre Phantasie malte ihr sehr viele Möglichkeiten vor; als sie dann aber mit Herrn Schröter in dem ländlichen Tanzsaal umherwalzte, sagte sie nur die Worte:

„Denken Sie nur, Herr Schröter, meine Mutter lehnt es entschieden ab, bei Reber und auch später mitzusingen. Da können wir beide natürlich auch nicht, selbst wenn es zu Papas Ehren ist. Denn darauf, daß Mama aus dem Chore austritt, darauf kann es Papa auf keinen Fall ankommen lassen."

Herr Schröter hätte gern mehr Gründe gehört und fragte: „Ja, aber warum denn nicht? Es wäre doch so schön!"

„Ach, Herr Schröter, das kann ich Ihnen nicht sagen! Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen! Aber unsre ganze Zukunft würde auf dem Spiele stehen, jetzt, wo wir . . ."

Fräulein Ella schlug errötend die Augen nieder. Dieses Erröten und der geheimnisvolle Mangel ausgesprochener Gründe wirkten so stark auf Herrn Schröter, daß er nunmehr auch sofort erklärte: „Ja, dann, dann singe ich allerdings auch nicht! Wenn so schwere Gründe vorliegen —"

Und weil er nicht sang, war es nur natürlich, daß er auch bei andern Herren für einen Chorbeschluß wirkte, Herrn Professor Reber und weiter auch Hähnel zu erklären, daß man leider aus prinzipiellen Gründen nicht anderweit mitwirken wolle, sondern sich auf die Thätigkeit an der eignen Kirche beschränken müsse. Denn Herr Schröter hielt ein Unternehmen, wo er nicht zur Geltung kam, für aussichtslos, da seine Mittenöre dann mangels seiner schönen Stimme nicht hinreichend wirken würden, ja, der eine oder andre sich vielleicht unliebsam vordrängen könnte.

Gegen Abend waren auf diese Weise fast sämtliche Mitglieder der heimlichen Meinung geworden, daß man die ernstesten Gründe habe, nicht unter der Hähnelschen Führung mitzuwirken. Der einzige von Belang, der auf Seite des Hähnelschen Paares stand, war in diesem Augenblick Meister Frühauf selbst.

Die Sonne ging goldig und purpurne Glutenmeere am Himmel verstrahlend unter. Das Schiff fuhr wieder, vollbesetzt mit den Teilnehmern des Ausflugs, heimwärts, in die Abenddämmerung hinein. Sonderbare Gefühle inneren Widerstreits und nahender Geistesschlachten bewegten die Seele vieler, aber der goldige Glanz des Abendsonnenscheins löste in seinem magischen Schimmer dies alles auf und vereinigte in der Bewunderung des farbigen Spiels die Gemüter. Blau und purpurn leuchteten die Seewellen auf. Die Wälder auf den Bergen ergrünten geisterhaft, die Stämme der Föhren leuchteten wie Purpurfackeln mit ihrem Geäste.

Dies war der Augenblick, wo Herr Hähnel, selber umgossen vom purpurnen Abendlicht, die Kommandobrücke des Dampfers bestieg und mit einem Taktierstabe, den er bei sich getragen, auf das Geländer klopfte. Alles wurde unten still auf dem Schiffe; Herren und Damen standen schon in Gruppen geordnet und blickten hinauf. Man hörte nur noch das Rauschen und Plätschern der vorbeirauschenden Wellen und das Arbeiten der Maschine. Da rief Hähnel, daß es weit über die stillen Seen zu den Inseln erklang:

„Meine Damen und Herren! Die Stunde ist gekommen mit ihrem schönen Sonnenuntergang, wo die ganze Natur huldigend zu ihrer Ernährerin und Erwärmerin aufschaut, so daß auch wir denjenigen verehren und feiern, der gewissermaßen unsre Sonne ist. Begeisterungsvoll, wie wir die alles beherrschenden Strahlen am Himmel verehren, so sind wir auch einig in der ruhig flammenden Begeisterung für unsern verehrten Meister Frühauf. Wissen Sie denn alle, daß heute für uns der Festtag erschienen ist, wo er dauernd unser Leiter, unsre Chorsonne geworden ist, denn jubelnd wollen wir es dem stillen Abend und der ganzen Natur künden, daß er seit heute definitiv die Stelle hat! Wir haben uns im stillen vereinigt, ihm eine Ehrung bei dieser Gelegenheit zu bringen, und so singen Sie denn alle unter meiner Leitung das, was Sie unter seiner Führung bereits gelernt, a capella zu singen, jenes herrliche Werk Palestrinas! Auf, erheben Sie Ihre Stimmen!"

Mächtig hob Hähnel seine beiden Arme empor, als wollte er den See, die Waldberge und die untergehende Sonne damit zudecken; er malte große Figuren gewissermaßen an den Himmel, indem er den Chorgesang leitete. Alle sangen mit voller Begeisterung los, und mächtig klangen die Töne in den Himmel hinaus, während es

dunkler und dunkler ward, nachdem die Sonne ganz verschwunden war.

Der Pfarrer und Frühauf, welche unten auf Deck saßen, waren beide gleich verwundert, wie gerade Hähnel dazu kam, die Ovation zu leiten. Aber da es so schön klang, so wurden sie, im Rückblick auf das Vergangene, sehr gerührt, und der Pfarrer drückte heimlich seinem neuen Freunde, dem Meister, warm die Hand. Frühauf aber meinte bei sich, der Hähnel sei im Grunde gar nicht so übel und wollte ihm im stillen alles Ueble von Herzen verzeihen, wie es auch bei ihm feststand, daß er nunmehr seinen Chor dem Organisten zur Verfügung stellen wollte. Andächtig lauschte er dem Gesange, der zu seinen Ehren erklang; mit einer angenehmen Rührung folgte er den Tönen von Schröters Stimme, und auch seiner Frau und Tochter Stimmklänge hörte er mit besonderer Bewegung seines Gemütes, denn sie waren sehr glücklich ob der festen Anstellung.

Allmählich aber merkte er, daß das Zeitmaß anfing, etwas zu schleppen. Er bemerkte, wie Hähnel auf der Kommandobrücke stand und, hingerissen von der neuen Thätigkeit, besondere Bewegungen gegen den Horizont malte, die drohten, das musikalische Gewebe zu zerfasern. In der That dachte Hähnel nur noch an den großartigen Eindruck, den er von solcher Höhe, beschienen von der sterbenden Glut der Sonne und dem aufsilbernden Lichte des kommenden Mondes, machen mußte. Er suchte durch seine Taktiergebärden, durch pathetische Rückwärtsbeugungen und breitgeschwungene Handbewegungen seine Befähigung zum Dirigenten zu beweisen und kam sich selbst so malerisch und bedeutungsvoll vor, daß er Stellungen seines Körpers, die ihm besonders gefielen, längere Zeit wie lebende Bilder festzuhalten suchte. Er glaubte die Bewunderung des ganzen Chors zu sehen und vertiefte sich immer mehr in diese Gebärdenspiele. Er fühlte, daß er ein großer Künstler sein müsse, und schwärmte innerlich für sich selbst. Er bemerkte nicht, daß er darüber mehr und mehr den musikalischen Faden verlor und den Sängergruppen unten Einsetzungszeichen gab, wo diese schon längst im Takte darüber hinaus waren. Unten wurde das Durcheinander immer größer, die Harmonien klappten nicht mehr zusammen, und auf einmal schallte ein wirres, wildes Tongeräusch durcheinander, als wenn eine Schar von Trunkenen ihrem Herzen Luft machte. Jetzt merkte Hähnel das Unheil, er fuchtelte empört mit dem Taktierstab in der Luft herum, ohne hindern zu können, daß mit einem Male alles stumm wurde und an Stelle des umgeworfenen Gesangschores ein stürmisches Streiten und Durcheinanderreden der Mitglieder begann.

„Sie haben ja umgeworfen!“ rief Hähnel, während er den Stab mit einer aufgeregten Gebärde schwang und seine Locken zurückwarf.

„Nein, Sie — Sie, Herr Hähnel!“ entgegnete wütend eine Stimme. „Und das will ein Dirigent sein!“ ergänzte mit grollendem Rufe Herr Schröter.

In diesem Augenblicke flackerte ein purpurnes Rotfeuer auf, das Hähnel zu Ehren des Meisters angeordnet hatte, das aber mit ganz besonderer Glut ihn selbst beleuchtete, wie er oben auf der Kommandobrücke stand und zum Zeichen seiner künstlerischen Entrüstung mit bedeutendem Gebärdenspiel seinen Taktierstab in einem großen Bogen über Bord in den weiten See hineinwarf.

V.

Frau Professor Frühauf war eine große Vogelliebhaberin. Nichts bereitete ihr mehr behagliche Genugthuung, als wenn sie in ihrem großen „Berliner Zimmer“ mit dem hohen Fenster nach dem stillen Hofraum hinaus vor ihren Vogelbauern sitzen konnte. Da war eine große Vergitterung, in welcher sie einen hübsch buntbetupften Gimpel und einen Dompfaffen hielt neben einer zierlichen Blaumeise und einer großen Drossel, welche einen sehr guten Schlag hatte. In einem andern hängenden Käfig züchtete sie ein Kanarienpärchen und daneben in einem Bauer ein paar muntere Finken, deren Schlag ihr ganz besondere Freude machte. Auch eine Schwarzamsel befand sich unter den gefiederten Sängern und noch ein paar andre Vögel, die immer munter auf ihren Springstangen umherhüpften, abwechselnd ihr Liedchen anschlugen, im Wasser herumplätscherten, sich mit den Schnäbeln hackten oder rasch aufflogen. Da fehlte im Gitter des einen Käfigs nicht ein grünes Salatblättchen, im andern nicht ein Stück Zucker; Mehlwürmer, Ameiseneier, Hanf und andre gute Dinge waren überall reichlich verteilt; man sah, daß die Professorin das Ihrige wartete. Denn sie hatte ein warmes Herz für die lieben Tierchen, behandelte alle mit gleicher Liebe und gab sogar darauf acht, daß die Kanarienvögel sich nicht durch die Finken ihren Schlag verderben ließen. Vielmehr hatte sie eine Art Musikschule gebildet, in der die besseren Schläger immer die geringeren zu sich emporbildeten. Denn Frau Professor konnte wunderschön pfeifen, und bei ihrem feinen musikalischen Gehör konnte sie auch den Vögeln ihren eignen Schlag vorzwitschern; manchmal sang sie auch leise an die Käfige hinan und freute sich, wenn die Drossel oder die Kanarienvögel mit geneigtem Kopfe lauschten und von ihr lernten.

Draußen im Nebenzimmer saß Meister Frühauf, schrieb und komponierte; manchmal spielte er wohl auch auf dem Flügel durch, was er eben erdacht hatte. Da saß die Professorin behaglich mit einer Handarbeit und lauschte, und mit ihr lauschten die Vögel, bis der eine oder andre eine Art Wetteifer gegenüber dem Professor in sich spürte und schmetternd seinen Schlag herausschnäbelte, mit wiederkehrenden Motiven und Melodien, gerade als hätte er auch schon den Kontrapunkt studiert und versuche sich in effektvollen Fugen zu ergehen. Die Professorin aber

fuhr mit dem Finger an den Kanarienkäfig und sagte gemächlich: „Na, Schröter, das hast du ja wieder gut gemacht, mein lieber Herr Schwiegersohn in spe. Bist zwar immer noch ein bißchen eitel auf deinen Tenor, aber hast ja dein gutes Auskommen, Hanf und alles, was willst du mehr? Ella, was ist das? Du wirst ihn doch nicht hacken? Schickt sich das für eine sittsame Braut? Ja, ja, man kann euch auch keinen Augenblick allein lassen, ich wünschte, die Hochzeit wäre schon vorbei, daß man nicht mehr die Pflichten der dame d'honneur hätte."

Ein Weilchen saß die Frau Professor ruhig, dann strich sie mit ihrer Stricknadel an das Käfiggitter, hinter dem der Gimpel und der Dompfaff hausten, und sagte:

„Na, Hähnel, alter Gimpel, da siehst du nun wohl, was du angerichtet hast! Es ist nie gut, mit solchen kleinen Intriguen und Ränken andre Leute in ihrem Frieden zu stören. Da hast du nun mit deinem Schnabel so lange an Dompfaffens Futternäpfchen herumgewuchtet und herumgedreht, bis dir dein eignes Wassernäpfchen über den Kopf gefallen ist und dich klitschnaß gemacht hat. Nein, Meister Hähnel, diesmal haben wir dich wohl dauernd unschädlich gemacht; aus den Mitwirkungen ist, dank Schröters Einfluß im Chore, nichts geworden. Wir bleiben beisammen, und das kommt davon, daß du eben denn doch ein Gimpel bist und bleibst, du Oberdilettant unter den Singvögeln."

Frau Professorin schwieg wieder; sie glaubte in der That, daß alle Gefahren, die dem Chore von seiten der Hähnelschen Partei drohten, abgeschlagen seien. Sie war sehr stolz, das eigentlich alles selbst durchgesetzt zu haben, wenngleich Herr Schröter, nachdem er am andern Tage um Ellas Hand angehalten hatte, auch sogleich eine große Partei gegen Hähnelsche Bestrebungen organisiert hatte, welche dem Organisten die Mitwirkung versagte. Der Umstand, daß Hähnel als Dirigent „umgeworfen" hatte, genügte vorderhand auch, um kein sonderliches Zutrauen zu irgend einer Veranstaltung zu erwecken, bei der Hähnel etwa dirigieren würde. So schien die Gefahr einer „Sezession", des Austretens oder fremden Hospitierens der Mitglieder, besiegt, und die Frau Professor konnte ihren Gimpel mit einem gewissen Triumph bespötteln.

Jeder dieser netten Vögel hatte nämlich einen Spitznamen. Der Dompfaff war der „Herr Pastor", der als neuer, bewährter Freund des Professors besonders fleißig gepflegt wurde, aber infolge dieser Sympathie etwas zu viel Futter erhielt, so daß er seit einiger Zeit etwas dick und aufgeplustert dasaß. Die Drossel war die „Frau Professorin", und damit meinte die Meisterin sich selbst, weil sie viele Eigenschaften dieser Sängerin mit der schönen Stimme auch an sich zu bemerken glaubte. Leider wurde aber auch dieser Vogel infolge zu üppiger Nahrung etwas zu dick und litt ein wenig an Verdauungsbeschwerden, auch darin seiner menschlichen Doppelgängerin ähnlich. Ein Goldammerweibchen, das in der Mauserung war und wie eine Spätzin aussah, fiel durch sein ärmliches, mageres, verhungertes Aussehen auf; es hatte nämlich schon seit ein paar Wochen den Spitznamen Klärchen Hähnel. Frau Professor war keineswegs so grausam, daß sie irgend einen ihrer Vögel hätte hungern sehen können; aber ganz ohne daß sie es sich selbst zum Bewußtsein brachte, hatte sie dem Ammerweibchen, seit es den Spitznamen bekommen, unwillkürlich die Rationen sehr knapp bemessen, wie es auch völlig in Gedanken und absichtslos sich herausgebildet hatte, daß die „Frau Professorin" zu gut gefüttert wurde. Frau Hähnel, das Ammerweibchen, mußte übrigens sehr viele spitze Redensarten in solchen Stunden hören, wenn die Professorin ihrem „Kirchenchor" — denn so nannte sie ihre Vogelzucht — kleine lehrhafte Vorträge hielt und die Sorgen der Wirklichkeit mit der Beobachtung und Erziehung ihrer Pfleglinge vermischte.

Nun geschah es aber, daß an diesem Tage der Professor ziemlich verstimmt ins Zimmer trat, gerade als seine Frau in solcher lebhaften Unterhaltung mit ihren kleinen Federhelden begriffen war. Es war ihm gar nicht angenehm, daß dieses Spiel so eifrig betrieben wurde; denn die Nachricht davon hatte sich, teils durch eine Neckerei Ellas mit ihrem Bräutigam, teils durch kleine ausforschende Fragen der Frau Hähnel im Chore verbreitet. Es wurde dort erzählt, die Frau Professor hielte sich eine ganze Menagerie von Spottvögeln, an denen sie ihren Hochmut gegenüber den Chormitgliedern ausließe. Fast alle Chormitglieder hätten einen Spitznamen, und es waren schon von verschiedenen Seiten Behauptungen aufgetaucht, daß auch Starmätze, Spatzen und Papageien darunter seien. Und wenn man die Frau Professor besuche, so nenne sie einen Starmatz stets die „Frau Rittmeister" und mache sich so mit dem Besuche über die andern lustig. Obwohl der Professor wußte, daß das Uebertreibung war, sagte er sich, daß es doch dem Chore schaden müsse, seinem Ansehen nicht nütze. Aber er wagte nicht, darüber zu reden. Jetzt aber sagte er:

„Ich muß dir eine sehr fatale Mitteilung machen, Margarete. Infolge der Erklärung des Chors, die ja wohl auf deine Veranlassung zu stande kam, daß man in Rebers Konzert nicht mitwirken wolle, hat dieser erklärt, er werde demgemäß nur noch im pflichtmäßigen Gottesdienst die Orgel spielen, aber niemals für ein Kirchenkonzert für uns zu haben sein. Auf diese Weise können wir aber die Orgel überhaupt nicht mehr haben, außer im Gottesdienst, weil er die Verfügung darüber besitzt. Ich kann nun von meinen Kompositionen überhaupt nichts mehr mit dem Chor aufführen, soweit Orgel dabei ist. Meine Meinung, daß man in Rebers Konzert mitwirken müsse, war also sehr begründet."

Frau Margarete Frühauf war leise zusammengefahren. Sie biß sich an der Lippe herum.



Albert Rieger

Sommernachtstraum.

Das hatte sie allerdings nicht vorausgesehen. Sie mußte unwillkürlich die Ueberlegenheit ihres Mannes anerkennen gerade da, wo sie in einer wohlmeinenden Geringschätzung gegen seine Ansicht gewirkt hatte. Dann aber sagte sie, indem sie ihren Finger in den Vogelbauer steckte, so daß der eine Kanarienvogel mit aufgesperrtem Schnabel darauf loshackte:

„Der Piepmatz! — Sollten die Hähnelschen bei dieser Gelegenheit unsern Chor sprengen und zu sich herüberziehen? Nein, ich mußte in deinem Interesse so handeln."

Frühauf schwieg. Er sagte sich: das muß sie erst verdauen. Dann aber begann er:

„Ich denke oft darüber nach, liebe Margarete, wie es doch in dieser Welt so sonderbar ist, daß man mit all seinem höheren Kunststreben, mit dem Drang, immer das Edelste zu schaffen und das Gemüt schaffender Mitmenschen von allem Kleinlichen zum Großen emporzuführen, daß man hierin nur immer mit dem Allerkleinlichsten zu kämpfen hat. So läuft die Frau Rittmeister nach ihrem Austritt jetzt gemeinsam mit der Frau Hähnel bei Herren und Damen des Chors herum und wirbt sie für ein Kirchenkonzert, das ihr Mann nun erst recht geben will mit unsern Mitgliedern und Leuten, die er anderweit anwirbt —"

„Was? Mein Gimpelchen? Der Dilettant?! Der Umwerfer mit dem Taktierstab in der Havel?!"

„Ja," sagte Frühauf achselzuckend, „er muß doch wohl ein sehr bedeutender Dirigent sein, denn die Frau Rittmeister und Frau Hähnel erzählen überall, mein Chor sei einfach noch nicht reif gewesen für das Hähnelsche Taktieren. Und bei einigen wirkt das bereits. Sie werden neugierig und wollen die höhere Kunst Hähnels kennen lernen. Hierin ist nun für die Rittmeister das Ausschlaggebende, daß sie den Platz der Frau Graf seinerzeit nicht erhielt und daß in deinem Chor hier ein Starmatz ihren Namen führt!"

Frau Professor Frühauf war eine sehr gebildete, sehr kluge Frau. Sofern sie aber in der letzten Wendung etwas empfand, was ihr eigentlich die Schuld an den neuen Umständen zuschob, fühlte sie sich selbst in die Kleinlichkeiten mit inbegriffen, die in dieser Welt dem hohen Kunststreben und dem Leben im Einfach-Großen entgegenwirken, und sie sagte daher sehr gelassen:

„Das wahrhaft Große empfindet in dieser Welt überhaupt gar nicht diese kleinen Ursachen und Wirkungen, sondern geht nachtwandlerisch durch all diese kleinen Schattierungen in den Seelen der Mitmenschen durch."

Es war ihr aber etwas unheimlich dabei zu Mute, denn die Thatsachen waren doch bedenklich. Wenn der Chor allmählich auseinanderging, weil die Orgel fehlte?! Wenn er in einer Anzahl absprang zur Hähnelpartei, weil die Summe all dieser kleinen Empfindlichkeiten zuletzt auch einen Stein der Anhänglichkeit allmählich wie die Wassertropfen höhlen mußten? Sie fühlte mit wahrer Verstimmung, wie dieser Dilettantismus des Herrn Ingenieurs einfach nicht tot zu kriegen war, sondern gleich einer Katze, die man rücklings vom Dache wirft, immer wieder auf die Beine kam. Und wie sie die Welt kannte, mußte er sogar dabei noch zu Erfolg kommen.

„Von Mister Schreiner, dem Amerikaner, ist auch eine Austrittserklärung an mich gekommen," nahm der Professor wieder das Wort. „Er erklärt merkwürdigerweise, er sei ein Gegner des Tremolierens in der Musik, und da neuerdings diese Stimmbehandlung im Chore geduldet werde, so wolle er es vorziehen, einem andern eventuell zu gründenden Chore, dem auch die Frau Rittmeister beitrete, sich anzuschließen. Dies ist nun freilich ein Erfolg der Hähnelpartei."

„Still doch, Schröter!" rief die Frau Professor in der unangenehmsten Laune, denn der so benannte Kanarienvogel hatte so laut zu schmettern angefangen, daß man kaum sein Wort verstehen konnte. Denn jetzt empfand auch Frau Margarete die ganze Kleinlichkeit und Liliputanerhaftigkeit ihrer Mitmenschenseelen. Das war ja klar, warum der Mister Schreiner austrat. Sie rümpfte die Nase, indem sie aber mitempfand, daß daran nun doch wieder auch der Herr Schröter schuld war, fühlte sie eine augenblickliche ungnädige Regung gegen diesen, so daß ihr infolgedessen wieder der Kanarienvogel unleidlich war. Der Professor aber zuckte die Achseln, als er den Namen seines Schwiegersohnes in dieser Weise von neuem profaniert sah. Es war doch ein rechtes Kreuz, daß seine Kompositionslust und Kunststimmung, seine Neigung zum Tiefen und Erhabenen selbst in den harmlosen Liebhabereien seiner Lebensgefährtin durchkreuzt wurde. Er schwieg.

Auch Frau Margarete schwieg. Sie wollte nicht so kleinlich sein, ihren Mann auch noch in die wahren Gründe des Amerikaners einzuweihen. Sie wollte überlegen, wie man mit einem Schlage all diese drohenden Intriguen überwinden könne. Nach einer Weile erklärte sie ebenso gelassen wie vornehm:

„Man muß etwas thun, woran der ganze Chor und die Gegenpartei sieht, daß wir die Orgel überhaupt nicht nötig haben außer dem Gottesdienst."

„Du meinst Orchesterkonzerte? Das ist zu teuer —"

„Nicht doch," entgegnete Frau Margarete, indem sie mit dem Gefühle einer leisen Ueberlegenheit mit der einen Achsel zuckte. „Das Gegenteil. Ich meine Konzerte a capella. Gesangskonzerte ohne irgend ein Instrument, nur die menschliche Stimme. Wiederbelebung alter Musik Palestrinas. Du hast selber so viel Schönes a capella geschrieben, daß man nie in Verlegenheit um gute Tonstücke kommen wird. Und wie vieles von andern giebt es, von Mendelssohn, Beethoven! Die menschliche Stimme bleibt doch das schönste und klangreichste von allen Instrumenten. Du beweisest damit, daß wir Herrn Professor Reber nicht brauchen, sondern ihn samt

seiner Orgel entbehren können; der Chor aber wird von einem neuen Ehrgeiz beseelt, der ihn von selbst zusammenhält. Hähnel aber, der ja gerade a capella umwarf, kann hier nicht konkurrieren, denn wenn er vielleicht mit Orgel, wo das Instrument ihn leitet, feste, stehende Sachen dirigieren könnte, so würde er doch jedenfalls ganz unfähig sein, Aufführungen herauszuarbeiten, wo nur die Stimmen als solche wirken. Natürlich werde ich sorgen, daß man im Chor sich für diese neue und feinste Kunst begeistert! Alle diejenigen, die bessere Stimmen haben, werden besonders dafür sein, weil man sie ja auch selbständiger hört. Und wenn dann selbst einige bei Hähnel hospitieren sollten, so werden sie uns doch nicht untreu werden, weil sie bei uns einfach Kaviar haben gegen Wurst bei der Sezession."

„Da hast du wahrhaftig recht!" sagte nach einer überlegsamen Pause der Meister. „Das ist eine Idee, die mich künstlerisch geradezu aufregt. Die reine Schönheit der Menschenstimmen und den musikalischen Kunstlaut der instrumentfreien Stimmführung auszubilden, das ist ja zuletzt das höchste Ideal überhaupt, und wenn ich den Chor dahin führen könnte, so wäre allerdings ein Kunstziel vor uns, das eigentlich jeden begeistern müßte. O — ich freue mich herzlich auf die schönen Sachen, die man da bieten kann. Und mein Freund, der Pfarrer, wird sich auch freuen, denn er hat einen feinen Geschmack."

Frau Margarete lächelte zu diesen Worten ganz leise und überlegen, ganz leise und mit der allerzartesten Geringschätzung. Kein Wort der Anerkennung hatte der Mann für die Klugheit ihres Gedankens gegenüber den Intriguen der Gegner! Daß man Reber seine Entbehrlichkeit bewies, daß die Hähnelpartei kalt gestellt würde — kein Wort hatte er für das Erfinderische dieser Gedanken! Statt dessen vergaß er im Feuer seiner Kunstbegeisterung gänzlich, daß er überhaupt Gegner und Wühler gegen sich hatte, und erfaßte nur die künstlerische Seite der Sache. Für diese hatte sie selbst ja auch Sinn, sie regte es ja an, aber dieses vollständige Vergessen der begleitenden Umstände und der Geistesgegenwart seiner Frau zeigte doch wohl, daß auch der gescheiteste Mann immer etwas hinter der großen Lebenserfahrung und Menschenkenntnis einer erfahrenen Frau — was man nun doch einmal war — zurückblieb.

Und in der That vergaß Frühauf vollständig die begleitenden Nebenumstände. Mit der ihm eignen künstlerischen Energie ging er sofort an die Verwirklichung der Sache. Ihm schien der Zufall, daß er infolge der kleinlichen Stänkereien im Chor die Orgel entbehren mußte, nur eine Art Glücksereignis, welches die schöne Nötigung auferlegte, nunmehr nur die Menschenstimme rein walten zu lassen als wahren Ausdruck aller geistigen Schönheit und alles geistigen Gehalts der Musik im künstlerisch verklärten und geistig tönend durchzitterten Menschenleibe. Er entwarf ein Programm aus Palestrina, aus alten Meistern wie Bach und Händel, das sofort für ein bald zu gebendes Konzert einzustudieren war. Auch eine eigne Komposition fehlte nicht. Er wußte, daß er seinen Chor schon so weit hatte, daß er es wagen konnte, bei fleißigen Proben ein reingestimmtes Orchester der bloßen Menschenstimmen zu schaffen, das auch weitere Kreise von gewählten Musikkennern und Kunstfreunden in die Kirche locken müsse zur Freude seines Freundes, des Pastors, dem er, trotz seiner freieren Anschauungen, nun erst recht volle Kirchen zu schaffen hoffte. Es wurden Briefe geschrieben, Inserate, Voranzeigen aufgegeben, es wurden die Proben angesetzt, an der Mitbegeisterung des Chores war nicht zu zweifeln. Ja der alte Meister fühlte sich schon von der bloßen Idee wie verjüngt, seine Kräfte gehoben, seinen Lebensmut befeuert. Und er freute sich, der Kirche des Hauptpredigers, den er still als seinen Freund immer mehr schätzte, durch die a capella-Musik gewissermaßen ein besonderes Relief religiös-künstlerischer Weihe zu verleihen.

Unterdessen wiegte sich Frau Margarete in der angenehmen Gewißheit, daß sie nun wohl endgültig alle Ränke der Hähnelschen Dilettantenpartei besiegen würde und daß die Gefahr des Austritts der Mitglieder gänzlich abgeschlagen sei. Und sie würde auch wohl mit dieser Siegeshoffnung recht behalten haben, wenn sie nicht selbst durch besonders waltende Schicksalsmächte dazu ausersehen gewesen wäre, eine Katastrophe herbeizuführen, die sie selbst am wenigsten beabsichtigt hatte. —

Es war ein schöner, sonniger Sonntagnachmittag, als Meister Frühauf mit seiner Lebensgefährtin sich aufmachte, zur Kirche zu gehen, wo das erste Konzert a capella mit dem festgesetzten Programm stattfinden sollte. Beide Gatten waren sehr fröhlich und zuversichtlich gestimmt, denn der Kartenverkauf war glänzend gewesen nach den Berichten des Küsters und der Herren vom Komitee, in dem Herr Schröter in bereits bekannt gemachter Bräutigamswürde umsichtig waltete. Die Frau Professor wußte, daß sie in einer dichtgefüllten Kirche singen würde, sie fühlte, daß sie gut bei Stimme war. Ihr Gedanke des Gesangs ohne Instrumente hatte also im Publikum eingeschlagen; ihr Selbstgefühl war erhöht, ihr Anteil an dem bevorstehenden Erfolg konnte nicht in Abrede gestellt werden. So kam es, daß die warmen, lichten Nachmittagssonnenstrahlen, die zwischen den Laubkronen der alten Straßenallee, die zur Kirche führt, niederleuchteten, auch im Innern der beiden älteren Leute einen Nachstrahl des Sonnenscheins vergangener Tage erweckten, vergangener Wehmut, vergeblichen Ringens und stillen Glücks, daß nun im Alter noch Anerkennung und gutes Wirken beschieden schien. In dieser Stimmung gingen sie eine Weile stillzufrieden nebeneinander hin mit sonntäglicher Feierlichkeit. Denn die Läden der Häuser hinter der Allee waren geschlossen, der Wochentagslärm des Verkehrs mit dem tollen

Durcheinander des Wagengedränges war verstummt. Nur geputzte, friedlicher gestimmte Menschen gingen auf den Straßen und Plätzen gemächlich einher; viele schienen auch die Richtung zur Kirche einzuschlagen, und alle waren in einen flimmernden Goldschimmer des nachmittäglichen Lichtes getaucht, in das man mit bunten Sonntagsfarben zart umdunstet einzugehen schien. So war freundliche Menschenliebe, die Ahnung stiller Gottesgefühle in den Seelen.

Als nun die Frau Meisterin in solcher Stimmung vor sich auf den Erdboden des Mittelbaumgangs in der breiten, reinlichen Straßenflucht sah, während eben von der Kirche her das Vesperläuten erklang und traumhaft durch die Wipfelkronen wogte, erblickte sie von ungefähr unter einer alten Linde etwas, das sich ängstlich auf dem Boden zu regen schien. Im Näherkommen erblickte sie einen kleinen, nestflüggen Vogel, der ängstlich am Boden saß, heftig zitternd sein Bäuchlein auf und nieder bewegte, aber sich nicht vom Fleck zu bewegen wußte, als sie an ihn herankam. Da bückte sie sich mitleidig und versuchte das Vöglein mit der Hand zu fangen. Der Professor stand dabei und sah teilnehmend dem Vorfall zu.

„Sieh nur, es ist ein junger Finke, der ist wohl aus dem Nest gefallen. Aber eigentlich ist er schon flügge. Vielleicht ist irgendwo der Flügel beschädigt.“

Die Professorin fühlte, wie das warme Körperchen in ihrer Hand zitterte und das kleine Vogelherzchen heftig pupperte. Sie suchte den Vogel zu beruhigen, indem sie mit ihrem Munde dem Schnabel nahekam und zärtliche Laute von sich gab.

„Das arme Tierchen!“ sagte sie. „Und würde gewiß ein recht guter Sänger werden, wenn es nicht zu Grunde gehen müßte. Weißt du, lieber Professor, ich kann das nicht mit ansehen; aber ich werde das Tierchen pflegen und in meine Zucht nehmen. Wie bringe ich es nur schnell noch nach Hause?“

Der Professor sah auf die Turmuhr am Ende des Baumgangs und sagte: „Es ist die höchste Zeit, Margarete. Wir müssen zum Konzert. Die Zeit ist eigentlich schon um. Wir können uns mit dem Vogel deshalb nicht weiter aufhalten.“

„Nein, auf keinen Fall werde ich das Tierchen hier liegen lassen. Wenn es die Katzen oder rohe Menschen töteten! Weißt du was, ich werde es einfach mitnehmen. Es wird schon ganz ruhig in meiner Hand. Und wenn ich's zu Hause zu meinen alten Finken dann hineinsetze, so ziehe ich es noch groß, und es wird eine kleine männliche Primadonna in meinem Chore. Greif mir doch einmal in meine Tasche und gieb mir mein Taschentuch heraus!“

Der Professor griff in Anbetracht der drängenden Zeit und weil er auch ein pietätvolles Herz hatte, in die Tasche der Gattin und gab ihr das Taschentüchlein heraus. Sie hielt das Tierchen behutsam in der linken Handhöhle, sprach ihm nochmals tröstend zu und legte dann das Taschentuch über ihre Hand mit dem Vogel, damit er sich nicht ängstigte und auch die Leute nichts weiter sähen.

Sie gingen nun eiliger auf die Kirche zu, nur mit ihren Gedanken an das Konzert beschäftigt. Erst vor der Freitreppe zu dem Hauptkirchenportal, wo die letzten Besuchsnachzügler sich hinauf in die Kirche drängten, blieb der Professor stehen und sagte:

„Aber, sage mal, Margarete — den Vogel, den Vogel kannst du doch nicht mit ins Konzert nehmen!“

Sie hielt still und verschnaufte etwas. „Warum nicht? Es sieht ja doch kein Mensch etwas, und aus der Hand kann ich ihn nicht geben. Er wird schon hübsch still sein. Das Herzchen pocht schon ganz regelmäßig. Die Handwärme thut ihm augenscheinlich wohl. Da darf ich ihn nicht mehr aussetzen. Geh nur voran, ich werd's schon machen.“

Damit schob sie den Professor leise vorwärts. Er sah keine Möglichkeit, der Gattin zu widersprechen, wenn ihn auch ein dumpfes, unbehagliches Gefühl der Sorge drückte, daß irgend etwas Unangenehmes sich ereignen könnte. Er dachte indessen, die Frau Professor würde den Vogel irgendwo unterbringen, und eilte die Stufen nach dem Chore hinan, während sie etwas langsamer nachfolgte.

Ehe der Professor sich nun nach dem Dirigentenplatz an der Balustrade der Chorempore verfügte, war eben etwas eingetreten, was die Erinnerung vieler Damen und Herren des Chores auf die eigentümliche Vogelzucht der Frau Professor zurückgelenkt hatte. Frau Hähnel hatte unter den bereits versammelten Damen zunächst nämlich das Gespräch gebracht auf die Spitznamen, welche die Professorin einzelnen Vögeln anhängen sollte. Die Gattin des Ingenieurs hatte eingesehen, daß seit den Proben a capella jedes offene Wühlen gegen die Einheit des Chores nur ihr selbst und ihrem Manne schaden müsse. Sie hatte vielmehr gute Miene zu dem Spiele gemacht und sich selbst hierbei zur Verfügung gestellt, um lieber durch kleine persönliche Verstimmungen zu wirken, bis etwa andre Umstände den günstigen Augenblick für eine Sezession auf ihres Mannes Seite mit sich bringen würden. An diesem Nachmittage hatte sie es nun aber doch nicht lassen können, sich an die dicke Frau Graf heranzumachen, schon weil sie, wegen der Aeußerungen über das Drama ihres Mannes, in einer etwas gespannten Stimmung gegen die Dame lebte. Der Dichter hatte auch mit diesem Drama kein Glück gehabt; es war bei mehreren Theatern herumgewandert, aber bedauernd abgelehnt worden. Die komische Oper war wegen technischer Schwierigkeiten, wie Hähnel glaubte, abgesetzt vom Spielplan, auf dem sie nie gestanden hatte. Das afrikanische Projekt hatte sich nicht verwirklicht, da es in der Hauptsache auch nur in

seiner Einbildung bestanden hatte. Dagegen schien sich die Ofensache zu entwickeln, denn Hähnel hatte den Plan fallen lassen, damit einen Druck auf den Kohlengroßhandel auszuüben, und sich auf die einfache Ausnützung einer Verbesserung beschränkt, die im Begriff war, ein Patent zu erhalten. Es blieb also nur die Musikliebhaberei und die neue Chorgründung, auf die alle Kraft gelegt werden sollte.

Es ist unbedingt notwendig, diese Umstände alle zu erwähnen, denn sie wirkten zusammen, in Frau Hähnels Seele jene etwas gespannte Stimmung gerade gegen die dicke Frau Graf zu erzeugen. Wenn durch jene Umstände die geistige Größe Hähnels gelitten hatte und noch unerkannt blieb, so war es eben das Urteil der Frau Graf gewesen über das Drama, welches die Empfindung dieses Mangels an Größe und des Unverständnisses der Menschen wechselnd in Frau Hähnels Seele zuerst aufgeregt hatte. Diese ihre Seele, die auch wie ein mauseriger Vogel sozusagen aus ihrem Neste gefallen war, flatterte unsicher in neuen Zweifeln. Das Ergebnis war eine dumpfe Vergeltungssucht gegen Frau Graf.

„Na, wissen Sie es denn schon, Frau Graf, daß Sie auch in der Menagerie der Frau Professor eine wichtige Stelle einnehmen?" fragte Frau Hähnel ziemlich laut von oben durch mehrere Zwischenreihen hinunter, so daß es sehr viele hörten.

„Ach, wie so!" sagte Frau Graf gelassen. „Wer glaubt so etwas?"

„Wenn ich Ihnen sage! Sie hat eine alte Wachtel, und seit diese am Pieps leidet, nennt sie sie nur immer die dicke Graf."

Mehrere lachten leise, und vielmehr dieser Umstand als der Glaube, die Professorin könne eine solche Unfeinheit gegen sie begehen, trieb sichtbar den etwas dicken Hals der Frau Graf schwellend auf und das Blut in ihren Kopf. Sie hatte eine sehr gepfefferte Antwort auf der Zunge, besann sich aber, daß unten und auf der Empore des Kirchenraumes alles schon dicht besetzt war mit Zuhörern, und daß sie es nicht sein wollte, die den Frieden im Hause störte. Sie schluckte daher ihre Bemerkung hinunter und zuckte mit den Achseln.

In diesem Augenblicke trat die Frau Professor von einem Seiteneingang her, wo es weniger auffällig war, auf den Chor, vorn bei der Brüstung. Die Brüstung deckte sie genügend gegen den Kirchenraum, so daß unten niemand sehen konnte, daß sie ihre linke Hand, über der ein weißes Tuch lag, möglichst tief hielt. Da sie mehrere Soli zu singen hatte, so mußte sie sowieso vorn sitzen, was aber die Folge hatte, daß der ganze pyramidenförmig aufgebaute Chor jede ihrer Bewegungen sehen konnte. Als sie daher so vorsichtig hereinkam, wendeten sich aller Blicke unwillkürlich auf sie, und man wunderte sich über das weiße Tuch auf ihrer Hand. Einige glaubten, sie habe sich in den Finger geschnitten oder sonst einen Schaden an der Hand gelitten. Andre wunderten sich nur schlechthin, ohne sich irgend etwas dabei zu denken. Es geschah aber, daß die Professorin ihren Platz unmittelbar neben Frau Graf nahm, so daß diese natürlicherweise fragte:

„Na, was haben Sie denn gemacht, Frau Professor, daß Sie die Hand im Taschentuch halten?"

„Pst!" sagte die Meisterin ganz leise. „Sagen Sie nur nichts, denn es braucht es ja niemand zu wissen. Es ist auch besser, ich nehme das Tuch weg, denn sonst fällt es zu sehr auf." Damit zog sie leise das Tuch weg und steckte es ein. Sie lüftete ihre Handhöhle ein wenig, so daß das Köpfchen und der Schnabel des Vogels etwas herauslauschten. Sie hatte nicht bemerkt, daß man auch weiter oben mit gespannter Neugier zugesehen hatte.

Kaum hatte Frau Graf den Vogel erkannt, als sie mit einer sehr erschrockenen und gleichzeitig sehr verbissenen Miene halblaut zurückrief:

„Also doch! Ein Vogel!"

„Ein Vogel!" wiederholte oben Frau Hähnel. Und mit einem höchst schadenfrohen Tone: „Ein Vogel! Nein, so was!"

Man muß sich in die Seele seiner Mitmenschen und in das Vorangegangene versetzen, um zu begreifen, daß sich nicht nur der Frau Graf, sondern auch des ganzen Chores der allerschwärzeste Verdacht bemächtigte. Es war so viel von der Spottvogelzucht der Frau Professor geredet worden, daß jedermann, selbst die Treuesten der Treuen, im stillen folgerten, dieser Vogel habe irgend eine besondere Bedeutung. Und diese Bedeutung konnte nur eine spottvolle sein. Die Frau Professor hatte augenscheinlich eine besondere Absicht, denn wie kam sie dazu, einen Vogel in der hohlen Hand mit ins Konzert zu bringen? Noch dazu als Solosängerin, an deren Gesang der ganze Erfolg des Konzertes hing! War das ein Affront gegen den ganzen Chor? Sollte der Vogel etwas gegen die Frau Graf bedeuten? Ungeheure Spannung bemächtigte sich der Gemüter, selbst die Herren, Schröter voran, fühlten sich verwirrt und unruhig. Er verzieh es seiner künftigen Schwiegermuttter gern, daß sie ihren Kanarienvogel Schröter nannte, aber was sie nun hier im Schilde führte, das schien denn doch das Maß des Erlaubten zu übersteigen.

Und nun trat der Professor auf und schritt geraden Wegs zum Dirigentenpult, um das Zeichen zum Anfang des Konzerts zu geben. Er war feierlich bang gestimmt; es war ja das erste Konzert ohne Kapelle, ohne Begleitung, alles kam auf die Schönheit des ersten Einsatzes an, auf die volle Sammlung der Mitglieder. Er gab das Klopfzeichen. Lautlose Stille trat unten im Kirchenraum, auf den Emporen ein.

Und nun wendete der Professor das Antlitz seiner Gattin zu, die ja den ersten Einsatz zu leiten hatte. Da sah er, daß diese die linke Hand noch immer gehöhlt hielt und ebenso sorgsam auf das kleine Schnäbelchen blickte, aus dem ein Zünglein ängstlich herauszitterte. Er hatte schon den Arm zum ersten Anschlag erhoben, da kam ihm zum Bewußtsein, was die Frau, augenscheinlich



Ernst Zimmermann

Gut getroffen.

in einem Anfall von Schwäche, in ihrem Mitleid that. Die lautlose Stille wurde noch tiefer. Der Professor hielt den Taktierarm eine lange Weile regungslos erhoben. Mehreren Chormitgliedern schwamm es vor den Augen vor Aufregung. Die Frau Professorin versuchte die Hand mit dem Vogel ganz langsam unter einer Rockfalte zu decken. Dann aber blickte sie sich gemessen um und erwartete die Armbewegung des Meisters.

Energisch zuckte endlich der Taktierstab. Da begann zart und leise das vollkommenste Piano des ersten Einsatzes, das man jemals in einer Kirche gehört hatte. Die leise Beklemmung der Frau Professor selbst, die heimliche, jähe Angst und Spannung, die der ganze Chor über den Vogel und seine Bedeutung, sein Schicksal empfand, sie setzte sich um in eine geistige Spannung, welche auch das Piano durchdrang und wie mit vorbereitender Ahnung das allmähliche Anschwellen des Tones bewirkte. Herrn Schröter stand der Angstschweiß auf der Stirn, die Professorin selbst, welche eine Ahnung überlief, daß man ihr das Mitbringen des Vögelchens verdenken möchte, brachte ihre Töne nur befangen heraus, und der Professor selbst mußte all seine Energie zusammennehmen, um nicht an den Vogel zu denken und die Störungen, die er verursachen würde, wenn er etwa entschlüpfte oder sonst ein Unglück geschah. Aber diese Sorge dämpfte in wunderbarer Weise auch seine Armbewegungen.

Unten saß der Pastor Körner wieder beim Altar und wiegte zustimmend und wohlwollend das Haupt. Einen so reinen Einsatz, noch dazu ohne jedes Instrument, hatte er noch nie gehört. Es war geradezu geisterhaft, nur die menschliche Stimme zu hören, wo alles ein Strom tiefer, zarter Seelenregung schien, welche von Takt zu Takt anschwoll und wuchs, und wo man fühlte, daß jeder Sänger oben mit tiefster Seele dabei war. Dieses Geisterhafte wirkte wie ein Schauer, ein Schauer von Stimmen aus dem Jenseits auf ihn ein. Denn es hielt an, es steigerte sich, es wuchs. Als der erste Satz des Palestrina-Werkes vorüber war, atmete er erleichtert auf im Sinne seines Freundes, des Professors. Der Versuch mit Musik ohne Orgel, nur a capella, schien gelungen. Die Kirche selbst mußte dadurch gewinnen. Und bedeutungsvoll, mit hochgezogenen Brauen, nickte er ein paar Amtsgenossen zu, die in seiner Nähe saßen und gleichfalls sehr zufriedengestellt und erbaut sich wieder neigten. Alle Zuhörer schienen aufs tiefste gefesselt von dem schönen Einklang der Stimmen.

Nur ganz kurz war die Pause. Da begann auf einmal eine einzelne Frauenstimme von der Höhe zu erklingen, so wunderbar beseelt, so eigentümlich duftig, daß aller Augen sich hinaufwendeten. Es war die Frau Professor, die, ganz allein, ohne Instrument und Begleitung, nur in der Rechten die Noten, während Frühauf ganz wenig taktierte, eine Marien-Arie von den Leiden der Mutter Gottes sang. Angstvoll fühlte sie den Herzschlag des Vögelchens in ihrer Hand. Angstvoll hielt sie die Hand darum, damit es ihr nicht entschlüpfe, sie ihm aber auch kein Weh anthat! Im Singen ging ihr durch den Kopf, daß sie wohl besser gethan hätte, den Vogel beim Küster zu lassen, aber daran hatte sie nun zu spät gedacht. Sie hatte sich die Sache einfacher vorgestellt, als sie war; sie hatte ja nur ihre Handwärme dem Tierchen dauernd erhalten wollen, und auf der Treppe zum Chor konnte sie es nicht absetzen. Jetzt aber mischte sich eine Art von Todesangst, daß etwas passieren könnte, was mit der Reinlichkeit des Vögelchens zusammenhing, mit dem tiefen Gefühle mütterlichen Mitleids. Sie sang und wußte kaum mehr, was sie sang. Aber diese Sorge, diese Angst stieg ihr in ihre Stimme hinauf, und jeder Herzschlag des kleinen, warmen Vogels, den sie in ihrer Handfläche spürte, machte ihre Seele mütterlich-gütig erzittern, so daß sie allmählich wieder an die Muttersorgen der Erlösermutter dachte und im Gefühle des innigen Mitleids mit aller Kreatur auch das ewige Mitleid der Muttergottesschmerzen mit inbegriff. Und das alles hauchte sie anfangs unbewußt, zuletzt mit steigender künstlerischer Selbstbeherrschung in ihre Gesangstöne hinein, und sie fühlte, daß die Wirkung von unendlicher Schönheit sein müßte, denn rings auf den Emporen sah sie die Zuhörer mit dem Ausdruck tiefer Ergriffenheit sitzen, man hörte unten ein leises Schluchzen im Schiffe, man hörte jenes gerührte Räuspern, welches der eignen Ergriffenheit des Hörers vorbeugen möchte und doch Zeugnis ablegt von dem, was das Herz bewegt. Wohl war der Professorin der Angstschweiß ausgebrochen, und sie endete, einer Ohnmacht nahe, aber als der letzte Ton verklungen war, ging ein geheimnisvolles Rauschen der tiefsten Kunstbefriedigung aller Hörer durch den weiten Kirchenraum.

Die Strahlen der Spätnachmittagssonne fielen durch die bunten Glasfenster des Doms ins Innere. Die Rosette leuchtete in tiefgoldigen, purpurnen und dunkelblauen Farben. Wie jenseitige Traumbilder schimmerten die Fensterbilder vom Kindlein in der Krippe mit den goldigen Ringen der Heiligenscheine, das Bild von der Himmelfahrt, wo sich die Glorie des Himmels öffnet. Ein Abglanz von diesen durchscheinenden, purpurnen Glasmalereien fiel auch in den Kirchenraum auf die Zuhörerschaft und stahl sich in die Winkel unter die Emporen, überall trauliches Geisterlicht verbreitend, in das die gerührten Menschenseelen sahen, deren Herzen selbst wie durchsichtige Glasbilder innerlich aufleuchteten in dem Schönen, das sie eben erlauscht hatten.

Nur in der Seele der Frau Hähnel und in den Seelen der Chorsänger spielten andre Farben der Erwartung und der Beklemmung. Denn je schöner die Professorin gesungen hatte, desto weniger verstand man bei der Voreingenommenheit der Gemüter, was sie nun eigentlich mit dem Vogel in der Hand bezweckte. Wollte sie etwa das ganze Konzert profanieren? War es ein Ausdruck

der Freigeisterei, war es die Absicht, Frau Graf oder alle zu ärgern? Oder wollte sie in ihrem künstlerischen Hochmut zeigen, daß sie unter allen Umständen schön zu singen wisse? Jedenfalls fand man es allgemein ungehörig. Diese Stimmung kam mehr in Mienen und stillen Gebärden, leisen Aeußerungen während der Pausen zum Ausdruck. Um aber zu beweisen, daß man sich durch solche Dinge in keiner Weise vom rechten Wege abbringen lasse, erfaßte ein allgemeiner Ehrgeiz den ganzen Chor, daß er mit der peinlichsten Aufmerksamkeit nun weiter sang, zumal alle fühlten, daß auch der Professor selbst jede Ablenkung der Aufmerksamkeit mit größter Anstrengung vermied. Die Folge war, daß die Einheitlichkeit der Leistungen von jedem Musikstück zum nächsten wuchs und der Professor selbst allmählich der Harmlosigkeit der Situation und der Geistesstärke seiner Gattin in dieser gefahrvollen Lage zu trauen begann. Zürnen konnte und durfte er ja nicht, ihn hatte vielmehr eine heimliche Rührung über die menschliche Gutherzigkeit seiner Frau ergriffen, und er wünschte nur, daß die Geschichte ein gutes Ende nehmen möchte, denn wenn der Vogel etwa durch einen Zufall ins Fliegen kam, so stand allerdings vieles auf dem Spiele angesichts der versammelten Zuhörer und der Geistlichkeit.

Dieser Gedanke aber hatte auch allmählich die Frau Hähnel erfaßt. Sie fühlte, wenn so etwas geschähe, so konnte mit einem Schlage die „Sezession" geschehen und endlich ihr Mann unter seinem Zepter wo möglich den ganzen Chor vereinigen. Jetzt faßte sie eine gar sinnlose Lust, wenigstens das zu bewirken. Eifrig hatte sie beobachtet, mit wie großer Aengstlichkeit die Professorin das Vögelchen in der Hand hütete und deshalb nur die Noten mit der rechten Hand halten konnte, die sie sich schon vorher heimlich auf dem Schoße zurechtgelegt hatte. Wenn sie im Stehen und Singen hätte umblättern müssen, war gar nicht abzusehen, was mit dem Vogel geschehen mußte, weil sie die Linke benutzen würde. Und darauf baute Frau Hähnel ihren Plan.

Es war eine größere Pause, ehe ein a capella-Chor Frühaufs selbst zur Aufführung kam, wo der Chor abwechselte mit dem Sopransolo der Professorin. Es war ein schwieriges Musikstück, besonders auch für die Sängerin. Frau Margarete hatte mit tiefgehaltener Hand ihr Vögelchen Frau Graf nochmals gezeigt und ihr erklärt, daß sie es auf der Straße gefunden habe, wodurch die behäbige Dame schon versöhnt war und auch nur noch einige Sorge äußerte, daß nichts Unpassendes sich ereignen möchte. Da trat auf einmal mit sehr zuvorkommender Miene Frau Hähnel heran, brachte, während ihr Mann Noten verteilte, der Professorin ihre Solonoten und sagte:

„Ihre Noten, Frau Professor. Ich habe sie gleich richtig eingeknickt, damit sie sich leichter wenden, was Ihnen ja wohl bequemer sein wird. Ei, ei, was ist denn das schon wieder für ein Spottvögelchen?!"

Damit huschte sie wieder auf ihren Platz zurück, bleich vor Erwartung, was sich nun entwickeln werde, denn sie hatte die Noten absichtlich falsch durcheinander gelegt, so daß auf alle Fälle die Professorin beide Hände brauchen mußte und zwar auch noch mitten im Singen.

Und das große Ereignis näherte sich. Frau Margarete hatte, mit der Sorge um das kleine Geschöpfchen erfüllt, vertrauensvoll die Noten genommen. Die Chorgesänge begannen, sie sang dazwischen allein mit unentwegt schöner Stimme. Da merkte sie auf einmal beim Umwenden, daß sie auf eine falsche Seite geraten war. Sie konnte ohne Noten nicht weiter singen, sie fühlte, daß man ihr einen wahren Höllenstreich gespielt, während sie gerade die Worte zu singen hatte: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?!" Die Empfindung steigerte sich so, daß sie noch eine Weile in dramatischer Aufregung mitsingen konnte und mit schneidend großartiger Stimme die Fragen stellte, so daß die Zuhörer nicht nur, sondern auch Frau Hähnel, ein Schauder überlief, ein Schauder, den Frau Hähnel Zeit ihres Lebens nicht wieder vergessen hat. Aber nun fühlte die Professorin auch, daß, wenn sie nicht eilig die linke Hand zur Hilfe nehmen konnte, um das folgende Notenblatt herauszunehmen, alles verloren war, die Komposition ihres Mannes, ihr Sängerruf, der Ruf des Chores. Was opfern? Den Vogel oder die Komposition?!

Da hoffte sie sich mit einem Kunstgriff aus der gefährlichsten aller Lagen zu retten, indem sie die Hand auf ihren Busen legte, einen Kleidknopf löste und versuchte, das Vöglein schnell in ihren Busen zu schieben, wo es gewiß warm gesessen hätte. Sie hielt das Notenblatt hoch vor sich, damit von den Zuhörern niemand etwas bemerken könnte. Mit zitternder Hand brachte sie endlich das Tierchen in die Kleidlücke auf der Brust und gewann im letzten Augenblick die Linke frei, um die Noten mit beiden Händen zu fassen und schnell herumlegen zu können. Und während sie dies that, erschauderten unten die Seelen der Zuhörer vor der dramatischen Wucht ihres Gesanges, bis der Chorgesang allmählich von dem Triumph über die Hölle in alte Psalmenworte überging, welche das Halleluja über die Himmel anstimmten. Hingerissen lauschte der Pastor und die Gemeinde diesem Halleluja, vor dem die Säulen der Kirche selbst zu wanken schienen. Begeistert stimmte auch die Professorin mit ein, während sie das Tierchen über ihrem Busen fühlte, froh, auch diese Gefahr überstanden zu haben.

Aber beim nächsten Eingreifen des Chors brach sie, da sie eine kleine Pause hatte, fast erschöpft in sich zusammen. Es war zu viel gewesen bei ihrem Alter, ihrer Wohlbeleibtheit. Sie mußte sich einen Augenblick setzen.

Und da geschah das Unglück. Indem sie sich niederneigte, schlüpfte und fiel zugleich das Vögelchen aus ihrem Busen heraus, zunächst auf ihren Schoß und dann auf den Fußboden. Langsam, ängstlich hüpfte es davon.

Der ganze Chor fast sah diesen Vorgang mit allgemeinem Entsetzen, während die Stimmführungen und Fugenläufe des Halleluja von allen Seiten übereinanderstürmten. Noch wollte die Professorin rasch das Vöglein ergreifen, aber in diesem Augenblicke hatte sie einen neuen Einsatz des Halleluja, wo ihre Stimme alle andern übertönen mußte. Sie stand auf und fiel mit ihrem Gesang ein, mit ängstlichen Blicken das Hüpfen des Vogels verfolgend. Auch der Professor hatte das Unheil gesehen. Aber er kämpfte wie ein Mann gegen die Verwirrung, die sich im letzten Augenblick des Chores bemächtigen wollte, er brachte ein paar entgleiste Takte, ohne daß man es unten merkte, durch das Herausholen eines andern Einsatzes wieder ins Gleiche. Der Chor, der dies merkte, ging nochmals mit gesteigerter Energie in die Töne, der Satz war gerettet, denn auch die Professorin führte empört und begeistert zugleich das Halleluja bis zum Schlusse.

Niemand unter den Hörern hat etwas geahnt von dem Vögelein, das heimlich oben auf der Chordiele saß und gewiß auch wie ein lebendiger heiliger Geist aufgeflattert wäre nach den hohen Wölbungen des Domes, wenn sein Flügelein nicht gelähmt gewesen wäre. Niemand hat etwas von *diesem* heiligen Geiste geahnt, der doch die Ursache des ergreifenden Gelingens dieses Konzertes war und abermals aus allen Peinlichkeiten und Tücken der Menschenseele ein Halleluja der hingerissenen Begeisterung schuf, der Aufhebung aller Lichtbrechungen und Zwischenschimmer des Lebens in einen großen Strahl des reinen Sonnenlichtes. Er festigte fürs Leben die Freundschaft zwischen dem Meister und dem braven Pastor Körner, er festigte von nun an auch die ehrliche Freundschaft zwischen dem Meister und seiner lieben Gattin, denn er hatte gesehen, daß sie wie eine Heldin um ihr Halleluja und seine Rettung gerungen hatte in der Gefahr, welche ihr die Menschenfreundlichkeit gegenüber dem nestentfallenen jungen Finkenkind gebracht hatte.

Der Chor ist aber still und sehr entrüstet auseinandergegangen, als am Schlusse die Professorin nichts andres zu thun hatte, als schnell ihren kleinen Vogel wieder zu fangen und nun sicherer an ihrem Busen zu verwahren. Sogar Herr Schröter mit seiner Braut erlaubte sich, ihr einige leise Vorwürfe zu machen. Der Professor selbst sagte gar nichts, denn in seinem Innern klang leise das Halleluja seiner eignen Töne nach.

Am andern Morgen und im Laufe des Tages liefen mehr als sechzig Briefe und Karten ein. Es waren lauter Austrittserklärungen der Chormitglieder. An der Spitze erklärten Herr und Frau Hähnel ihr Ausscheiden. Die Begründung war überall dieselbe. Man wünschte nicht der Gegenstand gewisser Spottvogelscherze zu sein. Man fand die Würde des Chors beeinträchtigt. Und es wurde erklärt, daß man statt dessen sich unter die Leitung des Herrn Hähnel begeben würde, um schon binnen vierzehn Tagen, als neuer Hähnelscher Stamm, in einer andern Kirche zu wirken. Die Partei Hähnel hatte vollständig gesiegt.

Da wurde Frau Margarete nun doch von einer tiefen Niedergeschlagenheit, ja völliger Verzweiflung ergriffen. Sie begann leise zu weinen und sagte zu ihrem Manne:

„Ach, Frühauf, was fangen wir nun mit den Trümmern unsers Chores an! Wir können ja nicht einmal den Gottesdienst genügend besetzen. Daß das alles so kommen mußte! Daß die kleinliche Niedertracht siegt und daß ich daran schuld bin, wenn wir nun von allen verlassen sitzen! Woher neue Chormitglieder nehmen?“

Frühauf setzte sich tröstend neben seine Frau, nahm ihre Hand in die seine und sagte ganz ruhig:

„Liebe Grete, wir wohnen ja in Berlin, in unsrer großen, menschenreichen, sängerreichen Reichshauptstadt. Das kostet nur ein einfaches Inserat, eine Zeitungsanzeige in ein paar von unsern großen Blättern, und übermorgen laufen uns hundert Leute das Haus ein. So haben wir ja auch diesen augenblicklich amortisierten Chor zusammengebracht. Und bei dem Erfolg des Konzerts a capella, zu dem uns auch alle Ausgetretenen haben helfen müssen, wird der Andrang eher zu stark sein. Dem Hähnel ist es zu gönnen, daß er nun genötigt wird, sein unseliges Dilettieren einzuschränken und etwas Ordentliches allmählich zu leisten. Was Feines wird es zwar nie werden, aber jetzt *muß* er wenigstens in einem Punkte, und das wird, sowie er etwas Mittelmäßiges fertig bringt, auch zum Nutzen seiner armen, ziellosen Frau sein. Die Ränke und Kleinlichkeiten werden auch bei diesem Paare allmählich seltener werden, wenn der ärgste Dilettantismus überwunden ist. So viel hat er ja gelernt, daß er mit den geschulten Sängern von uns zunächst etwas Bescheidenes leisten kann. Seien wir froh, daß wir ihn los sind. Die neuen Mitglieder, die übermorgen kommen werden, habe ich bald geschult, und wir werden noch viele gute Konzerte geben. Wenn uns die Kleinlichkeiten und kleinen Scherereien des Lebens auch gelegentlich ängstigen, liebe Frau, sie zehren sich ja doch in sich selbst auf, und das Beste ist dann ein edler Humor, der uns wieder zu allem Guten und Großen zurückführt, besonders, wenn wir das Kleine im Großen zu vergessen eine glückliche Anlage haben. Deinen kleinen geretteten Finken aber hüte mir gut, denn ich hoffe, das wird noch ein ganz besonders feiner und fröhlicher Sänger, der sein Halleluja noch oft uns und unsern Enkeln — so Gott will! — in die Ohren schmettern soll.“

So sagte der Meister, indem er sanft seiner Frau die linke Hand küßte, die Hand, die so menschlich und milde gewesen war. Und genau so, wie der Meister gesagt hatte, ist es auch fernerhin gekommen nach Gesetzen dieser Welt, die zu belauschen wir in dieser Geschichte sinnige Gelegenheit gehabt haben.





Julius Rodenberg in seinem Arbeitszimmer. (Text umstehend.)

Zwei Siebzigjährige.

Zwei Männer, die im litterarischen und künstlerischen Leben Berlins eine hervorragende Stelle einnehmen, feierten im Zwischenraum weniger Tage ihren siebzigsten Geburtstag: Julius Rodenberg, der feinsinnige Schriftsteller und Poet, am 26. und Joseph Joachim, der berühmte Geiger, am 28. Juni. Julius Rodenberg, in dem gleichnamigen hessischen Städtchen geboren, studierte in Heidelberg, Göttingen, Berlin und Marburg Rechtswissenschaft, unternahm aber schon damals litterarische Versuche. „Sonette für Schleswig-Holstein“ (1851), „Fliegender Sommer“ und „Dornröschen“ (1852), „König Haralds Totenfeier“ (1853) waren seine ersten Schriften. Weiter folgte ein Bändchen „Lieder“, die, durch spätere Gedichte ergänzt, den Kern der 1863 veröffentlichten „Lieder und Gedichte“ bildeten, die seither mehrfache Neuauflagen erlebt haben. Nachdem er den Doktorhut erworben hatte, begab er sich für mehrere Jahre auf Reisen, die ihn namentlich durch Frankreich und England führten; in Paris und London nahm er längeren Aufenthalt. Die Früchte dieser Wanderungen waren zahlreiche Feuilletons, die dank ihrer Anmut und Frische den Namen Rodenbergs schnell bekannt machten und später in verschiedenen Bänden gesammelt erschienen: „Pariser Bilderbuch“ (1856), „Ein Herbst in Wales“ (1857), „Kleine Wanderchronik“ (1858), „Alltagsleben in London“ (1859), „Die Insel der Heiligen“ (1860), „Verschollene Inseln“ (1861), „Die Harfe von Erin“ und „Tag und Nacht in London“ (1862). In letzterem Jahre erschien auch der erste Roman Rodenbergs: „Die Straßensängerin von London“, der beim Publikum großen Anklang fand. Noch größeren Erfolg hatte der vierbändige Roman „Die neue Sündflut“, den Rodenberg, nach Deutschland zurückgekehrt, 1865 veröffentlichte. Er wählte nun Berlin zum ständigen Wohnsitz und trat in die Redaktion des „Bazar“ ein, begründete jedoch 1867 die Monatsschrift „Der Salon“, die er zunächst gemeinsam mit Ernst Dohm, dem geistreichen Redakteur des „Kladderadatsch“, und sodann selbständig leitete. Nach siebenjähriger Thätigkeit trat er von diesem Blatte zurück, um 1874 die „Deutsche Rundschau“ zu begründen, deren Leitung noch jetzt in seinen Händen liegt. Es gelang ihm, diese Monatsschrift zu einem Journal vornehmsten Ranges zu gestalten, das diesen ehrenvollen Platz in der periodischen Litteratur Deutschlands bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Hand in Hand mit der redaktionellen Thätigkeit ging eine selbstschöpferische, die fast Jahr für Jahr neue Schriften als Gewinn seiner Wanderungen und Beobachtungen brachte. Wir nennen vor allem: „Studienreisen“ und „Ferien in England“, „In deutschen Landen“, „Heimaterinnerungen“, nicht zu vergessen die „Berliner Bilder“ und ihre unter verschiedenen Titeln veröffentlichten Folgen, die, teils aus den Jugendjahren des Autors schöpfend, teils die Entwicklung der preußischen Residenz zur Reichshauptstadt schildernd, ebenso liebenswürdige wie wichtige Beiträge zur Kenntnis Berlins sind. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie Rodenberg, der doch nicht mit Spreewasser getauft ist, sich in die Berlinische Eigenart vertieft und sie in sicherer Charakteristik sowohl der höheren gesellschaftlichen Kreise wie des schlichten Volkstums wiedergegeben hat. Dieselbe glückliche Beobachtung offenbart sich in den beiden, auf Berlinischem Boden spielenden Erzählungen des Dichters, dem humoristischen Roman „Herrn Schellbogens Abenteuer“ und der feinsinnigen Novelle „Klostermanns Grundstück“. Bis auf die neueste Zeit hat Julius Rodenberg Proben einer ungeschwächten Schaffenskraft gegeben, die ebenso Anregendes wie liebenswürdig Anheimelndes zu spenden vermag. Möge ihm diese kostbare Gabe bis ans Ende des Erdenwallens erhalten bleiben!



Phot. Otto Strub, Mainz.

Joseph Joachim.

Wenn irgend einer, so hat Joseph Joachim, der große Violinkünstler, das Wort Lügen gestraft, daß aus sogenannten Wunderkindern meist nichts Besonderes zu werden pflegt. Joachim war ein Wunderkind im vollen Begriffe dieses Wortes, denn schon als siebenjähriger Knabe ließ er sich öffentlich hören, und durchblättert man die deutschen Zeitschriften der vierziger Jahre, so begegnet man immer wieder dem „Wunderknaben“, der, von Ort zu Ort ziehend, seine Triumphe feierte und, in Konzerten gefeierter Sänger mitwirkend, beinahe deren Ruhm verdunkelte. Des klingenden Erfolges halber aber wurde die technische und theoretische Ausbildung des Knaben nicht vernachlässigt, und so erhielt Joseph Joachim (geboren zu Kittsee bei Preßburg) schon mit neunzehn Jahren eine Anstellung als Konzertmeister in Weimar, von wo er 1854 in gleicher Eigenschaft nach Hannover ging.

Im Jahre 1866 ließ er sich in Berlin nieder, von wo aus er Konzertreisen durch den größten Teil Europas unternahm, und 1869 wurde er an der neubegründeten Hochschule für Musik zum Professor und Direktor an der Abteilung für ausübende Tonkunst ernannt. Als im März 1889 Joseph Joachim sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feierte, das heißt den Tag, da er sich zum erstenmal öffentlich hatte hören lassen, wurden ihm in Berlin große Huldigungen dargebracht. Der Kaiser spendete ihm seine ehrende Anerkennung, und der Minister von Goßler überreichte ihm die große goldene Medaille für Kunst, eine Auszeichnung, die seit Jahrzehnten keinem Musiker zu teil geworden war. Und eine Abordnung von Verehrern überreichte ihm eine Gabe von 100000 Mark, teils für eine Familienstiftung, teils für eine Stiftung zu Gunsten armer Musiker bestimmt.

Fr. Colberg.



Von Krupps Germania-Werft in Kiel.

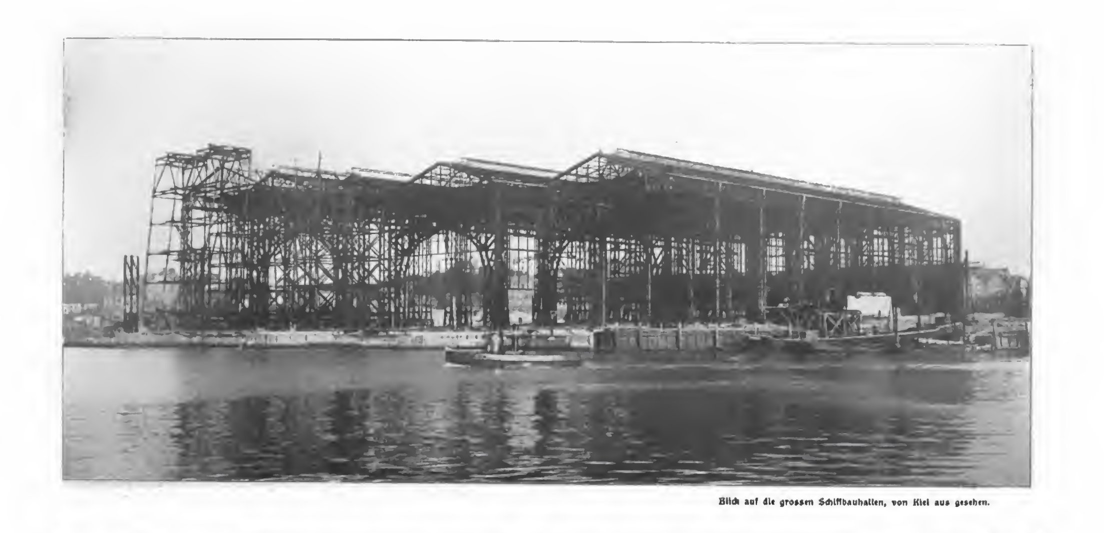
Kiel, die Reichsmarinestadt Deutschlands, hat ein neues Wahrzeichen erhalten. Wenn man, vom Binnenlande kommend, in den Bahnhof einfährt, sieht man zur Rechten riesenhafte Eisenkonstruktionen emporragen, in denen man deutlich vier eingedeckte Hallen unterscheiden kann. Man erfährt, daß es die neuen „Hellinge“ (Bauhallen) der Kruppschen Germania-Werft sind, und daß noch weitere vier solcher Hallen von wahrhaft phantastischer Größe und Höhe in kürzester Zeit errichtet werden sollen. Diese außerordentlichen Dimensionen sind aber nötig, weil unter den gedeckten Hallen moderne Kriegsschiffe auf den Stapel gelegt und erbaut werden sollen. Die Germania-Werft auf dem rechten Ufer des Kieler Südhafens, in Gaarden gelegen, beschäftigt 2800 Arbeiter nur mit dem Bau von Kriegsschiffen. Vor allem, um für die deutsche Flotte die notwendig gewordenen Schiffsbauten zu liefern, hat Geheimrat Krupp in Essen die Germania-Werft, die früher in andern Händen war, vor einigen Jahren angekauft. Es werden aber auch Kriegsschiffe für andre Staaten geliefert. Im Jahre 1899 traf die Germania-Werft ein schweres Brandunglück, durch das viel kostbares Material und die alten großen Hellinge vernichtet wurden. Der Schaden wurde aber durch Neubauten sofort wieder ausgeglichen, und die Weiterförderung der Werft soll derartig beschleunigt werden, daß bis zu 7000 Arbeiter Beschäftigung finden können. Die Werft, die sich beständig ausdehnt, wird sich bald ebenbürtig neben der Riesenanlage der Kaiserlichen Werft, die ganz in ihrer Nähe liegt, sehen lassen können. Auch für die Stadt Kiel bringt diese Errichtung und Erweiterung der Germania-Werft große Vorteile. Daß sie von außerordentlichem Wert für die Weiterentwicklung der deutschen Flotte ist, unterliegt keinem Zweifel, ja sie bedeutet eine Stärkung unsrer Macht und Wehrkraft zur See.

Sie trägt aber auch der gesamten deutschen Industrie und der deutschen Ingenieurkunst Ehre ein, wie die Bestellungen außerdeutscher Staaten auf Kriegsschiffe beweisen. Diese Bestellungen haben um so mehr Bedeutung, als die Werft noch verhältnismäßig jung und in der Entwicklung begriffen ist. Ihr großes Areal fällt demjenigen auf, der Kiel betritt, nachdem er schon vom Bahnhofe aus die Eisenkonstruktion der Riesenhellinge bewundert hat. Und wie stattlich sehen die neuen Gebäude der Werft aus, von welcher das charakteristische hundertfache Gehämmer, das Klingen des Eisens ertönt, das man überall dort hört, wo große Schiffe gebaut werden. Wie kurze Zeit ist es her, daß diese Klänge nur in England zu vernehmen waren! Welche Fortschritte hat Deutschland seitdem auf den Meeren und in den überseeischen Ländern gemacht, welche Erfolge hat es mit dem Bau von großen Handels- und Kriegsschiffen errungen!

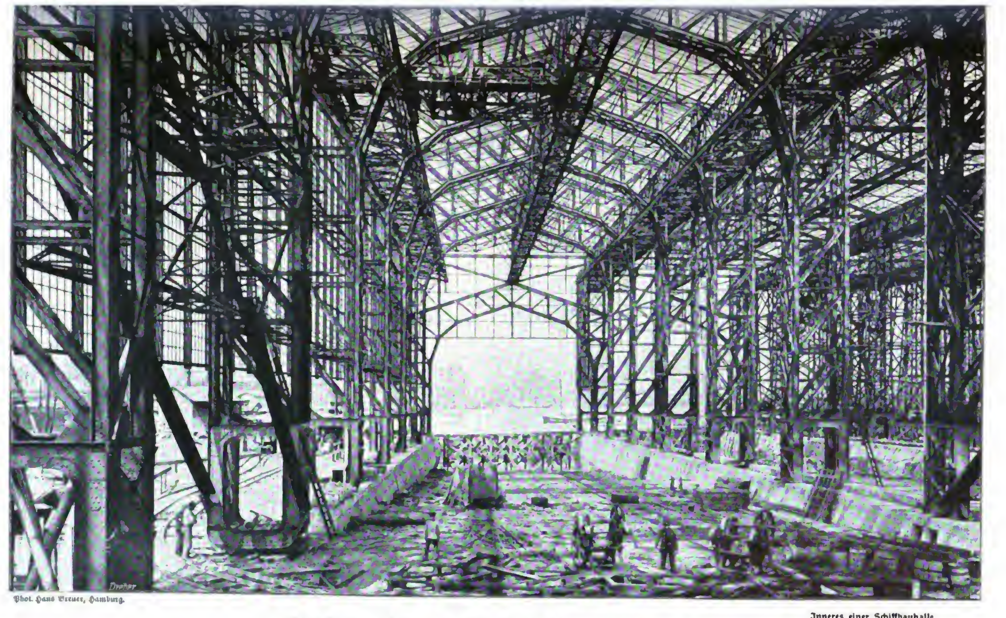
Auf der Stelle der Germania-Werft, wo die niedergebrannten Hellinge standen und neue errichtet worden sind, sah man am 1. Juni den roten Riesenleib eines deutschen Panzers fast vollendet. Da er bald vom Stapel laufen sollte, sah und hörte man an und in ihm tausend fleißige Hände sich regen. An demselben Tage übernahm die russische Regierung den vor der Werft im Wasser liegenden fertigen Kreuzer „Askold“, der auch auf der Germania-Werft erbaut worden ist. Mit seinem langen weißen Körper, aus dessen Pforten und Türmen drohend die Krupp-Geschütze ragten, mit seinen fünf hohen Schornsteinen nahm er sich ebenso imposant wie originell aus. Noch ein andres, bereits vom Stapel gelaufenes, aber anscheinend noch nicht ganz ausgebautes Kriegsschiff zeigt seinen schwarzen Körper vor dem Werftquai. Dieser bereits mit Gefechtsmasten versehene Schiffsrumpf ist ein Beweis, daß auch ein Institut wie die Germania-Werft manchmal mit recht sonderbaren geschäftlichen Vorkommnissen rechnen muß. Dieses schwarze Schiff ist ein für die Türkei erbautes Kriegsfahrzeug, das aber nicht vollendet wird, weil die kontraktlich bedungenen Ratenzahlungen von seiten der türkischen Regierung nicht geleistet wurden. Schon vor Jahresfrist erschien ein als Hilfskreuzer aptierter großer türkischer Handelsdampfer, der „Ismir“, im Kieler Hafen mit den türkischen Matrosen an Bord, die das neue Kriegsschiff bemannen sollten. Noch heute liegt der „Ismir“ in Kiel, nicht weit vom Quai, an dessen Rand der Düsternbrooker Weg sich hinzieht. Wenn man mit dem Dampfer am „Ismir“ vorüberfährt, sieht man die türkischen Kriegsschiffmatrosen in ihren blauen Anzügen und mit den roten Fes auf dem Kopf an der Reling stehen und gähnen. Warum langweilen sie sich hier und fahren nicht nach Hause?

Die Schiffsschraube des „Ismir“ ist defekt und zur Reparatur nach der Germania-Werft gebracht worden. Es fehlt aber das Geld, um auch nur die Reparaturkosten für die Schiffsschraube zu bezahlen, und so — o, über diese Ungläubigen, die so auf Geld erpicht sind! — liegt der „Ismir“ noch immer in Kiel an der Boje.

H. Oskar Klaussmann.



Blick auf die grossen Schiffbauhallen, von Kiel aus gesehen.


Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Inneres einer Schiffbauhalle.

Von Krupps Germania-Werft in Kiel. (Text Seite 339.)

Arthur Hazelius und das Freiluftmuseum in Stockholm.

Im Alter von 68 Jahren verschied Dr. Arthur Hazelius, der bedeutende Sprachforscher und Ethnolog, der durch Begründung des Freiluftmuseums im Tiergarten von Stockholm, das mit dem ebenfalls von ihm errichteten Nordischen Museum in engem Zusammenhange steht, ein Werk geschaffen hat, das bisher ohnegleichen in der Welt dasteht. Am 30. November 1833 geboren, studierte Arthur Hazelius in Upsala und widmete sich dem Lehrerberufe, wendete sich aber bald der Ergründung der ethnographisch-kulturgeschichtlichen Entwicklung Skandinaviens zu. Seine erste, 1873 veranstaltete Ausstellung von Gegenständen aus der Vorgeschichte Schwedens fand zwar zunächst nur geringen Anklang, aber schon vier Jahre später konnte er seine Sammlung ungemein erweitert vorführen, und er ließ nicht nach in dem Bemühen, weite Kreise für sein Unternehmen zu interessieren. Er fand Gönner, die ihm, der die ersten 1000 Mark zur Verwirklichung seiner Idee von Freunden geborgt hatte, reichere Mittel zur Verfügung stellten, und so gestaltete sich seine Sammlung so großartig, daß 1880 sie der Staat übernahm und ihr, obwohl sie in verschiedenen Gebäuden verteilt war, den Namen „Nordisches Museum“ verlieh. Nach einigen weiteren Jahren wurde auch der Bau eines einzigen großen Museumsgebäudes beschlossen, das zurzeit der Vollendung entgegengeht. Seinen größten Ruhm erwarb jedoch Hazelius durch die Begründung des Freiluftmuseums, das zur lebensvollen Ergänzung des genannten Instituts dient. Dem Gelehrten wurde ein Teil des Tiergartens, „Skansen“ (Schanze), zur Verfügung gestellt, der zufolge seiner landschaftlichen Vorzüge die günstigsten Voraussetzungen darbot. Innerhalb weniger Jahre erhoben sich auf den Höhen des „Skansen“ eine Anzahl charakteristischer Bauten, die teils in ursprünglicher Ausführung, teils in künstlicher Nachbildung ein anschauliches Bild von dem wechselnden architektonischen Geschmack, insbesondere der mittelalterlichen Landbevölkerung, vermittelten. Die lebendige Umrahmung zu diesem abwechslungsreichen, ungekünstelt und doch lehrreich wirkenden Landschaftsbilde bot eine große Anzahl natürlicher Gruppen aus der nordischen und arktischen Tierwelt, deren Vertreter hier in einer Umgebung und unter räumlichen Verhältnissen eingebürgert wurden, zu denen kein Tiergarten des Festlandes ein Gegenstück aufzuweisen hat. Vom edeln Elchwild bis zum unscheinbaren Lemming, der in ungeheuren Massenzügen die Einöden der skandinavischen Fjelden durchwandert, giebt es kaum eine nordische Tierart, die nicht in größerer Anzahl im Stockholmer Freiluftmuseum vertreten wäre. Der felsige, reichsten Baumbestand zeigende Grund und Boden ist der denkbar günstigste und giebt in seiner Vegetation auf begrenztem Raum ein treffendes Bild der skandinavischen Natur. Laub- und Nadelbäume aller Art, grüne Grasmatten und reizend angelegte Teiche mit klarem Wasser wechseln hier miteinander ab, und dank der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Natur auf dem ausgedehnten Gebiet des Freiluftmuseums war es möglich, alle Gebäulichkeiten und Schaustücke in einer Umgebung zur Darstellung zu bringen, die den wirklichen Verhältnissen entspricht. So ist denn auch die Illusion eine vollständige, man fühlt sich in fremde Gegenden versetzt, und eine Wanderung durch das Labyrinth der Wege, von denen die ganze Anlage durchkreuzt



Arthur Hazelius.

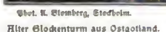


Zelt einer wandernden Lappenfamilie.

wird, bedeutet eine Reise durch Schweden. Im Mittelpunkt sehen wir Jahrhunderte alte Bauernhäuser vor uns, die die letzten Ueberreste von Bauproben einer entschwundenen Zeit aus dem naturschönen südlichen Schweden, aus dem gebirgs- und wasserreichen Dalekarlien und aus den nördlicheren Landesteilen darstellen,



Bauernhaus aus dem südlichen Schweden, 16. Jahrhundert.



Phot. K. Blomberg, Stockholm.

Alter Glockenturm aus Ostgotland.

die einst selbst den südlicher wohnenden Schweden ziemlich unbekannt waren, die aber jetzt ein bis über den Polarkreis vorgeschobener Schienenstrang in innigere Berührung mit dem Herzen des Landes bringt. Sie stammen meistens aus dem Mittelalter und zeigen die Bauformen, wie sie sich aus den Wohnungen der Wikingerzeit entwickelten, die, aus einem Raum bestehend, in der Mitte eine offene Feuerstelle enthielten, von der der Rauch durch eine Oeffnung im Dach abzog. Dr. Hazelius erwarb sie an Ort und Stelle mit ihrer gesamten Ausstattung und ließ sie so wieder im Freiluftmuseum aufstellen, wo sie, jedes für sich ein kleines Museum bildend, ein anschauliches Bild dieser äußerst solid und behaglich eingerichteten Bauernwohnungen geben. Der ganze reiche, altväterische Hausrat steht am gewohnten Platz, und die Stuben machen genau den Eindruck, als wären sie bewohnt. Besonders eigentümliche Bauwerke, die nicht wenig zu dem malerischen Bild auf „Skansen“ beitragen, sind die alten Glockentürme, die noch hie und da im nördlichen Schweden zu finden und von denen zwei charakteristische Formen im Freiluftmuseum vertreten sind. Der hier abgebildete Turm ist ein Original.



Bauernhaus aus Westmanland, 17. Jahrhundert.



Das Grabdenkmal für Julius Sturm in Köstritz. Von Heinrich Günther-Gera.

Zwei Bildwerke von Heinrich Günther-Gera.

(Siehe auch die Abbildung Seite 321.)

Die Berliner Bildhauerschule ist reich an klangvollen Namen, und sie ergänzt sich jahraus jahrein durch neue Kräfte. Zu den jüngeren zählt Heinrich Günther-Gera (geboren 1864), ein Künstler von kraftvoller Eigenart, der still und ernst seinen Weg geht. Aus seiner Werkstatt in Charlottenburg bringen wir zwei Bilder von Skulpturen, die einem allgemeinen Interesse begegnen werden. Das stimmungsvolle Grabdenkmal ist Julius Sturm geweiht, dem frommen, vaterländischen Poeten (1816—1896); Fürst Reuß j. L. hat es dem Dichter, seinem einstigen Erzieher, errichtet. Das zweite Werk, in Kupfer getrieben, kommt an die nach dem Marktplatz gerichtete Hauptfassade des neuen Rathauses in Elberfeld und erhält dort seinen Platz in einer baldachingekrönten Nische. Das Bildwerk schildert einen sagenhaften Vorgang, den Karl Simrock in der Ballade des Ritters von Elberfeld besungen hat. Der Knappe, der das Pferd sicher durch die Wellen führt, ist eine Art „elbisches Wesen"; der Ritter, angethan mit Kettenpanzer Koller und fliegendem Mantel, auf dem Haupte einen Topfhelm mit Stierhörnern, wendet den Blick rückwärts, seinen Verfolgern zu; im landschaftlichen Hintergrunde ragt eine Burg auf. Das Motiv des Werkes bildet die Strophe aus Simrocks Gedicht:

> ....„Schon sind wir gefangen, o großer Verdruß!
> Der Feind uns im Rücken und vor uns der Fluß!
> Wir suchten wohl sonst noch das Weite."
> Da flüstert der Knappe: „Herr, fürchte dich klein.
> Ich weiß in der Nähe die Furt durch den Rhein
> Und führe dich sicher hinüber."

Günther-Gera hat für die Rathausfassade noch zwei Figuren zu schaffen: den Grafen Johann von Berg und Kaiser Barbarossa, der Elberfeld wichtige Gerechtsame verliehen hat.





Gruppe von Spiegelfischen

Ein Triumph der Photographie.

Von

E. D. Bernhardt.

Eine der schwierigsten Aufgaben der Photographie ist die Aufnahme des lebenden Fisches. Man hatte schon die verschiedensten Versuche in dieser Richtung gemacht, ohne jedoch zu einem zufriedenstellenden Resultat zu gelangen. Dieser Mangel wurde um so schmerzlicher empfunden, als man bisher noch keine absolut sicheren Abbildungen verschiedener Fischarten hatte; man mußte sich wesentlich auf die Zeichnungen verlassen, die nach toten Fischen entworfen wurden, und natürlich hatte hierbei die Willkür einen breiten Spielraum. Mit wie großen Schwierigkeiten man bei dem Photographieren von lebenden Fischen zu kämpfen hat, leuchtet von vornherein ein. Zunächst kommen die schnellen Bewegungen der Fische in Betracht, und sodann ist zu bedenken, daß, selbst wenn sie scheinbar ganz ruhig stehen, die Flossen gewöhnlich in vibrierender Bewegung sind. Ferner ist an das Brechen der Lichtstrahlen zu erinnern, das im Wasser und bei den Aquarien auch noch durch das Glas entsteht.

Ein bekannter amerikanischer Naturforscher, Dr. R. W. Shufeldt, hat nun viel Zeit und Mühe auf das Photographieren von lebenden Fischen verwendet, aber dafür schließlich auch ausgezeichnete Resultate erzielt, wie die von uns wiedergegebenen Photographien beweisen. Er nahm diese in den United States Fish Commission Buildings in Washington auf, zuerst durch das Glas der Aquarien und später in einem besonders dazu eingerichteten Glasbassin, das auf dem Hofe des Gebäudes aufgestellt wurde. Das Aquarium in Washington besteht aus verschiedenen großen Glasbehältern, die in einem Gang entlang stehen, den man die „Grotte" nennt. Hier werden eine große Menge der verschiedensten Sorten von Tiefsee- und Süßwasserfischen, ferner Aale, Krabben, Hummer und so weiter gehalten.

In dieser Grotte ist es Dr. Shufeldt gelungen, einige ausgezeichnete Photographien von lebenden Fischen zu gewinnen. Er hat dazu Jahre gebraucht, natürlich nicht in dem Sinne, daß es Jahre gedauert habe, bis er eine einzige Photographie fertigzustellen vermochte, aber die von uns wiedergegebene Folge von Bildern ist das Ergebnis von Versuchen, die jahrelange Arbeit beansprucht haben. In manchen Fällen gelang die Photographie ohne irgend welchen Zeitverlust, in andern war es aber notwendig, den Apparat aufzustellen und abzuwarten, bis einer der Fische in das optische Feld kam. So dauerte es manchmal tagelang, bis ein brauchbares Bild gewonnen wurde, und ein Warten von einigen Stunden war fast alle Tage nötig.



Sternseher.



Hecht.

Dr. Shufeldts erste Versuche wurden Anfang Juli 1897 gemacht, und der Fisch, dem die Ehre zu teil wurde, zuerst lebend photographiert zu werden, war ein großer Hecht. Dr. Shufeldt sagt hierüber in seinem Buch „Experiments in Photography of live Fishes": „Die Platte war ungefähr zwei Sekunden dem Bilde ausgesetzt, und während dieser Zeit stand die linke Seite des Fisches beinahe parallel zu der Fläche des Glases und ungefähr drei Zoll von demselben entfernt. Während dieser Zeit blieb der Fisch vollkommen unbeweglich stehen. Aber das Oberlicht war nicht besonders günstig, und eine zweite Schwierigkeit entstand dadurch, daß die Farbe des Hechtes dem der Metallteile des Aquariums sehr ähnlich war."

Wenn Shufeldt auch so bescheiden von seinem Erfolge spricht, so ist doch gerade diese Photographie eine besonders klare. Sie ist außerdem noch aus einem andern Grunde interessant. Als man sie nämlich mit den Zeichnungen verglich, wie sie in vielen bekannten Werken den Hecht darstellen, fand man erhebliche Abweichungen. Während beim lebenden Fisch die Brustflossen direkt nach unten stehen und die Gabeln des Schwanzes rund sind, sind auf den Zeichnungen die Brustflossen gewöhnlich nach oben gerichtet und die Spitzen des Schwanzes nicht abgerundet. So ist durch diese Photographie bewiesen worden, daß die Schwanzflosse des Hechtes bisher gewöhnlich nicht richtig dargestellt wurde. In Bezug hierauf sagt Dr. Shufeldt: „Wenn es gelungen ist, unter günstigen Bedingungen weitere Photographien von lebenden Fischen zu erlangen, wird es klar werden, daß selbst in den besten Werken über Fische noch viele sehr mangelhafte und manchmal geradezu falsche Zeichnungen enthalten sind. Darum müssen wir einen so hohen Wert auf die Erlangung guter Photographien von lebenden Fischen, und zwar in ihrem Element und in ihrer normalen Umgebung, legen." Zu erwägen ist ferner, daß Veränderungen sowohl in der Form als auch in andrer Beziehung eintreten, sobald der Fisch aus dem Wasser genommen wird, und gerade deshalb haben die Photographien Dr. Shufeldts für die Wissenschaft ihre hohe Bedeutung.

Eine weitere interessante Photographie, die wir reproduzieren, ist die einer ganzen Familie kleiner Klump- oder Spiegelfische, wie solche in amerikanischen Süßwasserseen vorkommen. Ohne Ausnahme ist jeder einzelne Fisch ganz klar und deutlich porträtiert, und wenn man die Photographie ansieht, könnte man wirklich glauben, man sehe thatsächlich in die See hinein, so natürlich ist die Umgebung.

Langohriger Sonnenfisch.

Auch das Bild des sogenannten Sternsehers ist eine durchaus gelungene Photographie, sie zeigt den Fisch, wie er sich gerade in den Sand eingräbt. Wenn man das Bild genau betrachtet, so kann man ganz gut die Bewegung der Flossen erraten, die den Sand auf dem Boden des Gefäßes wegschaufeln.

Als die schwierigste aller photographischen Aufnahmen muß aber diejenige bezeichnet werden, auf der 500 junge Regenbogenforellen zur Darstellung gelangen. Bis in die kleinsten Einzelheiten ist hier die natürliche Erscheinung wiedergegeben.



Grossmäuliger Sägebarsch.

Das Quellengebiet der Stadt München.

Von

B. Rauchenegger.

Der herrlichste Schmuck der deutschen Landschaft ist der Wald. Das ist nichts Neues; die Dichter aller Zeiten haben ihre ganze Schaffenskraft daran gesetzt, ihn zu besingen; die hervorragendsten Künstler haben der Darstellung seiner Pracht und seines Zaubers ihr ganzes Können gewidmet, jeder Naturfreund ist begeistert von seinem Wesen. Und doch hat der schöne Wald seine Feinde, die bewußt und unbewußt an seiner Zerstörung arbeiten. Elementare Gewalten in Gestalt von Schnee und Sturm werfen, brechen und vernichten oft ganze Strecken, aber auch winzige Lebewesen dringend verheerend in den Bereich des Waldes ein; unscheinbare Käfer und Schmetterlinge zählen zu seinen gefährlichsten Feinden; der Borkenkäfer, der Rüsselkäfer und die Nonne ruinieren zeitweise die schönsten Bestände, ohne daß ihnen eine wirksame Abwehr geboten werden könnte. Zuletzt kommt noch der Mensch, dem naturgemäß der Wald seinen Ueberschuß abgeben muß, weil das Holz zu den wichtigsten Verbrauchsartikeln des Lebens zählt. Man darf aber auch vom Wald nicht zu viel verlangen, ohne seine Ertragsfähigkeit und seinen Nutzen zu gefährden; diese Frage hat die Forstwissenschaft und durch sie das Gesetz sich zu eigen gemacht. Die damit geschaffenen Kautelen reichen aber nicht aus, um eine gleichmäßige Waldpflege zu erreichen. Besonders da, wo sich der Waldbesitz auf viele kleinere Flächen verteilt, lassen sich störende Eingriffe nicht zurückhalten. Die Nachfrage nach Holz ist ja eine außerordentliche. Der Bedarf an Brenn-, Nutz- und Bauholz wird kaum aus den schlagbaren Beständen gedeckt; die Industrie stellt aber noch weitere Anforderungen; sie beansprucht für ihre Zwecke das Holz zur Gewinnung der Cellulose, die in der mannigfachsten Weise Verwendung findet. Man verarbeitet jetzt bekanntlich Holz zu Papier, während man aus Papier Häuser baut und Eisenbahnwagenräder herstellt. Es ist sehr erklärlich, daß die hier in Betracht kommenden Fabriken in besonders waldreichen Gegenden eingerichtet wurden, und daß sie in nächster Umgebung ihren Bedarf so weit als möglich zu decken suchen. Der brave Bauer, der einige Hektar Wald sein eigen nennen darf, kann unter Umständen kaum der Versuchung widerstehen, mehr Bäume aus seinem Eigentum zu versilbern, als sein Wald eigentlich vertragen kann, und wenn sich diese Unregelmäßigkeit der Waldpflege auf ein umfangreiches Gebiet erstreckt, das bestimmten Zwecken dienen soll, so wird sie zum fühlbaren Nachteil. Daß ein bestimmter Waldgebietsteil intakt bleibe, ist aber dort von höchster Wichtigkeit, wo es sich um Erhaltung der durch den Wald geschützten Quellen handelt, die Tausende von Menschen mit Trinkwasser versorgen müssen.

Die Stadt München hat in den Jahren 1881 bis 1883 die im Mangfallthale befindlichen Quellen erworben und damit ihre großartige Wasserleitung versorgt. Es zählen hierzu die Mühlthaler Quellen, bestehend aus dem Kasperlbach, dem Gesundbrunnen, dem Pechlerbach, dem Weigelbach, den Gotzinger Quellen, dem Kaltenbach im Reisachthal und den Heidebächen bei Thalham. Zur Sicherung dieses Quellengebietes und seiner unbehinderten Ausnutzung war es nötig, bedeutende Grund- und Anwesenskäufe zu machen. Dadurch wurde die Stadt München Besitzerin eines ausgedehnten Territoriums im bayrischen Gebirge; der Münchener Bürger mag stundenlang Berg und Thal, Wald und Wiesengrund durchwandern, er befindet sich dabei immer auf städtischem Grund und Boden. Um den Ansprüchen der auf dem Quellengebiete in Betracht kommenden Wasserrechtsbesitzer zu begegnen, wurden die dort gelegenen Mühlen angekauft; um die über den Quellen befindliche Niederschlagsfläche zu sichern und um die Ausführung eines ausgedehnten Waldpflegeplanes zu ermöglichen, wurden fast alle bäuerlichen Anwesen — bis jetzt 26 Höfe — angekauft. Aber nur in einigen Fällen wurden diese Anwesen für Betrieb und Bauleitung der Wasserversorgungsstrecke adaptiert; auf der größeren Zahl der Oekonomiegüter verblieben die seitherigen Besitzer als Pächter; bei sehr mäßiger Pachtzahlung, im Besitze flüssiger Mittel und von den auf den Höfen lastenden Verbindlichkeiten befreit, zogen sie vor, lieber in der neuen Eigenschaft als „Zinsleute" auf der alten Heimstätte fortzuwirtschaften, als ein neues Besitztum zu erwerben. Den Touristen, der jene wasserreichen Niederungen und bewaldeten Höhen durchstreift, welche das Vorland des Schliersee- und Tolzergebietes darstellen, mag es wohl eigenartig berühren, wenn er auf einem Wirtschaftsgebäude plötzlich das Wappen der Stadt, das Münchner Kindl, oder mitten auf dem Waldwege schwarzgelb gestrichene Grenzpfähle erblickt. Wenn der Münchener also einen Sonntagsausflug ins Gebirge unternimmt, so kann er seinen Tag auf eignem Gebiete zweckentsprechend genießen, denn Land und Leute bieten alles, was in den Bergen, nicht im Hochgebirge, zu suchen ist.

Eine Eisenbahnfahrt auf der Linie München-Holzkirchen bringt den Ausflügler in $1^{1}/_{4}$ Stunde nach der Station Darching; von dort führt die Straße und von dieser weg ein reizender Fußsteig einen Waldhang hinab zur Mangfall, welche hier schon als ganz bemerkenswertes Flüßchen durch die Thalmulde dahinrauscht. Die rechte, dichtbewaldete Uferseite ist Staatseigentum, die linke befindet sich in städtischem Besitz. Man kommt zuerst an einer großen Werkhütte vorüber, bei der man das emsige Getriebe der Tiefbauarbeiter beobachten kann, denn an nächster Stelle wird eben ein Wasserleitungsstollen in die Bergwand eingetrieben. Ein kleiner Fußpfad führt zur Mangfall hinab, und diesem folgend, gelangt man zum Uferweg, der sich längs des Flusses hinzieht und dem Wanderer ein liebliches Landschaftsbild enthüllt: einen breiten, von dunklem Tannengehölz besäumten Wasserspiegel, hinter dem die bläulich beduffteten Konturen der Schlierseer Berge aufragen. Wohl dieser anmutigen Scenerie halber wurde hier eine Art Promenade angelegt, die durch künstliche Anpflanzungen be-



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



Max Gaisser

Vorbereitung zur Reise.

reichert und durch ein paar kleine Wasserfälle, Ausflüsse der seitlich gelegenen Stollen, wohlthuend belebt wird. Dieser Weg führt durch einen großen Steinbruch, in welchem die mächtigen Quadern für den Rathausneubau gebrochen und zubereitet werden, zur Weigelmühle, die als Mahlmühle in vollem Betrieb steht. Auf dem steilen Hügelrücken über dieser Mühle liegt das zur Mühle gehörige Wohngebäude, welches als Gastwirtschaft eingerichtet ist und an der Außenseite das Münchner Stadtwappen sehen läßt. Wer nicht in dem gemütlichen Zechgarten weilen will, findet hinter dem Hause prächtige Plätzchen im Freien, die ihm einen köstlichen Ausblick auf das üppige Hügelland und die im Hintergrunde sichtbaren Berggipfel gewähren. Die Weigelmühle mag in früheren Tagen wohl zum Besitzstande der Klosterherren vom nahen Weyarn gehört haben; die Hauptpfeiler der Gartenumzäunung lassen darauf schließen; dieselben sind aus rötlichem Sandstein gehauen und zeigen darauf gemeißelte Figuren, Bischöfe oder Aebte darstellend. Zeichnung und Ausführung weisen um ein paar Jahrhunderte zurück. Von der Weigelmühle weg führt die Straße zum Häuschen des Quellenwartes, und von hier aus gelangt man wieder auf einen prächtigen Promenadeweg, der zu dem ersten Sammelstollen der Leitung führt, über welchem sich als Monumentalbau ein zehn Meter hoher Obelisk aus Tuffsteinquadern erhebt. Er zeigt auf einer Marmorplatte die Inschrift: „Hier trat der sogenannte Kasperlbach, welcher zwei Mühlen trieb, zu Tage, bis derselbe zu der Wasserversorgung der Stadt München mit weiteren Quellen des Mangfallthales in den Jahren 1881—1883 gefaßt und unterirdisch abgeleitet wurde.“ In unmittelbarer Nähe liegt die Kasperlmühle. Längst aber ist ihr geschwätziges Klappern verstummt; man hat ihr ein andres Gewand angezogen und ihr eine ganz eigenartige Bestimmung zugewiesen. Wenn der Herr Lehrer den letzten Kreidestrich von der Tafel wischt und die Schulstube schließt, dann kommt ein bunter Haufe von Wichtlein vergnüglich zur stillen Kasperlmühle gezogen, und nun klappert's und plappert's wieder wie in früheren Tagen. Die Kasperlmühle ist als Sommersitz für die Münchener Ferienkolonie beschlagnahmt und dem entsprechend eingerichtet. Schlafsäle, Speisesäle und Bäder im Hause, herrliche Wiesenspielplätze und prächtige Waldspaziergänge bieten einen Ferienaufenthalt, wie ihn nicht alle Kinder wohlhabender, viel weniger diejenigen unbemittelter Eltern haben. Um auch armen Kindern, die der Erholung bedürftig sind, die Wohlthat eines Landaufenthaltes zu bieten, hat sich in der Stadt eine große Vereinigung gebildet, und der Magistrat hat ihr neben andern Orten auch die Kasperlmühle für ihre Zwecke überlassen. Man muß das kleine Volk in seinem Glück beobachten, dann kann man sich erst annähernd ein Urteil über den Wert dieser Einrichtung bilden. Die Stadt sorgt für ihre Kinder aber noch weiter. Geht man von der Kasperlmühle aus der durch einen hübschen Waldbestand führenden Staatsstraße nach, so gelangt man in einem halben Stündchen nach Weyarn, welches, auf stolzer Höhe gelegen, weit über alle Wohnorte ragt. Das stattliche ehemalige Klostergebäude, neben welchem sich eine prächtige Kirche erhebt, gehört nunmehr gleichfalls der Stadt München, welche hier eine Kindererziehungsanstalt errichtet hat. Diese Anstalt hat statutengemäß den Zweck, hilfs-, pflege- und erziehungsbedürftige Kinder aufzunehmen und sie zu treuen Kindern ihres Bekenntnisses und zu einfachen, guten und brauchbaren Menschen zu erziehen. Die Aufnahme erstreckt sich auf eheliche wie uneheliche Kinder von Eltern und Müttern, welche mittellos sind, ohne Rücksicht auf die Konfession.

Ursprünglich stand hier eine trotzige Burg der Grafen von Neuburg und Falkenstein, die im 10. und 11. Jahrhundert daselbst hausten. Besonders tugendreich mag deren Wandel nicht gewesen sein, da Graf Sigiboth I. sich veranlaßt sah, Weyarn — vinaria cella — im Jahre 1133 dem Erzbischof Konrad von Salzburg als Sühne für seine Unthaten zur Erbauung einer Kirche und Errichtung eines Klosters zu übergeben. Es entstand nun ein Augustiner Chorherrenstift, welches erst im Jahre 1803 aufgehoben wurde. Die Anstalt ist natürlich ihrem Zwecke nach vorzüglich eingerichtet und zählt sicher zu den edelsten Gründungen auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlthätigkeit; sie ist eine hervorragende Zierde des außerstädtischen Münchner Gebietes. Im kühlen Waldesschatten führt der Weg auf Gemeindegrund steil herab zur Thalsohle über die Mangfall nach der Station Thalham, von wo aus das Höhengebiet der Stadt, der Taubenberg, bestiegen wird. Die gewaltigen Flußkorrettionsarbeiten, veranlaßt durch die Hochwasserverheerungen des Jahres 1899, verlocken den Wanderer sicher, noch eine Strecke flußaufwärts zu gehen, und dann ist es nicht mehr beschwerlich, einen Blick ins Reisachthal zu werfen und der Reisachmühle einen Besuch abzustatten. Das stattliche, nun in ein Amtsgebäude umgewandelte Mühlanwesen war jedenfalls früher ein Herensitz; die Füllungen der Hausthür und der Wandkästchen zeigen Wappen- und Ornamentenschnitzereien im Geschmacke des 17. Jahrhunderts. Die Herren des hohen Rates der Stadt München haben sich hier ein behagliches Ruheplätzchen für ihre anstrengenden Dienstreisen geschaffen. Ein gemütliches Speisezimmer und eine würdevolle Amtsstube im Erdgeschoß, sowie ein entzückend möbliertes Schlafgemach im ersten Stock sind wohl geeignet, unter Umständen die Beschwerden einer kommissionellen Wanderung vergessen zu lassen. Die hübsche Lage der Mühle veranlaßt übrigens auch viele Touristen, ihr einen Besuch zu erstatten. Hinter diesem Anwesen liegt eine große Pflanzschule, in welcher die zur Aufforstung nötigen Bäumchen gezogen werden.

Nun hinauf zu den dicht bewaldeten Höhen! Ein schmaler Steig führt in Serpentinen durch den prächtigen Wald steil bergan; schweißtriefend und luftschnappend begrüßt der Wanderer den Rand des Hügelrückens; hier liegt schon das ersehnte Dörflein Gotzing mit seinem anspruchslosen Kirchlein, das wie in einem Garten eingebettet erscheint. Nicht weit davon befindet sich das Wirtshaus, welches wieder das Hoheitszeichen der Stadt, das Münchner Kindl, über dem Wirtsschilde trägt. Die Bezeichnung der gastlichen Stätte ist: „Zur großen Trommel“. Damit hat es nun seine eigne Bewandtnis. Hier befindet sich eine alte Trommel in Verwahrung, welche der Stolz des Dorfes und eine sorgsam behütete Reliquie ist. Mit dieser Trommel zogen im Dezember 1705 elf Gotzinger Bauern aus, um zu den Isarwinklern zu stoßen, welche sich bekanntlich vereinigt hatten, die von den Oesterreichern genommene Stadt München zu entsetzen. Das Resultat dieser Bewegung war die

unglückliche Bauernschlacht oder „Mordweihnacht" bei Sendling, welche so vielen Oberländern das Leben kostete. Nur einer kleinen Anzahl gelang es, die heimatlichen Berge wieder zu erreichen; von den elf Gotzingern kamen vier zurück, und merkwürdigerweise brachten sie die Trommel wieder mit. Dieses sturmerprobte Instrument ward allmählich der Gegenstand großer Verehrung. Nur bei besonderen Anlässen wurde sie benutzt, jedesmal aber am Kirchweihsonntag. Zu dem Trommler gesellten sich dann zwei Schwegelpfeifer; Trommel- und Pfeifenklang kündet die Festfreude. Seit Menschengedenken wird am Kirchweihtag zum Tanz keine andre Musik benutzt. Pfeifer und Trommler nehmen auf einem Heuwagen Platz, und vor demselben auf dem weichen Rasen schwingt sich das fröhliche Völklein im Tanze; die Gotzinger behaupten, es lasse sich nach keinem Orchester der Welt so gut „schuachplattln" wie nach dem eben geschilderten. In jüngster Zeit war die Trommel Veranlassung zu großen Diskussionen, welche zwar einen vermehrten Bierkonsum erzielten, sonst aber resultatlos verliefen. Es handelte sich um den Aufbewahrungsort der Trommel. Der Wirt behauptete, die Trommel gehöre zum Wirtshaus, der Bürgermeister machte geltend, die Trommel gehöre der Gemeinde, während andre das historische Instrument in der Kirche verwahrt wissen wollten. Wahrscheinlich siegen die Verfechter der letzteren Ansicht; zu ernsten Streitigkeiten wird es deshalb wohl kaum kommen, obschon die Stadt München schöne eichene Stühle für die bessere Stube gestiftet hat, deren massive Füße so herrliche, schlagende Beweismittel für die bäuerliche Beweisführung abgeben würden. Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit werden nämlich zunächst nur an Sonntagen verhandelt, wenn alt und jung in der qualmerfüllten Wirtsstube sitzen und unisono über die aufgeworfenen Streitfragen disputieren. Weil alle zugleich sprechen, dringt nur der stimmbegabteste Redner durch; wenn keiner des Nachbarn Wort mehr versteht, dann ist's am schönsten! Am Werktage abends kommen nur einige Burschen und von den Weibern freigelassene Männer zusammen. Mit abgegriffenen Karten wird dann „Watten" gespielt, dessen unterhaltlichste Seite darin zu bestehen scheint, daß jeder, der zum Ausspielen kommt, seine Karte mit voller Kraft seiner Faust auf den Tisch legt; die Geschichte hört sich an wie ein fortdauerndes Geschützfeuer. Nervenschwache Städter würden nach ein paar Minuten die Flucht ergreifen. „Resei, schpui für mi!" sagt ein Bursche und entfernt sich auf einige Zeit. Das „Resei", die handfeste Hebe, setzt sich an den Platz des Vollmachtgebers, steckt dessen angebrannte Zigarre zwischen die roten Lippen und nimmt die Karten zur Hand. Das zarte Wesen erzielt mit seinem Trumpfauswerfen ebenso vernehmliche Kanonenschläge wie seine Partner; die Dame giebt sich ordentlich Mühe, ihre männlichen Konkurrenten zu übertreffen, und der brave Wirt sitzt dabei lächelnd in der Ecke beim Herrn Ratsoffizianten und blickt stolz auf die Scene; eine solche Kellnerin hat nicht jeder Gastwirt im Lande!

Ein Viertelstündchen von der Wirtschaft entfernt und etwas höher liegt das Försterhaus, das wiederum zugleich magistratisches Amtsgebäude und dementsprechend eingerichtet ist. Der Förster, eine wahre Idealgestalt eines solchen, war früher Jagdgehilfe im Hochgebirge und wußte mit Hirsch, Gemse und Wilderern wohl umzuspringen. Doch hat's dem Jägersmann endlich ein Mägdlein, so im Bad Kreuth bedienstet war, angethan, daß er das wilde Leben auf dem „Gamsgebirg" mit dem verhältnismäßig ruhigeren Berufe des Försters und Waldbebauers vertauschte. Mit der Jägerei ist's nicht viel in diesem Gebiete, und die Wildschützen kommen nicht in Betracht, denn auf diesem Vorlandgebiete handelt es sich nach Ansicht eines Gebirgsjägers höchstens um gemeine Wilddiebe, an denen kein Fünkchen Romantik hängt. Auf den felsigen Höhen, auf schmalen Steigen, wo ein unsicherer Schritt den Tod bringen kann, da ist eine Begegnung von Jäger und Wilderer schon etwas andres! Die Bevölkerung des Taubenberggebietes besteht jedoch nach den bisherigen Erfahrungen aus harmlosen, ehrlichen Menschen, die mit der „Gutsherrschaft" stets im besten Einvernehmen gelebt haben. Wandert man von hier ab weiter, um die Höhe des Taubenberges zu gewinnen, so berührt man nur noch einige Einzelhöfe, die in kleinen Zwischenräumen voneinander liegen. Die am höchsten gelegenen Anwesen, der Taubenberghof und der Christophhof, wurden von der städtischen Verwaltung entsprechend eingerichtet, so daß auch Leute, die nicht in schwierigen Amtsgeschäften, sondern zu ihrem Vergnügen reisen, nächtigen können. Besonders der Taubenberghof, im ländlichen Villenstil renoviert, zeigt ein reizendes Aeußeres. Von der steinernen Freitreppe weg erhebt sich ein von derben, sonderbar gewundenen Eichensäulen getragener Balkon zum ersten Stockwerk hinauf; eine entsprechende Bemalung giebt dem veralteten Machwerk das Ansehen einer reizenden modernen Schöpfung. Zwei Holzfiguren, welche der Maler gleichfalls mit neuen Gewändern versehen hat, vollenden den Fassadenschmuck; die eine stellt den Schutzheiligen der Stadt München dar, den heiligen Benno, der in neuerer Zeit nicht wenig angestrengt erscheint; man hat schon den städtischen Weinkeller unter seine Obhut gestellt, und hier mutet man ihm noch den Schutz eines Bauernhofes zu, in den er sich allerdings mit dem vielbeschäftigten St. Florian zu teilen hat. Das zweite bäuerliche Unterkunftshaus ist der Christophhof, dessen Räumlichkeiten hübsche und gut eingerichtete Fremdenzimmer in beschränkter Zahl aufweisen. Der Taubenberg wird zumeist nur von Passanten besucht, da eine Partie dorthin zu den leichteren Münchner Tagesausflügen gerechnet wird. Für diese kommt aber nur das auf der höchsten Erhebung erbaute Blockhaus in Betracht, in welchem unter städtischer Aufsicht eine Wirtschaft betrieben wird. Das Blockhaus bietet einen gemütlichen Aufenthalt sowohl in der einfachen, aber gut eingerichteten Stube, als auch auf den um das Haus herum vorgesehenen Sitzplätzen, die nach allen Richtungen hin eine herrliche Rundsicht ermöglichen. Küche und Keller verdienen alles Lob, und kann deshalb ein Aufenthalt auf diesem Punkte, natürlich bei entsprechender Witterung, geradezu beneidenswert genannt werden. Neben dem Wirtschaftsgebäude ist eine kleine Kapelle erbaut; etwas weiter im Walde ragt der hölzerne Aussichtsturm in die Luft, welcher dem Naturfreund überreichen Lohn für die Mühe der kleinen Bergtour erstattet. Herrliche Landschaftsbilder entzücken das suchende Auge. Hier ein Waldinterieur in unmittelbarer Nähe; dort, von wogenden Feldern umgeben, schmucke Bauernhöfe, weiter

drüben dunkles Moorland mit in der Sonne blitzenden Wassertümpeln und spärlichem Birkenbestand; gegen Norden die unabsehbare Ebene mit weißen Straßenlinien, silbernen Flußäderchen und dunkeln Waldschattenstrichen; da wieder ein Hügelland mit einem weit ins Blaue ragenden Kirchlein, nicht weit davon, mehr südlich, die qualmenden und rauchenden Betriebsstätten der Montanindustrie, vorn rechts die leuchtende Fläche eines Sees und als Hintergrund der mächtige Aufbau der Tegernseer und Schlierseer Berge und der sie überragenden ferner liegenden Höhen. Was sie an Eigenart haben, bietet sich den entzückten Blicken dar; zur Morgen- und Abendzeit gewinnt natürlich das Gemälde an Stimmung und unbeschreiblicher Schönheit mit dem Kommen und Scheiden des Tagesgestirnes.

Der außergewöhnlich stark bewaldete Taubenberg zeigt eine besondere Ueppigkeit der Vegetation; insbesondere dürfte ein solcher Reichtum an Waldbeeren kaum irgendwo zu finden sein. Deshalb zeigt sich auch ein reges Leben und Treiben im Innern der Waldungen. Zwitschern, Pfeifen, Summen und Brummen allüberall! Wo der Tisch so reichlich gedeckt ist, fehlt es nicht an Gästen. Singvögel aller Art, Insekten in ganzen Schwärmen, naschhafte vierbeinige Nager entfalten eine Emsigkeit, die den stillen Beobachter mit heller Freude erfüllt. Allerdings zieht dieser Verkehr der Kleinen auch Raubgesindel genug an; Wiesel und Marder winden sich spähend durch das dichte Heidelbeerkraut, Stößer und Sperber lauern auf dem knorrigen Geäste der alten Baumriesen, und Falke und Geier umkreisen die Waldblößen. Die herrlichste Waldeinsamkeit umspinnt hier das Gemüt des Wanderers und läßt ihn Stadt und Weltgetriebe vergessen, er hält bei sich selber Einkehr, und unter dem segnenden Einfluß einer glücklichen Stimmung entdeckt er vielleicht, daß er ein ganz prächtiger Kerl sei, mit dem man sich wunderbar unterhalten könne. Möglicherweise bemerkt er zwischen den mächtigen Tannen plötzlich ein schimmerndes Weiß, und dem nachgehend, kommt er zur Einsiedelei Nüchternbrunn.

In einer Terrainvertiefung, dicht von Wald umschlossen, liegt ein kleines Kirchlein, daneben ein winziges Häuschen, für einen frommen Bruder Einsiedel bestimmt, der allda den Kirchendienst zu versehen und ein entsprechend frommes Dasein zu führen hätte. Für einen also angelegten Mann wäre das Plätzchen geradezu unschätzbar zu nennen. Ein behagliches Stübchen, ein gemütbestechendes Kirchlein, hinter demselben ein kleiner Garten mit Forellenweiher, ringsum heilige Waldesstille — Herz, das heißt Einsiedlerherz, was willst du noch mehr? Es war auch einer da, ein Einsiedel, der seinen Platz richtig ausfüllte, aber wie es bei Einsiedlern geht, manche Aeußerlichkeit leidet Schaden, und so auch bei diesem! Nicht allein Haare und Bart wuchsen ungebührlich in die Länge, leider auch die Finger, und diese langen Finger waren die Ursache, daß er seine schöne Stelle verlor. Bis jetzt ist noch kein Ersatz gefunden, obschon die Stelle mit dem sonderbaren Zusatze ausgeschrieben wurde, daß Militäranwärter vorgezogen würden. Kein rauher Kriegsmann hat sich gemeldet, der seine Tage in Buße und Beschaulichkeit zu verbringen gedächte.

Vielleicht kommt einer aus China zurück, der sich nach Einsamkeit sehnt! Diese Kirche mit Umgebung gehört übrigens nicht der Stadt München, sondern einer Bauerswitwe, welche den idealen Wert des Ortes so hoch schätzt, daß an ein Kaufgeschäft vorläufig nicht zu denken ist. Trotzdem hat die Stadt von ihren Höfen weg einen prächtigen Waldweg bis zur Einsiedelei anlegen lassen, welcher die Bezeichnung Bürgermeisterweg führt, womit aber keineswegs angedeutet werden wollte, daß die Münchner Bürgermeister hervorragende Wallfahrer seien, wohl aber darf daraus zu entnehmen sein, daß das auswärtige Stadtgebiet durch seine besondere Schönheit zum beliebten Erholungsplatz der Stadtväter geworden ist. Das mag aber auch für die sonstigen Weltbummler ein Fingerzeig sein, welches schöne Lustgärtlein ihm auf dem Taubenberg offen steht.



Holdes Genügen.

Von

Gustav Falke.

Ob mich dein Herz verstanden hat,
Die reinste Neigung nachempfunden?
Ich glaubte oft, ich hielt's, das Glück —
Ein Glaube und ein Glück von Stunden.

Du bist so jung und ich — nicht alt,
Und doch so weit voraus an Jahren.
Da ist, gesteh's nur, manchmal dir
Ein Lächeln durch den Sinn gefahren.

Doch wollen wir nicht rechten drum.
Am Ende kann es ja genügen,
Dass ich dich lieb hab'. Holder konnt'
Sich's nicht in meinem Alter fügen.





Weiden am Bache.

Nach einer Radierung von Felix Hollenberg.

Ein Hundeleben.

Skizze von **Paul Oskar Höcker.**

Bob, der Groom, hatte zwar nie in seinem jungen Dasein gute Tage gesehen, aber seitdem er im Dienst des Herrn Doktor Lothar Franke stand, des bekannten Physiologen, der seinerzeit in England die große Bewegung gegen die Vivisektion hervorgerufen hatte, führte er ein wahres Hundeleben.

Der Hausherr persönlich benutzte den Groom ja nur als Laufburschen, Gepäckträger, Thüraufmacher, Adressenschreiber und Stiefelputzer, als ständige Rohrpost zwischen der Druckerei und seiner Studierstube und als Sprachrohr von der Redaktion nach Hause, und dafür war Bob mit sechs Mark pro Monat, freier Wohnung, Bekleidung, Beköstigung und Beheizung gewiß reichlich bezahlt. Was jedoch Bobs Dienstverhältnis im Frankeschen Hause geradezu unerträglich machte, das war das Vorhandensein mehrerer höchst intriganter Nebenregierungen. Da war es zunächst die dicke Köchin, die selbst so krankhaft ungern sich Bewegung machte, der es aber durchaus keine Gewissensbisse verursachte, den Groom fünf-, sechsmal hintereinander zur Markthalle oder in die Butterhandlung zu jagen, immer wieder, immer wieder, um der demütigendsten Kleinigkeiten halber, — dann das Stubenmädchen, das ihm den diskreten Auftrag erteilte, schleunigst die vergessenen Hemdkragen des Herrn Doktor zur Plättanstalt zu tragen und mit der atemlosen Lüge heimzustürzen: es habe im Wäschekeller geraucht und die Ablieferung verzögere sich daher leider um ein paar Tage. Sogar der Redaktionssekretär von Finkes Fachzeitschrift: „Das Tier" verwandte ihn auf dem Zweirad als reitenden Feldjäger für seine Rosapapier-Korrespondenz mit Fräulein Flora und zugleich als Privatdetektiv mit den abenteuerlichsten und zeitraubendsten Aufträgen zur heimlichen Beobachtung eben dieser jungen Dame.

Tyrannei oben und unten, bei Tag und Nacht.

Am empfindlichsten aber litt Bob unter der Behandlung, die er von Frau Mary selbst erfuhr.

Frau Mary war sehr jung, sehr blond, sehr reich, sehr schön, jedoch gleichzeitig — Bob als guter Deutscher fühlte das instinktiv heraus — sehr englisch.

Letzteres hatte sich schon damals recht charakteristisch geäußert, als sie Herrn Doktor Franke ihren Heiratsantrag machte.

Jawohl, sie hatte ihn gemacht; ganz einfach auf ein Quartbillet mit ihren großen, steifen, lieblosen, arroganten Buchstaben geschrieben:

„Dear Mr. Franke, Ich habe sie gehören gesprochen gestern in das Seance. Ich bin mit alles einverstanden. Man soll nicht essen tierischen Leichenteilen und nicht quälen und secieren lebende Hünde und anderen Tieren für den Spaß oder der Wissenschaft. Kommen sie zu Mir, Ich will sie lernen kennen, sie gefallen Mir sehr, o sehr.

Mary Antenbringue."

Andern Tags war unser dear Mr. Franke rettungslos verlobt und die Woche darauf verheiratet. Selbstverständlich kam er unter den Pantoffel, und Mary, die geborene Antenbringue, lebte — wie die meisten Engländerinnen — nicht auf kleinem Fuße.

Lothar Franke hätte die Tyrannei seiner jungen Frau allenfalls noch willig ertragen, — denn seltsamerweise liebte er diese kühle Blonde — aber auch er litt, ähnlich wie Bob, der Groom, Folterqualen unter einer noch tyrannischeren Nebenregierung.

Den Oberbefehl im Hause führte nämlich im Grunde kein andrer als Berry.

Wer Berry war, brauche ich nicht erst umständlich auseinanderzusetzen. Berry hieß eigentlich „the prince", leitete seinen Stammbaum auf die einzige, verbürgt rein erhaltene Adelslinie der König Karls-Rasse zurück und war schon auf vier internationalen Hundeausstellungen preisgekrönt worden.

Doktor Franke war nicht nur mit der schönen blonden Mary verlobt und verheiratet, sondern auch mit Berry, dem preisgekrönten König Karls-Hündchen der geb. Antenbringue. „The prince" machte die Hochzeitsreise mit, sein Wohlergehen lag der jungen Mistreß mehr am Herzen als das des unglücklichen dear Franke, kurz, dieser freche, verwöhnte, faule, schlappohrige Hundelümmel mit dem hämischen Affengesicht und den scheinheiligen braunen Augen brutalisierte das Haus und die Ehe des berühmten Mannes in verdammenswertester Weise.

Bob haßte ihn, aber nach Sklavenart trug er seinen Groll versteckt im Busen. Er hatte nur die eine Genugthuung, daß auch der Redaktionssekretär und die Köchin, das Stubenmädchen und sogar sein leiblicher Brotherr gegen die Uebermacht dieses infamen Köters nichts auszurichten vermochten. Die eigentlichen Triebfedern des Hasses, der sich in dem verdorbenen Gemüte des Grooms entwickelte, waren zunächst in dem Parvenutum des Proletarierkindes dem Abkömmling eines erlauchten Geschlechts gegenüber zu suchen, dann aber auch in einem ganz plumpen, ordinären Brotneid.

„The prince" bekam nämlich seine Mahlzeiten von Frau Marys schöngepflegter weißer Hand dargereicht — und es waren nicht die schlechtesten Bissen —, er erhielt die beste körperliche Pflege, trug eine schmucke rote Decke mit englischer

Stickerei und schlief auf der Chaiselongue in Frau Marys molligem Boudoir. Bob dagegen mußte abends auf den kalten, zugigen Hängeboden kriechen; die Livree, die ihm geliefert ward, bestand aus einem die Lachlust des ganzen Stadtviertels erregenden langschößigen, von oben bis unten zugeknöpften Wertherrock, und das Essen, das ihm die Köchin zukommen ließ, war durchaus nicht mit Liebe gekocht. Es kam hinzu, daß Bob überhaupt nicht unter die engagierten Anhänger des Vegetarismus zu rechnen war.

Bob hätte dieses Köters wegen, den er als den Urquell aller Trübsal in seinem jungen Dasein ansehen mußte, schon längst seinen Dienst bei Doktor Franke gekündigt, wenn nicht der fürstliche Lohn, den er bezog, ihn immer wieder gehalten hätte; denn in seiner vorigen Stellung hatte er in bar gar nichts erhalten, dafür lediglich Familienanschluß, woraus er sich aber bei den ganz eignen Auffassungen seines Brotherrn von Familiarität nicht allzuviel machte.

Neulich hatte er Frau Marys König Karls-Hündchen auf die linke Hinterpfote getreten — unabsichtlich, wahrhaftigen Gott —, und seit der Zeit ging es Bob besonders miserabel. Das scheinheilige Beest rekelte sich den lieben langen Tag auf dem seidenen Kissen im Boudoir der Hausfrau herum und ließ sich von aller Welt bedauern, hätscheln und verwöhnen. Kam Bob ins Zimmer, so warf ihm der Köter einen gehässigen Blick zu, bellte wohl auch, was er sonst nur selten that, und dann sagte Frau Mary:

„Siehst du, du bist eine schlechte Mensch, Bob. Wer Tieren quält, der ist auch fähig zu eine jede andere Verbrechen.“

Und es ist wahr, es gab eine Stelle in Bobs Brust, an der das Wort Berry nichts als einen hohlen Klang hervorrief. Er war kalt und gefühllos geworden, und er fand sich innerlich sogar damit ab, daß ihn Frau Mary, die schöne Frau Mary, für einen Zuchthauskandidaten hielt. So brachte ihn der Haß auf Marys „the prince“ von Stufe zu Stufe abwärts.

Nun fand Ende Februar das große Fest der physiologischen Vereinigung statt, und Bob sollte zur Strafe für all seine Bosheiten und Vernachlässigungen als einziger zu Hause bleiben. Die Köchin und das Stubenmädchen hatten von Frau Mary Galeriebillette bekommen, um dem vegetarischen Bankett und dem Ball zuzusehen und die Vorträge der Hundezuchtvereinskünstler auf der Bühne zu hören. Frau Mary erhoffte davon einen veredelnden Einfluß, besonders auf das durch Taubenhinschlachten und Krebsesieden auf früheren Dienststellen verrohte Gemüt der Köchin.

Bob war stumpf genug, keinen Neid im Herzen zu hegen, trotzdem ihm bekannt war, daß der „Prolog“, den Doktor Franke auf der Bühne sprechen würde, aus dessen leiblicher hoher Feder stammte. Doktor Franke hatte den ehrenvollen Auftrag zu dieser Dichtung auf den ausdrücklichen Wunsch seiner Gattin übernommen, und da er kein gelernter Dichter war, schien ihm die Sache schwer genug gefallen zu sein. Uebrigens konnte Bob den Prolog selbst schon fast auswendig, denn an die zwanzigmal hatte er die verzwickte Dichtung seinem Brotherrn, der furchtbares Lampenfieber hatte, heimlich abhören müssen — auf den abgelegensten Orten, — bloß damit Frau Mary, die ihren Gatten noch immer, trotz vierjähriger Ehe, für ein Genie hielt, nichts davon merkte.

Natürlich gab Frau Mary dem Groom die ernstesten Verhaltungsmaßregeln, bevor sie sich von Berry trennte und „the prince“ der Obhut Bobs anvertraute. Bob stand mit einem ironischen Lächeln da, das zu seiner Stumpfnase und den an sich gutmütigen braunen Augen nicht recht paßte. Er schnitt die Grimasse bloß, um Berry, der sich wieder faul, arrogant und hämisch auf der Chaiselongue wälzte, zu ärgern.

Dann ward's still in der Wohnung. Bob kam sich doch recht verlassen vor. Wenn er hustete — den abscheulichen Husten hatte er sich neulich nachts geholt, als er Berrys wegen, der sich überfressen hatte, aus dem Bett geklingelt und zum Tierdoktor gejagt worden war —, dann rief das ein schauerliches Echo in den menschenleeren Räumen wach. Er war froh, als endlich die von Frau Mary festgesetzte Stunde da war, die den letzten Dienst für heute von ihm heischte: dem Köter die Abendmilch zu bringen.

Aber da ereilte ihn das Verhängnis.

Kaum hatte Bob das Boudoir von Frau Mary betreten, als auch schon „the prince“ ganz unvermittelt mit einem giftigen Gekreisch auf ihn losfuhr und ihn in die Wade biß, oder wenigstens in jene Gegend, in der bei besser genährten Individuen Waden vorhanden zu sein pflegen.

Man wird mir zugeben, daß es unbillig gewesen wäre, in diesem Augenblick noch eine absolut demutsvolle Unterwerfung Bobs unter die besonderen Launen und Neigungen seines langjährigen Peinigers und Widerparts zu verlangen. Gleichwohl übernehme ich Bobs Verteidigung durchaus nicht, wenn ich bloß referierend feststelle, daß er seiner revoltierenden Sklavennatur nun bis zu einer wahren Berserkerwut die Zügel schießen ließ.

Auf dem Korridor lag eine Polstermöbelpeitsche. Bob kannte sie ganz genau. Hinkend, schimpfend, hustend holte er sie, und dann ...

Man erlasse mir eine detaillierte Schilderung. Ich würde es andernfalls nicht mehr wagen, Frau Mary in ihre kühlen, blauen, vorwurfsvollen Augen zu sehen.

Nur so viel: Bob vermöbelte das König Karls-Hündchen mit besagter Klopfpeitsche ganz gewaltig, man möchte sagen mit Begeisterung. Und als „the prince“ ein mörderliches Gewinsel und Geschrei anstimmte, das seine Schandthat bei den im Souterrain wohnenden Portiersleuten

vielleicht hätte verraten können, packte er Frau Marys verwöhnten Mr. Berry, als ob es ein ganz gewöhnliches Hundevieh gewesen wäre, am Fell zwischen den Ohren und sperrte den viermal preisgekrönten Abkömmling aus der einzigen verbürgt rein erhaltenen Adelslinie der König Karls-Rasse auf den Hängeboden.

Bob hatte in einem wilden Taumel gehandelt. Nun kam eine allgemeine Nervenabspannung über ihn, und er setzte sich in Frau Marys Boudoir hin und heulte, daß ihm die Thränen wie zwei Bächlein über die mageren Wangen liefen. Dazwischen hustete er wieder ganz erschrecklich.

Endlich beruhigte er sich ein wenig, und er fing an, seine Wade mit nassen Lappen zu kühlen. Man sah den Stempel der beiden halbkreisförmigen Zahnreihen ganz deutlich in der Haut. Das fachte von neuem seinen Ingrimm an, und da er im Grunde seines Herzens ein krasser Materialist war, so rächte er sich an Berry noch weiter dadurch, daß er ganz einfach die Milch austrank, die von Frau Mary für „the prince“ bestimmt war.

Einmal im Begriff, sich der Völlerei zu ergeben, reifte dann in ihm ein neuer lasterhafter Plan: er wollte endlich auch einmal ein Stündchen im warmen Zimmer schlafen, und der Gedanke, daß Berry so lange statt seiner auf dem Hängeboden kampieren mußte, erfüllte ihn mit besonderer Genugthuung.

Richtig stieß er Berrys großes seidenes Kissen von der Chaiselongue herunter, wickelte sich in Frau Marys große Pelzdecke ein und streckte sich aus.

So wenig fühlte sich sein Gewissen durch diese stattliche Reihe von Verbrechen und Versündigungen beschwert, daß er's fertig brachte — von der molligen Wärme ermüdet, von der guten Mahlzeit gesättigt —, sofort fest einzunicken.

Aber das Erwachen war schrecklich. Ein entsetzliches Klingeln, Pochen, Rufen und Poltern schreckte ihn plötzlich auf, — und ganz aus der Ferne vernahm er das heisere, keuchende, ersterbende Winseln Berrys.

Er schwitzte am ganzen Leib. Als er sich in der Dunkelheit nach der Küche tappte, begann es ihn dann sehr zu frieren. Die Zähne klapperten ihm aufeinander in einer Art Schüttelfrost, als er die Thür zum Hängeboden aufstieß. Berry sprang in gewaltigem Bogen heraus, fauchend und winselnd, und tanzte mit eingezogenem Schwanz um Bob herum. Der Groom machte zitternd Licht, dann lief er wieder, begleitet von Frau Marys Schützling, nach vorn.

Nun hörte er die scharfe Stimme der gnädigen Frau, die seinen und den Namen der beiden Mädchen rief. Dazwischen sprach sie englisch auf Mr. Franke ein, der nur ein gedämpftes Brummen von sich gab.

Bob öffnete.

Also — man hatte die Entreeschlinge vergessen. Aber das war nicht die einzige Unannehmlichkeit bei dieser Heimkehr: weder die Köchin noch das Stubenmädchen waren daheim! Sie hatten sich den Prolog ihres Brotgebers wohl überhaupt nicht angehört, denn nähere Nachforschungen in den beiden Kammern ließen den wohlbegründeten Verdacht aufkommen, daß diese beiden entmenschten Wesen auf einem Maskenball weilten!

Das wahrhaft rührende Wiedersehen zwischen Frau Mary und „the prince“ bildete den einzigen Lichtpunkt dieser nächtlichen Scene, die Bob nie in seinem Leben so ganz zu begreifen vermochte; denn vor allem wollte es ihm nicht einleuchten, weshalb der sonst so ernste Mr. Franke, der mit schiefaufgesetztem Cylinder an der Wand lehnte, fortgesetzt so matt und wehmütig lächelte.

Bob war verschlafen und gab sehr verkehrte Antworten; Mr. Franke lachte darüber hell auf, während Frau Mary, sichtlich erbost, ihn mit Verachtung strafte und ihn schließlich, ganz außer sich, wegschickte.

Auf seinem Hängeboden angelangt, konnte Bob aber keinen Schlaf mehr finden. Es war hier oben so eisig kalt — der Wind blies durch alle Fugen und Ritzen — und ihn marterte die bange Vorstellung, Berry, dieses heimtückische Hundevieh, würde klatschen. Wie der Köter das bewerkstelligen sollte, war ihm ja selbst ein Rätsel, aber im halbwachen Zustand ängstigte ihn fortgesetzt der Gedanke, Frau Mary würde plötzlich, Rechenschaft fordernd, an seinem Lager erscheinen. War es Schicklichkeitsgefühl oder Frostempfindung — Bob stand plötzlich auf, um sich die Hosen anzuziehen.

Der nächste Tag war einer von jenen, von denen man sagt: sie gefallen uns nicht. Die beiden Mädchen erhielten ihre Kündigung, Frau Mary bekam ihre Migräne, der Herr Doktor meldete sich magenkrank und machte Kompressen, und Bob ward erbarmungslos hin und her gehetzt.

Die rastlose Thätigkeit war ihm heute im Grunde ganz sympathisch — machte sie doch das nächtliche Abenteuer mit Berry in seiner Erinnerung erblassen.

Gegen Abend aber umdüsterte sich der Horizont von neuem. Frau Mary ließ ihn ins Studierzimmer des Herrn rufen und nahm ihn in ein scharfes Verhör.

Hustend stand er Rede, ganz blaß geworden, weil er jeden Augenblick fürchtete, sich zu verraten.

Ob er Berry zu nahe gekommen sei?

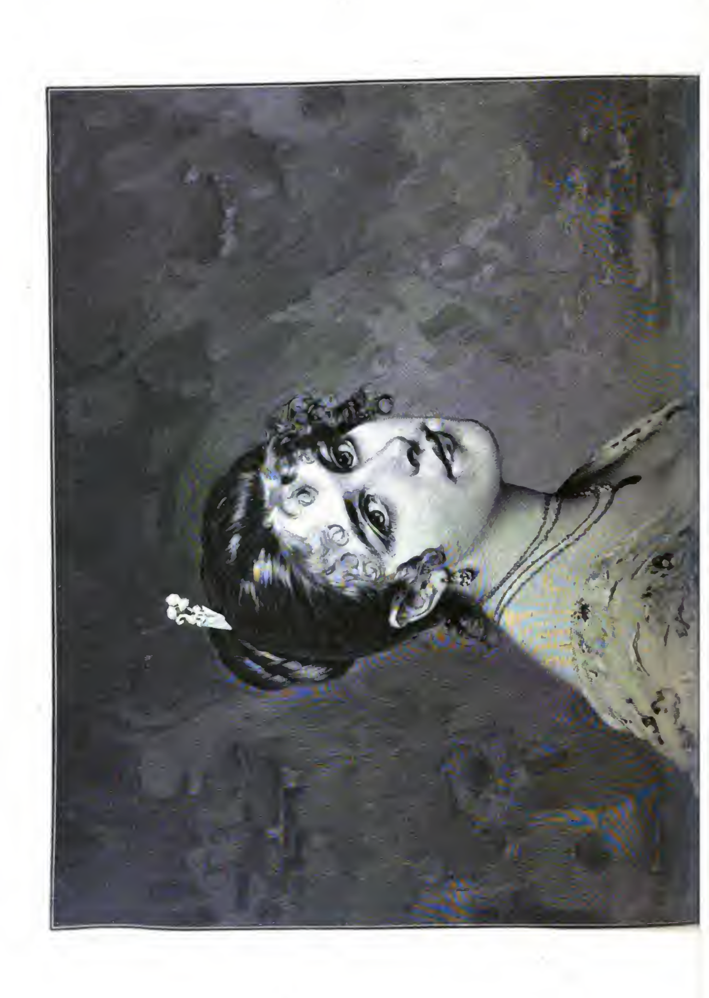
Herzklopfend log Bob: nicht angerührt habe er den Köter.

Ob er ihn auch nicht etwa geküßt habe? forschte Frau Mary weiter.

Geküßt? — Er hatte wohl nicht recht gehört.

Aber Frau Mary fuhr fort: „O — ich will dir sagen, Lothar, er hat ihn angesteckt mit seinem Husten! Mit Fleiß!“

Der Tierarzt lachte Frau Mary schlankweg aus, als sie auch ihm gegenüber diese Ansicht





E. von Blaas

Adelina.

ausſprach. Aber für ernſt, für ſehr ernſt hielt er die Erkrankung Berrys allerdings.

Und er behielt recht mit ſeiner Diagnoſe, denn noch in derſelben Nacht ſegnete Berry das Zeitliche.

Der Jammer der Frau Mary, die nicht vom Lager ihres Lieblings wich, war ergreifend, ſo herzbewegend, daß auch Bob von Reue erfaßt ward.

Hätte er nicht gefürchtet, auf der Stelle maſſakriert zu werden, er würde ſeinen Brotgebern am Ende alles geſtanden haben. Denn in ſeiner tiefen Zerknirſchung ſuchte er vor ſich ſelbſt keine Ausflucht mehr; er war überzeugt davon, daß er, kein andrer, an Berrys Tod ſchuld war. Und nicht etwa eine fahrläſſige oder abſichtliche Anſteckung lag vor, wie Frau Mary vermutete, nein, er war der Mörder des Hundes!

Berrys Mörder!

Bob vermochte in der folgenden Nacht kein Auge zuzuthun. Immerzu ängſtigte ihn der Schatten von Frau Marys dahingeſchiedenem König Karls-Hündchen.

Ganz erklärlich, „the prince“ war verwöhnt geweſen, ſehr verwöhnt, — die brutale Einſperrung auf dem froſtigen, ſchlecht verſehenen Hängeboden hatte ſeine zarte Konſtitution nicht vertragen können — es kam hinzu, daß er am geſtrigen Abend ungenügend ernährt geweſen war, was ihn beſonders widerſtandsunfähig gemacht hatte ...

In dieſer Nacht ſteigerte ſich Bobs leidenſchaftliches Angſtgefühl bis zum Fieber. Er ſchwitzte, huſtete, weinte — und morgens vermochte er die Glieder nicht zu rühren, trotzdem die Köchin, der er Feuer im Herd machen ſollte, ihm verſchiedentlich androhte, ſie werde ihm einen Kübel eiskaltes Waſſer über den Kopf ſchütten.

Da Bob heut morgen einen Brummſchädel ſein eigen nannte, in dem das Gehirn fieberte, als ob es über zwei glühenden Feuerkeſſeln, den beiden ſchweren, großen, hitzigen Augen, gekocht würde, ſo vermochte ihm der Gedanke an einen derartigen Liebesdienſt der Köchin nur ein dankbares Lächeln abzuringen. Die Klopfpeitſche, deren Anwendung man ihm ſpäterhin in Ausſicht ſtellte, ſchreckte den verſtockten Bob vollends nicht.

Auf den Bericht des Stubenmädchens, das ſeit dem Maskenball etwas weicher gegen Bob geſtimmt war, verfügte Frau Mary endlich gegen Mittag, daß Bob für heute liegen bleiben dürfe, verlangte dafür aber von ſeiner dankbaren Erkenntlichkeit, daß er endlich das ganz infame, alle Wände durchdringende Huſten aufgeben ſolle, das er doch nur ſimuliere, um aus ſeinem Drohnendaſein nicht gewaltſam aufgerüttelt zu werden.

Bob jedoch war undankbar und benahm ſich höchſt unzart in der Häufigkeit und Aufdringlichkeit ſeiner Huſtenanfälle. Frau Mary, deren Nerven unter den mit dem Hintritt Berrys verknüpften Erſchütterungen ſtark gelitten hatten, konnte das widerliche Gehabe des tückiſchen kleinen Burſchen ſchließlich nicht mehr mit anhören, und ſo erſuchte ſie ihren Gatten denn, mit dem ſie ſeit dem mißglückten Prolog und dem höchſt bedenklichen „Mutantrinken“ auf ſehr förmlichem Fuße verkehrte, höflich aber dringend, für die Ueberführung des taktloſen Grooms nach einem Krankenhauſe Sorge zu tragen.

So ward Bob alſo drei Tage nach Berrys Beiſetzung mittels einer Droſchke abgeholt. Er fühlte ſich dadurch ſehr geehrt, denn es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er nicht auf dem Bock, ſondern im Fond Platz nehmen durfte. Frau Mary aber fand, daß heutzutage mit ſolchen Leuten denn doch ſchon gar zu viel Umſtände gemacht würden. Sie beruhigte ſich erſt, als Doktor Lothar ihr die ebenſo feige als unwahre Verſicherung gab, daß Bob ja gottlob in der Krankenkaſſe ſei.

Lediglich die Furcht, daß durch eine Rückfrage der Oberin ſeine Notlüge aufgedeckt werden könnte, veranlaßte den Herrn Doktor andern Tags, ſich im Krankenhaus einzufinden. Von Haus aus zur Gutmütigkeit veranlagt, ließ ſich der vielbeſchäftigte Herausgeber der Fachzeitſchrift „Das Tier“ dann auch herab, nach dem Befinden ſeines bisherigen Grooms zu fragen.

So ſah ſich Herr Lothar Franke plötzlich in dem großen, hellen, weißgeſtrichenen, karbolduftenden Saal mit den zweiunddreißig Kinderbetten, in dem ſo prätentiös gewimmert, gehuſtet, geplärrt und phantaſiert wurde, als ob es auf der ganzen Welt keine wichtigere Beſchäftigung gäbe.

Auch Bob benutzte den ihm bewilligten Urlaub zu ſolch unfruchtbarer und das Gemeinwohl in keiner Weiſe fördernder Thätigkeit.

Ein junges Mädchen im Ornat erklärte Herrn Franke, daß ſie die Nr. 32 für einen ſehr wohl erzogenen Knaben halte; vor allem müſſe er ſehr „tierlieb“ ſein, denn ſeit ſeiner Einlieferung ſage er in ſeinen Fieberphantaſien fortgeſetzt Gedichte auf, die in naiver Weiſe für den Schutz der wehrloſen Vierfüßler gegen ſchlechte Behandlung einträten. Dabei habe der Arzt feſtgeſtellt, daß der kleine Patient erſt unlängſt von einem Hunde gebiſſen worden ſein müſſe.

Der Fall intereſſierte den berühmten Mann. Er ließ ſich Bobs Beinwunde zeigen, und höchſt überraſcht ſtellte er aus der Zeichnung der Narben feſt, daß die Eindrücke von dem feſtem Gebiß des entſchlafenen König Karls-Hündchens herrührten. Auch was der Groom in ſeinem artigen Kommunalſchulton herſagte, während ſeine Hände fiebernd über die Decke taſteten, war ihm nicht unbekannt: er vernahm einzelne Partien aus ſeinem eignen Prolog!

Das rührte ihn ſo, daß er andern Tags wiederkam.

Nun war das Fieber zwar ein wenig geſunken, aber der kleine Patient machte doch einen recht erbärmlichen Eindruck. Er erkannte ſeinen Brotherrn übrigens ſofort wieder, und furchtſam faltete er die Hände — zu matt, um etwas zu

sagen. Dabei schien er jedoch innerlich mit sich zu ringen, als ob er seinem Besuch ein Geständnis ablegen wolle.

„Der Herr Professor hat verboten, daß Nr. 32 spricht," hatte die Schwester im Ornat Herrn Franke bei dessen Eintritt gesagt, „denn eine recht garstige neuralgische Komplikation liege vor — dazu der schwere veraltete Lungenkatarrh!" Als Nr. 32 aber fortgesetzt den Namen Berry stammelte und seinen Besuch so hilflos ängstlich anstarrte, konnte sich Marys Gatte doch nicht enthalten, den Groom endlich rund heraus zu fragen, was er mit seinen verworrenen Andeutungen sagen wolle.

„Ach, bitte — ach, bitte, Herr Doktor .. ich — ich — der Berry — Sie sind so freundlich zu mir . . ."

„Nun ja, ja, rede doch nur, Bob, du weißt, daß ich's immer gut mit dir gemeint habe. Was ist's denn mit Berry? Weißt du etwa näheres über — — über . . ."

„Ich — ich — o Gott, Herr Doktor, ich habe ihn — — habe ihn . . . ermordet!"

Die Schwester kam herbei. „Ungezogener Junge, willst du gleich still sein! Warte, wenn der Herr Professor kommt, dann geht dir's schlecht!"

„Verzeihen Sie, Schwester," stammelte Mr. Franke, „der Junge hat mir da — ein Geständnis — ein ganz seltsames Geständnis . . ."

Die Angst vor dem Professor rang in der keuchenden Brust der Nr. 32 mit der heißen Sehnsucht, eine befreiende Beichte abzulegen. Aber die Sinne des Kleinen verwirrten sich wieder. Er stieß nur zusammenhanglos ein paar Worte heraus wie „Hängeboden" — „gebissen" — „so kalt da droben" — „Berry, Berry," und immer wieder „Berry" — dann erlosch seine Stimme, Knittelverse aus Herrn Frankes Prolog murmelnd.

Sehr erregt verließ der Dichter dieses Prologs das Krankenhaus. „Ich habe ihn ermordet!" Schrecklich quälten Herrn Franke diese letzten Worte, die er von Nr. 32 vernommen. Er sann und grübelte. War das ein wirkliches Geständnis gewesen — oder hatte man's nur mit Fieberphantasien zu thun?

Doktor Franke war in allen Dingen, die das praktische Leben betrafen, höchst unpraktisch. Diesmal streiften seine gelehrten Betrachtungen über den Kausalnexus — zwischen Bobs Hundebiß und dem zugigen Hängeboden einerseits und Berrys Erkrankung und Bobs Schuldbewußtsein andrerseits — aber doch annähernd die historische Entwicklung des komplizierten Dramas.

Am folgenden Tage inspizierte er nun selbst, in Frau Marys Abwesenheit, den Hängeboden. Und da kam er allerdings zu der Ueberzeugung, daß ein wenn auch nur mehrstündiger Aufenthalt in so gesundheitswidrigem Raum für den verwöhnten Abkömmling einer so hochedlen Rasse geradezu verhängnisvoll hätte werden müssen. Traf also seine Vermutung zu, daß Bob, nach feiger Sklavenart die Macht des Stärkeren durch Anwendung roher Körperkraft ausnutzend, das zart organisierte König Karls-Hündchen in jener verhängnisvollen Nacht auf diesem abscheulichen Hängeboden gefangen gehalten hatte — aus bloßer unedler Wut über einen kleinen Uebergriff Berrys — so war Bob allerdings mit Fug und Recht der Mörder dieses letzten, viermal preisgekrönten Exemplars der einzigen verbürgt rein erhaltenen Adelslinie der König Karls-Rasse zu nennen!

Franke befand sich in namenloser Aufregung. Er hatte viel unter den Eigenheiten Berrys und den Liebhabereien Marys zu dulden gehabt, aber hier rührte etwas an sein Herz, das über das Persönliche hinaus ging.

Er setzte sich noch an demselben Abend hin und begann eine Artikelserie für seine Zeitschrift über das Thema zu schreiben: „Die Wohnungsfrage unsrer Lieblinge. Ein Mahnruf."

Das Thema begeisterte ihn so, daß Frau Mary ihn auch den ganzen nächsten Tag nicht zu sehen bekam, denn fast ununterbrochen saß er am Schreibtisch; er gönnte sich kaum Ruhe für den Schlaf und die Mahlzeiten.

In der Dämmerstunde des dritten Tages endlich war das Manuskript fertig, und da er fühlte, daß er sich nach dem entschiedenen Durchfall mit seinem Prolog in den Augen seiner Gattin rehabilitieren müsse, so eilte er spornstreichs in ihr Zimmer, um ihr die ganz in ihrem Geiste gehaltene Artikelserie vorzulesen.

Er traf Mary im Korridor. Sie kam gerade aus dem Krankenhaus, wohin sie die Meldung gerufen hatte, daß Nr. 32 um 6 Uhr 17 Minuten am Kopftyphus gestorben sei.

„Der Sarg war schon gemacht zu," sagte die kühle Blonde, die seit einem gewissen Tage in sehr kleidsamer Halbtrauer ging, „so daß ich nicht ihn habe gesehen mehr. Schade! Weißt du, Lothar, daß seine Augen haben gehabt einen großen Aehnlichkeit mit Berry?"

Doktor Franke atmete tief auf. Einesteils war ihm die weichere Stimmung seiner Gattin sympathisch; erleichterte sie ihm doch das Bekenntnis, daß für Bob niemals Einzahlungen in die Krankenkasse gemacht worden seien und man sich also mit Würde in die Notwendigkeit werde schicken müssen, nun auch noch die Begräbniskosten für Nr. 32 aufzubringen. Anderenteils aber regte sich in ihm der fanatische Fachmann, den man in seinen heiligsten Gefühlen verletzt hatte. Mary sollte nicht über das Hinscheiden eines solchen jungen Barbaren betrübt sein. Und so berichtete er ihr denn alles — alles.

Lange blieb Mary stumm hierauf. Als sie den in ihr tobenden Sturm dann endlich niedergekämpft hatte, sagte sie nichts als: „O!" — ein „O", wie es nur Engländerinnen zu sagen verstehen.

Und darauf las Doktor Lothar Franke ihr seine ganze Artikelserie für die Zeitschrift „Das

Tier" vor. Der Ausdruck war klassisch, die Darstellung klar und faßlich, der Mahnruf zum Schlusse wirklich ans Herz rührend.

Auch jetzt hatte Mary kein andres Wort als ihr etwas dunkel gefärbtes: „O!"

Aber wie sie's sagte!

Es war ein Aufschrei ihres Herzens, eine stürmische Anklage gegen Bob — zugleich ein warmes, glückverheißendes Lob für den Autor — und schließlich ein tiefempfundener Nachruf für Berry, „the prince", den viermal preisgekrönten, letzten Abkömmling der einzigen verbürgt rein erhaltenen Adelslinie der König Karls-Rasse, der von Mörderhand gefallen war.



Der Marmorstier von Ernst Moritz Geyger.

Die Stadt Berlin, deren Verwaltung sich allmählich auch auf ihre Verpflichtungen der Kunst gegenüber besinnt, hat mit einem neuen Ankauf einen glücklichen Griff gethan. Es ist das für den Humboldthain bestimmte Marmorbildwerk eines Stieres von Professor Ernst Moritz Geyger, eine große Skulptur von fesselnder Eigenart. Das Thonmodell ist 1897—99 auf der florentinischen Besitzung des Künstlers beim Borgo di Marignolle entstanden. Als Vorbild diente Geyger ein ihm gehöriger toskanischer Stier, ein außergewöhnlich schönes Exemplar von vornehmen Verhältnissen. Der Wirklichkeit abgelauscht ist die spontane Bewegung des mächtigen Tieres, das seinen Nacken heruntergebeugt hat und über der Fessel das linke vorgesetzte Bein mit der Zunge berührt. Während sich die Wucht und Größe des Tieres namentlich in der rechten Schulter ausprägt, entfaltet sich die Lebendigkeit der Wirkung am ganzen Hals und am Kopf. Mit seinen zahllosen, tiefliegenden Falten und Furchen macht der Hals völlig den Eindruck der weichen Haut, und in realistischer Meisterschaft behandelt ist der Kopf mit dem Knochenbau des Schädels, der sich unter dem Hautreichtum der Falten hindurchzieht, mit der scharf beobachteten Muskulatur, den geschwollenen Adern und den groß entwickelten Augenlidern. Diese anatomischen und physiologischen Details geben dem Kopfe zugleich seine vornehme Physiognomie, wie denn in dem schönen Werke gerade die Tierseele überraschend charakterisiert ist. Der Stier ist aus wetterfestem, großkrystallischem Tiroler Marmor hergestellt; erforderlich war dazu ein Block von 5 Kubikmetern. Das Bildwerk steht auf einem Postament aus grünem Verde di Prato. Nachdem der Kaiser unlängst die Figur des Bogenschützen für Sanssouci erworben hat, wird der reichbegabte Künstler in seiner Heimat nun durch zwei große monumentale Schöpfungen vertreten sein.

Dr. A. Römer.



Ernst Moritz Geyger: Marmorstier.



Burgthor und Hauptgebäude

Stadtthor von Abenberg.

Schloss Abenberg.

Von

Hugo Arnold.

(Originalzeichnungen von H. Nisle.)

„Hie Abenberg!“ — „Hie Zollern!“ so schallt das Feldgeschrei über die Streithaufen der gelehrten Genealogen hin, die wegen der Abkunft des deutschen Kaiserhauses in erbitterter Fehde liegen. Während nämlich die einen mit dem Schilde der Grafen von Abenberg, über dessen blaues Feld zwei goldene Löwen schreiten und goldene Rosen gestreut sind, in den Kampf ziehen und diese fränkischen Dynasten als die direkten Ahnherren der Nürnberger Burggrafen des 13. Jahrhunderts und ihrer Abkömmlinge, der Könige von Preußen, in Anspruch nehmen, werfen die andern das schwarz-weiß geviertete Banner der schwäbischen Zollern auf und führen auf letztere den Stammbaum zurück. Bei dieser Streitfrage kommt sonach nicht bloß die Rivalität zweier edlen deutschen Stämme ins Spiel, sondern auch jene des heutigen Königreichs Bayern, da die einstige Grafschaft Abenberg im Herzen desselben liegt, sie umfaßte die hopfengesegneten Striche an der fränkischen Rezat, der Aurach und Rednitz, das einstige Landgericht Pleinfeld, und bildete später den Kern des brandenburgischen Fürstentums Ansbach. Die Art, auf welche sie in den Besitz der Nürnberger Burggrafen gelangte, hängt aufs innigste mit der Frage nach dem Ursprunge der letzteren zusammen, weshalb wir der Geschichte der Grafen von Abenberg näher treten müssen.

Im alten Rangau, der gegen die schwäbischen und bayrischen Lande hin die Südostecke des einst den Alamannen entrissenen ostfränkischen Territoriums bildet, sind sie die Gaugrafen, stehen aber nicht mit den Herren von Hohenlohe oder den Grafen von Rothenburg ob der Tauber in Zusammenhang, wie man auch behauptet hat, und noch weniger mit dem Herren- und Grafenhause von Abensberg an der bayrischen Donau; außerdem sind sie Vögte des Hochstiftes Bamberg. Urkundlich werden zum erstenmal im Jahre 1071 Sprossen des Hauses, Wolfram und Otto, als Zeugen bei der Stiftung des Klosters Banz genannt. Zwei Brüder, Adalbert und Konrad, nebst drei Schwestern erscheinen neben dem Bamberger Bischof Otto dem Heiligen, dem Apostel der

Pommern, 1132 als Gründer des Klosters Heilsbronn. Zu den bedeutendsten Wohlthätern des letzteren zählt auch Graf Rapoto, einer der hervorragendsten Männer der Familie, der in dem langen Zeitraum von 1120 bis 1172 oftmals auftritt und in letzterem Jahre als Mönch zu Heilsbronn stirbt. Er hatte mehrere Söhne: Konrad, der nach 1165 aus den Urkunden verschwindet, Reinhard, der von 1171 bis 1184 auf dem Bischofsstuhle von Würzburg saß, Friedrich, der 1183 im Gefolge Friedrich Barbarossas bei dem Einsturze eines Saales zu Erfurt das Leben verlor; ferner zwei Töchter: Hedwig, vermählt mit dem Markgrafen von Istrien, dem Grafen Berthold III. von Andechs und Plassenburg, und Hildegard, Gemahlin des Burggrafen Konrad II. von Nürnberg (1163—1190).

Nur Friedrich pflanzte durch seinen gleichnamigen Sohn das Geschlecht fort. Der letztere wird als glänzender Heerführer auf dem Kreuzzuge Barbarossas 1189 gepriesen, und er ist auch jener „junge Held von Abenberg", den die Minnesänger, namentlich der Tannhäuser, gefeiert haben, und dessen „fröhliche Ritterspiele auf dem grünen Anger zu Abenberg" Wolfram von Eschenbach besingt. Von seiner väterlichen Heimat mag der Dichter des Parcival oftmals auf die nahe Burg Abenberg hinübergeritten sein. Des Grafen Friedrich geschieht bis zum Jahre 1199 noch häufig in Urkunden Erwähnung; mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts aber ist er und mit ihm jede weitere Spur vom Mannsstamm seiner Familie erloschen, seine acht Schwestern sind heimatlos geworden und werden am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen (gestorben 1215) erzogen; von der Mitte des 13. Jahrhunderts an befindet sich der Abenbergsche Hausbesitz in den Händen der Burggrafen von Nürnberg, und letztere werden im Erbbegräbnis der Abenberger, im Kloster Heilsbronn, zur ewigen Ruhe bestattet.

Aus diesen Thatsachen hat man von jeher den Anfall des Abenbergischen Erbes an die Nürnberger Burggrafen gefolgert, zur Erklärung jedoch verschiedene Wege betreten. Man sagte nämlich: die Nürnberger Burggrafen des 12. Jahrhunderts sind eine Seitenlinie des Abenbergischen Hauses gewesen und nach dem Erlöschen des Hauptastes in dessen Nachlaß eingetreten, woraus sich von selbst der Schluß ergiebt, daß die Burggrafen des 13. Jahrhunderts und ihre Nachkommenschaft auf dem preußischen Thron, die Deutschen Kaiser, gleichfalls Abenberger sind. Allein so einfach diese Behauptung auch klingt, so falsch ist sie, weil ihre Voraussetzung auf Irrtum beruht. Die Nürnberger Burggrafen des 12. Jahrhunderts waren nämlich keine Abenberger, sondern Grafen von Raabs oder, wie der Name in den alten Urkunden heißt, Rakece und Ragze. Heute noch schaut im niederösterreichischen Waldviertel von einem hohen Felsen über dem gleichnamigen Städtchen am Zusammenflusse der böhmischen und deutschen Thaya ihre wohlerhaltene, umfangreiche Stammburg herab, jetzt in Händen eines Freiherrn von Bartenstein. Sie starben mit dem bereits genannten Burggrafen Konrad II. aus, dem Hildegard, die schon bereits erwähnte Tochter des Grafen Rapoto von Abenberg, die Hand gereicht hatte. Das einzige Kind dieser Verbindung war Sophie, die sich mit dem Grafen Friedrich von Zollern (als Nürnberger Burggraf der erste dieses Namens) vermählte und diesem ihrem Gatten als reiche Erbtochter die Raabsschen Besitzungen und die Burggrafschaft Nürnberg von Vaterseite her zubrachte, wobei ihm außerdem noch von ihrer Mutterseite her nach dem Tode des letzten männlichen Abenbergischen Sprossen Friedrich, des Neffen ihrer Mutter, 1199, kurz vor seinem eignen Ableben, die Grafschaft Abenberg zufiel. Der hier dargelegte Erbgang ist allerdings etwas verwickelter als der erste, aber er ist durch gründliche Forschung sattsam erhärtet. Da sämtliche noch heute blühenden Zweige der Hohenzollern aus der Ehe des Burggrafen Friedrich I. mit Sophie entstammen, so kann in Uebereinstimmung mit der durch Jahrhunderte fortgepflanzten Familienüberlieferung kein Zweifel daran bestehen, daß die Deutschen Kaiser dem Mannesstamme nach Zollern sind, daß aber von der Ahnfrau Seite her Abenbergisches Blut durch ihre Adern rollt. Darum nennen sie mit Fug und Recht die Grafen von Abenberg ihre Ahnen und die Burg Abenberg den Sitz ihrer Vorfahren. Dieser Abenbergischen Abkunft rühmen die Zollern sich ferner um so mehr, als der Erwerb der Abenbergischen Grafschaft für ihr Haus in politischer Hinsicht eben so wichtig, vielleicht noch wichtiger wurde als jener der Nürnberger Burggrafschaft. Mit der letzteren war nur ein beschränktes Landgebiet verbunden, und wie mit ihr die Zollern in Franken zuerst Fuß faßten, so legten sie mit der Abenberger Erbschaft den Grund zum Aufbau ihrer Macht dortselbst.

Ueber die spätere Geschichte von Abenberg läßt sich kurz berichten. Die Enkel des Burggrafen Friedrich I. führen wiederholt in Urkunden neben dem Burggrafentitel auch den Titel eines Grafen von Abenberg. Bei einer nach damals üblichem Brauche vorgenommenen Erbteilung fielen dann einem dieser Enkel, Konrad dem Frommen, die Abenbergischen Lande zu, und er verkaufte Burg und Stadt Abenberg im Jahre 1296 um 4000 Pfund Heller an den Bischof Reinboto von Eichstädt, da seine drei Söhne in den Deutschen Orden getreten waren. Von da an blieb Abenberg im Besitze des Hochstiftes, bis es mit diesem selbst 1802 an Bayern kam. Hierauf ging die Burg durch verschiedene Hände. Anfangs der siebziger Jahre drohte ihre völlige Zerstörung, indem das einzige noch stehende Gebäude, das Amtshaus, wegen des mächtigen Balkenwerkes seines Dachstuhles der Spekulation zum Opfer fallen sollte, als ein begeisterter Geschichtsfreund, Herr Zwerschina aus München, das Schloß durch Ankauf rettete. Von ihm erstand es 1882 der württembergische Hauptmann a. D. Schott, der berühmte Tenorist.

Auf der Bahnfahrt von Nürnberg zur Donau grüßen den Reisenden bei der Station Roth a. S. die stattlichen Renaissancegiebel und Türme des vormals ansbachischen Schlosses Ratibor, das einst an Stelle einer abenbergischen Burg trat. Zwei Stunden abendwärts in leichtgewelltem Hügellande liegt die alte Burg Abenberg malerisch auf einem mählich von Osten her ansteigenden, steiler gegen Westen abfallenden Felsblock, der weithin über die fruchtbaren Gefilde der Rezat und Rednitz hinausblickt, und an den sich die Häuser des gleichbenannten Städtchens traulich anschmiegen. Ueber den tief aus dem Felsen geschroteten Graben gelangt man auf einer steinernen Brücke zum Thore der Burg, neben dem das „Schloß" emporragt. Die unteren Partien des letzteren mit den wuchtigen

Kloster Marienburg.

Gewölben im Erdgeschosse, die trutzige Ringmauer mit den Stümpfen fester Türme sind die einzigen Ueberreste aus der ältesten Zeit, auf welche die überall sichtbaren Buckelquadern hindeuten; sie haben noch die Grafen von Abenberg geschaut, und durch den Thorbogen mit den reizenden Ornamenten aus der Uebergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil ritten die Zollern. Alle übrigen Bauwerke, die einst den weiten, nun zum schmucken Garten verwandelten Hof füllten, und für welche die Namen „Fürstenbau“ und „Neubau“ durch die Ueberlieferung erhalten geblieben sind, fielen der Vernichtung anheim, und ihre Stätten verraten nur die zierlichen romanischen Fenster in der Ringmauer, sowie die starken Grundmauern und mächtigen Gewölbe, welche die von Herrn Schott vorgenommenen Ausgrabungen unter riesigen Schutthaufen allerorten im weitgedehnten Burghofe zu Tage förderten. Im Namen des „Fürstenbaues“ scheint die Erinnerung an den „Palas“, den Prunk- und Saalbau, fortzuleben. Die Türme, welche die Fronten gegen Westen und Norden schirmen, gehören der Neuzeit an. Der „Luginsland“ mit der zinnengekrönten Plattform wurde von Herrn Zwerschina, der „Schottenturm“ mit dem hochaufsteigenden Spitzdach und den auskragenden Erkern von Herrn Schott aufgeführt, beide allerdings auf den uralten Unterbauten; der wehrhafte Thorbau harrt noch der Rekonstruktion. Wenn somit auch im Burgbereich alle baulichen Anlagen verschwunden sind, so scheint im „Schloß“ das eigentliche Hauptwohngebäude, die Kemenate, auf unsre Tage gekommen zu sein, freilich in der Umgestaltung, die es als Amtssitz des fürstbischöflichen Pflegers im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erlitt. Auch der Volksmund bezeichnet es als die Behausung der alten Grafen, und fort und fort erzählte der Großvater dem lauschenden Enkel, in dem auf den Thorbau herabsehenden Gemach habe des Grafen Rapoto fromme, als Heilige verehrte Schwester Stilla gewohnt, und von dem heute noch erhaltenen Söller herab habe sie ihren Handschuh den Winden übergeben, damit sie ihn über den Wiesenplan zu Füßen der Burg, den „grünen Anger“, hinübertrügen zu der Stätte, wo sie zu beten pflegte und zu ruhen wünschte, und wo über ihrem Grabe in der Folge Augustiner Chorfrauen sich das Kloster Marienburg erbauten.





H. Nisle

Schloss Abenberg.

Bergkrankheit.

Von

Friedrich Ranzow.

Kein Sport ist so naturgemäß und darum so nutzbringend und gesundheitfördernd als das Wandern, und nirgends bringt die Wanderung so reichen Segen als im Hochgebirge. Denn hier gesellt sich zu der kräftigsten Körperbethätigung die Wirkung der reinsten und leichtesten Atmosphäre, der ästhetische Eindruck großartiger ungezähmter Natur und die unschätzbare Uebung und Stählung des Willens.

Leider giebt es viele, welche Scheu empfinden, in diesen Jungbrunnen zu tauchen. Denn noch immer wirkt die Furcht vor den „Schrecken des Hochgebirges“, weil jeder Unfall in den Bergen von der Tagespresse als ein sensationelles Ereignis dargestellt wird, während doch von allen ernsten Sports kein einziger auch nur entfernt so wenig Opfer fordert als der Alpinismus. Das Schwimmen, Rudern und Segeln, das Schlittschuhlaufen und Reiten, vom Fußball ganz zu schweigen, gefährden und vernichten unvergleichlich mehr Leben als der Bergsport.

Eine in realem Boden haftende Wurzel hat diese Volksfurcht allerdings — und das ist die Bergkrankheit. Seit Alexander von Humboldt im Jahre 1802 durch diese fatale Erscheinung bei wenig mehr als 500 Metern unter dem Gipfel des Chimborasso zurückgewiesen wurde, ist sie in dem Maße mehr der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung geworden, als sich Forscher häufiger in die Hochregionen gewagt haben. Trotzdem ist noch heute bei weitem keine Einigung über ihr Wesen erzielt; die verschiedensten Theorien bekämpfen sich noch immer, und dafür muß man den Grund wohl vor allem in dem Umstande suchen, daß von jeher die verschiedensten Krankheitserscheinungen unter dem Namen der „Bergkrankheit“ zusammengeworfen worden sind.

Gesundheitsstörungen aller Art sind bei Bergwanderungen sehr häufig, und der Laie ist außerordentlich geneigt, jede Unpäßlichkeit, die ihn in etwas größerer Höhe trifft, auf das Conto der Bergkrankheit zu schreiben. Und das ist psychologisch leicht verständlich. Denn der Mensch ist selten geneigt, sich einzugestehen, daß er Dummheiten gemacht hat, und auf solche sind Indispositionen häufig zurückzuführen. Wer abends vor der Tour Tiroler Schinkenknödel mit größeren Mengen ungemischten Krätzers hinabgespült, mehrere Enziane und einige Flaschen Pilsener Biers darauf gesetzt, wohl auch noch mehrere Pfeifen „Drei König“ geraucht hat, der neigt am folgenden Tage in Sonnenbrand zu Kopfschmerzen, Uebelkeit und Erbrechen. Diese „Bergkrankheit“ nennt man im Tieflande weniger anspruchsvoll einen „Kater“. Wer morgens früh sofort „ab Hütte“ in Rekord-Brecher-Tempo losfegt, hat begründete Aussicht, nach einigen Stunden „bergkrank“ zu werden; beim Radler oder im Harz würde man seinen Zustand als „Herzklaps“ bezeichnen. Von andern Unvorsichtigkeiten, die ebenfalls zu Anfällen der Pseudobergkrankheit Anlaß geben, seien noch genannt: der Genuß von kaltem, besonders Gletscherwasser, Erkältungen infolge unzweckmäßiger Kleidung, Gehen im Sonnenbrand ohne Nackenschutz und andres. Mancher leichte Sonnenstich figuriert in der Kasuistik als Bergkrankheit!

Wo so viele gänzlich unzusammenhängende Erscheinungen durcheinander geworfen werden, ist natürlich auch eine exakte Problemstellung unmöglich. Wir können die Symptome der eigentlichen Bergkrankheit gar nicht feststellen, weil wir bei Erkrankungen oberhalb einer gewissen Meereshöhe niemals genau wissen können, ob wir eine Indisposition aus beliebiger Ursache oder die Erscheinungen echter Bergkrankheit vor uns haben. Und ehe wir die Symptomatologie einer Krankheit nicht kennen, ist es ausgeschlossen, über ihr Wesen und ihre Ursache irgend etwas zu ergründen.

Hier müssen Ueberlegung und Experiment zur Aufklärung verhelfen. Die Ueberlegung sagt uns, daß der Hochsteiger — von zufälligen Indispositionen abgesehen — zwei hauptsächlichen Einflüssen gleichzeitig unterworfen ist, nämlich der körperlichen Anstrengung und dem „Höhenklima“. Um nun zu ergründen, ob das Höhenklima thatsächlich, wie man von jeher a priori annahm, als solches für das Zustandekommen der Bergkrankheit unbedingt notwendig ist (das heißt, ob es eine wirklich als solche zu bezeichnende „Bergkrankheit“ giebt), mußte man experimentelle Bedingungen herstellen, die den zweiten Faktor, die Körperanstrengung, ausschließen. Solche Bedingungen herrschen bei Ballonfahrten und in Ruhestationen auf hohen Bergen. Die Verdünnung der Luft, die, wie man immer annahm, wahrscheinlich die Hauptursache der Erkrankung sein würde, kann man in ihrer Wirkung auf den tierischen Körper auch bei Versuchen mit der „Glocke“ studieren, deren Luftinhalt durch eine Luftpumpe nach Belieben verdünnt werden kann.

Derartige Experimente sind nun in großer Anzahl von Forschern ersten Ranges angestellt worden und haben mit Bestimmtheit die Thatsache ergeben, daß die Bergkrankheit oder besser Höhenkrankheit wirklich existiert, das heißt, daß der menschliche Organismus nicht im stande ist, in einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel ohne künstliche Hilfsmittel in voller Gesundheit zu bestehen. Jedoch liegt die Höhe, in der die ersten ernsteren Erscheinungen der Störung bei allen Luftschiffern unbedingt auftreten, weit über der Höhe des Montblanc (4810 Meter), nämlich bei circa 6000 Metern. Darüber hinaus steigern sich die Erscheinungen mit drohender Schnelligkeit. Bei 7000 Metern sind sie nur noch kurze Zeit zu ertragen; bei circa 8000 Metern wurde Glaisher ohnmächtig, und bei wenig mehr gingen Croce-Spinelli und Sivel zu Grunde.

Worauf beruht das? Zwei Erklärungen bieten sich als möglich dar. In solchen Höhen ist erstens der barometrische Druck ein wesentlich geringerer als in der Tiefe, und zweitens kann das lebenerhaltende Gas, der Sauerstoff, aus der so stark

verdünnten Atmosphäre nicht in gleicher Menge eingeatmet werden. Aus beiden Umständen hat man Theorien abgeleitet, die „mechanische“ und die „chemische“ Theorie der Bergkrankheit. Die erstere wurde namentlich dadurch gestützt, daß mehrfach bei Höhenkranken Blutungen aus den Schleimhäuten, besonders der Nase, auftraten. Hier lag die Erklärung sehr nahe, daß bei Fortfall des auf den Blutgefäßen normalerweise lastenden äußeren Luftdrucks der innen bestehende Blutdruck die Oberhand gewinne und die Wandung sprenge, eine Erklärung, die wir auf sich beruhen lassen wollen. Aber heute steht so gut wie sicher fest, daß der Hauptteil der Symptome der Höhenkrankheit eine „chemische“ Ursache hat, den Sauerstoffmangel. Das wird bewiesen durch die glänzenden Erfolge, die man bei Luftschiffahrten in sehr bedeutenden Höhen mit der Einatmung reinen, in Stahlflaschen mitgeführten Sauerstoffgases erzielt hat. Konnte doch neuerdings der kühne deutsche Aeronaut Berson sich in einer Höhe von mehr als 9000 Metern ohne wesentliche Beschwerden aufhalten, wenn er Sauerstoff einatmete!

Dadurch ist mehr als wahrscheinlich geworden, daß thatsächlich der Mangel an Sauerstoff in hohen Schichten der Atmosphäre an sich Krankheitserscheinungen hervorruft: Schwindel, Herzschwäche, unüberwindliches Ermüdungsgefühl, Uebelkeit, — sämtlich Symptome, die auch bei der Bergkrankheit von Steigern beobachtet worden sind. Man nennt den krankhaften Zustand dieses Sauerstoffmangels „Anoxyhaemie“, und zwar absolute Anoxyhaemie, wenn jene Grenze (6000 Meter) überschritten ist, jenseits derer bei jedem, auch beim ruhenden Menschen, die charakteristischen Symptome eintreten. Man versteht darunter also einen Zustand, bei dem die Sauerstoffspannung im Blute so tief unter die Norm gesunken ist, daß das Blut seine physiologische Funktion nicht einmal mehr im Ruhezustande des Körpers erfüllen kann.

Diejenigen Krankheitserscheinungen, die nun praktisch als eigentliche „Bergkrankheit“ in Betracht kommen, das heißt diejenigen, die sich ereignen in Höhen von circa 3500 bis 6000 Metern, führt man zurück auf eine relative Anoxyhaemie. Der arbeitende Körper stellt nämlich an sein Blut wesentlich höhere Anforderungen als der ruhende; daher tritt eine Insufficienz der Sauerstoffspannung im Blute bei Körperarbeit schon ein, bevor noch jene oben gekennzeichnete absolute Mindestspannung erreicht ist. Je heftiger die Körperanstrengung, um so höher muß die Sauerstoffspannung sein, um das Gleichgewicht der Funktionen aufrecht zu erhalten, bei desto niedrigerer Seehöhe wird also unter sonst gleichen Umständen die Schwelle der relativen Anoxyhaemie überschritten, und die Bergkrankheit tritt in die Erscheinung.

Unter sonst gleichen Umständen! Denn die „physiologische Breite“, das heißt die Anpassungsfähigkeit verschiedener Individuen an gleiche Bedingungen der umgebenden Welt, ist auch hier eine verschieden große. Unter ganz gleichen Witterungs- und Anstrengungsverhältnissen bei einer und derselben Partie wird ein Teilnehmer von der Bergkrankheit befallen, der andre nicht, ohne daß man Grund hätte, bei dem ersten eine der oben gekennzeichneten zufälligen Indispositionen anzunehmen. Die Höhengrenze, jenseits deren bei dem einzelnen eine relative Anoxyhaemie eintritt, schwankt sehr beträchtlich, von angeblich schon 2500 bis rund 5000 Meter, und in Ausnahmefällen selbst beträchtlich darüber hinaus, bis nahe an die Grenze der absoluten. Bei diesen Leuten ist also die Anstrengung kein wesentliches Moment mehr für das Zustandekommen der Störung; und diese Anpassung kann, wenn überhaupt, nur durch scharfes Training erworben werden, das nicht nur den Körper stählt, sondern auch den Mut und die Zuversicht hebt, was sehr wichtig zu sein scheint.

Ist so bei auserlesenen Individuen der zweite Faktor, der für das Zustandekommen der Bergkrankheit (in mittleren Höhen) notwendig ist, in seiner Wirkung sehr abgeschwächt, so verhält es sich umgekehrt bei der Akklimatisation der Bergbewohner selbst. Diese sind an die sauerstoffärmere Atmosphäre an sich mehr angepaßt; ihr Organismus vermag sich aus relativ sauerstoffarmer Luft noch genügend mit dem unentbehrlichen Gase zu versorgen; ihr Blut ist dementsprechend „zweckmäßig“ beschaffen. Rechnet man dazu, daß bei den steigensgewöhnten Bergkindern auch ein urwüchsiges „Training“ vorhanden ist, daß die Muskulatur und namentlich das Herz von Jugend auf und durch viele Generationen an die größere Anstrengung in hoher Luft adaptiert sind, dann wird man sich nicht länger wundern, daß bei ihnen die Schwelle der relativen Anoxyhaemie erst in größerer Seehöhe erreicht wird als bei den meisten selbst trainierten Tiefländern. Darum leben einige tibetanische Hirtenstämme im Himalaya gewohnheitsgemäß in Höhen bis zu 5500 Metern, also fast an der Grenze, wo für den Tiefländer die absolute Anoxyhaemie beginnt; darum hat es sich mehrfach ereignet, daß bei Expeditionen in den Anden und andern über die Höhe unsrer Alpen aufragenden Gebirgen nur die mitgenommenen Schweizer Bergführer die letzten Strecken zu erklimmen im stande waren. Das berühmteste Beispiel dafür war Fitzgeralds erster Sturm auf den Aconcagua (6900 Meter), wo nur sein Führer Zurbriggen den Gipfel erreichte.

Mit diesen Ausführungen ist das Wesen der Bergkrankheit wohl in den Hauptzügen richtig dargestellt, obgleich wir nicht verschweigen wollen, daß die erste Autorität auf diesem Gebiete, Professor Mosso in Turin, die Bedeutung des Sauerstoffmangels an sich nicht so hoch anschlägt, sondern in erster Linie dem Mangel an Kohlensäure die entscheidende Rolle zuschreibt. Er steht jedoch mit seiner Theorie von der „Akapnie“ ziemlich vereinzelt, gegen die auch in der That sehr gewichtige Gründe sprechen.

Neben den Hauptzügen weist nun aber das Bild der Bergkrankheit noch Einzelzüge auf, die von allen streitenden Theorien aus gleich schwer erklärbar bleiben. Dahin gehört der Einfluß der Witterung: bei dunklem Wetter tritt die Krankheit schon in geringerer Seehöhe auf als bei klarem Himmel. Noch rätselhafter ist ihr häufiges Auftreten an ganz bestimmten Oertlichkeiten, derart, daß der Steiger jenseits dieser kritischen Punkte in noch größerer Höhe seine Beschwerden wieder verliert. Besonders berüchtigt dafür ist der „Corridor“ am Montblanc, mehrere hundert Meter unter dem Gipfel, ferner der „Sattel“ am Monte Rosa und andre Führern und Touristen wohlbekannte Stellen vielbegangener Gipfel. Im weiteren Sinne gelten überhaupt manche Berge für kritisch.

Hier scheinen wohl vorwiegend psychische Momente ausschlaggebend zu sein. Stundenlanges

„Schneestapfen" auf mäßig geneigten Hängen ohne Spalten lähmt die Seele, versenkt sie in einen sanften Stumpfsinn, in dem die aktive Energie, die Widerstandskraft des Willens, versinkt. Hier ermattet man schon in sehr tiefen Höhenschichten, um sofort seine volle Frische und Rüstigkeit zurückzugewinnen, sobald eine „spannende" Situation, zum Beispiel Klettern in schwierigen Felsen, Aufmerksamkeit und Energie erfordert. Ebenso wirkt dunkles Wetter seelisch herabstimmend, die physiologische Breite einengend; und bei Ungeübteren mögen Gefühle der Bangigkeit auf schwindligen Graten und an schwierigen Steilhängen ebenso disponierend für die Bergkrankheit wirken. Auch kalter Wind, der an die Wärmeproduktion des Körpers starke Ansprüche stellt, viel Sauerstoffzufuhr erfordert, kann wohl die Grenze der relativen Anoxyhaemie herabdrücken. Wenigstens ist der als kalter Berg berüchtigte Monte Rosa auch der Bergkrankheit halber übel beleumundet. Aber auch hier wird das seelische Unbehagen, das der schneidende, durch alle Poren dringende Sturm erzeugt, mit als Ursache heranzuziehen sein.

In dasselbe Kapitel der dunkeln Zusammenhänge zwischen Seele und Leib gehört vielleicht die merkwürdige Thatsache, daß derselbe Steiger an denselben Berge das eine Mal erkrankt, das andre Mal frei bleibt, ohne daß besondere Gründe für dieses verschiedene Verhalten erkennbar wären.

Jedenfalls aber ist in unsern Alpen das Uebel weder so häufig noch so arg, daß jemand sich dadurch von einer Steigetour abschrecken zu lassen brauchte. Es giebt unter 3000 Metern so viel Herrliches zu sehen und zu erklimmen, daß für jede physiologische Breite Raum ist. Und der Appetit kommt mit dem Essen, die Kraft mit der Uebung.



Das Ole Bull-Denkmal in Bergen.

Das Ole Bull-Denkmal in Bergen.

In der norwegischen Stadt Bergen, wo Ole Bull am 5. Februar 1810 das Licht der Welt erblickte, ist dem berühmten Geiger kürzlich ein Denkmal errichtet worden, dessen Kosten durch eine Sammlung aufgebracht sind, zu welcher Norweger in allen Erdteilen beigetragen haben. Ein Werk des Bildhauers Professor Stephan Sinding in Kopenhagen, stellt das Denkmal den großen Virtuosen in einer Haltung dar, als ob er eben eine seiner hinreißenden Melodien spielte. Zu seinen Füßen gewahrt man Nokken, den sagenhaften Wassergeist, die Harfe schlagend; die schwermütigen Weisen, denen er lauscht, scheint der Meister auf seinem Instrument wiederzugeben.

Der Johannistrieb.

Eine Südtiroler Geschichte.

Von
Karl Wolf.

Grauhaarig schon, den Schnurrbart aber auffallend dunkel, stark überhängende Augenbrauen und matte, blaue, wässerige Augen. Die Wangen durchzogen mit feinen roten Aederchen, die sich bis in die Nase verlaufen. Der Backenbart fast fuchsig, wie von Regen und Sonne verwittert. Um den faltigen Hals, den sauberen Hemdkragen zusammenzuhalten, ein schwarzseidenes Tuch gewunden, vorn durch einen Siegelring gezogen. Die rote Weste mit Goldborten eingefaßt und vorn mit einem Tiroleradler bestickt. Auf dem Leibgurt, aus feinen weißen Pfauenfederstreifen gestickt, ist zu lesen: Hans Krenzler.

So war der Mann, dem die Gemslederhosen und die kunstvoll gestrickten Strümpfe schon etwas faltig um die Beine schlotterten.

Im Dorfe nannte man ihn glattweg den „Zillerthaler Hans" oder auch den Giftmischer. Der Mann betrieb nämlich einen schwunghaften Handel mit „echten" Gebirgsschnäpsen, hatte jedoch nur Städter und Touristen zur Kundschaft. Die einheimischen Leute kannten seine „Brennerei" genügend, um ihm auch nur ein Gläschen seiner Mischung abzukaufen. In der Brennerei stand ein Faß Treberbranntwein, wie er allenthalben im Etschlande destilliert wird, und dahinter auf einer kleinen Stellage, in alten Rosogliofläschchen, die verschiedenen „Grüchlen" als Zusatz, je nach der begehrten Sorte. Das Hauptquantum floß aus dem Fasse, und der Zusatz kam, je nachdem ein „echter Enzianer" zur Herzstärkung, ein „reiner Hollunder" für einen verdorbenen Magen, ein „Wacholder", um die Wirkungen eines zu kalten Trunkes abzuschwächen, verlangt wurde, aus einem der Rosogliofläschchen, die mit der entsprechenden Essenz gefüllt und bezeichnet waren.

Der teuerste war der „Enzeler", und der Zillerthaler Hans wußte allerlei von den Gefahren zu erzählen, die mit dem Graben der Enzianwurzeln verbunden seien, und wie selbst die Gemsen dieser Pflanze nachstellten, weil eine gekaute Enzianwurzel schwindelfrei mache.

Den „Wacholder", den schwärze er aus der Schweiz herüber, denn in Tirol fressen die Geißen alle Wacholderbeeren zusammen. In der Schweiz dürfen die Waldbauern keine Geißen halten, so komme die Gottesgabe den Leuten zu, darum sei die Schweiz das gesündeste Land der Welt. Dafür seien in Tirol aber die schönsten Geißen, kurz, immer wußte er sein passendes Sprüchlein, und die Touristen blieben gute Kunden, der schlaue Zillerthaler aber legte einen Hunderter nach dem andern in die Sparkasse.

Der alte, ehrliche Pfarrer, wie man sie noch in den Bergdörfern finden kann, war dieser Fälscherei abhold und stellte den Hans einmal zur Rede. „Jetzt schauen Sie, Herr Pfarrer, allerwegs predigen Sie: ‚Der Glaube macht selig,' und ich lass' den Bergkraxlern ja auch den Glauben an meine Bergtröpflen."

„Ein solcher Vergleich ist eine Ketzerei," fuhr der Pfarrer erbost auf. Da lächelte der Hans verschmitzt und kratzte sich leicht hinter dem rechten Ohre. „Jetzt schauen S', Herr Pfarrer, in der Kirche, wo man a an stark'n Glauben braucht, thu' i schon christgläubig sein, aber herentgegen beim Branntwein verbleib' i a Ketzer; 's nutzt nix mit der Strengen! In der Gemein sein no viel andre unchristliche Leut'. Der Wirt ist a Wiedertäufer, der Vorsteher a Protestant, weil er nit so viel Holz liefern will dem Herrn Pfarrer, als er verlangt, und der Schneider, vermein' i, ist gar a Jud'. Den Leutnen im Dorf sein allen die Jöpplein zu kurz, so beschneidet er den Loden, der Schneider."

Hans Krenzler war übrigens ein fleißiger und sparsamer Mann und hatte schon ein artiges Sümmchen Kapital.

Den Grund zu seiner Wohlhabenheit legte er als Handschuhhändler in Deutschland. Da zog er von Stadt zu Stadt und bot seine „gemslederne" Ware aus, und stieg er mit den Preisen, so entschuldigte er sich immer: „Halt a Kreuz sein thut's in Tirol, schon garaus ein Kreuz! Alleweil mehr wildern thun s' und knallen einem die Gams in der Schonzeit fort, de Sakera! Erleben thun wir's, daß d' Stadtleut' schaffellene Handschuh' tragen." Damit log er nicht, denn die „Gams'n", deren Decken das Leder zu seinen Handschuhen lieferten, grasten zu Lebzeiten als Schafe oder Zicklein in den Bergen herum.

Stand der Zillerthaler nun schon etliche fünfzig Jahre in den Schuhen und drückte er beim Gehen die Kniee schon stark nach vorn, so hatte sein Herz mit dem Alter nicht Schritt gehalten. Das klopfte und hüpfte vor Freuden, wenn ein lebfrisches Diendl in Sicht kam, wie bei einem Zwanzigjährigen. Auf ihn paßte das alte Tiroler Lied:

„Grau werd' mei Haar schun,
Und schimmelt der Bart.
Dös ist für an Mensch'n,
Der lustig ist, hart.

Red'st halt an Diendl
Von Liab für — nar (nachher) lacht's.
Der schimmelte Bart
Und der Graukopf, der macht's.

Dös ist kei schlecht eing'richt,
Daß 's Herz und halt 's G'müat
Nit a zugleich grau werd'
Und 's schimmelt dann 's Blüat.

Da rennst mit an Graukopf
In der Welt umanand.
Und derweil ist dein Herz
Von Liab no in Brand."

Gar kühl und lauschig war es drinnen im kleinen Thale. Da schoß hoch aus der mit Moos bewachsenen hölzernen Rinne das Wasser auf das große Mühlrad, und in der Bauernmühle surrte und klapperte es, daß die kleinen, bleigefaßten und weiß verstaubten Fensterchen zitterten. Wie Diamanten glänzten die Wassertropfen auf den Farnkräutern am Mühlbach, und den ganzen Sommer blühten dort Vergißmeinnicht. Lang ausgestreckt auf der Bank vor der Thür lag ein junger, kräftiger Bursche, das blonde Lockenhaar leicht von Mehl gepudert. Neben ihm auf einem Stein hockte ein gar munteres Diendl mit Aeuglein wie reife Kirschen und Wangen wie ein Pfirsich. Mit dem Ende ihres Zopfes kitzelte sie den verschlafen aussehenden Burschen unter der Nase und lachte hellauf, wenn er darob Gesichter schnitt.

„Geh, du verschlafener Kater, mach die Augen auf, und traum nit, wenn i bei dir bin."

Da drehte sich der Bursche gegen die Wand zu und knurrte: „Laß mi im Frieden, Wildkatz!"

Da leuchtete es schelmisch auf in den dunkeln Augen des Diendls. Sie stützte die Ellbogen auf die Kniee und legte das Kinn auf die zwei Fäuste. „So, so! Alsdann im Fried'n lass'n soll i den verschlafnen Kater? Schau, schau! Ja, schlaf lei weiter, und verschlaf dein Glück. Hast ja allwegs g'sagt, i sei dein einzig's Glück, und wenn i dir untreu werden thät', so müßt's sein auf der Welt, wie wenn die Sonnen nimmer scheint, die Vögerln nimmer singeten und sonst halt so narrisches Zeug. Schlaf lei, Katerle, und knurr! 's kann sein, daß jetzt einer kummt und 's Müller Everl holt."

„Hm," lachte der Bursche, „hm, selb wird jetzt auf einmal einer eilig haben um des mehlstaubige Müller Everl."

„Wer weiß wie bald!" entgegnete etwas schnippisch das Mädchen. „Gestern ist einer drinnen g'west beim Vater in der Stuben und hat ihm a Büchl zeigt. Gebetbüchl ist's kein's g'west, aber a Sparkassabüchl, und der Vater hat den Klemmer auf d' Nasen g'setzt, hat drein blattelt in dem Büchl, und wie er's ihm z'ruckgeben hat, so hat der Vater a Pfifferl abg'lassen und hat g'sagt: ‚Sapperamost!' Und so sagt er allwegs, wenn er si wundert, der Vater."

Der Bursche auf der Bank rührte sich nicht, wenn er auch gespannt horchte auf die Rede Everls.

„Und dann so a roter Brustfleck mit an Adler drauf hat mir jeher g'fallen. Ist was Schön's um die Zillerthaler Tracht."

Da sprang der Bursche mit einem Satz von der Bank auf und starrte mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung auf das Mädchen. Die riß einen langen Halm aus dem Rasen und wickelte ihn spielend um den Finger.

„Und da hat er halt g'meint, der Vater," redete sie scheinbar gleichgültig weiter, „da hat er halt g'meint, a Ehr' sein thät's fürs Thalmüller Everl, wenn der Zillerthaler mit so einem schweren Sparkassabüchl um ihr anhaltet. Und die Brennerei wirft a a schönes Stück Geld ab. — ‚Freili,' hat der Zillerthaler drauf g'sagt, ‚freili, freili,' hat er g'sagt. ‚A Brennerei, wo man kein Holz braucht.' Nachher hab'n s' all zwei umbändi g'lacht, der Vater und der Zillerthaler."

Da ballte der kräftige Bursche im aufsteigenden Zorn die Fäuste. Suchend schaute er im Kreise um, griff plötzlich den schweren eichenen Hackstock auf und warf ihn an die Wand, daß die Mühle krachte. „Himmel, Herrgott, Kreuz, Teufl!" fluchte er.

„Hast recht, Hans," lachte Everl, „hast recht, die Mühl' haust z'sammen. Die Mühl' brauch' i nimmer, wenn i dös Sapperamost-Sparkassabüchl hab' und den Zillerthaler dazu."

Kopfschüttelnd lauschte der Bursche der Rede des Mädchens; sein Zorn war verraucht mit dem Kraftstück. „Alsdann wirklich hat der Zillerthaler angehalten beim Vater um di? Und mit dir hat er ja a schon g'red't, weil alles so genau wissen thust."

Verneinend schüttelte Everl den Kopf. „O beileib, mit mir hat er no nit g'red't. Da kummt er leicht auf z' Nacht zum Fensterln."

„Selb soll er versuch'n, der alte Grashupfer," brauste der Bursche auf, „selb soll er versuch'n, zelm kummt er mit ganze Knochen nit hoam. Aber sag, Everl, wer hat dir denn die Werbung g'sagt?"

Da lachte das Diendl hell auf. „Narrele," sagte sie, „zu was hat denn a rechtschaffene Stuben a Schubfensterl gegen die Kuchel? Meinst lei die Knödlschüss'l aus und einzuschieben? Daß man horchen kann, was es Neues giebt auf der Welt!" Liebkosend schmiegte sie sich an Hans und schlang ihre langen Zöpfe um seinen Hals. „Geh, schau, du bist und bleibst mein Schatz, i häng' di mit meine Zöpf' an, daß d' mir nimmer auskummst."

„Ist's wahr, Everl?" jubelte Hans auf. „Ist's wahr, Everl? Du hast den armen Mühlknecht lieber als den reichen Zillerthaler mit dem — mei', wie sagt der Vater? — mit dem Sapperamost-Büchl?"

„Lieber als alles auf der Welt," entgegnete Everl herzlich. „Schau, Hans, 's werd' schware Tag geben, daß d' mi dem Vater abtrutz'n kannst. Aber wenn mir zwei nit z'sammenkummen, meiner Seel', in a Kloster geh' i."

„Ja, sell thust," lachte der Bursche, „aber in so eins, wo man mit Wiegenbänder zur Frühmetten läutet."

Ein langer Kuß und ein hell hinausklingender Jauchzer besiegelten neuerdings den Liebesbund.

Dann saßen die jungen Leutchen lange beisammen und kicherten und lachten, denn es wurde der Plan ausgeheckt, wie der Zillerthaler endgültig abzuweisen wäre. —

Es war Frühmorgen am nächsten Tag, und am Dorfbrunnen stand Everl mit einem Korb frischgepflückten Salates, den sie sorgfältig wusch.

Am unteren Ende des Troges saß die Wallfahrer-Ursula, welche für Geld und gute Worte den Bäuerinnen die verschiedenen Anliegen in den entsprechenden Gnadenorten, an denen ja die Bergländer reich sind, austrug.

Eine schwache Seite von ihr war das Ehestiften. Darum übernahm sie auch mit besonderer Vorliebe Wallfahrten für Liebesleute. Da flocht sie dann immer noch die Bitte ein: „Gelt, Himmelsmutter, wenn d' dran denkst, und es kummt dir grad a mal a Tauglicher unter, schick mir a an Bräutigam.“ Trotz ihrer fünfzig Jahre war ihre höchste Sehnsucht der Hafen der Ehe.

„Ja, was i sagen wollte,“ log Everl, „i hab' gehört, der Zillerthaler schnuffelt stark um der Ursels Häuserl. Ja, das thät' dem freili taugen, so a schmuck's Heimatle und glei a Weiberl drein, in gesetzten Jahren, wie's ihm zupaßt.“

Die alte Ursel horchte hoch auf. Der günstige Zufall wollte es, daß der Zillerthaler thatsächlich schon zweimal bei ihr war, um ihr eine Stube und eine Kammer abzumieten.

„Ja, ja,“ lachte Everl, „ausbitten thät' i mir's, auf der Hochzeit 's Kranzeljungfer machen. So, pfüt Gott, Ursula,“ fügte sie hinzu, und schwenkte aus dem Salatkorb die Wassertropfen, daß sie wie Diamanten in der Sonne funkelten.

Atemlos rannte die Wallfahrerin heim. So ein Glück, dachte sie, muß man beim Schopf fassen, und sie verlobte sich „auf guten Ausgang in der Sach'“ sofort nach einem passenden Gnadenorte. Unten beim Kramer um die Ecke biegend, dort, wo ein Feldweg hinaufführte zu ihrem Häuschen, prallte sie mit dem Zillerthaler zusammen, der zufällig des Weges kam.

„Ah, da schau,“ sagte er, „die Jungfer Ursel kummt mir wie g'ruf'n.“

Verschämt schlug die alte Schachtel scherzend nach ihm. „A geh,“ du Schlangl!“

Etwas verwundert zwar schaute der Mann auf sein Gegenüber, sagte aber dann: „Weißt, i bin droben g'west bei dei'm Häuserl. Ehvor hab' i amal um die zwei Kammerln hintaus ang'fragt. Aber jetztern ist mir eine andre Sach' auskummen. Möchst mir nit den Aufteil (erster Stock) vom Häuserl ablassen? A Nestl möcht' i mir bauen, und da tanget mir der Unterschlupf grad bei dir am besten.“

Da faßte die Wallfahrer Ursel krampfhaft nach den Armen des Mannes. „Du guter, lieber Mensch, alles kannst haben von mir, grad gar alles. Aber nit auf der Straß'n red't ma söttene Sachen aus. Ma soll bei kei'm Glück den Neid wecken. Morgen ist Sonntag, da kummst nach'n Rosenkranz, i richt an Kaffee und Guglhupferl mit Weinbeerlen drein. Da reden mir die Sach' aus. Gelt, du Schlangl, du lieber,“ endete sie und gab ihm einen leichten Schlag auf die verwelkte Wange.

Ordentlich erschrocken wich der Zillerthaler zurück und setzte dann kopfschüttelnd seinen Weg fort. „So a verruckte Schrauben,“ brummte er. „Aber 's Häuserl taugt mir, 's Häuserl. Leicht mag sie's hergeben. Im Kellerle hint rinnt a Brünnle. Teuf'l, da brauchet i denen vertrackten Bauern in Meran den Treberbranntwein nit abzukaufen und kunnt meine Bergtrankler glei glattweg mit Spiritus machen. Und nachher, wenn's Everl mei' Weib ist und im eignen Gartl der Salat reift und die roten Rüblen und a rechtschaffener Buschen für an Sonntag auf 'n Hut — Kreuzsappera, nit auf an Kaffee geh' i morgen zu der alten Schachtel, in die Thalmühl' geh' i, und 's Everl hol' i mir!“

„Jui, jui, hu, hu!“ jauchzte der alte Zillerthaler auf; der Johannistrieb hatte schier seine verrostete Stimme aufgehellt. —

Tirol ist das Land, wo man noch die alten guten Sitten in Ehren hält. Manches Mal sind diese alten Bräuche allerdings etwas unangenehm, besonders wenn es sich um Ausübung von Volksjustiz handelt. Das Haberfeldtreiben, in Bayen ausgeübt, ist nicht Sitte; dafür wird aber allerlei Schabernack getrieben, der den guten Namen und den Ruf eines Menschen nicht so arg gefährdet wie jener meist rohe, unnachsichtliche Ausdruck der allgemeinen Meinung. Der Schalk sitzt den Tirolern im Nacken und flüstert den Burschen und den Diendlen allerlei Kurzweil ins Ohr, und selbst alte, ernste Leute lachen herzlich über den gelungenen Streich.

Hat zum Beispiel ein Bursche eine Liebelei mit einem Diendl angebandelt und die jungen Leutchen gebrauchen alle nur mögliche Vorsicht, um ihr süßes Geheimnis zu wahren, so schleichen die Burschen, und nicht selten helfen die Diendlen mit, erst vor des Liebhabers Haus und dann unter das Fensterl, hinter dem das Mädchen von ihrem Liebsten träumt. Mit Sägespänen wird auf den Boden je ein großmächtiges Herz gezeichnet, und diese zwei Zeichen heimlich flammender Liebe werden dann, oft sehr große Strecken weit, mit einem breiten Sägespanstreifen als zusammengehörig verbunden. Mit Vorliebe wird das „Sagmehlstrahnen“ in der Nacht zum Sonntag vorgenommen, damit die Kirchenbesucher in aller Frühe die Neuigkeit sehen können, so wie zum Beispiel ein Städter beim Morgenkaffee die Verlobungsanzeigen aus den Tagesblättern durchsieht. Die Sägespäne haften dann, sei es auf den Gehwegen oder auf dem Rasen, so am Boden, daß eine solche Anzeige oft wochenlang sichtbar bleibt und nicht wie jene des Städters schon am nächsten Tag in den Papierkorb flattert.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen. Selbst die Vögel im Busch und auf den Bäumen schienen es zu empfinden, denn allenthalben jubelte und sang es in den Zweigen. Schon um halb fünf Uhr klangen die Glocken vom Turme der Dorfkirche, die Einwohner zur Frühmesse rufend, besonders feierlich. Die Burschen stellen bei besonderen Anlässen die Glocken beim Läuten hoch auf, daß sie recht langsam klingen. Zur Frühmesse aber gehen zumeist nur Weiber, die Vormittags in der Küche zu thun haben, oder Bergleute,

die Stunden Weges brauchen zum Kirchenbesuche und nach dem allgemeinen Gottesdienste die heimatliche Stube zu einer nicht minder wichtigen Verrichtung, das sonntägliche Mittagessen, nicht erreichen könnten.

Die übrigen Einwohner schlendern in den ersten Vormittagsstunden behäbig zur Kirche, und so gedachte es auch Hans Krenzler, der Zillerthaler, zu machen.

Vorläufig stand er mit eingeseiftem Gesicht am Fenster, an dessen Riegel er einen kleinen Blechspiegel gehängt hatte. Mit zwei Fingern der linken Hand zog er sich die Falten an der Wange glatt, und mit der Rechten schabte er sich die Bartstoppeln herunter, bei jedem Strich leise auf die zwischen die Vorderzähne gelegte Zunge beißend. Heute gedachte er seine Toilette gar sorgfältig zu machen und hatte sich sogar die Haare mit Salatöl geschmiert. Es war ja der große Tag, wo er sein Everl aus Herz ziehen würde, der große Tag, wo sie aufjubelnd ihre schönen Arme um seinen Hals werfen würde, wenn er ihr als Brautgeschenk ein Sparkassabuch überreichte, das heißt nicht das „Sapperamost-Buch", sondern ein zweites mit einer Einlage von schönen hundert Gulden. Er spitzte schon ordentlich die Lippen bei dem Gedanken an den bräutlichen Kuß und schnitt sich dabei in die Wange. Doch ein Stückchen Feuerschwamm stillte das Blut, und er begann sich in seinen Sonntagsstaat zu werfen.

Einige Male horchte er auf. Es schien ihm, als hörte er unbändiges Gelächter von den Vorbeigehenden. Doch das focht ihn nicht weiter an. Vor dem kleinen Spiegel strich er sich mit einem Stück Pechseife noch den Schnurrbart zurecht, steckte die Uhr mit der silbernen Kette, aus acht Stück Maria Theresia-Thalern zusammengesetzt, in die Westentasche, rückte sich seinen Zillerthaler Hut mit der Spielhahnfeder aufs Ohr und begab sich zum Kirchgang. Vor dem Hause wartete seiner eine Schar johlender Schulbuben, und wie erstarrt blieb er stehen, das Blut schoß ihm zu Kopf. Unter seinem Fenster war auf dem Rasen ein mächtiges Herz aus Sägespänen gezeichnet. Aus rotgefärbten Spänen gemacht, loderte daraus eine mächtige Flamme empor.

Anfänglich erschrak er ob der unerwarteten Huldigung. Wer konnte denn um Gottes willen von seiner Werbung um das Thalmüller Everl wissen? Doch ein verächtliches Lächeln zuckte bald um seinen Mund. „Der Tropf," brummte er, „der Tropf von an Thalmüller, daß i, der reiche Mann, nimmer z'ruck kann, laßt er mir Sagmehl sahnen. Mei lieber Müller, wär' i in dein Diendl nit gar so arg verschossen, könnt'st die Welt voll Sagmehl ausstreuen, nix nutzen thät's dir. Schon gar nix."

Unwillkürlich ging er dem Streifen auf der Straße entlang und achtete nicht der ihm folgenden Jugend. Auch Erwachsene schlossen sich an.

Der Zillerthaler warf stolz den Kopf in den Nacken und grüßte, leutselig fast, Bekannte.

„Ah, da schau den Schlangl an," rief ihm der Dorfschmied entgegen, der gerade mit seiner Familie zur Kirche zog, „ah, da schau den Schlangl an, Sagherzen laßt er si sahnen auf seine alten Tag'."

„Was alte Tag'!" knurrte der Angerufene. „I werd enk schon zeig'n, wann a Zillerthaler alt werden thut."

„Kann dir in keiner Weis' schad'n. Wenn d' halt amal nit auskummen thust mit deiner Alten, so schick sie auf d' Wallfahrt. Sie kennt ja alle Heiligen ringsum im Land und kennt si ja aus in dem G'schäft."

Ein jäher Schreck stieg dem Zillerthaler auf.

Und richtig, da unten verfolgte der Sägespänestreifen nicht mehr die Straße, die zur Thalmühle führte, sondern er bog in den Wiesensteig ein, der hinaufführte zum Häuserl der Wallfahrer-Ursel. Und nun kam sie selbst des Weges. Aufgeputzt war sie wie ein junges Diendl. Die breite Kette um den verwelkten Hals und ein himmelblaues seidenes Halstuch, eine breite Schürze aus demselben Stoff, rote Strümpfe, wie solche nur junge Mädchen tragen, und am Miederleibl einen Strauß brennender Liebe. Einen zweiten Strauß roter Nelken, wie ein Diendl ihn nur dem Herzliebsten schenkt, trug sie in der Hand.

Der Zillerthaler stand da wie ein Mensch, der eine Lawine auf sich zukommen sieht und sich vor Schreck nicht zu regen vermag. Er übersah es ganz, als der Thalmühlknecht, der Hans, auf ihn zuschritt, seine Hand ergriff und kräftig schüttelte.

„Ja, halt recht Glück wünschen thu' i halt, halt schon recht von Herzen. Hab's alleweil g'sagt, der Zillerthaler, hab' i g'sagt, wenn der amal 's Joch aufnimmt, hab' i g'sagt, der sucht si was Fein's aus. Glei oane mit an Haus!"

„Und mit an Brunnen im Keller," ergänzte lakonisch der Schmied.

Die Umstehenden lachten, und der Jubel ging erst los, als ein Freund des Mühlknechtes, der mit andern wacker mitgeholfen hatte, „Sagspän sahnen", seinen Hut schwang und schrie: „Vivat hoch 's Brautpaar!"

Wie auf Verabredung erschienen plötzlich auf den Hausdächern da und dort stämmige Burschen und knallten mit ihren mächtigen Alpenpeitschen, wie es bei großen Verlobungsfesten üblich ist.

Indessen war die alte Wallfahrer-Ursel herangekommen und schritt, verschämt die Augen niederschlagend, auf den wie erstarrt dastehenden Zillerthaler zu. Mit einem verliebten Augenaufschlag griff sie nach seinem Hut, um den Nelkenstrauß daran zu befestigen.

Jetzt erwachte aber der Gefoppte aus seinem Traum. Mit kräftigem Ruck riß er der alten verliebten Närrin den Strauß aus der Hand und schleuderte ihn ihr ins Gesicht. Wie suchend sah er sich im Kreise um, dann machte er einen Satz nach links, stemmte seine rechte Faust auf den Zaun, schwang sich darüber und war im nächsten Augenblick im Gebüsche verschwunden.

Der Dorfschmied strich sich lächelnd mit seiner Pfeifenspitze den Schnurrbart links und rechts auseinander und meinte. „Jetz, der geht in die Ehestandsfall' nimmer ein, der ist g'schreckt genug."

Der Zillerthaler war von der Zeit an verschwunden. Die Ursel aber wallfahrtete jeden Tag hinein in die Kühle Au, wo versteckt unter Busch und Baum eine Kapelle steht, geweiht dem heiligen Antonius von Padua. Voller Inbrunst betete sie da, in eigner Angelegenheit, denn dieser Heilige ist ja der Patron für „verlorene Sachen".

Das Thalmüller Everl aber, das scheinheilige Diendl, sagte, als sie in der schönen getäfelten Stube die sonntägliche Nudelsuppe mit Hauswürsten auf den Tisch stellte: „Jetzt grad erbarmen thut er mi, der arme Zillerthaler. A Lieb'sach' ist gar a heikles Zeug, und besonders, wenn's so heimli sein thut wie zwischen ihm und der Ursel. Weiß nit, ob's nit sündhaft ist, so was zu thun."

Der Müller wollte eben die Schöpfkelle in die Suppe tauchen, zog aber auf die Rede seiner Tochter die Hand zurück. Nach kurzem Besinnen aber griff er doch zu und förderte vorerst eine mächtige Wurst heraus.

„Jetzt hätt' i bald was g'sagt, Everl, auf deine Red' von der heimlichen Lieb'," und dabei schaute er auf seinen Mühlknecht Hans, der aber ein Gesicht machte, als treffe ihn die Anspielung nicht.

„Etwas Gutes ist aber halt döcht dabei, beim Sagmehl sahnen," fuhr Everl unerschrocken fort.

„Geh, wirkli?" sagte hämisch der Vater. „Neugierig thät' i halt sein, was da Gutes ist."

„Selb ist, antwortete Everl, „selb ist Gutes, daß wenn sich so a Häuter nit außertraut mit seiner Lieb', daß ihm g'holfen werd'." Und dabei schmözelte sie auf Hans.

Der Vater warf auch einen sinnenden Blick auf den Mühlknecht; der aber schnitt ein zehn Centimeter langes Stück von der Hauswurst ab, spießte sie auf die Gabel, und ehe er den Leckerbissen zum Munde führte, sagte er: „Ja, ja, 's hat sein Gut's, 's Sagmehl sahnen."

War am vergangenen Sonntag der Zillerthaler über die angethane Ehre erschrocken, so fluchte der alte Thalmüller wie ein Türke, als er am nächstfolgenden Sonntag vor die Thür trat in aller Herrgottsfrüh', um nach dem Wetter zu schauen.

Da zog sich im Halbkreise ein breiter Sagspänstreifen um die Schmalseite der Mühle, und vor dem Kammerfenster Everls und jenem des Mühlknechtes Hans war je ein wunderschönes Herz gezeichnet mit schönen roten Flammen. Aber nicht genug an dem! Von diesen Herzen zog sich je ein Streifen auf der Straße parallel nebeneinander laufend bis vor die Kirchenthür. Da sah man zwei mit einem roten Streifen umschlungene Herzen und darüber ein Mühlrad.

Dieses Zeichen ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Es dämmerte noch, und der Müller stürmte dem Hause zu. Erst klopfte er an Everls Kammer und dann an jene des Knechtes. Man hat eigentlich nie erfahren, ob die Aussprache in der Stube eine heftige oder eine milde war zwischen dem Müller und den Liebesleuten.

In die Kirche zogen sie gemeinschaftlich, Hans mit einem mächtigen Nelkenstrauß auf dem Hute. Das halbe Dorf umstand lachend Mühlrad und Herzen vor der Kirchenthür, und ein bißchen besorgt schritt der Pfarrer der Gruppe entgegen.

„Es ist schon ein Kreuz mit unsern Burschen," begann er. „Da nutzt alles nix, von solchene Faxen lassen s' nit ab, nit um die Welt."

Jetzt betrachtete der Müller schmunzelnd Herzen und Rad. „Halt schon recht deutli haben sie's gemacht, de sappera Kerl, schon garaus deutli."

„Ja, ja, a gute Nachhilf' ist 's Sagmehl sahnen," lachte Hans und schlang den Arm um Everls Hüften.

Und als Hochzeit war, da führte der Zillerthaler stolz Everl als Brautführer.

Und die Wallfahrer-Ursula?

Die hatte ein Brieflein mit zwanzig Gulden erhalten, und da stand zu lesen: „Geh auf Maria Einsiedel und bitt zelm die Himmelsmutter recht inständig um die Gnad', sie mög' einer gewissen Wallfahrer-Ursel die Heiratsgedanken austreiben und einem gewissen Zillerthaler Hans den Johannistrieb absterben lassen. Dann sein zwei arme Seelen schon auf der Welt erlöst."



La bella Napoli.

Von

Dr. Hans Barth-Rom.

Noch nie ist eine Frau, nie eine Stadt so verschieden beurteilt worden, hier geschmäht, verleumdet, als Ausbund aller Gemeinheit, allen Schmutzes dargestellt, dort in den Himmel gehoben, gefeiert, besungen, wie ... la bella Napoli!

Jawohl, la bella Napoli — die „Schöne" — nennen sie entzückt die einen, und diese „einen" sind vor allem die guten Neapolitaner selbst und die Herren Forestieri, wenn sie nämlich bei Sonnenuntergang auf dem Posilipp sich hinter volle blinkende Gläser setzen und über ihnen ein griechischer Himmel blaut und Capri, das Phäaken-Eiland, in silbergraue Abendnebel taucht. Und sollte man nicht la bella Napoli preisen — zumal wenn



Strillone, eigentlich Schreihals (Zeitungsverkäufer).

die schönheitstrunkene Seele so hoch erhaben ist über all den Schmutz der Riesenstadt und die . . . Nase gefeit vor dem Brodem des Realismus! Doch, wie gesagt, den „einen" stehen die „andern" gegenüber, die nichts weniger sind als übertriebene Enthusiasten, die das „schöne Napoli" nicht lediglich durch das Glas der Romantik betrachten und es höchst despektierlich als das „große schmutzige Dorf" bezeichnen. So unpoetisch verfahren ganz besonders die Norditaliener, die Florentiner, Mailänder, Turiner, die an ein vornehmes, ernstes, zum mindesten — wie in der lombardischen Metropole — doch reinliches und modernes Städtebild gewöhnt sind und über das Stück Orient im Süden die Nase rümpfen. Ja, da der Norden politisch an den Süden gekettet ist, dessen Freuden und Leiden mittragen, dessen Sünden und Schulden mittilgen muß, so herrscht dort im großen Ganzen wenig Zärtlichkeit gegenüber den Neapolitanern und zumal keine Spur des den Deutschen eigentümlichen süßen Napolidusels — jenes Taumels, gebraut aus Sonnenschein, Falerner und „dolce far niente", der da gipfelt im lustigen „funiculi, funiculà", im getragenen „Santa Lucia", im unendlich sehnsüchtigen „Addio, mia bella Napoli, addio, addio"!

Und da wir — ich hätte (Manen Hermanns, verzeiht es mir!) beinahe „leider" gesagt, — da wir keine Söhne Italiens, sondern Germaniens sind, so halten wir es schließlich lieber mit denen, die Neapel begehrenswert, idyllisch finden . . . unter der Bedingung, es nur en passant zu genießen. Geht es dem wahren Kenner der Dame Napoli, das heißt dem, der sie durchschaut und bis in die Tiefen ihrer Seele ergründet, doch ähnlich wie Mephisto, dessen bekanntes Wort man variieren möchte:

„Von Zeit zu Zeit seh' ich Neapel gern,
Doch hüt' ich mich, darin zu leben."

In der That, wer Neapel anders als vom Gesichtspunkt des Absoluten aus betrachtet, wer den Maßstab andrer Städte an dieses Kunterbunt von Menschen, Tieren, Schönheit, Schmutz, Antike, Poesie und üblen Düften anlegt, der irrt. Neapel sei, wie es ist, oder es sei überhaupt nicht — sit ut est, aut non sit —: ein Mischmasch von raffinierter Genußstadt mit aller Korruption von Byzanz und von jämmerlich schmutzigem Halbmillionendorf mit blökenden Kühen, meckernden Geißen und unaufhörlich schreiendem Menschengezüchte in Lumpen. Ein Mischmasch der unerhörtesten Geriebenheit, der mehr als hellenischen Gaunerei, des zum Prinzip erhobenen Prellens auf Gegenseitigkeit und doch hinwiederum einer rührenden Gutmütigkeit, Naivität und Herzlichkeit bei allen Klassen, besonders beim niederen Volke. Das ist nicht mehr der italienische Volksschlag, nicht mehr die Rasse der Rundschädel, die in Rom noch heute dominiert — das sind einfach die Griechen, Araber und Nordafrikaner der prähistorischen Zeit, die eines schönen Tages über das Mittelmeer schifften und sich im Schatten des Vesuvs niederließen, um sich Jahrhunderte hindurch mit allen Völkern zu kreuzen, die der Würfelbecher der Weltgeschichte über das Land Italien ergoß. Wehe, wer dieses seltsam-groteske Völkchen



Fischer von Santa Lucia.



Maccaroni „alla napolitana".





„Caldarroste!" (Geröstete Kastanien.)

in eine steife europäische Nation verwandeln, es durch Elemente des Nordens „veredeln“ wollte. Verlorene Liebesmüh'! Und wenn heute ein eisernes Regiment Neapel mit 500000 preußischen Schutz- wohlverstanden par ordre du Moufti — in welchem Falle der „Mufti“ den schönen Namen Natur oder „Milieu“ führt.

Unsre Bilder schildern uns einige der zahl-



Zwiebel- und Knoblauchverkäufer.

leuten und Köchinnen bevölkerte, in einer Generation — was sage ich? — in einem Jahrzehnt wären unsre strammen Pickelhauben zu lustigen roten Fischermützen geworden, die feschen Blondinen gingen barfuß, und alle beide lägen vereint an der Chiaja in der Sonne und ließen sich Ströme von Maccaroni den Hals hinabgleiten. Und dies, losen Typen, die sich in dem bizarren Menschenkehricht Neapels entwickeln. Wer tags oder besser noch mittags und abends durch den „Toledo“, Hauptstraße, schlendert und gelegentlich in die Nebengassen und Gäßchen einbiegt, der wird zu Hunderten und Aberhunderten diese Maccaroni-, Zwiebel- und Obstverkäufer erblicken und erlauschen:



Erdbeerverkäufer

im Hafenviertel wird er den alten Fischer auf einer Kirchentreppe sitzen und sein Pfeifchen schmauchen sehen, das Haupt von der legendären Sackmütze bedeckt; zahllose „Geschäftsleute", die mit einem Betriebskapital von fünf Soldi operieren, werden ihn verfolgen, von der Legion der Bettler, Krüppel und dergleichen ganz abgesehen, die furiengleich sich an seine Sohlen heften. Ein Treiben, so wenig europäisch, daß ein deutsches Bauerndorf dagegen zivilisierter erscheint — wobei freilich nicht gesagt sein soll, daß ein solider pommerscher oder bayrischer Bauernschädel es an Bildungsfähigkeit und Intelligenz auch nur entfernt mit den Langschädeln dieser zerlumpten Lazzaroni aufnimmt.

Etwas „europäischer", ja sogar wirklich großstädtisch ist das Leben, das sich spät abends in der glänzend erleuchteten großen Galleria Umberto und auf den menschendurchfluteten Plätzen zwischen S. Carlo-Theater, Schloß und S. Francesco abspielt. Dort heulen die Zeitungsjungen — hier zu Lande „strilloni" oder gar stolz „giornalisti" genannt — ihre Zeitungen aus und brüllen uns ihr „o' Pung" (= Il Pungolo) und dergleichen ins Ohr, daß der seltsam gellende Ruf uns lange verfolgt. Bis spät nach Mitternacht währt jenes wilde und doch harmonische Durcheinanderklingen und Rauschen und Tönen aller möglichen Rufe, Stimmen und Musikinstrumente, bis sich endlich das „große schmutzige Dorf" zur Ruhe begiebt.

Uns aber, die wir nicht wie müde Lazzaroni auf einer Kirchenstaffel oder Thürschwelle nächtigen, sondern in einem der Hotels am Strande unten wohnen, imponiert das tolle Treiben schließlich doch, und wenn andern Tages Papa Vesuv seine Rauchwolken herüberbläst und in der Morgensonne der glitzernde, flimmernde Tiberiusfelsen von Capri seine Grüße schickt, dann nehmen wir für den erhabenen Anblick doch gern manches Verdrießliche mit in den Kauf. Nein wir lassen nichts auf die bella Napoli kommen, trotz aller Verschönerungsvereine, Müllwagen und Sanitätspolizei, wie sie die Zierde der lieben deutschen Heimat bilden. Natürlich aber darf uns die Freude nicht dadurch gestört werden, daß irgend ein fingergewandter Parthenopäer unsre Brieftasche mit Reisegeld und Eisenbahnbillet stibitzt!



Cinque limone pe' un soldo! (Fünf Zitronen einen Soldo.)

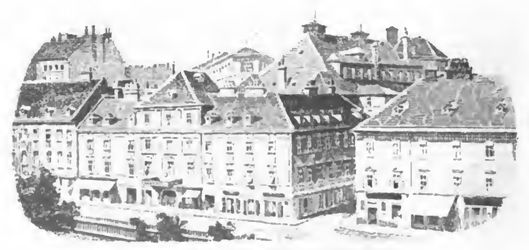


Der Neubau des Theaters an der Wien.

Zum hundertjährigen Bestehen des Theaters an der Wien.

(Originalzeichnungen von Erwin Pendl.)

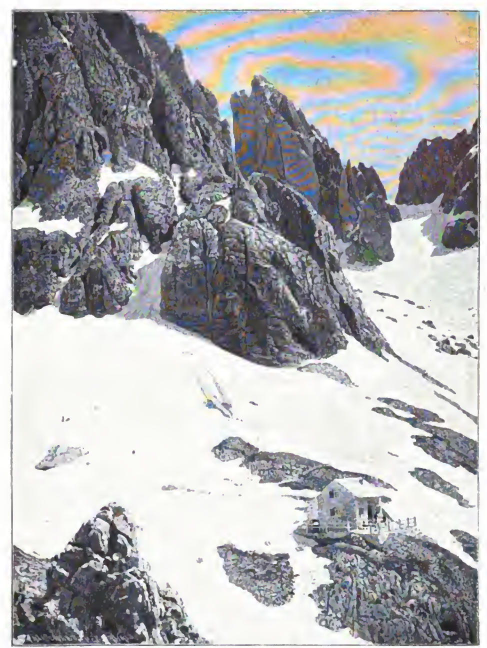
Vor hundert Jahren, am 13. Juni 1801, rollte der Thespiskarren Schikaneders von der bescheidenen Bühne in einem Hofe des „Freihauses" in der Wiener Vorstadt Wieden zu dem unweit gelegenen neuen großen Schauspielhaus am Ufer des Wienflusses, das damals vor den Thoren der Stadt noch mitten im Grünen lag. Ein reicher Pelzhändler vom Graben, Namens Bartholomäus Zitterbarth, der schon ein Jahr später der Nachfolger Schikaneders wurde, hatte das wahrhaft glänzend ausgestattete Theater, dessen Bühne bis heute eine der größten Wiens ist, erbaut. Seine hundertjährige Geschichte reicht von den Triumphen Mozarts, der begeisterten Aufnahme und hundertmaligen Aufführung der Operetten von Johann Strauß, Suppé und Millöcker bis zu den bekannten Wiener Theaterkrisen der letzten Jahre. Zeigt das eine unsrer beiden Bilder den bekannten Bau des Theaters an der Wien mit dem hochragenden Dach des Bühnenhauses und dem — inzwischen abgebrochenen — niederen Vorderhaus, so verrät uns das andre Bild die neue Fassade, wie sie das Theater im heurigen Herbste nach dem Umbau des Vordertraktes durch die bekannten Architekten Fellner und Helmer zeigen wird. In dem hohen Zinshaus, welches in seinem Erdgeschoß und Halbstock ein Caférestaurant, Geschäftslokale, sowie die Direktionsräume aufnehmen soll, führt ein schönes schmiedeeisernes Portal in das Vestibül zu den Garderoben und den Kassen des Theaters. Außer dem Haupteingang führen sowohl in der Magdalenenstraße als auch in der seitlichen Millöckergasse noch weitere bequeme Eingänge in das Haus. Die Fassaden des Neubaues, dessen Ausführung einen neuen Abschnitt in der Geschichte dieses Theaters bedeuten soll, sind im modernen Stile gehalten und mit Erkern, Balkons und Türmen geschmückt.



Das Theater an der Wien in seiner früheren Gestalt.

Die Langkofelhütte in den Dolomiten.

Durch Lawinensturz ist im erhabenen Reiche der Dolomiten die Langkofelhütte vernichtet worden, welche die akademische Sektion Wien des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erst im Jahre 1898 errichtet hatte. Die Lage der Hütte war großartig: mitten im Herzen der mächtigen Langkofelgruppe, ringsum kahler Fels, Eis, Schuttströme, wild zerrissene Türme und Felsnadeln, ein echtes Dolomitenbild mit all seinen wunderbaren Kontrasten. Gegen Norden schweifte der Blick über die grünen Wiesen der Seiseralpe und über das waldige Vorgebirge zu den schneeigen Gipfeln der Stubaier und Oetzthaler Gletscherwelt hinüber, ein Bild hochalpiner Poesie. Während der Zeit des Bergsteigens war die tadellos eingerichtete Hütte stets ausgezeichnet verproviantiert, so daß die Vernichtung dieser Zufluchts- und Erholungsstätte von den Alpensteigern doppelt schmerzlich empfunden wird. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß die Hütte, obwohl vielleicht nicht genau an der gleichen Stelle, wieder errichtet werden wird. Die Lawine ist aller Wahrscheinlichkeit nach vom Langkofelkaar niedergegangen und muß sehr heftig gewesen sein, da sie die massiv aus Stein gebaute Hütte vom Erdboden förmlich wegrasierte.



Die Langkofelhütte in den Dolomiten, durch Lawinensturz vernichtet.

Wie meine Frau militärfromm wurde.

Eine wahrhaftige Geschichte von **Walter Schwedersky.**

Eigentlich klingt es etwas widerspruchsvoll, daß eine Frau militärfromm werden soll, denn solange die eigentliche weibliche Dienstpflicht noch nicht eingeführt ist, hat sie das im Grunde genommen gar nicht nötig; andrerseits aber dürfte die Vorliebe unsrer Schönen, vom Fürstentöchterlein bis zur Küchenfee, für das zweierlei Tuch zur Genüge bekannt sein, um den Gedanken passabel erscheinen zu lassen: wie kann eine Frau nur nicht militärfromm sein?

Aber es giebt solche; ich kann das aus eigner Erfahrung versichern; es giebt Frauen, die vor nichts Respekt haben, was einem jungen Leutnant, wie ich zur Zeit dieser wahrhaftigen Begebenheit einer war, heilig und ehrfurchteinflößend ist. Es giebt junge, fidele Leutnantsfrauen, die nicht einmal vor der höchsten Instanz der Garnison, der Frau Kommandeuse, Respekt haben, sondern sich erdreisten, diese oberste Dame mit Bezeichnungen zu belegen, die man vielleicht im vertrautesten Kreise auf eine ältere Hauptmannsgattin anwenden dürfte, notabene, wenn man überhaupt maliziös veranlagt ist und den Herrn Hauptmann außer Schußweite weiß.

Natürlich war uns jungen Offizieren derartiges nie eingefallen. Du lieber Gott, in dem kleinen Provinznest, in dem unser ganzes Regiment zusammengepfercht lag, wurde man schon als ganz junger, jüngster, als noch kaum geborener Leutnant so seelenzahm, so kaffeelieb und kränzchentreu, daß man gar nicht daran dachte, sich auch nur im entferntesten mit den höheren Damen des Regiments in insubordinationsmäßiger Weise zu beschäftigen. Man war beglückt, wenn die Frau Kommandeuse, die Frau Majorin oder die Frau Compagniechef zu einer Tasse Thee und einem Butterbrot — was übrigens ziemlich wörtlich zu nehmen ist — befahlen; man beeiferte sich, die jungen und weniger jungen Damen — andre giebt's im Regimentsverbande eo ipso nicht — nach den Klängen eines etwas asthmatischen Pianinos immer und immer wieder im Saale herumzudrehen, und hielt außerdem die Kriegsartikel für die Quintessenz des Wissens und das Instruktionsbuch für die geistreichste Lektüre der Welt.

Unter sothanen Umständen war es eigentlich von mir ein recht gewagter Streich gewesen, mich in ein Mädel zu verlieben, das zur „Kommißfrau" paßte wie ein Edelfink zum Rübenschälen. Sie hatte zwar mich und den Herrgott im Herzen — ich rangierte thatsächlich in erster Reihe — war aber sonst ein wahrer Sprühteufel von Laune und Eigenwillen, das hübscheste, aber auch unpassendste, was ich für unser Nest mit seiner urbraven, nüchternen Philisterphysiognomie hätte wählen können.

Aber die Thorheit war einmal geschehen, eine Thorheit allerdings, die mich noch heute bis in die Fußspitzen vor Glück erbeben läßt. Die „Hex" saß als mein ehelich Weib am Spätabend unsers Hochzeitstages in meiner armen Leutnantsbude. Denn trotzdem diese „Bude" dank der Munificenz eines geradezu idealen Schwiegerpapas bereits höchst überflüssig war und eine sehr komfortabel eingerichtete Etage unser harrte, hatte die „Hex" — ihren eigentlichen Vornamen habe ich selbst thatsächlich schon vergessen — darauf bestanden, zunächst in meinem Junggesellenheim abzusteigen, um etwaigen interessanten Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Ich hatte ihr den Wunsch ruhig und mit Freuden erfüllt. In unsrer kleinen Garnisonstadt interessante Geheimnisse? Kunststück! Und was frühere Dinge anbetraf: der brave Ofen ist verschwiegen. Eben ließ er nur den Theekessel singen, mit dessen Hilfe mein junges Weib uns einen duftigen Trank bereitete.

Am nächsten Tage waren wir in die „Etage" übergesiedelt. Papa Schwieger, wie er sich gern nannte, hatte es sich nicht nehmen lassen, seiner — Pardon, meiner „Hex" auch ihre vielgeliebte prächtige Fuchsstute mitzuschicken, welche meinen nunmehr glänzenden Adjutantenstall mit um so hellerem Lichte erfüllte, als mein eigner armer Bataillonsgaul bereits recht strapaziert aussah. Zu den Vorzügen meiner kleinen Frau gehörte auch nämlich, daß sie ausgezeichnet, fast tollkühn ritt, was sie auf den väterlichen Gütern von Kindheit an erlernt und womit sie während der letzten Saison in der Residenz brilliert hatte.

Sehr gegen meinen Wunsch und Willen wurde „Hex" bald die erste und fast einzige Nummer auf der Liste der Unterhaltungen in Theegesellschaften und am Biertisch. Die Gespräche waren zwar für mich und sie, namentlich aber auch für die Fuchsstute höchst schmeichelhafter Natur, man umwarb mich förmlich mit Freundlichkeiten aller Art, deren früher der arme Leutnant gar nicht gewöhnt war. Doch war es mir immerhin peinlich, uns so plötzlich in den Mittelpunkt neugierigen Interesses gerückt zu sehen. Namentlich hatte ich eine wahrhaftige Furcht vor unserm alten Herrn. Nicht daß der Oberst ein unrechter Mann gewesen wäre. Im Gegenteil, ein Kavalier echtesten Schlages mit glänzender militärischer Zukunft. Aber er liebte es, seine etwas patriarchalische Disciplin auch in die Familien hineinzutragen und namentlich den jüngeren Offizieren, sofern sie dem Regiment neue Damen zuführten, ganz strikte väterliche Winke zu geben. Wir nannten ihn unter uns „Bombe", weil er stets, sei es in Verwunderung oder Zorn, seinen Speech mit „Bombe, da soll doch ..." begann.

Bei „Bombe“ machten wir natürlich unsern ersten Besuch. Herrgott, wurden mir die paar Minuten zur Ewigkeit! „Hexe“ wollte sich nachher totlachen über „Bombes“ finsteres Gesicht und die steife, kleinstädtische Grandezza der gnädigen Frau Kommandeuse. Sie hat ihnen mit silberhellem Lachen Dinge ins Gesicht gesagt — na, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand; und vertraulich that sie mit unsern ersten Herrschaften, als ob sie schon seit Jahren die besten Kameraden wären. Allem, was sie sagte, lag so ein Ton zu Grunde wie: „Kinderchen, ihr seid ja gewiß ganz honorige Leute, aber etwas versimpelt seid ihr doch hier.“ Und in der Art redet so ein Gelbschnabel — allerdings ein entzückender Gelbschnabel, wie ich als Eheherr bestätige — mit Kommandeurs.

Die älteren Kameraden machten ernste Gesichter, als ich davon erzählte, die jüngeren lachten etwas gezwungen vor sich hin, übereinstimmend aber waren alle der Meinung, daß „Bombe“ nichts Disciplinwidriges vergißt, auch nicht bei Damen. In der That hatte der Alte noch unlängst nach der Parole einem älteren Hauptmann klar gemacht, daß die einundzwanzigjährige Frau Majorin im gesellschaftlichen Verkehr älter sei als des Hauptmanns dreißigjährige Gattin.

Und wie die Kameraden gedacht hatten, so kam es. Bei nächster Gelegenheit nahm „Bombe“ mich beiseite: „Gratuliere zu liebenswürdiger Frau Gemahlin; wirklich scharmante Dame. Verzeihen das Kompliment, Lieber. Aber kennen meine Prinzipien. Verstehen mich schon, äh? Solch junge Frauchen manchmal etwas ungeniert. Reizend bei Zivilmädel. Offiziersdame vom Gatten bißchen zu belehren. Mehr, — wissen Sie, Lieber, — mehr militärfromm!“ Damit drückte er mir mit seinem gütigen Lächeln, das fast einer Entschuldigung glich, die Hand und ließ mich stehen.

Was sollte ich machen? „Bombe“ war einmal der Oberst, meinte es herzensgut und wurde trotz seiner Marotten von uns allen geliebt. Ich mußte also mit meiner kleinen Frau ein ernstes Wort reden; hatte sie doch bei unsern weiteren Besuchen auch schon eine ganze Reihe andrer Offiziersfrauen durch ihre offene, liebenswürdige Keckheit, die auch manchmal ein wenig kaum verhüllte Neckerei barg, in nicht gelinden Schrecken versetzt. Ich kam bei meiner „Hex“ aber schön an. Was, militärfromm sollte sie werden? Sie wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Und Bombe hat dir das gesagt?“

„Ja, Hex, der Oberst hat sehr ernst mit mir gesprochen. Du spielst den Leuten hier aber auch etwas übel mit.“

„Pah, was heißt mitspielen! Frischen Wind will ich 'reinbringen in diese Stickluft, junges Blut soll durch die Adern dieser Pergamentmenschen rollen, wirklich lachen und ernstlich weinen sollten sie wieder lernen, statt milde zu lächeln und zarte Thränlein zu heucheln. Sturm muß es sein, wo gesunde Menschen wachsen sollen, und Sonnenschein, wo sie gedeihen wollen!“

So temperamentvoll hatte ich mein kleines Frauchen allerdings noch nicht gekannt, obwohl wir schon sechs Tage verheiratet waren. Ich war entzückt und erschreckt zugleich. Ich glaube letzteres mehr. „Hex“ schien das zu bemerken, denn sie küßte mich plötzlich mit zärtlichster Innigkeit. Dann aber richtete sich ihre kleine, geschmeidige Figur hoch auf: „Glaub mir, mein Herzensjung', und sage es auch meinetwegen deiner alten ‚Bombe‘ und allen, die es hören wollen: mich, deine Frau, kriegt man nicht so leicht klein wie diese verkümmerten, zerdisciplinierten Seelchen hier. Du bist mein Herr, und für mich steht keiner über dir, also auch keine über mir, es sei denn, daß ich dies selber anerkenne, und“ — sie beugte sich dicht zu mir — „ich habe, im Vertrauen gesagt, schon einige ganz liebe, verständige Frauen unter den Regimentsdamen gefunden, die nur verschüchtert sind, weil ihre Männer alle den ‚Bombe‘ fürchten. Ich glaube, ich werde sogar treue, gute Freundinnen hier finden. Und nun geh, mein lieber Jung', um drei Uhr hast du ja Instruktionsstunde.“ Sie küßte mich nochmals, und weg war sie. Also sogar meinen täglichen Dienstzettel kannte sie schon. „Hex, Hex!“ — ich murmelte es immer halb ärgerlich, halb glückselig vor mich hin, während ich zu dem langweiligsten aller Dienste schritt. Endlich war auch die Zeit dieser geistigen Tortur vorüber, und ich eilte beflügelten Schrittes meinem Heim zu, um meinen süßen, energischen Tollkopf zu küssen. Schon im Flur trat mir der Bursche entgegen, mit großen Augen und geheimnisvoller Stimme mir zuraunend: „Herr Oberst bei gnädige Frau.‘

Ich fuhr zusammen. Was, der Oberst selbst bei meiner Frau?! Daß ich dem alten, ritterlichen Herrn nichts Böses zutraute, war selbstverständlich; aber wenn er ihr direkt andeuten wollte — ihr allerdings etwas sehr unbefangenes Benehmen —

Ich trat hastig in ein Nebenzimmer. Richtig, das waren die Stimmen des Obersten und meiner Frau.

„Sie haben mich erst im Aerger ‚Herr von Bombe‘ genannt, gnädige Frau; ich nehme es Ihnen nicht übel!“

„Aber ich nehme Ihnen übel, Herr Oberst, daß Sie das nicht übelnehmen. Sie verdienen keinen Spottnamen.“

„Also doch Freundin statt Feindin?“

„O nein, Herr Oberst, im allgemeinen vielleicht Freundin; meinem Manne zuliebe. Wegen der häßlichen Bedingung ‚militärfromm‘ aber Feindin.“

„Aber verehrte gnädige Frau —“

„Wie ich Ihnen sagte, Herr Oberst: so unmöglich es ist, daß Ihr Regiment vor mir, der Frau Leutnant, in Parade steht, so unmöglich

ist es, mich, die Frau Leutnant, in Ihrem Sinne ‚militärfromm‘ zu machen. Ich zügle meinen Fuchs, weil mein Verstand mich über das Tier erhebt, ich lasse mich aber nicht durch die Konvention zügeln, weil in dem Begriff überhaupt kein Verstand steckt."

„Gnädige Frau, Sie sind noch so jung und doch schon so scharf im Urteil. Wie lange sind Sie denn schon bei uns?"

„Solange ich verheiratet bin, Herr Oberst.'

„Und wie lange sind Gnädige denn verheiratet, wenn man fragen darf?"

„Seit sechs Tagen. Morgen feiern wir unsern siebentägigen Krieg."

„Feiern? Also kleine Festlichkeit zu bedeutsamem Ereignis, Freunde, Punschbowle und so weiter?"

„Feiern — ja, Festlichkeit — nein. Mein Mann muß zum Fest seine Zivilkleidung anziehen, wir schließen alle Thüren ab, brauen allerdings eine anständige Bowle und denken an unsre siebentägige, durch Kriege aller Art ausgefüllte Vergangenheit."

Wie mir bei diesem Gespräch zu Mute wurde! Wie meine „Hex" mit unserm alten „Bombe" spielte, wie die Katze mit der Maus! Und dabei klang ihre Stimme so munter, und auch der Oberst hatte seinen Kommandoton in die Tasche gesteckt. Ich hörte nur noch von seiner Seite: „Und Sie werden doch noch militärfromm, Gnädigste," und von meiner Frau mit übermütigem Kichern: „Euer Gnaden geruhen sich jedenfalls zu täuschen."

Um nicht als Lauscher ertappt zu werden, eilte ich auf den Flur hinaus und schnallte nachlässig und leise pfeifend meinen Säbel ab. Im gleichen Augenblick trat „Bombe" aus der Thür:

„Ah, da sind Sie ja, Lieber; gut, daß ich Sie noch treffe, hätte sonst Entschuldigungsvisite machen müssen, aber Frau Gemahlin hatten mich herbefohlen."

Ich war einfach baff und muß ein Gesicht gemacht haben wie — na, ich will mich nicht selbst beleidigen. „Bombe" reichte mir indes mit ganz seltsam freundlichem Lächeln die Hand: „Grüßen Sie mir Ihr Frauchen, lieber Leutnant. Hat die mir altem Kerl die Wahrheit gesagt! Bombe, daß ... ach so .. ‚Bombe‘ hat sie mich nämlich auch genannt —"

„Herr Oberst .. "

„Herr Leutnant, wäre ich noch so jung wie Sie und Hand und Herz Ihrer kleinen Frau noch zu haben, ich müßte mir eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich solch Esel gewesen wäre, daran vorbeizugehen. Wünsche nochmals Glück, Lieber. Meine Frau wird sich freuen, Frau Gemahlin recht oft zu empfangen. Adieu."

Damit stolperte „Bombe" die Treppe meiner „Etage" herunter und ließ mich sprachlos stehen.

„Herzensjung', willst du denn vor der Zimmerthür einschlafen?"

„Aber, Hex, was hast du gemacht?"

„Gemacht? Was denn besonders? Mir eure gefürchtete alte ‚Bombe‘ durch ein kleines Billet hercitiert. Kam sofort. Habe ganz energisch mit ihm gesprochen. Ist übrigens ein ganz prächtiger, liebenswürdiger Herr, mit dem sich wenigstens noch ein vergnügtes Wort sprechen läßt. Er hat mir auch so ziemlich klar gemacht, daß ich mich aus Liebe zu dir hier in alle Verhältnisse fügen muß. Denke dir, ganz feierlich sagte er: ‚Wo der Mann steht, da gehört auch das Weib hin, das ihn achtet und liebt, sonst taugen beide nichts.‘ — Gut gesagt, was? Und militärfromm will er mich auch noch machen. Aber das giebt's nicht, mein Goldchen."

Der große Tag war da. Wir hatten schon mittags bei einer guten Flasche Sillery Mousseux unsern siebentägigen Krieg gefeiert. Jetzt war es Abend, die Lichter brannten, der letzte Dienst war gethan, und wir saßen allein in der trauten Wohnung, ähnlich wie vor sieben Tagen in meinem Junggesellenheim, nur mit dem Unterschiede, daß die gute Bowle und all die andern schönen Sachen, die jetzt vor uns auf dem Tische prangten, damals fehlten. Ich hatte mir meinen bequemen Schlafrock zugelegt und mein Weibchen sich in ein duftiges Negligé gehüllt. Wie sie mir errötend anvertraute, genau das gleiche, das sie am Abend unsers Hochzeitstages trug, wovon ich, nebenbei gesagt, keine Ahnung mehr hatte; heute aber betrachtete ich es sehr aufmerksam. Eben hatten wir uns nach einem herrlichen Plauderstündchen zum Abendessen niedergelassen, da — Ta—ra—ra—ra — diese langgezogenen Horntöne, die kein Mensch wieder vergißt, die jeden Soldaten aus dem tiefsten Schlummer wecken — Alarm!

Raus aus dem Zivil, in Hast die Uniform auf den Leib. Draußen laufen schon Mannschaften. Ta—ra—ra—ra — den Gaul selbst gesattelt und hingeprescht nach dem Sammelplatz. Vielleicht ist die Fahnensektion noch zusammenzubringen. O, diese sich überstürzenden Gedanken! Habe ich denn meiner Frau lebewohl gesagt? Nein. Die Pflicht geht vor. Aber gelächelt hat sie, wie ich davonstürzte, dessen erinnere ich mich noch deutlich; wie ein kleiner Satan kann sie lächeln.

In gestreckter Carriere bin ich die zehn Minuten bis zum Sammelplatz vor dem Thor hingesaust. Der Oberst grüßt bei der Meldung ernst und gemessen. Bald treffen auch im Laufschritt Compagnien und einzelne Züge ein. Das Regiment steht. Der Oberst nimmt die Meldungen entgegen und will eben die Front abreiten, da klingt ein helles: „Guten Abend, Herr Oberst!" durch die Abendluft.

Mein Herz stand fast still. Es war meine Frau, dieser Tollkopf, die ihre Fuchsstute bei dem rasenden Tempo, in dem sie herankam, in Schweiß gebracht hatte. „Guten Abend, Herr Oberst!" rief sie, freundlich lächelnd, als sie neben dem Alten ihren Gaul parierte.

„Gnädige Frau — ich bin — aufrichtig erstaunt!" fauchte der Alte, während mir, der ich stumm daneben halten mußte, fast der Atem verging.

„Herr Oberst," — die Züge meiner „Hex" nahmen einen direkt hoheitsvollen Ausdruck an —, „Sie haben gestern einer Frau eine Lehre gegeben. Sie sagten ihr: ‚Wo der Mann steht, da gehört auch das Weib hin, das ihn achtet und liebt, sonst taugen beide nichts.' Nun, Sie haben Alarm blasen lassen; hier steht mein Mann, und hier bin ich, auf Ihr Wort hin, Herr Oberst."

Da hat es plötzlich gewetterleuchtet im Gesicht des Alten; er riß seinen Säbel heraus. „Achtung, präsentiert das Gewehr! Das Gewehr über! In Zügen rechts schwenkt, marsch! Parademarsch!"

Zur Linken meiner „Hex" hielt er, und das ganze Regiment defilierte in Parade an den beiden vorbei.

„Hex" blieb merkwürdig still und sah sehr bleich aus. Als dann das Regiment abgerückt war, wandte sich der Alte zu meiner Frau:

„Nun, meine Gnädigste, warum so stumm? Hat etwa nicht das Regiment vor der Frau Leutnant in Parade gestanden? Noch dazu am Abend des siebentägigen Krieges! Würde mir übrigens leid thun, wenn irgendwie gestört haben sollte," fügte er mit einem schmunzelnden Seitenblick auf mich hinzu.

Meine „Hex" aber reichte ihm die Hand und sagte fast demütig: „Herr Oberst, Sie haben mich besiegt, jetzt bin ich militärfromm."

Das Jubiläum der Stuttgarter Schützengilde.

Mit großem Gepränge und einer Reihe auserlesener Vorführungen beging in den Tagen vom 9. bis 16. Juni die Stuttgarter Schützengilde die Feier ihrer vor 400 Jahren erfolgten Begründung. Das Bestehen von Schützenvereinen in der schwäbischen Hauptstadt reicht allerdings noch weiter zurück, denn urkundlich ist nachgewiesen, daß schon 1482 eine St. Sebastian-Bruderschaft bestand, eine Vereinigung von Armbrustschützen, die auch den Charakter einer religiösen Körperschaft trug und zugleich humanitäre Zwecke verfolgte. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lernten dann die Schwaben in den vielfachen Kämpfen, die sie zur Wahrung ihrer emporwachsenden Städte zu führen hatten, die gewaltige Wirkung der Feuerwaffen kennen, und als der Basler Friede 1499 den Kriegsläuften für einige Zeit ein Ende machte, beschlossen wehrfähige Bürger, eine Gesellschaft der Büchsenschützen zu



Originalz. von Th. Bolz.

Das Heim der Stuttgarter Schützengilde.



Aufnahme von Hofphot. Brandseph, Stuttgart.

Götz von Berlichingen und der Schneider Hans Sindelfinger, 1511.



Aufnahme von Hofphot. Brandseph, Stuttgart.

Begrüssung des Herzogs Karl auf dem Schlossplatz in Stuttgart, 1775.

begründen, die im Jahre 1501 ins Leben trat. Bei dem großen Freischießen, das am 10. August genannten Jahres die Sebastian-Bruderschaft gemeinsam mit den Büchsenschützen veranstaltete, that Herzog Ulrich den ersten Schuß. Während das Armbrustschießen in der Folgezeit nur noch einen heiteren Sport bedeutete, entwickelte sich die Gesellschaft der Büchsenschützen zu einer soldatisch geschulten Streitkraft, die in allen Fährlichkeiten treu zum württembergischen Herrscherhause hielt und der oft bedrohten Residenz nachhaltigen Schutz verlieh. Besonders erstarkte die Gilde unter Herzog Friedrich Karl, der sich selbst 1682 einen herrlichen Schwanenbecher erschoß, den er jedoch sofort der Gilde verehrte. Noch heute wird dieser Becher bei festlichen Gelegenheiten zum Umtrunk benutzt. Wiederholt wechselte die Stuttgarter Gilde ihren Besitz an Häusern und Ständen, und vor einigen Jahren errichtete sie ihr neues, herrlich an einer Berglehne der Karlsvorstadt gelegenes Schützenhaus, das auch jetzt die Stätte des Jubiläums war. Die Lebenden Bilder, welche die Entwicklung der Gilde in ihren Hauptphasen vorführten, wurden allerdings an andrer Stätte zur Schau gestellt, in den schönen Räumen der Stuttgarter Liederhalle. Wir geben daraus zwei besonders gelungene Gruppen wieder. In das Jahr 1511 führen uns Götz von Berlichingen und Hans Sindelfinger, der treffsichere Schneider, der sich in Köln den ersten Preis erschossen hatte, ihn jedoch nicht erhalten konnte. Vergebens waren alle seine Beschwerden, bis er sich endlich an die rechte Schmiede wendete, wie dies Otto Schanzenbach in seinen frischen Begleitversen zu den Lebenden Bildern markig schildert:

„.... Nur eine Hand
Von Eisen kann da Hilfe bringen.
Und sie besaß im deutschen Land
Nur einer, Götz von Berlichingen.“

Der kecke Götz verstand es, die zähen Herren von Köln mürbe zu machen, und unser Bild zeigt, wie er dem erstaunten Schneiderschützen den ertrotzten Preis behändigt. Das zweite von uns wiedergegebene Bild veranschaulicht, wie Herzog Karl, nachdem er im Unmut daran gedacht hatte, seine Residenz von Stuttgart zu verlegen, am 22. Juni 1775 wieder in die Stadt eingezogen ist und auf dem alten Schloßplatz freudig von den Bürgern begrüßt wird. Neben ihm gewahren wir Franziska von Hohenheim, das Gefolge und die Räte des Fürsten, während Edelleute, Karlsschüler, Bürger und Schützen die Gruppe umringen. Die Lebenden Bilder waren von Hofrat Wilhelm Plappert gestellt, dem trefflichen Dekorationsmaler des Stuttgarter Hoftheaters, der auch die stimmungsvollen Umrahmungen gemalt hatte. Die zur Feier des Jubiläums geschlagene Medaille, von der Stuttgarter Metallwarenfabrik Wilhelm Mayer und Franz Wilhelm hergestellt, giebt auf der Vorderseite die Bildnisse der beiden Herrscher, deren Regierungszeit das Bestehen der Schützengilde umgrenzt: Herzog Ulrich und König Wilhelm II. von Württemberg. Die Rückseite zeigt eine Allegorie zu Ehren der wackeren Gilde. Sch




Die Jubiläumsmedaille der Stuttgarter Schützengilde.

Torpedo-Schnellladegeschütz.

Das Torpedoboot gehört trotz seiner Kleinheit zu den interessantesten Kriegsmaschinen der Marine, und die jungen Offiziere drängen sich förmlich dazu, Kommandant eines so gefährlichen Fahrzeuges zu werden. Der Torpedo ist die furchtbarste Waffe des modernen Krieges zur See; genügt doch ein einziges, gut lanziertes Geschoß, auch den stärksten Panzer mit seinem ganzen Kriegsmaterial und seiner Fülle von Menschen zu vernichten. Daher sind die kleinen, flinken Torpedoboote — ihre Schnelligkeit übertrifft die der Panzerschiffe und Kreuzer bei weitem — außerordentlich gefürchtet. Außer den Lancierrohren, aus denen die todbringenden Torpedos abgeschossen werden, besitzt ein solches Boot noch ein Schnellladegeschütz, das hauptsächlich zur Verteidigung dient und mittschiffs aufgestellt ist. Es hat gewöhnlich ein Kaliber von 5 Centimetern und kann nach allen Richtungen hin feuern, ausgenommen in gerader Linie voraus, weil hier der Schornstein im Wege stehen würde. Zur Bedienung, die übrigens sehr einfach ist, gehören ein Unteroffizier als Geschützführer und drei Mann; sie befestigen sich, um bei Seegang die Hände frei zu haben, mit ledernen Gurten, die um die Taille geschnallt werden, an dem drehbaren Pivot der Kanone. Dem Feinde gegenüber sind sie vollkommen ungedeckt und im Ernstfall natürlich ein treffliches Ziel der Kugeln. Wer an Bord eines Torpedobootes geht, thut gut, seine Rechnung mit dem Himmel vorher abzuschließen, denn so gefürchtet diese Miniaturkriegsschiffe sind, so gehaßt sind sie auch. Der Panzer, der sie erblickt, übergießt sie mit einem Hagel von Geschossen, und das aus dünnem Stahlblech hergestellte Schiffchen würde, wie ein Sieb durchlöchert, auf den Grund sinken.



Phot. Arthur Renard, Kiel.

Torpedo-Schnellladegeschütz.





Aufn. von Zander & Labisch, Berlin.

Das Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin. (Text Seite 390.)

Das Nationaldenkmal für den Fürsten Bismarck in Berlin.

In Gegenwart des Kaisers Wilhelm II. wurde am 16. Juni vor dem Reichstagshause in Berlin das stolze Denkmal enthüllt, welches das deutsche Volk seinem großen Kanzler errichtet hat. Das Plateau, auf dem sich das Werk erhebt, ist in seiner ganzen Ausdehnung von 3000 Quadratmetern bedeckt mit grauen und mattroten Sandsteinplatten; an den Seiten schließen sich zwei große halbkreisförmige Wasserbecken an, eingefaßt von kräftigen Sandsteinblöcken und belebt von je zwei sprudelnden Fontänen. Den Bassins wenden sich zwei Sandsteingruppen zu, die mit dem eigentlichen Denkmal nur in äußerer Beziehung stehen. Es sind phantasievolle Darstellungen in Böcklinschem Geiste: hier ein Fischer, der seinen eignen Sprößling im Netz gefangen hat, während zur Seite die Mutter sich beobachtend herabneigt; dort ein auf der Muschel blasender Triton, neben ihm eine Nixe, die einen Seehund füttert. Das Denkmal selbst baut sich in einer Breite von 17 Metern auf sieben Stufen auf; das Material ist stumpfer roter schwedischer Wirbogranit, während alle Bildwerke und Reliefs in Bronze gegossen sind. Auf dem breit gelagerten Unterbau erhebt sich in der Mitte das 6 Meter hohe Hauptpostament, während sich an den Seiten niedrige viereckige Sockel angliedern. Die Bronzefigur Bismarcks ist $6^1/_2$ Meter groß. Der Kanzler erscheint im einfachen militärischen Ueberrock, den nur das Eiserne Kreuz erster Klasse schmückt. Das markige, nach rechts gewandte Haupt mit dem durchdringenden Blick und den buschigen Brauen bedeckt der flott nach hinten gerückte Kürassierhelm; die ausgestreckte linke Hand stemmt den Pallasch von der Hüfte ab; die gespreizten Finger der rechten Hand stützen sich auf eine Urkunde, die auf einem Pfosten ruht, von dem der Mantel herabfällt. Die ganze mächtige Figur atmet Kraft und Leben. Die Seitenflächen des Hauptpostamentes schmücken zwei große Bronzereliefs. Rechts die Verherrlichung Bismarcks: Putten schweben hernieder, umkränzen die Herme des Kanzlers und streuen Rosen auf sein Haupt; an den Sockel gelehnt steht ein Jüngling, der eine Fanfare schmettert, während ein andrer sitzend die Fackel hält. Auch das Relief auf der linken Seite ist leicht verständlich: eine Eule, die, einen Federkiel in den Fängen, ruhig, einsam und regungslos dasitzt, unbekümmert um das Gekrächze der sie umschwirrenden Raben; die Eule hockt auf Bismarcks Wappen und lorbeerumrankten Büchern, in der Ecke liegt ein Küraß. Weitere Reliefs sind unten am Sockel in Augenhöhe angebracht. Vorn ist gewissermaßen das Leben des Deutschen veranschaulicht: da erscheint der Michel zuerst als Kind am Gängelbande, dann auf der Bärenhaut als schlafender Jüngling, den die Germania weckt, endlich als riesenstarker Held, der seine Kraft erprobt. Auch die Rückseite ziert ein dreiteiliges Relief: hier stürmt die Germania auf einer Quadriga einher, von dem Siegesboten geleitet; dort steigt sie herab, während die Rosse grasen, und bietet dem sie freudig begrüßenden Volke die Palme des Friedens dar; in der Mitte thront sie, geschmückt mit der neu errungenen Kaiserkrone, und reicht ihre Hände zwei Gestalten, welche Arbeit und Kunst verkörpern. Vorn am Hauptpostament kniet die herkulische Figur des Atlas, der auf seinem Nacken die Weltkugel trägt. Darüber steht die einfache Inschrift: „Bismarck". An der Rückseite hämmert Jung-Siegfried wacker am Reichsschwert, eine Gestalt, die in ihrer frischen Bewegung von besonderem Reiz ist. Darüber liest man die Widmung: „Dem ersten Reichskanzler das deutsche Volk. 1901." Auf den seitlich angegliederten Sockeln erheben sich zwei Bronzegruppen mit sinnreichen weiblichen Figuren: rechts (von Bismarck aus) eine auf der Sphinx ruhende Sibylle, die sich in das alte Buch der Geschichte versenkt; links die hehre, stolze, kraftbewußte Gestalt der Germania, die, bewehrt mit dem

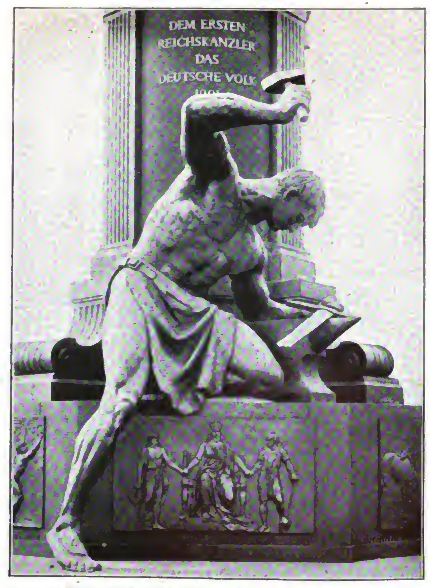


Aufn. von Loescher & Petsch, Hofphot., Berlin.

Reinhold Begas.



Vordere Postamentfigur: Atlas mit der Weltkugel.



Rückseitige Postamentfigur: Siegfried, das Reichsschwert schmiedend.



Nördliche Bassingruppe: Triton und Nixe.



Südliche Bassingruppe: Seltener Fang.



Linke Postamentgruppe: Sibylle, im Buche der Geschichte lesend.

Zepter, ruhig ihren Fuß auf den niedergedrückten Kopf eines Ungetüms setzt, des bezwungenen Panthers der Zwietracht. Die Kosten des gesamten Werkes erforderten 1200000 Mark. Der Schöpfer des Denkmals ist Reinhold Begas. Die Bauleitung ruhte in der Hand des Regierungsbaumeisters Teubner. Die Bronzegüsse sind von Martin und Piltzing.

Ein eigenartiger Zufall fügt es, daß an die Beschreibung des Bismarck-Denkmals gleich ein besonderer Huldigungsgruß für den Künstler angeschlossen werden kann. Denn am 15. Juli feiert Reinhold Begas seinen siebzigsten Geburtstag. Nichts weniger als „auf die Postille gebückt“, nein, stolz und frei auf der Höhe seiner Kunst und im Herzen ein Jüngling; ein Mann, dem nichts Menschliches fremd ist, der noch auf seinem Stahlroß elastisch und munter sich ergeht, ein Freund jedes den Körper übenden Sportes. Und frisch wie im Leben ist er in der Kunst geblieben. Ja, stände es nicht schwarz auf weiß gedruckt, daß Reinhold Begas nun auch schon das biblische Alter erreicht hat, man möchte es nicht glauben. Freilich, wenn man auf sein Werk zurückschaut, auf die ansehnliche Fülle seines reizvollen, großen, genialen Schaffens, das nun bald ein halbes Jahrhundert umfaßt, wenn man an die Reihe der tüchtigen Kräfte denkt, die aus seiner Schule hervorgingen, darf man ihm neidlos den Titel eines Altmeisters zuerkennen. Daß Reinhold Begas „zum Künstler geboren“ war, als er am 15. Juli 1831 am idyllischen Karlsbad in Berlin zum erstenmal in die Welt blickte, ist selbstverständlich. Sein Vater war der berühmte Geschichtsmaler Professor Karl Begas, und an seiner Wiege standen als Taufpaten drei gefeierte Bildhauer: Gottfried Schadow, Christian Rauch und Ludwig Wichmann. In seiner Kunst aber ist er eigne Wege gegangen, und obwohl er erst Wichmann, einen Verwandten seiner Mutter, und dann Rauch zu seinen Lehrern zählte, setzte er sich schon mit den ersten Werken zu den Meistern des Neuklassizismus in einen deutlichen Gegensatz. Der abgeklärten, aber kühlen Kunstsprache Rauchs und



Mittelrelief der Rückseite: Germania mit der Kaiserkrone, der Kunst und der Arbeit die Hände reichend.



Linkes Vorderrelief: Der deutsche Michel als Kind am Gängelbande.

seiner Schule stellte Begas die frische Mannigfaltigkeit der Natur und des Lebens und dann die Freiheit und Kraft der Barockkunst entgegen, die titanenhafte Wucht, die er in Rom an den gewaltigen Schöpfungen Michelangelos bewundert hatte. In den sonnigen Jugendtagen Mitte der fünfziger Jahre knüpfte sich in der ewigen Stadt ein Freundschaftsbund von Künstlern, der nicht ohne Einfluß blieb. Ein Gesangsquartett führte Begas namentlich mit Anselm Feuerbach und Arnold Böcklin zusammen. Gleich dem nun heimgegangenen Meister von Fiesole, dem größten Poeten unter allen Künstlern, hat auch er immer neue Anregungen aus der alten Sagenwelt empfangen und aus dem Reiche der Nymphen, des Pan und Bacchus, der Psyche und Venus seine Künstlerphantasie befruchtet und belebt. Die so entstandenen köstlich-anmutigen, lebensvollen Werke bilden eine bedeutsame Gruppe seines Schaffens. Die kurze gemeinsame Lehrepisode an der Weimarer Kunstschule führte Begas 1860 wieder mit Böcklin und auch mit Lenbach zusammen. Der Name dieses großen Porträtisten lenkt auf die gleichartige Darstellungskunst unsers Meisters hin, jene vollendete charakteristische Auffassung von Persönlichkeiten, die in den vielbewunderten Büsten von Menzel, Bismarck, Moltke gipfelt, und die ihm den Titel eines „Lenbach der deutschen Plastik“ eingetragen hat. Aber damit ist das Werk von Begas noch lange nicht erschöpft. Auch als Monumentalbildhauer hat er der Kunst wieder neue Wege gebahnt. Das am 10. November 1871 enthüllte Schiller-Denkmal in Berlin, das einst den Sturm der Meinungen erregte, war eine That ersten Ranges, und die vier Sockelfiguren, jede eigenartig charakterisiert, bleiben für immer rühmliche Zeugnisse individueller Gestaltungskraft gegenüber den abgeblaßten Idealfiguren der Schule Rauchs. Ein Menschenalter später durfte Reinhold Begas das Wilhelminische Zeitalter durch die beiden Nationaldenkmäler für den Kaiser und seinen großen Kanzler verherrlichen.

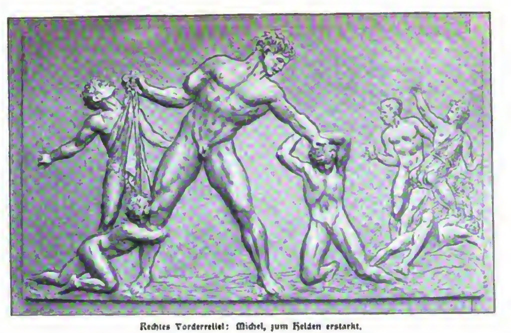
Ein besonderer Zug ist auch das Malerische in seiner Kunst, das in dem Kriegsrelief am Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms einen grandiosen Ausdruck gefunden hat. Und wer in sein Schaffen intimeren Einblick genommen hat, weiß, daß er auch mit der Palette vertraut ist. Ein Selbstbildnis, das Porträt seiner liebenswürdigen Gattin und ein prächtiges Kinderbild zeugen von seinem malerischen Können. Er selbst forderte einmal von dem echten Künstler „eine männliche Energie, eine weibliche Zartheit und eine kindliche Naivität“. Daß er selbst diese drei in reichem Maße besitzt, wer möchte daran zweifeln? Und wer ist nicht einig mit uns in dem Wunsche, daß er uns noch lange erhalten bleibe in unermüdlicher Schaffenslust!

Dr. H. Römer.

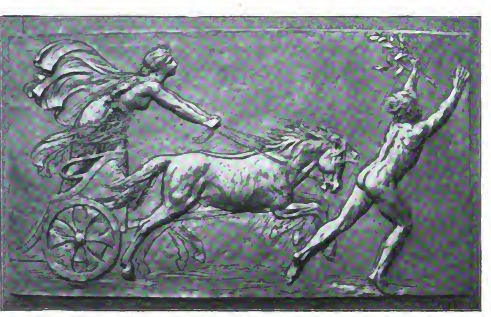
Rechte Postamentgruppe: Germania, das Sinnbild der Zwietracht niederdrückend.



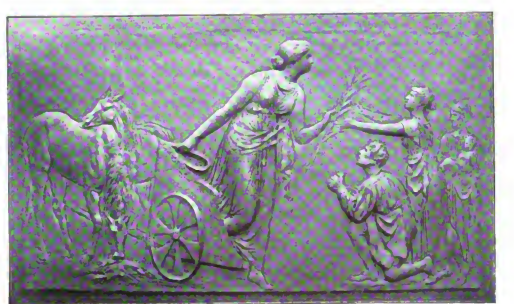
Vorderes Mittelrelief: Michel, von Germania aus dem Schlaf gerüttelt.



Rechtes Vorderrelief: Michel, zum Helden erstarkt.



Linkes Relief der Rückseite: Germania auf dem Triumphwagen, vom Siegesboten geleitet.



Rechtes Relief der Rückseite: Germania, dem Volke die Friedenspalme darreichend.



Unser Don Juan.

Skizze aus dem Familienleben. Von **Hans Arnold.**

„Ach, nehmen Sie die Sache nicht so schwer," sagte die Justizrätin Berg zu ihrer alten Freundin, Frau Müllner, die sich mit niedergeschlagener Miene zu ihr ans Fenster gesetzt hatte, „solche Jungen verlieben sich und vergessen es wieder. Ihr Franz macht Ihnen den Spaß zum erstenmal — da hätten Sie meinen Kurt haben sollen! Darüber ließen sich Bände schreiben! Denken Sie an mich, in drei Wochen hat Ihr Filius die Anna vergessen und will die Grete!"

Die Freundin blickte halb getröstet auf.

„Glauben Sie wirklich?"

„Aber todsicher!" sagte Frau Berg und lachte. „Sie haben bloß noch keine Routine, weil Franz — seien Sie nicht böse! — ein bißchen Duckmäuser ist und überdies Ihr Aeltester, das kennt man! Wenn der Erstgeborene niest und hustet, da will man vor Angst umkommen und kauft den Fliederthee pfundweise, und wenn die späteren Kinder niesen, daß die Wände zittern, sagt man herzlos: ‚Gut, daß der Schnupfen herauskommt!' und hört kaum hin. Man hielte es ja sonst vor Gemütsbewegungen nicht aus. Meinen Kurt habe ich übrigens kuriert," setzte die Mutter mit schönem Selbstgefühl hinzu, „nicht vom Schnupfen, aber von Heiratsideen — der kommt mir nicht mehr damit!"

„Ach, wie haben Sie denn das gemacht?" fragte die Mutter des neu verliebten Sohnes flehend.

Die Justizrätin sah sie listig von der Seite an.

„Sie wollen wohl das Rezept haben?" fragte sie vergnügt. „Meinetwegen, ich bin nicht so. Ich will Ihnen einmal von unserm Jungen erzählen, wäre es auch nur, damit Sie wieder ruhig schlafen. Wie wär's, Sie strickten mir hier den Fersendeckel dabei? Den mache ich so ungern, und Sie haben gleich das wohlthuende Gefühl, sich für eine Erfahrung zu revanchieren.

„Also, Kurt, der fing mit Verlieben an — warten Sie mal, ich glaube, er war dreizehn Jahre alt. Wir fuhren Pferdebahn, uns gegenüber ein kleines Mädel mit einer Mutter und etwa acht Geschwistern, im besten Fall also eine mäßige Partie. Aber der Junge flüsterte mir trotzdem nach zwei Minuten gellend in die Ohren: ‚Mutter, die heirate ich einmal!' Ich gab denn vorläufig meinen Segen, mit dem ich ihm gegenüber sehr freigebig bin, denn Widerspruch macht dergleichen nur interessant, und sah mir — denn damals war mir die Situation noch neu — die zukünftige Familie näher an. Sie hatten was Besonderes, ohne daß ich sagen konnte, woran es lag. Die Mutter trug so gewiß überlebensgroße Ohrringe und einen feuerroten Hut, und die Kinder hatten auch was Plunderiges: streng solide schien mir meines Jungen Geschmack nicht. Die Mutter mit den Ohrringen war übrigens der Partie anscheinend geneigt, sie nickte unserm Jüngling ein paarmal liebevoll zu und nahm, meinem Gefühl nach, schwiegermütterliche Allüren an, so daß ich mich veranlaßt sah, ein ablehnendes Mienenspiel zur Schau zu tragen. Wahrhaftig, so war ich damals. Ich dachte: man kann nie wissen! Denselben Abend gingen wir in den Cirkus mit den Kindern, und im Lauf der Vorstellung kam die Familie Cinesi oder so ähnlich auf die Bildfläche. Ich sehe sie noch! Die Familie Cinesi, aus Vater, Mutter und Kindern bestehend, wie es einer rechtschaffenen Familie zukommt, hopste in schöner Einmütigkeit über die Einfassung des Cirkusrundells. Die Hausfrau, in feuerrotem, kurzem Röckchen, mit gelben Schuhen, ein Kostüm für ältere Damen, wie ich es leider in keiner Modenzeitung wieder finden kann, jonglierte mit zwei Töchterlein, warf sie wie Gummibälle in die Luft und fing sie wieder, daß uns grün und gelb vor den Augen wurde. Plötzlich, als Mama Cinesi gerade keuchend für den donnernden Beifall dankte, erblickt sie uns, lächelt süß zu uns herauf, einer der Gummi-

bälle lächelt mit: es war meine Schwiegertochter aus der Pferdebahn! Mein Junge, auf den wir natürlich in teuflischer Bosheit alle die Zeigefinger richteten, schämte sich bis zur Bewußtlosigkeit und wollte jede ernste Absicht leugnen — ich wußte es aber besser!

„Das war die erste Herzensaffaire; von nun an kamen sie wie die Maikäfer im Frühjahr. Einmal — da war er schon fünfzehn Jahre alt — schwärmte er eine Luise an, die ungefähr vierzehn Tage vorhielt. Es war um die Weihnachtszeit, und wir waren gerade am Marzipanbacken. Ich habe immer viel für die Herzensgefühle meiner Kinder übrig gehabt. Ich also, mit rührender Zartheit, knete ein großes L aus Marzipan, backe es kunstgerecht und lege es unserm Jungen auf den Weihnachtstisch; wir freuten uns alle auf sein sentimentales Gesicht dabei. Aber siehe, er guckt das L und dann mich starr und verständnislos an, so daß ich mir recht blamiert vorkam. Als er gar nichts sagt, fange ich an: ‚Nun, Kurt, und das L?‘ — ‚Was soll denn das heißen?‘ fragt er mit verblüffend verblüfftem Ausdruck. ‚Nun, wegen der Luise!‘ sage ich hold verschämt. Da findet es sich zu meiner großen Verlegenheit, daß er von der Luise, mit deren Namen er noch vor acht Tagen das ganze Diarium vollgeschmiert hat, nichts mehr ahnt und längst eine Paula liebt. Das L aß er natürlich trotzdem mit Hochgenuß auf, und ich hatte meine Blamage weg! Nun kam die Tanzstunde — das wäre was für Sie gewesen, da hätten Sie, glaube ich, den Typhus gekriegt! Da fing er nämlich an, Glück bei Damen zu haben; ich entsinne mich, wie er mit einem Holzfächer ankam, den er für den Zweck angeschafft hatte, und mir zeigte, daß eine blonde ‚Mieze‘ von unternehmendem Charakter darauf geschrieben hatte: ‚Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann!‘ Ich fand das stark entgegenkommend und fragte: ‚Na, wie benahmst du dich denn dabei? Du machst dir doch gar nichts aus der Mieze?‘ — ‚Nein,‘ sagte er kaltblütig, ‚ich mache mir nichts aus ihr; aber wie ich das las, faßte ich mich und liebte sie!‘ Die unweibliche Mieze überdauerte gerechterweise nur drei Tanzstunden.

„Dann verliebte er sich unglücklich! Das war furchtbar. Er kam in der Schule fortgesetzt herunter, hatte struppige Haare und saß beständig als mürrischer Romeo herum, prügelte die Geschwister und veredelte sich anscheinend nicht durch die Leidenschaft.

„Einmal nahm ich ihn mir vor und versuchte ihm die Sache auszureden. Er verbarg sein Haupt an meiner Schulter und schluchzte über die abweisende — ja, wie hieß sie noch? Ella, glaube ich! Das war nun schlimm, denn für solche Momente im Leben meiner Söhne fehlt mir jede erwidernde Saite. Ich erstickte fast vor Lachen und hoffte nur, er merkte es nicht; ich streichelte ihm mit anscheinend tiefer Rührung den dicken Kopf und hielt ihn bei der Gelegenheit unten, damit er mein Gesicht nicht sehen sollte. Aber er kannte mich doch zu gut und sagte nach einer Weile ganz entrüstet: ‚Gieb dir keine Mühe, Mutter, ich merke doch, wie du dich schüttelst!‘ — eine Niedertracht, die ich freilich nicht ableugnen konnte. Bei der Gelegenheit wollte er sich ein E in den Arm tätowieren, ich riet ihm aber ab, denn ich sah im voraus das ganze Alphabet auf dem Arm entstehen, und das hat doch sein Peinliches, selbst wenn man nicht in die Lage kommt, mit kurzen Aermeln zu gehen; aber schon vor sich selber jeden Morgen beim Waschen daran erinnert zu werden, wie vielen man schon treu und untreu gewesen ist, das kann ich mir verstimmend denken. Er ließ das Tätowieren dann auch, nebenbei hätte es, glaube ich, auch weh gethan, und das war ihm sogar die Ella nicht wert. Fatal war es, daß er einmal, um besagte Ella in einer Tanzgesellschaft zu beobachten, zu der er nicht befohlen war, sich wie ein Nachtvogel an das Saalfenster im Parterre klebte, vor Neugier abrutschte und in den Keller fiel, so daß er mit einer arg zerschundenen Nase und verknackstem Finger nach Hause kam. Infolge dieses betrübenden Vorfalls und besonders infolge der Herzlosigkeit der Ella, die bei ihrer nächsten Begegnung mit dem Anbeter über seine zerkratzte Nase in ein Gelächter ausbrach, wurde Ella übrigens aus der Liste der Angeschwärmten gestrichen, daher ich die Nase recht segnete.

„Das war die letzte Schülerliebe. Nun kam das Abiturium, die Kneipen, die Kater, die Studenteninteressen; da war das Gefühlsleben mal recht erfreulich anderweit plaziert. Wie viele er auf der Universität angeliebt hat, das weiß ich nicht, da bin ich nicht mehr mitgekommen mit Zählen — ich habe immer schlecht rechnen können. Aber im letzten Universitätsjahr wurde die Sache wieder drohend. Da bekamen wir plötzlich einen Brief — notabene war der gute Sohn damals noch nicht volle zwanzig Jahre alt —, worin er uns mitteilte, er hätte das Junggesellenleben satt, was ihm nach neunzehnjähriger Dauer desselben ja jeder Verständige nachfühlen konnte, und wollte einen eignen Herd haben. Dieser offiziellen Kriegserklärung folgte nun alle vier bis sechs Wochen eine feierliche Ankündigung, daß er jetzt entschieden sei. Vorsichtshalber leitete er seine jedesmalige Verlobungsankündigung immer mit der Wendung ein, ‚die Mutter soll aber nicht lachen,‘ eine Mahnung, die ebenso nötig als leider erfolglos war. ‚Diesmal ist es ernst,‘ schloß jeder solche Brief. Was hätten Sie da gesagt? Kurt beschwor mich im Lauf des Sommersemesters, ohne Uebertreibung gesagt, dreimal, seiner nunmehrigen Auserwählten freundlich entgegenzukommen, sie auf längere Zeit zu uns einzuladen und von unserm ‚schönen Familienleben‘ profitieren zu lassen. Letztere Bitte war mir ebenso schmeichelhaft als unerwartet, insofern der liebe Sohn uns durch wütendes Tadeln jeder häuslichen Einrich-

tung bei seinen jeweiligen Ferienaufenthalten gar nicht darauf vorbereitet hatte, daß er das Elternhaus als unbedingtes Ideal ansähe, es mußte aber wohl doch so sein.

„Ich war denn froh gerührt, und da die mir zuletzt angepriesene Olga einem respektabeln, uns sogar flüchtig bekannten Hause entstammte, war ich bereit, sie ernsthaft zu nehmen und, wenn auch mit leisem Schauder, zum Wohnbesuch einzuladen, der, um sich bei uns ‚einzuleben‘, gleich eine entsetzliche Dauerhaftigkeit zu verheißen schien.

„Aber ich schrieb entgegenkommend an Kurt und erklärte mich willig, die Eltern der Olga um deren zunächst zeitweise Ueberlassung unter irgend einem plausibeln Vorwand zu bitten, eine Tollkühnheit, die ich meinem Mann erst nach Absendung des Briefes an Kurt unter beträchtlichem Erröten beichtete. Mein Haustyrann wurde durch mein Geständnis übrigens veranlaßt, mir den Puls zu fühlen und sich teilnehmend zu erkundigen, ob es bei mir auch ganz richtig sei. Ich sagte: ‚Ja!‘ ohne ihn zu überzeugen.

„Mit bestürzender Promptheit kam übrigens die Antwort auf diesen Brief. Kurt bat händeringend, soweit das schriftlich zu bewerkstelligen ist: ‚Um Himmels willen, schreibe nicht etwa! Ich mache mir nichts mehr aus der Olga, sie hat keine geistigen Interessen; ich liebe jetzt eine Hildegard, aber die wirklich; jetzt bin ich ganz entschlossen, und wenn du noch so gut sein willst, liebe Mutter —‘ Tableau! Die Olga hätte ich mir beinahe aufgehalst, und nun war es die Hildegard, die ich an mein schwiegermütterliches Herz nehmen sollte. Ich dankte ihm recht innig und bat ihn, das nächste Mal erst nach bestandenem Examen und brautelterlicher Einwilligung wieder mit einer Flamme anzutreten, da mein Bedarf an präsumtiven Schwiegertöchtern fürs erste gedeckt sei. Ich schrieb etwas deutlich, was sich in solchen Fällen empfiehlt, und dachte: ‚Nun wird er wohl Ruhe geben!‘ Aber es mußte noch stärker kommen — und kam!

„Als er wieder einmal hier auf längere Ferien war, verliebte er sich in den ersten vierundzwanzig Stunden bis zum Wahnsinn in ein etwa ihm gleichaltriges Fräulein, die sich das mit Wohlgefallen ansah und anhörte und den Jüngling nicht entmutigte. Ich, mit einer durch die Uebung gestärkten Seelenruhe, sah dem psychologisch rätselhaften Vorgang mit kühlem Interesse zu und freute mich, daß mein Junge in den Ferien ‚was vor‘ hatte; eine frivole Auffassung, die sich bitter rächen sollte.

„Denn auf einer Landpartie, wovor ich Mütter heiratsfähiger Kinder überhaupt nicht dringend genug warnen kann, gab es Bowle, auf die auch der vorhergehende Satz Anwendung findet; es war Vollmond, und Kurt ging mit der Angeschwärmten nach Hause. Als ich ihm an dem Abend die Entreethür öffnete, machte er mir durch einen schmerzhaft innigen Händedruck und seelenvolle Augen schon einen unangenehmen Eindruck. ‚Der hat wieder was angestiftet,‘ dachte ich still ergeben, da er aber selig ausgesehen hatte, trug ich's mit Würde und leuchtete ihm in sein Schlafzimmer; dort hieß ich ihn liebevoll die Bowle ausschlafen. Ein vorwurfsvoller Blick lehnte jeden Anteil dieses Getränkes an seiner Stimmung ab.

„Am nächsten Morgen hatte unser Sohn und Erbe einen maßlosen Brummschädel und war in jener Gemütsverfassung, in der einem die Welt zum Ekel ist; aber auch dieser Zustand hatte für ihn und uns nicht mehr den Reiz der Neuheit; man ging ihm an solchen Tagen vorsichtig aus dem Wege und ließ ihn ‚austoben‘.

„Nach dem Frühstück erschien er bleich und mürrisch und setzte sich zu mir an den Nähtisch. Ich that unbefangen, obwohl mein unheimlicher Scharfblick für Seelenvorgänge bei meinen Kindern mir natürlich zwei Drittel der Sache kundbar gemacht hatte, ehe Kurt drei Schritte ins Zimmer gethan hatte.

„Als er aber gewillt schien, den Vormittag in stummem Brüten über eine ausgeübte Schandthat zu verleben, wurde mir die Sache langweilig, und ich verhalf ihm durch das allgemein beliebte ‚Nun?‘ zu einem Anfang.

„Da gestand er mir mit einigem Erröten, er wäre in einer entsetzlich peinlichen Lage: ‚Mir ist so, als wenn ich der Gertrud gestern abend eine Liebeserklärung gemacht hätte; ich kann es nicht beschwören, aber —‘“

„Ich warf ihm den erforderlichen vernichtenden Blick zu.

„‚Na, hoffentlich kann **sie's** nicht beschwören,‘ sagte ich kühl, ‚das wäre mir an deiner Stelle viel wichtiger. Ahnst du denn noch, was sie gesagt hat?‘

„‚Das ist's ja eben!‘ seufzte der unglückliche Don Juan, ‚mir ist, als wenn sie ja gesagt hätte!‘

„‚Na, dann meinen herzlichen Glückwunsch!‘ sagte ich trocken. ‚Das dürfte ja wohl die Elfte in dem Semester sein. Uebrigens beruhige dich nur. Gertrud ist doch, soweit ich sie beurteilen kann, nicht verrückt, was sie unfehlbar sein müßte, wenn sie sich mit einem neunzehnjährigen Studenten verlobt hätte.‘

„‚Man kann nie wissen,‘ stöhnte Kurt; ‚du kennst die Mädchen nicht, Mutter!‘

„Ich nahm die Sache zunächst nicht schwer und dachte: ‚Das verzieht sich wieder!‘ wie ich bei jedem Gewitter grundsätzlich so lange denke, bis es einschlägt — da schlug es eins! Es klingelt, Fräulein Gertrud und ihre Mutter lassen sich melden!

„Ich warf einen einzigen Blick auf meinen Sohn — schneebleich und zitternd saß er da und rührte keinen Finger.

„‚Mutter!‘ flüsterte er tonlos.

„Ich erhob mich majestätisch.

„‚Nun hast du's,‘ sagte ich strafend und auch in einiger Aufregung, ‚was soll ich denn nun sagen?‘

„Kurt zuckte die Achseln mit verzweifelter Energie; wir sahen uns stumm an. Da klinkte im Wohnzimmer die Thür — die beiden Rachegöttinnen kamen.

„Die Situation war nun wirklich peinlich. Ich bin sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber einer jungen Dame, die sich — noch dazu mit Mutter! — allem Anschein nach die Quittung auf eine Liebeserklärung meines Sohnes holen will, dieser jungen Dame bedauernd zu sagen: ‚Ach, entschuldigen Sie, er hat es nicht so böse gemeint,‘ das hat sein Fatales. Aber was half's, ich mußte ins Feuer; wofür hat man Kinder, wie um ihre Dummheiten auszubaden?

„Ich verließ denn auch meinen schlotternden Sohn und begab mich, auf Schreckliches gerüstet, ein Aetherfläschchen für alle Fälle in der Tasche, in die Gegenwart der beiden Damen, die mir mit der unheimlichen Liebenswürdigkeit von Menschen entgegenhüpften, die etwas wollen. Und nun begann bei mir die Niedertracht, die ich nur rechtfertigen kann, indem ich eben mir und andern sage: es sollte eine gründliche Kur sein! Ich verlängerte den Besuch der Damen mit größter Absichtlichkeit, ich sprach mit gedämpfter Stimme, aber unaufhörlich, ich ließ keine Pause entstehen, ich nötigte die Gäste immer wieder zum Bleiben und weidete mich innerlich an den Qualen, die mein Junge im dritten Zimmer ausstand, bis er das Resultat erfahren würde.

„Endlich ging ich langsam, wie gebeugt von schwerer Sorgenlast, wieder hinein zu ihm; er fuhr, wie von der Tarantel gestochen, auf: ‚Wie ist es, Mutter?‘

„‚Na ja,‘ sagte ich mit bedrücktem Ton, ‚das ist eine schöne Geschichte! Wie es ablaufen wird, das kann ich nicht übersehen; ich konnte nur das Meinige thun. Viel Hoffnung auf einen günstigen Ausgang habe ich nicht.‘

„‚Besteht sie darauf?‘ fragte Kurt mit zitternden Lippen.

„‚Eisern!‘ erwiderte ich und ließ mich wie gebrochen in einen Stuhl sinken.

„‚Und du hast zugesagt?‘ rief er mit ungläubigem Entsetzen.

„Ich nickte.

„‚Was sollte ich anders thun? Ich hatte ja nicht den leisesten Grund, es abzuschlagen!‘

„‚Du konntest doch sagen, du wolltest erst mit dem Vater sprechen!‘ rief der unglückliche Freiwerber, sich plötzlich wieder freiwillig in einen Zustand knechtischer Abhängigkeit vom Elternwillen versetzend, den er bis dahin als entwürdigend angesehen hatte.

„Ich schüttelte schwermütig den Kopf. ‚Dein Vater ist meiner Ansicht, das weiß ich genau; das konnte ich allein entscheiden.‘

„‚Grundgütiger Himmel!‘ sagte Kurt dumpf vor sich hin, ‚was mache ich denn nun?‘

„Er sah so verzweifelt aus, daß ich ein menschliches Rühren fühlte.

„‚Du?‘ fragte ich gedehnt. ‚Dich geht es ja gar nichts an!‘

„Kurt starrte mir fassungslos ins Gesicht.

„‚Na, ich danke,‘ brachte er mühsam hervor, ‚wen geht es denn an?‘

„‚Mich, deine Gertrud und ihre Mutter!‘ sagte ich und konnte kaum noch ernsthaft bleiben.

„‚Meine Gertrud!‘ wiederholte er mit sichtlichem Abscheu.

„‚Nun ja!‘ rief ich und lachte nun endlich los, wie ich es schon seit fünf Minuten thun wollte, ‚denn sie baten mich um das Rezept zur Gänseleber in Aspik — das konnte ich doch nicht abschlagen; und ob es gerät, kann ich auch nicht wissen, mir wird es leicht zu fest!‘

„Kurt stand entgeistert und verstummte für die Dauer von etwa fünf Minuten gänzlich, während deren ich so lachte, wie ich selten gelacht habe, und wie ich hoffentlich noch oft lachen werde.

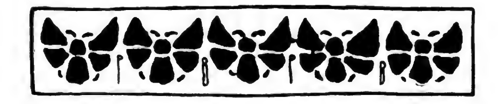
„‚Nein, Mutter!‘ sagte mein Junge dann aus tiefster Brust, ‚für so entartet hätte ich dich doch nicht gehalten. Da ist ja der Franz Moor ein Baby dagegen!‘

„‚Na, hoffentlich hat's genützt,‘ sagte ich und trocknete mir die Augen, ‚denn das sage ich dir, kommst du mir vor dem Assessorexamen noch einmal mit einer Braut, so gehe ich ohne Erbarmen zu den Eltern und halte für dich an, verlaß dich darauf!‘

„‚Ich werde mich hüten!‘ sagte Kurt von ganzem Herzen, — und jetzt macht er bald sein Assessorexamen und ist noch immer nicht verlobt ... Na, sehen Sie mal, nun ist ja auch mein langweiliger Fersendeckel fertig geworden. Das ist aber mal schön; danke sehr, und hat Ihnen meine Geschichte denn ein bißchen Courage gemacht?"

„Ein bißchen!" sagte die andre lächelnd und legte das Strickzeug zusammen.

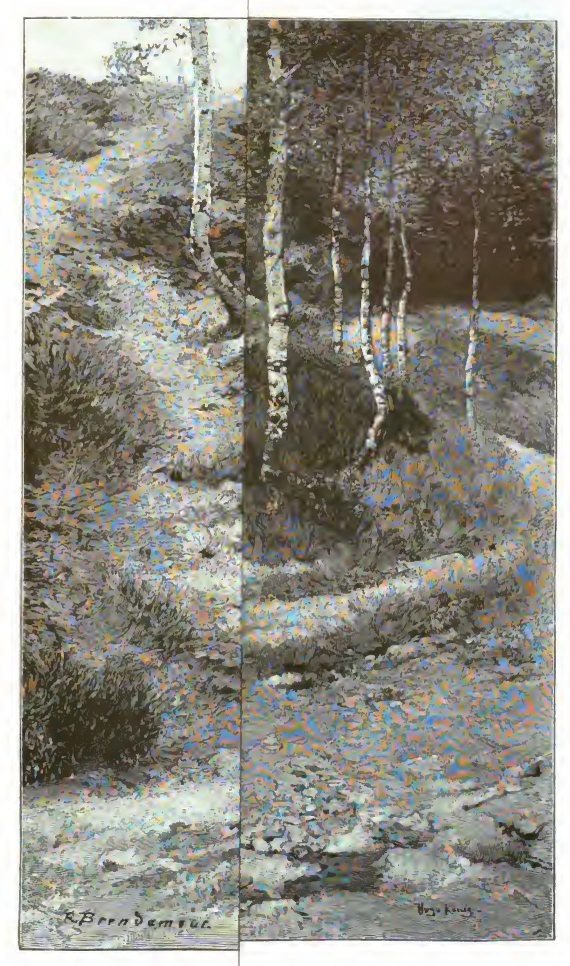
„Na, sehen Sie, das sollte sie ja auch!" sagte die Justizrätin.





Phot. Momentaufn. von Aug. Blättler aus St. Gallen.

Durchsuchung einer Burenfarm nach Waffen und Munition.



König
In treuer Hut.

Hamlet als Jubilar.

Es mag als wunderlicher Einfall erscheinen, den grüblerischen, unglücklichen Dänenprinzen, die Gestalt eines Dramas, die nur des „Dichters Aug' im schönen Wahnsinn rollend" erträumt hat, als Jubilar der Welt vorzustellen. Aber Hamlet ist uns und der Menschheit, soweit sie geistiges Leben in einer Litteratur widerspiegelt, wohl unendlich mehr gewesen und ist es noch, als manche große, geschichtliche Persönlichkeit, um deren Gedenktage sich nachrühmende Federn bemühen. Hamlet ist aus dem engen Rahmen der Dichtung, die ihn und sein Schicksal band, gleichsam herausgesprungen und ein wirkliches Lebewesen geworden, eine geistige Kraft, die Unbeschreibliches in den Seelen gewirkt hat. Er führt sein Fortleben in den edelsten Geistern aller gebildeten Nationen, die seinen Gedanken nachsinnen, und noch heute richtet zweifelnd und fürchtend an seine dunkle, rätselhafte Gestalt der Scharfsinn unsrer Philosophen, Kritiker und Litterarhistoriker dieselbe Aufforderung, welche Horatios Schulweisheit auf der Wache für seines Vaters Geist laut werden läßt: „Steh, Phantom! Sprich zu mir!" Und es scheint beinahe, als ob Hamlet, der junge Hamlet, noch immer nicht die das Geheimnis seiner Seele verratende Antwort erteilt hat.

Nun — in diesem Jahre — blickt der arme Dänenprinz in seiner unsterblichen Jugend auf ein Alter von dreihundert Jahren zurück. Vor drei Jahrhunderten, im Jahre des Heils 1601, wurde Hamlet, Prinz von Dänemark, geboren — in dem Haupte seines unsterblichen Vaters William Shakespeare. Diesen Geburtstag, diesen Weihetag der Weltlitteratur, mit einem neuen Kommentar zu begrüßen, der den vielen Deutungen von Hamlets Charakter eine allzuviele hinzufügt, liegt uns durchaus fern. Aber einiges aus diesem langen, dreihundertjährigen Leben des Jubilars zu erzählen, dürfte doch auf allgemeines Interesse Anspruch erheben. Denn wer hat Hamlet nicht gesehen, wer kennt ihn nicht aus der Verkörperung der Bühne? In wem regte sich nicht einmal die Frage: Wie konnte eine solche dichterische Gestalt werden? Ist sie nicht das Abbild einer geschichtlichen Persönlichkeit, und wie war es, daß sie sich so und nicht anders in dem schöpferischen Geist des Dichters formte?

Leider muß man es bekennen: um die Geburtsstunde des Dänenprinzen liegt noch größeres Dunkel als um die Fragen, die uns sein Charakter auferlegt. Die Entstehung und das Werden von Goethes „Faust" kann die Forschung an der Hand zahlreicher Dokumente und Briefe beinahe Schritt für Schritt verfolgen. Von Shakespeare besitzen wir bekanntlich keine Briefe; was ihn im Jahre 1601, als er in London bereits auf der Höhe seines dichterischen Ruhmes stand, veranlaßt hat, die Tragödie vom Prinzen Hamlet zu dichten, wissen wir nicht. Ja, um ganz aufrichtig zu sein, wir wissen nicht einmal mit voller, absoluter Gewißheit, ob „Hamlet" wirklich gerade im Jahre 1601 entstanden ist, denn erst im Juli 1602 wurde die Tragödie für den Druck im Londoner Buchhändlerregister angemeldet; ein Stück, wie es kürzlich durch die Schauspieler des Lord Oberhofmeisters dargestellt wurde, heißt es in dem betreffenden Eintrag. Als Buch erschien das genialste Werk des großen Poeten in London erst 1603, und in einer zweiten, erweiterten Ausgabe 1604.

Und doch haben wir einen Beweis, sogar einen dokumentarischen, der es zum mindesten auf das höchste wahrscheinlich macht, daß die Geburtsstunde der Tragödie in das Jahr 1601 gefallen ist. So groß das Dunkel, ein Blitz erhellt es doch gleichsam für einen Augenblick und wirft auch auf das Entstehungsmotiv des Werkes einen zuckenden Schein.

In dem Begräbnisregister der kleinen Heimatstadt Shakespeares, Stratford am Avon, findet sich unter dem Jahre 1601 folgende Eintragung: 8. September Johannes Shakespeare! Der Mann, der am 8. September 1601 in Stratford begraben wurde, war Shakespeares Vater. Zu dem Begräbnis kam der Sohn von London herüber — das wissen wir genau. Es galt nicht nur, dem Vater die letzte Ehre zu erweisen und seinen Tod zu beweinen, auch die Erbschaftsangelegenheiten mußten geregelt werden. Der alte Shakespeare hatte in seinem Leben den Wechsel des Glückes erfahren. Ursprünglich ein wohlhabender Ackerbürger, war er in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen im Laufe der Jahre zurückgegangen. Er hatte nicht nur für seine Familie, sondern lange auch für die seines Sohnes zu sorgen gehabt. Im Alter von 21 Jahren war der junge William, dem Rufe seines Genius folgend, nach London gegangen und hatte seine Frau Anna und seine Kinder, die Töchter Susanna und Judith, sowie seinen letztgeborenen Sohn Hamnet in der elterlichen Behausung zurückgelassen. Während er selbst in London langsam in der dornenreichen Laufbahn des Schauspielers und Dichters emporstieg, wurden Not und Sorge im Stratforder Heimathause tägliche Gäste. Der Vater mußte sogar Pfändungen über sich ergehen lassen. Die Hilfe brachte erst Jahre später der materielle Erwerb des Sohnes, und hierbei war es allem Anscheine nach zugleich ein tiefschmerzlicher Anlaß, der Shakespeare zu den Seinigen zum erstenmal wieder zurückführte: der Tod seines Sohnes Hamnet, der im Alter von $11^1/_2$ Jahren (1596) starb. Von nun an hat Shakespeare seinem Vater wie seiner Familie die reichste Unterstützung zu teil werden lassen; er hat das größte und schönste Haus der kleinen Stadt für sie gekauft und dem Ehrgeiz des Vaters mit Hilfe seiner Londoner Beziehungen die Freude bereitet, das Wappen der Familie wieder anlegen zu können. Ein friedlicher Ausgleich der Familiengegensätze, die zweifellos bestanden, war eingetreten, und aufrichtig wird Shakespeare den Tod seines Vaters beklagt haben.

Aufrichtig — das Wort klingt dürr und doppelt prosaisch bei einer Dichterseele wie der seinen. Wie hat sein Vaterherz einst um sein sterbendes Kind, seinen Hamnet, gejammert! Alle Shakespeareforscher sind überzeugt, daß in der Klage der Konstanze (im „König Johann", entstanden 1596) sein Leid es ist, das mit der Königin um das Leben des geliebten Kindes seufzt:

„Nun aber nagt der Sorge Wurm mein Knöspchen
Und scheucht den frischen Reiz von seinen Wangen,
Und er wird hohl aussehen wie ein Geist,
So bleich und mager wie ein Fieberschauer,
Und wird so sterben . . .
Gram füllt die Stelle des entfernten Kindes,
Legt in sein Bett sich, geht mit mir umher,
Zeigt seinen lieben Blick, spricht seine Worte.“

Wohl wird Shakespeare bei dem Begräbnis des Vaters in Wehmut auch seines Hamnet gedacht haben, des einzigen Sohnes, an den sich die Hoffnung und Zukunft seines Namens geknüpft hatte, und der seinem Großvater vorangegangen war in „jenes Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“.

Die Stratforder Kirchhofsstimmungen hat der Dichter in die Gestaltung seines Hamlet-Dramas gelegt. Wer menschliche Dinge nachzuempfinden weiß, wird daran nicht zweifeln, daß die düstere Trauer und die Gedanken Hamlets über die irdische Nichtigkeit und Vergänglichkeit dem Dichter aus dem Grabe seiner Lieben gewachsen sind. Liegt doch in den Namen Hamnet und Hamlet ein seltsamer Gleichklang, der die Phantasie herausfordert und der in der genialen Einbildungskraft des großen Dichters eine geheimnisvolle Beziehung zwischen dem Hamletstoff und der Wirklichkeit geweckt haben mag. Unsre Shakespeare-Gelehrten sind bisher meistens achtlos an diesen Dingen vorübergegangen, weil ihr Scharfsinn mehr an philologischer als an psychologischer Auslegung Gefallen findet. Wie Shakespeare von London nach Stratford, so kommt auch Hamlet von Wittenberg nach Helsingör zum Begräbnis des Vaters, und wie Hamlet auf dem Kirchhof, den Schädel Yoriks in der Hand, mit Horatio philosophiert, so wird auch Shakespeare melancholischen Stimmungen an der Ruhestätte der Toten in seiner Heimat nachgehangen haben, und wohl mag man ahnen, daß, als sein Auge über das einsame, abseits liegende Grab einer Selbstmörderin fiel, der liebliche Schatten der reizenden Ophelia in seiner Seele aufdämmerte. Mit solchen Empfindungen und Gedanken kehrt er nach London zurück, und nun ist es der teure Name seines Sohnes Hamnet, der ihn zu dem Hamletstoff, wie er in einem alten barbarischen Drama damals bereits vorlag, mit unwiderstehlicher Gewalt hinzieht. Er ergreift und meistert ihn, er baut ihn aus zu einer wunderbaren Welt von Gestalten und Gedanken.

Von jenem alten englischen Drama wissen wir nicht mehr, als daß darin ein Geist vorkam, der „Räche, Hamlet!“ schrie. Das hat auf die Zeitgenossen am meisten Eindruck gemacht. In Shakespeares Tragödie ist es Hamlet, die Figur des Dänenprinzen, die sofort die tiefste und erschütterndste Wirkung hervorruft. Burbage, der Direktor der Shakespeareschen Schauspielertruppe, spielte die Rolle; noch in dem Nachruf, den bei seinem Tode ein Poet ihm widmete, wird die Leidenschaftlichkeit seines Hamlet gepriesen. Die Studenten der Universitäten Oxford und Cambridge veranstalteten Aufführungen des Werkes, und eine Londoner Konkurrenzbühne scheint, um auch für sich den Erfolg dieser „Novität“ auszunutzen, das ältere Hamletdrama in einer zeitgemäßen Auffrischung wieder hervorgeholt und mehrfach gegeben zu haben.

In der Gestalt des Hamlet sind indessen noch ganz andre Anregungen und Eindrücke verknüpft, als sie der Stratforder Begräbnistag bei dem Dichter erwecken mußte. In dem alten Sagenstoff liegen sie nicht, also muß der Dichter sie aus dem Leben geschöpft haben. Das Bild des liebenswürdigen, gebildeten, kenntnis- und geistreichen jungen Lords war Shakespeare wohl vertraut; so wie Hamlet die Schauspieler in Helsingör begrüßt, herzlich und zugleich witzig, mochte auch Shakespeares Truppe oft willkommen geheißen sein, wenn sie auf den Schlössern der Lords spielte. Die jungen Grafen und Barone, die in London studierten oder dort am Hofe der Königin Elisabeth eingeführt wurden, besuchten mit Vorliebe die Londoner Theater. Der junge Southampton, William Pembroke und zweifellos auch Lord Robert Essex, der Günstling der Königin Elisabeth, gehörten zu den Gönnern und Freunden des Dichters. Dem Lord Southampton hatte Shakespeare seine epischen Dichtungen „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ einst gewidmet, seine Sonette richteten sich in den wärmsten Tönen der Freundschaft gleichfalls an einen jungen, vornehmen Gönner, der an Geburt und Rang hoch über ihm stand. An mehr als einem Vorbild waren ihm die äußeren Züge und Vorzüge seines „Hamlet“ gegeben, wie sie Ophelia klagend preist:

„Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter.“

Es ist begreiflich, daß unsre Shakespeare-Forschung sich bemüht hat, in diesem allgemeinen Typus noch eine ganz bestimmte geschichtliche Persönlichkeit als leibhaftes Original des Hamlet zu entdecken. Wieder knüpft man dabei an das Jahr 1601 an. Es ist das Jahr der mißglückten Verschwörung und der Hinrichtung von Lord Essex. Im März 1599 war Robert Essex mit seinem Freunde Southampton auf einem Kriegszuge nach Irland gegangen, der ihm aber keine Lorbeeren einbrachte. Seine Feinde benutzten das, um bei der Königin gegen ihn zu intrigieren. Um dieser Intriguen sich zu erwehren, war Essex gegen das Verbot der Königin nach England zurückgekehrt; trotz der bestechenden Macht seiner Persönlichkeit ließ ihn Elisabeth verhaften und vor Gericht stellen. Er wurde seines Amtes entsetzt und bis August 1600 in Haft behalten. Der Groll darüber bestimmte ihn, eine Verschwörung mit seinen Freunden gegen die Königin anzuzetteln. Es war ein verrückter Plan, und er wurde kopflos ausgeführt. Man wollte vor allem die Bürgerschaft Londons gewinnen und bewog, um Stimmung zu machen, Shakespeares Truppe, die Tragödie des Dichters „Richard II.“, welche die Absetzung dieses Königs behandelt, zu spielen. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß der Dichter mit seinem Herzen auf seiten seiner aristokratischen Freunde stand; hatte er doch in seinem „Heinrich V.“ durch den Prolog des fünften Aktes zur Zeit, als Essex noch in Irland weilte, diesem eine Huldigung mit folgenden Versen dargebracht:

„Wenn jetzt der Feldherr unsrer gnäd'gen Fürstin,
Wie er es leichtlich mag, von Irland käme
Und brächt' Empörung auf dem Schwert gespießt:
Wie viele würden diese Friedensstadt
Verlassen, um willkommen ihn zu heißen.“

Der Anschlag des Lord Essex mißglückte kläglich, weil es an einem bestimmten Plan fehlte. Essex suchte die Bürger der City von London vergebens aufzureizen, obwohl er bei ihnen überaus

beliebt war; er wurde mit seinen Freunden in seinem Schloß gefangen genommen und ihnen allen der Prozeß gemacht. Am 25. Februar 1601 fiel Essex' Haupt; Lord Southampton, sein Freund, obwohl gleichfalls zum Tode verurteilt, wurde zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. König Jakobs I. Thronbesteigung brachte ihm jedoch die Freiheit.

Dem schwersten Schicksal waren somit Shakespeares Freunde 1601 anheimgefallen. Man braucht den Hamlet kaum aufmerksam zu lesen und die Wahrnehmung kann doch niemand entgehen, eine wie scharfe oppositionelle Haltung der Held nicht nur gegen König Claudius, den Mörder seines Vaters, sondern auch gegen den Hof und höfisches Leben einnimmt. Mit bitterstem Spott und Hohn werden Polonius und alle übrigen Hofleute bedacht. Es ist wie ein Wiederschein jener Opposition, die Essex aufs Schafott und Southampton in den Kerker führte.

Ob man freilich, wie Professor Hermann Conrad in seinem Buche „Hamlet und sein Urbild", so weit gehen kann, daß man Lord Essex geradezu als das Urbild des Dänenprinzen zu betrachten hat, muß sehr dahingestellt bleiben. Conrad führt als Beweis auch eine merkwürdige Episode aus der Essexschen Familiengeschichte an, die an die Handlung der Tragödie erinnert. Danach unterhielt die Mutter von Robert Essex noch zu Lebzeiten ihres Mannes ein Liebesverhältnis mit Lord Leicester, dem Vorgänger von Essex in der Gunst der Königin; Essex' Vater starb unter dem allgemein verbreiteten Verdacht der Vergiftung, und Lady Essex heiratete darauf den Lord Leicester. Es ist dasselbe Verhältnis wie in dem Drama zwischen Hamlet Vater, der Königin Gertrud und Claudius. Immerhin lag dies Verhältnis in dem Sagenstoff selbst. Im Gegensatz zu Conrad vertritt Professor A. Döring in seinem Buch über Hamlet die Anschauung, daß Lord Southampton das Urbild des Dänenprinzen sei. Die Begründung dafür ist noch schwächer; sie stützt sich im wesentlichen auf den allerdings nicht uninteressanten Umstand, daß Hamlet in der ersten Buchausgabe als etwa neunzehnjähriger Jüngling, in der zweiten dagegen als dreißigjähriger Mann vorgeführt wird.

Eine definitive Lösung der Frage, ob Hamlet ein geschichtliches Urbild gehabt und wer dies gewesen sei, erscheint nach dem gegenwärtigen Stande der Shakespeare-Forschung unmöglich. Inwiefern er dem Typus des englischen Lords der Renaissancezeit entspricht, ist von uns oben kurz hervorgehoben worden, und im Anschluß daran sei noch die Bemerkung gestattet, daß die jungen, kraft- und temperamentvollen Edelleute schwerlich den Hamlet deswegen bewundert haben, weil er, wie gewisse Shakespeare-Kommentatoren noch immer behaupten, von Naturell zu feige und träge für die Rachethat sei, die das Schicksal auf seine Schultern geladen.

Wie spielte man nun den Hamlet zu Shakespeares Zeit? Unsre Shakespeare-Gelehrten und -Darsteller würden viel darum geben, wenn sie es wüßten, denn in der Darstellung des Hamlet durch Burbage, Shakespeares Freund, ist sicherlich die Auffassung des Dichters zu Tage getreten. Die erwähnte Elegie an Burbage, soweit sie als echt anzusehen ist, rühmt nur die Leidenschaftlichkeit seines Spiels in der Grabscene auf dem Kirchhofe. Aber ein seltsamer Umstand, der das Aeußere Hamlets betrifft, knüpft doch an diesen ersten Darsteller. Im fünften Akt beim Kampfspiel sagt die Königin von Hamlet:

„Er ist fett und kurz von Atem,
Hier, Hamlet, nimm mein Tuch, reib dir die Stirn —"

Thatsächlich wird Burbage eine gewisse Körperfülle nachgesagt, und man hat wohl gemeint, daß der Dichter damit auf die körperlichen Verhältnisse seines Darstellers Rücksicht genommen habe. Eine Fechtscene auf dem Theater zu Shakespeares Zeit verlief nämlich nicht wie heutzutage auf der Bühne, wo die Schauspieler die Waffen nur zusammenschlagen. Damals, wo jeder Bürger noch ein Schwert an der Seite tragen konnte und des Fechtens kundig war, verlangte man von dem Darsteller auf der Bühne etwas Außerordentliches in dieser Beziehung, zum mindesten eine sehenswerte Leistung, und darum mag Burbage in der Kampfscene wirklich hübsch in Schweiß geraten sein. Unsre moderne Aesthetik kann sich in der Theorie indessen einen dicken Hamlet schlecht vorstellen, obwohl sie ihn in der Praxis bisweilen zu bewundern hat, wie zum Beispiel bei Rossi, und so neigt man jetzt zu der Ansicht, das fatale fat (fett) in der Textstelle sei ein Druckfehler für hot (heiß).

Goethe hat in seinem „Wilhelm Meister" sich das Aeußere Hamlets ausgemalt; er sieht ihn blond und blauäugig, was ihm besser zu der Melancholie in dem Charakter des Dänenprinzen paßt. Man weiß, daß, was wir das Hamlet-Rätsel nennen, auf Goethes feinsinnige und in mehr als einer Beziehung immer noch unübertroffene Deutung zurückgeht. Lessing imponierte am „Hamlet" Shakespeares Geschick in der Inscenierung der Geisterscene, Goethe ging auf den Charakter des Helden und des Stückes ein. Seinen nachmalenden Strichen geriet die Figur Hamlets zu zart und zu weich; man hat mit Recht gesagt, daß er in dem Hamlet nur den Werther-Typus wiedergefunden habe. Aber er gab zum erstenmal eine psychologische Erklärung in Gestalt einer Formel für den Helden: eine That, die auf zu schwache Schultern gelegt ist. Ein ganzes Jahrhundert hindurch hat deutsche Gelehrsamkeit sich abgemüht, immer neue Formeln für den Charakter des Helden aufzustellen. In den Werken von Löning (1893) und Döring (1898) kann man eine hübsche Zusammenstellung dieser unendlich vielfachen psychologischen und philosophischen Deutungen über die Sphinx Hamlet lesen. Keinen dichterischen Charakter außer dem Faust hat der deutsche Geist so liebgewonnen wie den Dänenprinzen. Man kann fast behaupten, daß er sich geradezu mit ihm identifizierte. Börne schrieb witzig: „Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, so würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig" — und 1844 sang Freiligrath die berühmten Strophen:

„Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Da steht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
‚Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!'"

Aber Hamlet-Deutschland ist von vielem Denken thatenarm geworden.

„Er stak zu lang in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken."

In der thatenlosen, gedankenreichen Zeit fand man Gefallen daran, Hamlet sich träge und melancholisch vorzustellen. Seitdem hat Hamlets Bild sich etwas geändert; alle neueren Kommentare heben mit Eifer die Züge hervor, die Hamlets energische Thatkraft beweisen. Es ist, als wirkte die in einer großen Zeit angespannte Willenskraft der deutschen Nation auch auf ihre Vorstellung von Shakespeares Helden ein; er ist ihr wie sie selbst männlicher, impulsiver und größer in seinen Lebenstrieben geworden, und unverkennbar nähert sie sich damit der Anschauung des englischen Renaissancezeitalters. So ist Hamlet mit dem deutschen Geist, der ihn in brüderlicher Zuneigung festhält, gleichsam gewachsen. In den letzten Jahren haben die Kommentare von Hermann Türck und nach ihm von Kuno Fischer besonderes Aufsehen erregt, die, wie schon Friedrich Vischer, die geniale Veranlagung des Helden in den Vordergrund ihrer Betrachtung rücken. Auf der Bühne haben sich dieser Auffassung bereits Kainz am Wiener Burgtheater und Ferdinand Gregori am Berliner Schillertheater angeschlossen.

Das Thema „Hamlet auf der Bühne“ würde einen besonderen Aufsatz erfordern. Alle großen schauspielerischen Naturen ohne Unterschied der Nationalität haben sich unwiderstehlich zu Hamlet hingezogen gefühlt und mit ihrer Darstellung die Bewunderung der Zeitgenossen errungen. In England ist „Hamlet“ seit Burbage die Lieblingsrolle der genialen Schauspieler geblieben; Thomas Batterton (zur Zeit der englischen Restauration), Robert Wilks (1670—1732), Garrick, Kemble, Kean im 18. Jahrhundert, W. K. Macready und Irving im 19. Jahrhundert sind als Hamlet gefeiert worden.

In Deutschland spielte Friedrich Schröder die Rolle zum erstenmal, danach folgt eine lange Reihe hervorragender Namen, aus denen nur Brockmann, Lange, Wagner, Emerich Robert, Sonnenthal, Haase, Mitterwurzer, Barnay, Kainz, Ferdinand Bonn hervorgehoben seien. Von den Italienern boten Rossi und Salvini höchst eigenartige Leistungen, denen sich die des Amerikaners E. Booth ebenso eigenartig gegenüberstellt. Mounet Sully ist wohl der bedeutendste Hamlet Frankreichs; sein Erfolg verleitete Sara Bernhard, sich in der Rolle zu versuchen, und auch wir in Deutschland haben solche weiblichen Hamlets gesehen, in den sechziger Jahren Felicita von Vestvali und in neuester Zeit Adele Sandrock, ohne daß man freilich sich für einen solchen Hamlet in Tricots erwärmen könnte.

Unendlich viele Lorbeerkränze der Vergangenheit haben sich vor dem dreihundertjährigen Jubilar aufgehäuft — Lorbeerkränze und Bücher, und jeder kommende Tag widmet ihm neue Kränze und Bücher. Er geht in sein viertes Säkulum jugendfrisch, wie in der Zeit seiner Entstehung, nur viel berühmter und gefeierter. Sein letztes Wort auf der Bühne: „Der Rest ist Schweigen,“ ist wie keines jemals bei der Verkörperung eines dichterischen Traumes durch die Jahrhunderte Lügen gestraft worden.

Hellmuth Mielke.

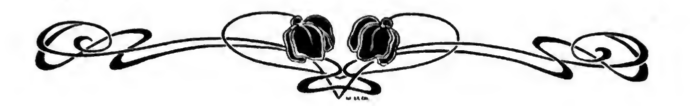
Das Thomas a Kempis-Denkmal in Kempen.

In der Stadt Kempen in der Rheinprovinz, wo Thomas a Kempis im Jahre 1380 das Licht der Welt erblickte, ist ihm kürzlich ein Denkmal errichtet worden. Das von dem Aachener Bildhauer Piedboeuf modellierte, in Bronze geformte Monument zeigt den berühmten Theologen in sitzender Haltung. Das sinnende Haupt drückt Ernst und Wohlwollen aus; die rechte Hand hält eine Feder, während die linke auf das Knie ein Buch stützt, das als Aufschrift den Titel seines bedeutendsten, noch heute viel gelesenen Werkes trägt: „Die Nachfolge Christi“. Das Bildwerk hat eine lange Vorgeschichte. Schon 1836 wurde ein Verein gegründet, um Thomas a Kempis in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, aber die Sammlungen hatten damals nicht den gewünschten Erfolg. Eine im Königreich Preußen durch fünf Jahre veranstaltete Kollekte brachte noch nicht ganz 9000 Mark ein, und ein Sechstel der Summe war von Mitgliedern des preußischen Herrscherhauses beigesteuert worden. Das Geld wurde auf Zinsen gelegt, und erst im Jahre 1897, nachdem der Fonds auf 44 000 Mark angewachsen war, konnte der Plan der Denkmalserrichtung wieder aufgenommen werden.



Das Thomas a Kempis-Denkmal in Kempen.





Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Wird in der Geschichte der Menschheit je wieder ein Lebenslauf verzeichnet stehen wie der Napoleons? Mit dieser Frage beginnt Lord Rosebery, der bekannte Führer der englischen Liberalen und ehemalige englische Ministerpräsident, sein jüngst veröffentlichtes interessantes Werk „Napoleon I. am Schlusse seines Lebens" (autorisierte deutsche Ausgabe bei Heinrich Schmidt & Carl Günther in Leipzig). Lord Roseberry beantwortet die aufgeworfene Frage nicht, und mit Recht; er meint, bisher habe es sich kaum der Mühe verlohnt, sie zu stellen, weil wir den Vorurteilen und Leidenschaften der napoleonischen Zeit noch zu nahe gestanden und uns deshalb für befangen hätten halten müssen. Auch jetzt seien wir zeitlich noch nicht weit genug entfernt; sei doch die kürzlich aus dem Leben geschiedene Königin von England schon zwei Jahre auf der Welt gewesen, als Napoleon gestorben sei, und seien heute noch Leute am Leben, die den berühmten Kaiser gekannt hätten. Auch habe das zweite Kaiserreich manches aus jener früheren Periode stammende Vorurteil wieder aufgefrischt, so daß mehr als ein Umstand dafür spreche, daß ein Buch wie das von ihm beabsichtigte eigentlich noch nicht geschrieben werden könne. Andrerseits weist er darauf hin, daß, wenn auch bis vor kurzem ein irgendwie erschöpfendes Material nicht zur Verfügung gestanden, es jetzt in Frankreich eine Regierung gebe, die mit ihrem Material nicht mehr zurückhalte, seit man mit der Veröffentlichung der für mehr oder minder authentisch zu erachtenden Memoiren von Privatpersonen begonnen habe. Lasse sich somit eine Antwort auf die aufgeworfene Frage auch noch nicht geben, so beginne doch endlich die Ansammlung des Materials, auf Grund dessen die Beantwortung eines Tages erfolgen könne. Den Zweck seines Buches charakterisiert der Verfasser daher dahin, daß es Bausteine zu der Lösung der Aufgabe bringen solle, und zwar nach einer ganz bestimmten Richtung hin, da ein Autor allein sich der komplizierten Arbeit nicht unterziehen könne, vielmehr eine Vereinigung solcher erforderlich sei, um das große Werk zu vollbringen, das schon wegen des Sichtens und Ordnens des gewaltigen, vielgestaltigen und umfangreichen Materials eine riesenhafte Vorarbeit bedinge. Napoleon müsse als Feldherr, Regent und Gesetzgeber dargestellt werden, als Feldherr nicht nur im Eroberungs-, sondern auch im Verteidigungskriege, und die Verteidigungsoperationen allein der Jahre 1813—1814 würden die Feder eines Meisters seines Faches erfordern. Als Staatsmann könne Napoleon nur von einer Reihe der verschiedenen Ressorts kundiger Männer dargestellt werden, und zu einer Darstellung dieser Art müsse dann abschließend noch eine Würdigung treten, die Napoleon vom rein menschlichen Standpunkte ins Auge fasse, eine Würdigung, die um so schwieriger sei, als sie weder von einem Bewunderer noch von einem Widersacher des Kaisers ausgehen dürfe.

Für diese abschließende Arbeit sucht Lord Roseberry in seinem die letzten sechs Lebensjahre Napoleons behandelnden Buche wenigstens die Grundzüge zu entwerfen. Der Aufenthalt des Ex-Kaisers auf St. Helena ist gewählt worden, weil er jedenfalls eine reiche Fundquelle für eine Würdigung seines menschlichen Charakters darbietet: pflegte er selbst doch in dieser letzten Phase seines Lebens zu sagen: „Jetzt, in meinem Unglück, kann man mich ganz nackt sehen, so wie ich wirklich bin." Als Quellenmaterial mußte dem Verfasser zu großem Teile die Longwood-Litteratur dienen, und diese ist, wie er richtig bemerkt, auch unter dem günstigsten Aspekte nicht gerade zuverlässig. Es ist beinahe, als hätte in der Luft von St. Helena etwas gelegen, was der reinen Wahrheit schädlich gewesen wäre. Mit scharfer kritischer Sonde geht Lord Roseberry an die einzelnen in Betracht kommenden Werke heran. Die Glaubwürdigkeit derselben scheint ihm zuzunehmen, je weiter ihre Veröffentlichung sich von den in ihnen behandelten Ereignissen entfernt. Gourgauds Schrift, die 1898 erschien, ist ihm wahrheitsgetreuer als die Montholons, die 1847 hervortrat. Montholon wiederum ist ihm glaubwürdiger als Las Cases, der 1823 an die Oeffentlichkeit trat, und der, auf den man sich vielleicht am wenigsten verlassen darf, ist O'Meara, dessen Buch 1822 erschien. In allen diesen Werken, mit Ausnahme des zuletzt herausgekommenen, sind schlagende Beweise für die Unzuverlässigkeit einzelner Darstellungen vorhanden, und doch geht es nicht an, ihre Urheber geradezu der Oberflächlichkeit oder Unwahrheit zu zeihen. Sie sind teils von abgöttischer Verehrung für Napoleon beseelt, teils von dem Wunsch geleitet, durch eine möglichst bewegte Darstellung der Ereignisse auf St. Helena die Befreiung Napoleons zu erwirken. So blieben manche Vorgänge unerwähnt oder wurden falsch dargestellt, weil ihre Hervorhebung möglicherweise den beabsichtigten Erfolg abgeschwächt hätte. Interessant ist die kritische Würdigung, die der Verfasser dem Werke von Las Cases zu teil werden läßt, das, wie bekannt, in zwei Fassungen, einmal in acht Bänden und dann in gekürzter Gestalt unter dem Titel „Memorial de Ste Hélène" erschien. Roseberry bestreitet nicht den eigentümlichen Reiz, der von diesem Werk ausgeht, wenn man auch die Mitteilungen über die dem Gefangenen gebotene Kost, über gewisse Freiheitsbeschränkungen und ähnliches als Uebertreibungen ansehen müsse. Trotz aller Zugeständnisse aber bleibt an dem „Memorial de Ste Hélène" ein Makel haften — die untergeschobenen

Dokumente, die in ihm enthalten sind. Rosebery weist schlagend acht dieser Aktenstücke als Fälschungen nach. Am interessantesten darunter ist der angeblich von Napoleon an Murat in Spanien gerichtete, vom 9. März 1808 datierte Brief. Wer immer die Fälschung begangen haben mag, der Vorwurf, ihn veröffentlicht zu haben, trifft jedenfalls Las Cases. Unter dem 27. März hatte Napoleon an Murat geschrieben, er möge in Madrid imponierende Heeresmassen zur Schau stellen: in der unechten Instruktion, das heißt in dem Briefe vom 29., mißbilligt er Murats Anwesenheit in Madrid, und das in einem Zeitpunkte, in dem er noch gar keine Nachricht von der Besetzung Madrids durch Murat hatte, denn diese Nachricht ging ihm erwiesenermaßen erst am 30. zu! Das dreisteste Fabrikat von allen ist indes ein angeblicher Brief des Herzogs von Enghien an Napoleon, geschrieben am Tage vor der Hinrichtung des Herzogs. Dieser Brief soll von Talleyrand beiseite geschafft worden sein aus Furcht, Napoleon möchte sich durch den Inhalt zu mildernden Maßnahmen bestimmen lassen. Napoleon hat zweifellos um die Fälschung gewußt und sich ihrer zu seinen Zwecken bedient; andrerseits hat er, für Las Cases jedenfalls recht fatal, Talleyrand mehrfach bezüglich eines ihm etwa zur Last zu legenden Vergehens in aller Form Rechtens freigesprochen. „Fürst Talleyrand zeigte sich bei dieser Gelegenheit als ein ergebener Minister, und der Kaiser hat keinerlei Anlaß, ihm in dieser Angelegenheit einen Vorwurf zu machen.“ So lautet eine eigenhändige Notiz Napoleons, die Méneval den von Fleury de Chaboulon zusammengestellten Papieren des Kaisers über die Enghien-Angelegenheit entnimmt. Kurz vor seinem Tode ließ sich Napoleon noch einmal die bereits vollzogene Testamentsurkunde geben und fügte in dieselbe folgenden Satz ein: „Ich hatte den Herzog von Enghien arretieren und prozessieren lassen, weil dies für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes nötig war, da der Graf von Artois erwiesenermaßen in Paris 60 Mordgesellen unterhielt. Unter denselben Umständen würde ich das nochmals thun.“ Wir halten das, sagt Rosebery, für die Wahrheit, obwohl es vielleicht nicht die volle Wahrheit ist.

Sein Urteil über die Longwood-Litteratur faßt der Autor des Buches in die Worte zusammen: Wenn es anginge, so hätten wir diese ganze Litteratur, in die sich ein Engländer ja nur mit dem widerwärtigsten Empfinden vertiefen kann, unbeachtet gelassen. Das Verhalten Englands gegenüber dem gefallenen Helden findet in ihm überhaupt einen ebenso vorurteilslosen wie unerbittlichen Kritiker. „Es giebt wenige Namen in der Geschichte, die einen so üblen Klang hätten wie der Hudson Lowes,“ so beginnt er das diesem von der englischen Regierung bestellten Peiniger Napoleons gewidmete Kapitel, und er geht dann in drei weiteren Abschnitten des Buches unter den Ueberschriften „Die Titelfrage“, „Die Geldfrage“ und „Die Ueberwachungsfrage“ auf alle Einzelheiten des kleinlichen Verfolgungssystems ein, unter dessen Ausübung die Lebenskraft des Verbannten auf St. Helena sich erschöpfte und naturgemäß erschöpfen mußte. Wenn nach dreijähriger Erfahrung der russische Kommissar an seine Regierung berichtete: „Es giebt nichts, was so abgeschmackt, so unpolitisch, so wenig edel und so wenig rücksichtsvoll wäre wie das Benehmen der Engländer gegen Napoleon,“ so ist der Autor des Buches geneigt, dieses herbe Urteil zu ratifizieren, doch macht er darauf aufmerksam, daß zwischen den plumpen und engherzigen Handlangern einer brutalen, filzigen Politik und den Urhebern dieser Politik unterschieden werden müsse. Nicht Lowe und auch nicht Cockburn, sondern das englische Ministerium, in seiner Gesamtheit sowohl wie in seinen Einzelpersönlichkeiten, ist für das verantwortlich zu machen, was in der Geschichte als ein Brandmal Englands fortleben wird, und die Hauptschuld trifft denjenigen Mann, der an der Spitze dieses Ministeriums stand, Bathurst. Wer war Bathurst? fragt Rosebery, und er antwortet mit vernichtender Schärfe: Es ist schwer zu sagen. Er war, das wissen wir, ein Enkel jenes Lord Bathurst, der 60 Jahre nach seiner Erhebung zur Peerswürde Earl wurde und in den letzten Monaten seines Lebens, 91 Jahre alt, eine berühmte Ansprache Burkes veranlaßte. Unser Bathurst, das wissen wir gleichfalls, war ein Sohn jenes zweiten Lord Bathurst, welcher der am wenigsten befähigte Kanzler war. Er gehört zu denjenigen, auf die unser politisches System so seltsam einwirkt, daß sie ihre glänzenden Stellungen mit vollständiger Finsternis ausfüllen. Er hatte das auswärtige Amt geleitet und war dann 15 Jahre lang Staatssekretär. Unsre mit dem Mikroskop arbeitende biographische Forschung durchsucht man vergebens: man findet nur die trockene Aufzählung seiner Aemter und die Daten seiner Geburt und seines Todes.

Den menschlichen Charakter Napoleons sucht Rosebery hauptsächlich aus den auf St. Helena geführten Gesprächen zu entwickeln. Das vorhandene Quellenmaterial ist allerdings sehr ungleichwertig, und es ist stets eine strenge kritische Prüfung erforderlich, um aus ihm das Zuverlässige und Richtige herauszufinden. Interessant ist das Verhalten des gefallenen Helden der Religion gegenüber. Es ist schwer zu sagen, was im Grunde seines Herzens von religiöser Ueberzeugung lebte, doch ist so viel sicher, daß in Longwood einer der Hauptgegenstände der Unterhaltung die Religion war. Eines der Bücher, die Napoleon am liebsten las, war die Bibel, nur las er sie in seiner Art, und diese Art stimmte durchaus nicht zu derjenigen der gewöhnlichen Bibelleser. Einmal las er das Buch Samuelis und das der Könige, nur um zu sehen, welches Urteil darin über die legitime Monarchie enthalten sei; ein andres Mal zogen ihn die Ansichten des von ihm besonders hochgeschätzten Apostels Paulus über den Glauben an. Es scheint, als habe er viel Neigung für den Mohammedanismus gehabt; seine Bedenken gegen das Christentum gipfelten in dem Einwand, daß es nicht lange genug bestehe. Wäre es vorhanden seit Anbeginn der Welt, dann könnte er wohl an seine Lehren glauben. Das Christentum hätte sich bis auf unsre Zeit schwerlich erhalten können, wäre die Kreuzigung, wäre die Dornenkrone nicht gewesen — die Menschheit sei nun einmal so. Er könne eine Religion nicht zulassen, die einen Sokrates, einen Plato verdamme. Warum solle es denn eine Bestrafung in Ewigkeit geben? Auch erklärte er öfter, daß ihn die ägyptischen Scheichs mit ihren Argumenten, wonach diejenigen, die drei Gottheiten verehrten, jedenfalls Heiden sein müßten, vielfach in Verwirrung gesetzt hätten. Der Mohammedanismus ist nach Napoleon einfacher, weil er in einem Zeitraum

von zehn Jahren die halbe Welt erobert habe — eine sehr charakteristische Bemerkung —, während das Christentum dreihundert Jahre gebraucht habe, um festen Fuß zu fassen. Er erklärte den Mohammedanismus für die schönste von allen Religionen und sagte sogar einmal: „Wir Mohammedaner“. Manchmal sprach aus ihm die ganze Schwärmerei des bewundernd zu den Sternen des Firmaments emporblickenden Deisten. Dann wieder gab er sich als einen ausgesprochenen Materialisten. „Sagt, was ihr wollt,“ äußerte er sich zu Gourgaud, „alles ist Materie, mehr oder weniger mit Organen ausgestattet. Der Mensch ist nur ein vollkommeneres Wesen als ein Hund oder eine Pflanze und lebt besser. Die Pflanze ist das erste Glied einer Kette, deren letztes der Mensch ist. Ich weiß wohl, daß das der Religion widerspricht, allein es ist meine Ueberzeugung, daß wir nichts als Materie sind.“ Und ein andres Mal: „Wenn wir tot sind, mein lieber Gourgaud, sind wir vollkommen tot. Was ist eine Seele? Wo ist die Seele eines Wahnsinnigen, wo die eines neugeborenen Kindes?“ Und doch rührt von demselben Mann, der sich so äußerte, der Ausspruch her: „Nur ein Narr kann sagen, er wolle ohne Beichtvater sterben. Es giebt so vieles, was man nicht kennt, was man nicht erklären kann.“ Alles, was sich mit Sicherheit den Gesprächen Napoleons entnehmen läßt, ist, daß er die ausgesprochene Neigung hatte, über religiöse Gegenstände zu debattieren. Er grübelte und kämpfte, ohne zu einer abschließenden Ueberzeugung zu kommen.

Als die glänzendste Periode seines Lebens bezeichnete er seinen Aufenthalt in Dresden im Jahre 1812, als ihm alle Souveräne Europas mit Ausnahme des Sultans zu Füßen gelegen; in den Angaben über seine glücklichste Zeit schwankte er, einmal bezeichnete er als solche die Tage nach den italienischen Siegen, dann wieder seinen Aufenthalt in Tilsit, während er O'Meara gegenüber behauptete, seine glücklichste Episode sei der Marsch von Cannes nach Paris gewesen. Eigentümlich ist, daß Napoleon während der letzten Jahre seines Lebens in seinen Gesprächen immer wieder auf seine alte Idee der Eroberung Indiens zurückkam. Er machte sich ernstlich Vorwürfe darüber, daß er Aegypten verlassen habe. Er, der thatsächlich der Kaiser des Occidents geworden, sah immer noch das Traumbild eines Kaisertums des Orients wie ein verlockendes Phantom vor seinem Auge schweben. „Wäre ich in Aegypten geblieben,“ meinte er, „so hätte ich wahrscheinlich wie Alexander ein Reich gegründet, indem ich nach Mekka gepilgert wäre.“ Als er Frankreich an Bord des Bellerophon verließ, sagte er zu Kapitän Maitland: „Ihr Engländer seid schuld daran, daß ich nicht Kaiser des Orients bin; wo nur so viel Wasser vorhanden ist, daß ein Schiff darauf schwimmen kann, darf man sich darauf verlassen, daß ihr einem in die Quere kommt.“ „Gorgotto,“ rief er eines Tages Gourgaud gegenüber aus, „ich habe drei Werke über Indien gelesen — was sind doch die Engländer für Spitzbuben! Wäre ich in der Lage gewesen, von Aegypten aus mit Kerntruppen bis nach Indien zu gelangen, ich hätte sie aus Indien verjagt. Der Osten wartet nur auf den rechten Mann: der Herr über Aegypten ist auch der Herr über Indien. Nun aber müssen wir warten, was Rußland mit ihnen anfangen wird. Die Russen, die schon in Persien Fuß zu fassen beginnen, brauchen nicht weit zu marschieren, um nach Indien zu gelangen.“ Und ein andermal: „Rußland ist die Macht, die mit Riesenschritten einer Universalmacht entgegengeht, denn jetzt giebt es kein Frankreich, d. h. kein Gegengewicht mehr.“

Roseberry kommt zu dem Schlusse, daß Napoleons geistige Fähigkeiten noch vor seinem endgültigen Sturze in Verfall geraten seien, im Jahre 1812 habe er sicher kein gesundes Urteil mehr besessen; das Unzusammenhängende und Sprunghafte seiner Geistesäußerungen auf St. Helena liegt auf der Hand.

Unstreitig das interessanteste Kapitel in dem Werke des berühmten englischen Politikers ist dasjenige, das Napoleons Verhältnis zur Demokratie behandelt. Nach Roseberry ist Napoleon, der eine Zeitlang der Abgott des Liberalismus war, wirklich liberaler Regungen niemals fähig gewesen. Die Beziehungen zwischen Kaiser und Parlament sind offenkundig und liegen vor aller Augen, schwer verständlich ist es, daß trotz allen Ringens zwischen Konstitutionalismus und Napoleonismus der Name Napoleon dreißig Jahre hindurch von den Liberalen des europäischen Festlands hochgehalten werden konnte; mit der Freiheit und ihren Bestrebungen hat Napoleon nichts gemein gehabt, er verwies die Liberalen voller Verachtung zu denjenigen, die er Ideologen nannte. Ordnung, Gerechtigkeit, Kraft, Gleichmäßigkeit, das waren, beeinflußt von persönlichen Erwägungen, seine Ideale der Staatsverwaltung. Die Legende von seinem Liberalismus will Roseberry nur aus der Thatsache erklären, daß, nachdem die Macher der Verfassung von 1815 mit der Rückkehr der Bourbonen von einem Sturm der Verachtung hinweggefegt waren, die Episode der hundert Tage vergessen war. Alles, was in der Erinnerung haften geblieben, war der Umstand, daß Napoleon das Kind der Revolution war, daß er die alten Dynastien Europas gedemütigt und verstümmelt hatte, ohne Rücksicht auf Alter und Titel. Dem Volke war er gleichbedeutend mit der Revolution, der Armee mit Ruhm. Niemand erinnerte sich oder wollte sich erinnern, daß er aus freiem Entschluß seinen Thron aufgegeben und es vorgezogen hatte, sich selbst als Gefangenen zu stellen, als an die Spitze einer Volksbewegung zu treten. Napoleon war sich selbst durchaus klar über den Vorteil, der seinem Andenken und seiner Sache durch seine Gefangenschaft erwuchs. Der Tod des einsamen Gefangenen tilgte alle Fehler des Lebenden hinweg. Sein Andenken, befreit von der Erinnerung an sein eisernes Regiment, seine unersättlichen Ansprüche an das Blut und die Hilfsquellen Frankreichs, an die feindlichen Einfälle, wurde zur Tradition, zum Mirakel. Der Bauernstand Frankreichs war neben der Armee stets Napoleons Hauptstütze gewesen. Die Landleute sahen in ihm ein sicheres Bollwerk gegen das Wiederaufkommen der Feudalrechte, gegen die Herausgabe der während der Revolution eingezogenen Güter. Die Bauern waren die treuen, eifersüchtigen Hüter seines Ruhms. Vielleicht wäre es zu viel, von einer Apotheose Napoleons zu sprechen, jedenfalls wurde ihm die höchste Ehre erwiesen, die je einem Menschen zu teil wurde. Man kannte ihn in Frankreich nicht als General, als Konsul oder als Kaiser, oder bei seinem Namen, er wurde schlechthin als „der Mann“ (l'homme) bezeichnet, sein Sohn als der „Sohn des Mannes“ (fils de l'homme). Er

war in der That ein Mann der Volksvorstellung und in diesem Sinne ein Mann der Liberalen. Seine ausgeprägte Individualität hatte ihn mehr als sein Abscheu vor der Anarchie zum absoluten Herrscher gemacht. Aber weil er aus der Revolution hervorgegangen war, weil er stolze Fürsten gedemütigt hatte, bildete sich um seinen Namen die Aureole der Freiheit. Er hatte dem Verlangen nach Gleichheit Genugthuung verschafft, indem er die vierte Dynastie, hervorgegangen aus dem Nichts, schuf; er hatte die Bourbonen ferngehalten und die Häupter jener heiligen Allianz, die so schwer auf Europa lastete, die die letzten Saatkörner der Revolution zu zertreten bemüht war, und die die verkörperte Feindschaft aller Freiheit darstellte, zerschmettert oder zu Paaren getrieben. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist es so merkwürdig nicht, daß Napoleon zum Abgott des Liberalismus auf dem Festlande wurde. Später erst bildete sich bei Napoleon ein bestimmtes Programm. Die autoritative Demokratie, oder besser gesagt, die demokratische Autorität, die demokratische Diktatur, die Idee, aus welcher das zweite Kaiserreich hervorging, die heute in Frankreich noch fortlebt, und die in verschiedener Form auch anderswo zu Ehren gekommen, ist das politische Vermächtnis, die letzte Botschaft Napoleons.

In seiner deutschen Ausgabe weist das interessante Werk Roseberrys einen entschiedenen Fehler auf: seine Uebersetzung. Sie gehört zu der Klasse derjenigen, die zeigen, wie Uebersetzungen nicht sein sollen. Zum Uebersetzen gehört allerdings etwas mehr als die notdürftige Kenntnis der einen oder andern Sprache. Der Uebersetzer muß den Geist der Sprache beherrschen, und zwar sowohl den derjenigen, aus der er, wie den derjenigen, in die er überträgt, weil er andernfalls kein Bild, sondern ein Zerrbild des zu übertragenden Werkes liefert. Letzteres trifft leider in dem vorliegenden Falle zu. Lord Roseberrys Original ist uns nicht zur Hand, doch wissen wir, daß der genannte englische Politiker ein tadelloses, reines, gewandtes, ja elegantes Englisch schreibt. Von der gleichen Art müßte also das Deutsch der Uebersetzung sein, es müßte die Sprache der Gebildeten unsers Volkes wiedergeben. Dann dürften in ihm aber Schnitzer wie „kathegorisch“ (S. 14), „Dialogue“ (S. 33), „Intriguant“ (S. 47) nicht vorkommen, weil der gebildete Deutsche sich einer derartigen Schreibung nicht bedienen kann. Noch weniger aber dürften Sprachwidrigkeiten begegnen wie „an jemand diktieren“ (S. 6), ein Buch, was an Interesse keinem andern nachsteht,“ „ob in England die Flotte oder die Armee stärker wären“ (S. 31), „Rücksicht für die Etikette“ (S. 35). Man wird vielleicht sagen, das seien Kleinigkeiten, allein ein Staatsmann, der ein Buch schreibt, hält darauf, daß dieses in erster Linie frei von derartigen Kleinigkeiten sei. Er würde auch nie in die Lage kommen, die konjunktivische Form „sei“ oder „habe“ mit der konditionalen „wäre“ oder „hätte“ zu verwechseln, wie es fast auf jeder Seite der Uebersetzung geschieht, ebenso sich niemals einer Wendung wie „innerhalb von zehn Jahren“ bedienen (S. 179), er würde nie von einem „Tausch“ sprechen, wo höchstens an einem „Austausch“ gedacht sein könnte („Worttausch“ S. 36), nie von einer „obern Gestalt“ sprechen, wo ersichtlich der „Oberkörper“ gemeint ist (S. 134: „Ihre obere Gestalt aber war bereits zum Fenster der Kabine heraus“), kurz, er würde sich nicht einer Sprache bedienen, die gleich der der Uebersetzung unwillkürlich die Vorstellung wachrufen muß, der feingebildete Staatsmann erlaube sich, da, wo er den Gesellschaftsanzug für erforderlich halte, in Schlafrock und Pantoffeln einherzugehen.





Bischof von Leonrod in Eichstätt.

In Eichstätt feierte am 24. Juni Bischof Franz Leopold Freiherr von Leonrod sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Am 26. August 1827 zu Ansbach geboren, entstammt er einem alten fränkischen Adelsgeschlecht. Der Vater des Jubilars, ein bedeutender Rechtsgelehrter, erwarb sich besondere Verdienste durch die Ausarbeitung des Entwurfes zu einem neuen Zivilgesetzbuche (1833). Auch Bischof von Leonrod hat als Verfasser von „Gesprächen über den Syllabus“ und „Hirtenbriefe in 25 Jahren“ sich schriftstellerisch thätig gezeigt. Seine umfassende Bildung, gepaart mit einem höchst sympathischen, wohlwollenden Wesen, haben ihm allgemeine Beliebtheit eingetragen. Unter seiner Führung trat Prinz Max von Sachsen zu Eichstätt in den Priesterstand ein. Ein jüngerer Bruder des Bischofs ist der bayrische Justizminister Freiherr Leopold von Leonrod.



Bischof Franz Leopold Freiherr von Leonrod

Minister Dr. Heinrich Rudolf Schurig.

Im Alter von 65 Jahren verschied der sächsische Justizminister und Ministerpräsident Dr. Schurig. Am 4. März 1835 zu Radeberg als Sohn eines Kantors geboren, studierte er in Leipzig die Rechte und wurde dort im Verlaufe der juristischen Laufbahn 1884 Landgerichtsdirektor. Schon nach vier Jahren trat er als Ministerialdirektor in das Justizministerium ein, und als 1890 der Justizminister von Abeken starb, wurde er dessen Nachfolger. Die glatte Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches in Sachsen, welche die Verabschiedung zahlreicher Landesgesetze und den Erlaß mannigfacher Verordnungen einschneidender Art zur notwendigen Voraussetzung hatte, war das Hauptverdienst des Verewigten. Als ältester Staatsminister führte Dr. Schurig auch den Vorsitz im Gesamtministerium.



Aufn. von Hofphot. Mayer, Dresden.
Dr. Heinrich Rudolf Schurig.

Hermann Grimm.

Der feinsinnige Kunst- und Litterarhistoriker Hermann Grimm, der im Alter von 73 Jahren in Berlin verstarb, war ein Sohn des jüngeren der berühmten Brüder Grimm und erblickte am 26. Januar 1828 in Kassel das Licht der Welt. Nachdem er in Bonn und Berlin die Rechte studiert hatte, wandte er sich philosophischen und historischen Arbeiten zu und wirkte seit 1872 als Professor der Kunstgeschichte an der Berliner Universität. Abgesehen von dieser Lehrthätigkeit, die auf die jugendlichen Geister starken Einfluß gewann, war Hermann Grimm auch bedeutend in seinem litterarischen Wirken, in dem er kluges Urteil mit lebendiger, farbenreicher Darstellung verband. Sein Hauptwerk ist das „Leben Michelangelos“, das nicht nur ein ausgezeichnetes kunstgeschichtliches Bild, sondern auch zugleich ein Kulturgemälde liefert, das die politischen und sozialen Verhältnisse, unter deren Einwirkung der Künstler lebte, zu einem reichen Ganzen vereinigt. Daneben sind seine in verschiedenen Folgen erschienenen Essays mit ihren glänzend geschriebenen Betrachtungen über Personen und Gegenstände der Litteratur und Kunst sowie sein aus Berliner Vorlesungen entstandenes Buch „Goethe“ zu rühmen. Ferner



Aufn. von Hofphot. Haruch, Berlin.
Hermann Grimm.

gab er in neuer Uebersetzung das „Leben Raffaels“ von Vasari heraus, ebenso die Grimmschen Märchen, „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ und das Werk „Achim von Arnim und die ihm Nahestehenden“. Zur Kenntnis Achims und der Bettina konnte er hierin viel Neues beitragen, denn mit einer Tochter der beiden, Gisela von Arnim, war er verheiratet. Gleich ihr versuchte er sich auch auf dramatischem Gebiete, ohne jedoch nachhaltigen Erfolg zu erzielen.

Das Hölty-Denkmal in Hannover.

Die Stadt Hannover hat dem Dichter Ludwig Hölty, der am 1. September 1776 in der Blüte seiner dichterischen Entwicklung im Alter von 28 Jahren starb, eine alte Dankesschuld entrichtet: auf dem längst geschlossenen Nicolaifriedhofe, auf dem der früh geschiedene Poet in unbekanntem, vergessenem Grabe ruht, ist seinem Gedächtnis von einer dankbaren Nachwelt ein würdiges Monument errichtet worden. Das Denkmal zeigt die Formen der „empfindsamen Zeit“, der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Es erhebt sich an der Seite des Klagesmarktes, einer lebhaften Verkehrsstraße, in einer zurücktretenden halbkreisförmigen Umwandung, der ein rechteckiger, seitlich von Ruhebänken abgeschlossener Vorraum vorgelagert ist. Ein Sockel, der mit einer Urne gekrönt und mit Laubgewinden zwischen umgekehrten Fackeln umkränzt ist, trägt das Reliefporträt des Dichters, hergestellt nach einer kleinen Silhouette, welche die Göttinger Universitätsbibliothek bewahrt. An dieses Grabmal gelehnt steht die Gestalt eines Jünglings, der nach den Worten Lenaus den Frühling verkörpert.


Das Hölty-Denkmal in Hannover.

„Hölty, dein Freund, der Frühling, ist gekommen,
Klagend irrt er im Haine, dich zu finden,
Doch umsonst, sein klagender Ruf verhallt in
Einsamen Schatten!“

Das Haupt trauervoll geneigt, schaut der Frühling hernieder auf das frühe Grab des Dichters, auf das er die ersten Blüten des jungen Jahres streut. Links unter der Plinthe des Sockels liegt, von Lorbeerzweigen umrankt, die verstummte Leier des Sängers und eine Schriftrolle. Das Monument, im Sinne der zur Lebenszeit des Dichters üblichen Formensprache feinfühlig nachgeschaffen, paßt sich den zahlreichen klassizistischen Grabsteinen des alten Gottesackers harmonisch an und bildet mit seiner bewegten, malerischen Silhouette auf dem Hintergrunde schattiger Bäume unter den zahlreichen Denkmälern der Stadt eine besonders glückliche Schöpfung. Die plastischen Teile des Denkmals sind nach den Modellen des Bildhauers Karl Gundelach in Bronze gegossen, die architektonischen Entwürfe rühren von dem Architekten Otto Lüer her. Dem Zusammenwirken beider Künstler verdankt die Stadt Hannover bereits einen andern öffentlichen Schmuck, den vor einigen Jahren in der Nähe des Schlosses aufgestellten, von einem hannoverschen Handelshause gestifteten sogenannten Holzmarktbrunnen. Aug. H. Plinke.

Robert Buchanan.

Mit Robert Buchanan, der dieser Tage in London verstarb, ist ein Schriftsteller von großer Vielseitigkeit dahingegangen, denn fast auf allen Gebieten litterarischer Thätigkeit konnte er sich bedeutender Erfolge rühmen. Am 18. August 1841 geboren, studierte er auf der Universität Glasgow und trat 1863 mit der Gedichtsammlung „Undertones“ zum ersten Male an die Oeffentlichkeit. Es folgten weitere lyrische Schöpfungen, von denen besonders die „London poems“ hervorzuheben sind, und bald schlossen sich auch epische und dramatische Erzeugnisse an. Der deutsch-französische Krieg inspirierte ihn zu dem schwungvollen „Drama of Kings“, dessen dritter Teil: „The Teuton against Paris“ Bismarck zum Helden hat. Treffliche Naturschilderungen und Erzählungen in Prosa vereinigte Buchanan in „The land of Lorne“, und auch seine Romane, namentlich „God and the Man“ und „Father Anthony“, fanden weite Verbreitung. Die größten materiellen Erfolge brachten ihm jedoch seine Bühnenwerke, teils selbständige Schöpfungen, teils dramatische Bearbeitungen. Seine Dramatisierung von Fieldings „Tom Jones“ machte zwei Jahre lang Abend für Abend volle Häuser, und sein Melodram „Alone in London“ ist ein immer wiederholtes Repertoirestück der englischen Theater. Als Kritiker führte Robert Buchanan eine schneidige, schonungslose Feder, so daß er in manche litterarische Fehde verwickelt wurde.

Der deutsche Heckraddampfer „Hamburg" für Ostafrika.

Der von uns im Bilde wiedergegebene Heckraddampfer, für den Dienst auf dem Zambesi und seinen Nebenflüssen in Ostafrika bestimmt, ist das erste derartige Schiff, das deutscherseits zum Zambesi gesandt und unter deutscher Flagge fahren wird, um damit unserm Handel, der im Zambesigebiet und seinem Hinterlande schon recht festen Fuß gefaßt hat, durch eignen Transport noch größere Ausdehnung zu verschaffen. Unter englischer Flagge befährt schon eine Anzahl Heckraddampfer den Zambesi und Schire und vermittelt den Verkehr zum Nyassa und Tanganyika bis ins deutsche Gebiet hinein. Der Dampfer „Hamburg", auf der Werft von vormals Janssen & Schmilinsky A.-G. auf Steinwärder bei Hamburg gebaut, hat mit dem am Hinterteil angebrachten Rade eine Länge von 30 Metern, eine Breite von 5¼ und eine Tiefe von 1 Meter; wegen des vielfach seichten Fahrwassers des Zambesis ist er völlig flach gebaut, um einen möglichst geringen Tiefgang zu erzielen; er besitzt Verbundmaschinen und Lokomotivkessel, die, mit circa 100 Pferdekräften arbeitend, dem Dampfer auf der kürzlich stattgehabten Probefahrt eine Schnelligkeit von 9 Seemeilen gegeben haben; mit zwei längsseit angehängten, ebenfalls flachen Kähnen kann der Dampfer im ganzen circa 100 Tonnen Ladung flußaufwärts bringen und besitzt außerdem sehr komfortable Einrichtungen für 12 Passagiere. Dieser Tage ist der Dampfer, in Teile zerlegt, mit dem Reichspostdampfer „König" der Deutschen Ostafrikalinie zur Verladung gelangt; sein Bestimmungsort ist Chinde an der Zambesimündung, wo er wieder zusammengesetzt und stationiert werden wird; eine Hamburger Firma, welche Zweighäuser im Zambesigebiet besitzt, ist Eigentümerin des Dampfers. Es ist zu wünschen, daß es dem Unternehmen gelingt, auf dieser Straße zum Seengebiet, auf der bisher die Engländer dominieren, in erfolgreiche Konkurrenz zu treten und dem ersten deutschen Heckraddampfer „Hamburg" bald noch andre folgen. Solange eine Bahn von der Ostküste zum Nyassa nicht gebaut wird, bleibt dieser Zambesi-Schire-Weg der gegebene, auch zum deutschen Nyassa-Tanganyikagebiet; es gehen dahin, über den erwähnten Weg, namentlich für zahlreiche Missionen und das Gouvernement ganz beträchtliche Mengen Güter, deren Transport bisher durch englische Gesellschaften vermittelt wird.

Robert Buchanan.



Der deutsche Heckraddampfer „Hamburg" für Ostafrika.



Aufn. Photoglob, Zürich.

Dorf Brig an der Nordseite des Tunnels.

Der Simplontunnel.

Der Simplon ist das schweizerische Alpenbahnenprojekt par excellence. Schon in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts, lange bevor man an den Gotthard dachte, plante man eine Durchbohrung des Simplons, um Frankreich und Belgien auf kürzestem Wege mit Italien zu verbinden. Aber erst hinderte die Durchstechung des Mont-Cenis die Ausführung eines zweiten Alpenbahnprojektes, und nachher trat das Gotthardbahnprojekt in den Kreis praktischer Erwägung und fand bei Deutschland und Italien die energischste Unterstützung, so daß der Simplon abermals zurücktreten mußte, da die Schweiz allein nicht im stande war, gleichzeitig zwei Alpenbahnen zu bauen. Erst die Sanierung der westschweizerischen Eisenbahnverhältnisse durch Gründung einer starken Gesellschaft, der Jura-Simplon-Bahn, ermöglichte es, neuerdings und aus eigner Kraft an die Ausführung des Simplondurchstichs zu gehen. Keine Stelle in den Alpen bietet eine so günstige natürliche Anlage zu einem solchen Unternehmen, als gerade das Simplongebiet. Es sind keine schwierigen Zufahrtsgebiete zu überwinden wie beim Gotthard; auf der Nordseite bei Brig mündet der Tunnel direkt auf der Höhe der Thalsohle, und auf der Südseite ist nur ein wenige Kilometer langes Felsenthal zu durchführen, bis die weite lombardische Ebene erreicht ist. Nach langen und sorgfältigen technischen Studien der Baugesellschaft und langwierigen Verhandlungen zwischen den beiden Vertragsstaaten, der Schweiz und Italien — Frankreich ist ganz zurückgetreten —, kam endlich 1896 der Simplonvertrag zu stande, und nachdem dann auch die finanzielle Grundlage gesichert war, wurde endlich am 13. August 1898 vom schweizerischen Bundesrat die Bau-



Arbeitergruppe mit dem Brandtschen Gesteinsbohrer.

bewilligung erteilt und auch sofort mit den Arbeiten begonnen. Welche enormen Fortschritte die Technik in kurzer Zeit gemacht, zeigt sich am besten aus den Bauzeiten der drei größten Tunnels Europas. Der erhalten die Unternehmer eine Prämie von 5000 Franken, für jeden Tag Ueberschreitung der Baufrist haben sie die gleiche Summe zu bezahlen. Die Baukosten sind auf 54,5 Millionen Franken veranschlagt.



Dorf Iselle, Ausgangspunkt des Tunnels auf der Südseite.



Blick über die Arbeitsstätte bei Iselle.

Durchstich des Mont-Cenis-Tunnels (13050 Meter) erfordete 13 Jahre, der Gotthardtunnel (14944 Meter) 7½ Jahre, und für den beinahe ein Drittel längeren Simplontunnel (19970 Meter) sind nur 5½ Jahre vorgesehen, denn binnen 6 Jahren, bis zum 13. November 1904, muß der Tunnel betriebsfertig sein. Für jeden Tag früherer Fertigstellung

Der Bau wurde an beiden Seiten des Berges gleichzeitig begonnen, machte aber auf der Nordseite infolge des günstigeren Gesteins bedeutend schnellere Fortschritte. Das Gebirge ist aus Urgestein geformt, Antigoriogneis, Gneisgranit, weißer Marmor, Glanzschiefer und in den eingeklemmten Triasmulden Dolomiten, Gips und Anhydrit,

welch letzterer besonders wegen des starken Wasserzuflusses große Schwierigkeiten bietet. An beiden Tunnelausgängen werden jetzt je 120 bis 150 Sekundenliter Wasser gemessen, doch ist durch ge- Baufortschritt 6,03 Meter, auf der Südseite 4,40 Meter. Die durchschnittliche Arbeiterzahl beträgt circa 3800, wovon 2440 im Tunnel und 1360 außerhalb beschäftigt werden.



Materialzug vor dem Tunnel.



Arbeitsstätte am Eingang der beiden Hauptstollen.

eignete Vorrichtungen gesorgt, daß die Arbeiter im Tunnel möglichst wenig darunter zu leiden haben. Gegenwärtig wird die Hälfte des Durchstichs nahezu erreicht sein, nachdem Ende Juni eine Gesamtlänge von 9212 Metern, auf der Nordseite 5192, auf der Südseite 4020 Meter erreicht waren. Auf der Nordseite beträgt jetzt der tägliche

Eine grundsätzliche Neuerung im Bau des Simplontunnels besteht darin, daß statt eines doppelgeleisigen Tunnels zwei eingeleisige gebaut werden. Beide laufen in einem Abstande von 17 Metern parallel miteinander und sind in Abständen von 200 Metern durch Seitenstollen verbunden. Es sollen dadurch sowohl die Bauarbeiten

wie auch die Ventilation erleichtert werden. Es wird jetzt nur der eine Tunnel vollständig ausgebaut, während der zweite als Hilfsstollen durchgeschlagen wird, aber auf Verlangen binnen vier Jahren gleichfalls betriebsfertig sein muß. Die Erbauerin des Tunnels ist die Jura-Simplon-Bahngesellschaft, die Bauunternehmerin ist die Firma Brandt, Brandau & Comp., bestehend aus den Herren Alfred Brandau, Ingenieur in Hamburg, Karl W. Brandau, Ingenieur in Kassel, Gebrüder Sulzer, Maschinenfabrik in Winterthur, Locher & Comp., Ingenieure und Bauunternehmer in Zürich, und die Bank in Winterthur. Herr A. Brandt, die Seele des Unternehmens, der Erfinder des nach ihm benannten ausgezeichneten Gesteinsbohrers, ist leider schon bald nach Beginn der Arbeiten im Innern des Berges einem Schlagflusse erlegen. — Unsre Bilder zeigen die Arbeitsstätte auf der italienischen Seite, die, ganz an der Simplonstraße gelegen, nicht nur interessanter, sondern auch leichter zugänglich ist als jene auf der Nordseite, von der Unberufene möglichst ferngehalten werden. A. K.

Otto Schelper.

Ein seltenes Jubiläum beging letzthin der gefeierte Opernsänger Otto Schelper, der am 1. Juli nicht nur auf vierzig Jahre verdienstvoller Bühnenthätigkeit, sondern auch auf eine ununterbrochene fünfundzwanzigjährige Wirksamkeit am Leipziger Stadttheater zurückblickte. Otto Schelper, der im 57. Lebensjahre steht, ist als Persönlichkeit wie als Künstler eine Erscheinung von ausgeprägter Eigenart, die ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte der deutschen Oper sichert. Am 10. April 1844 zu Rostock geboren, sollte er ursprünglich Kaufmann werden, wandte sich aber schon in früher Jugend der Bühne zu. Im Alter von sechzehn Jahren finden wir ihn bereits als Chorsänger am Bremer Stadttheater, wo er auch bald ein seiner Begabung entsprechendes Bethätigungsfeld fand. Nachdem er dann an verschiedenen Orten sein Talent weiter ausgebildet hatte, kehrte er in noch jungen Jahren nach Bremen zurück, um die Stelle des ersten Baritonisten zu übernehmen. Nach kurzer, aber erfolgreicher Wirksamkeit ging er von hier an die Berliner Hofoper, wo er neben Betz ebenfalls schöne Erfolge erzielte. Im Jahre 1876 folgte er schließlich einem Rufe nach Leipzig als erster Baritonist. Die freundliche Pleißestadt hat er seitdem nicht wieder verlassen. Er fand hier einen Wirkungskreis, der sein starkes Talent erst zur richtigen Geltung kommen ließ. Ausgedehnte Gastspielreisen machten seinen Namen weltbekannt, und an Verlockungen zu vorteilhafter Veränderung hat es ihm nicht gefehlt; trotzdem ist er Leipzig treu geblieben. Er besitzt dort auch eine Popularität, wie sie wenigen Künstlern beschieden ist. Schelper beherrscht sowohl das Gebiet der heiteren wie das der hochdramatischen Oper. Besonderen Ruf besitzt er als Wagner-Sänger. Seine Verkörperungen von Hans Sachs, Wotan, Alberich, Fliegender Holländer, Hagen, Kurwenal sind Glanzleistungen, die auch Richard Wagner als solche anerkannt hat. Von seinen weiteren Rollen seien noch genannt: Hans Heiling, Tell, Templer, Figaro (Barbier von Sevilla), Falstaff, Plumkett, Peter (Hänsel und Gretel) und Bombardon (Goldenes Kreuz). Auch im Konzertsaal hat er durch seinen Christus in der Matthäuspassion, Paulus und Elias reiche Lorbeeren geerntet.

Aufn. von Hofphot. Bieber, Leipzig.
Otto Schelper.



Freiherr Franz Schenk von Stauffenberg.

Freiherr Franz Schenk von Stauffenberg.

Auf seinem Gute Rißtissen bei Ulm verschied im siebenundsechzigsten Lebensjahre Freiherr Franz August Schenk von Stauffenberg, der bekannte Parlamentarier. Zu Würzburg am 3. August 1834 geboren, studierte er dort und in Heidelberg die Rechtswissenschaft und war im Verfolge der juristischen Laufbahn mehrere Jahre Staatsanwalt in Augsburg. Doch trat er 1866 aus dem Staatsdienst und lebte seitdem auf seinen Gütern Geislingen bei Balingen und Rißtissen, während des Winters meist in München. Freiherr von Stauffenberg war 1868 Mitglied des deutschen Zollparlaments, 1871—1887 und dann wieder 1890—1893 Mitglied des Deutschen Reichstags. Als hervorragendes Mitglied der nationalliberalen Partei war er seit 1876 erster Vizepräsident des Reichstags. Im Jahre 1879 legte er mit Forckenbeck das Präsidium nieder, trat im folgenden Jahre auch aus der nationalliberalen Partei aus und schloß sich der liberalen Vereinigung und 1884 mit dieser der deutsch-freisinnigen Partei an. Die Spaltung derselben bewog ihn 1893, seine Thätigkeit im Reichstage aufzugeben, dagegen beteiligte er sich im bayrischen Abgeordnetenhause, dem er mit einer kurzen Unterbrechung seit 1866 angehörte und dessen erster Präsident er von 1873—1875 war, lebhaft an den parlamentarischen Verhandlungen und Arbeiten. Er war seinerzeit mit Schauß Führer der

Vereinigten Linken und vertrat die nationalen Interessen stets mit großer Entschiedenheit, besonders bei den Verhandlungen über die Zollvereinsabmachungen und die Versailler Verträge. Mit dem Schluß des bayrischen Landtags von 1898 schied er aus Gesundheitsrücksichten auch aus dem bayrischen Parlamente und damit gänzlich aus dem öffentlichen Leben.

Das erneuerte Patrizierhaus in Celle.

In der Poststraße der Stadt Celle in Hannover erhebt sich ein im Jahre 1532 erbautes sechsstöckiges Patrizierhaus, das vorzüglich erhalten ist, dessen Ornamente und Malereien jedoch im Laufe Celle ist ihrer gedacht. Aber durch öftere Uebermalung mit dem eintönigen Grau waren die Bildwerke meist nicht mehr zu erkennen, und viele davon wurden falsch gedeutet. Nach Ablösung dieses fast



Das erneuerte Patrizierhaus in Celle.

der Zeit verblaßt oder durch ungeschickten Anstrich unkenntlich gemacht waren. Der Kunstmaler Kricheldorf wurde mit der Erneuerung dieses Schmuckes betraut und hat sich dieser Aufgabe mit größtem Geschick entledigt. Die zahlreichen Bildhauerarbeiten an dem Holz dieses Fachwerkbaues sind hervorragend schön ausgeführt. Auch in ihrer früheren Erscheinung fielen sie jedem Kunstliebenden auf, und in zahlreichen Aufsätzen und Reiseskizzen über einen Centimeter dicken Bewurfs hat Krichelдorf nicht nur jedes einzelne der prächtigen Ornamente durch schöne Farben wirkungsvoll herausgehoben, sondern durch diese und den reich verwendeten Goldgrund treten nun auch die Darstellungen sehr deutlich hervor. Von allen Bildhauerwerken an Häusern aus jener Zeit rückt dieser Giebelschmuck nunmehr unstreitig mit in die erste Reihe. Es ist nicht möglich, alle Darstellungen der sechs Stockwerke zu

nennen und zu beschreiben. Wir führen von den Bildern, denen wahrscheinlich eine drastische, allegorische Bedeutung unterliegt, und von denen vielleicht einige der unteren Setzschwelle sich auf das Stadtleben und die an der zweiten auf das Landleben beziehen, folgende auf: Reiter auf dem Hahn, Patrizier und Patrizierin mit Gegenständen des Reichtums und des Luxus, Merkur mit Stab und Geldbeutel, Diana mit Bogen und Wildbret, Venus mit der Erdkugel, auf welcher Cupido steht. Letztere Gruppe ist unstreitig nach einer Zeichnung des Augsburger Meisters Hans Burgkmair dargestellt. Dann folgt das wohl derbste Bild des Giebels: eine unbekleidete Frau auf einem Ziegenbock reitend, auf dessen Kopf ein Butterfaß steht. Die Figur zeigt hinten eine Totenmaske. Den Schluß an dieser Setzschwelle bildet ein Soldat mit Fahne und Degen. An der zweiten Schwelle kauert im ersten Bild an der Erde ein Ungetüm mit Helm, das Lorbeer frißt, vielleicht eine Personifikation des Neides. Weiter folgen allerlei zum Teil recht groteske Darstellungen, darunter ein Faun mit Hirtenflöten im Munde, ein Jäger mit Donnerbüchse und Wildbret, ferner Köpfe von Bürgern, Patriziern, Priestern, Bauern und Frauen. Die dritte Setzschwelle ist ein herrlicher Fries, mit stets wechselnden reichen Renaissanceornamenten. Die dazwischen liegenden Kassetten sind ebenfalls ornamental gehalten, bis auf eine, auf der ein Mannskopf mit Schweinsohren dargestellt ist. Auch die andern Setzschwellen sind ornamental gehalten, immer nach oben hin leichter werdend in den Formen. So reich, wie die damalige Zeit in den Formen war, war sie es auch in den Farben, und diese sind in ihrer ruhigen Sattigkeit in schöner künstlerischer Harmonie, nach wohldurchdachtem Plane am Hause wieder verwandt. In der Mitte der Hausfront, zwischen der zweiten und dritten Schwelle, ist vom Maler Kricheldorf das wohlgetroffene Bild des Herzogs Ernst des Bekenners angebracht, des Fürsten, dessen Leben und Streben dem geistigen Leben in Niedersachsen einen mächtigen Impuls gab. Endlich erwähnen wir noch die kräftigen Sinnsprüche, die der Maler hie und da am Hause angebracht hat.



Aufn. von Hofphot. Brandseph, Stuttgart.

Anton Hromada.

Einen schweren Verlust erlitt das Musikleben Stuttgarts durch den Tod Anton Hromadas, des trefflichen Baritonisten, der nicht nur eine Hauptstütze der Hofoper war, sondern auch als Oratorien- und Liedersänger wie als Gesangslehrer eine hervorragende Thätigkeit entfaltete. Zu Kladno in Böhmen 1841 als Sohn unbemittelter Eltern geboren, kam er mit zwölf Jahren als „Vokalist“ nach Prag, wo er in verschiedenen Kirchen sang; es war damit der unentgeltliche Besuch des Altstädter Gymnasiums verbunden. Nach dem Wunsche der Eltern sollte er Geistlicher werden, aber es zog ihn zur Bühne hin, und er trieb eifrig Gesangsstudien. Sein Glücksstern führte ihn mit dem Chordirektor Schmidt aus Stuttgart zusammen, und durch dessen Vermittlung wurde er 1866 an die dortige Oper engagiert. Zunächst nur als Chorsänger und in kleinen Partien beschäftigt, strebte er rastlos vorwärts, nahm Unterricht bei Julius Stockhausen und benutzte mehrere Jahre hindurch die Theaterferien, sich von Francesco Lamperti, dem berühmten Gesangslehrer in Mailand, weiter bilden zu lassen. Schon in den siebziger Jahren konnten ihm an der Stuttgarter Hofoper erste Partien anvertraut werden, und von Rolle zu Rolle wuchs sein künstlerischer Ruf. Er beherrschte alle Stilgattungen des Kunstgesanges, und bis an sein Ende blieb ihm der edle Wohllaut seiner mächtigen Stimme erhalten. Schon 1884 zum Kammersänger ernannt und auf Lebenszeit angestellt, wurde er 1888 in das Regiekollegium berufen. Als er am 9. Mai 1891 in der Rolle des Don Juan sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, verlieh ihm König Wilhelm II. von Württemberg die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Auflösung der Aufgabe X:

W. 1. Le4—e2
S. 1. Ke4×d3
W. 2. Da7—a8†
S. 2. Ke3—d2, e4
W. 3. Da8—e8, f3 matt.

A.

S. 1. Ke4—d5, f5
W. 2. Da7—d7, f7†
S. 2. K—e4
W. 3. D—d3, f3 matt.

B.

S. 1. b6—b5
W. 2. Da7—d4†
S. 2. Ke4—f5
W. 3. Le2—d3 matt.

C.

S. 1. f7—f6(f5), g5—g4
W. 2. Da7—e7†
S. 2. Ke4×d5, —f5
W. 3. Sc6—b4, De7—b7, Le2—d3 matt.

Auflösung der Aufgabe XI:

W. 1. Db2—d4!
S. 1. Le5×d4
W. 2. Td5—f5 matt.

A.

S. 1. Tb4×d4
W. 2. Td5—e5 matt.

Auf andere Züge folgt gleichfalls 2. Td5—e5 matt.

Der Versuch 1. Db2×e5 wird durch Tb4—e4 widerlegt.

Auflösung der Aufgabe XII:

W. 1. Dg4—f3
S. 1. Kd5—e6
W. 2. Df3—f7†
S. 2. Ke6×f7
W. 3. Se4—g5 matt.

A.

S. 1. Kd5—e4
W. 2. Df3—b3†
S. 2. Ke4×b3
W. 3. Se4—d2 matt.

B.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Df3—f7†
S. 2. Kd5×e4, —e6
W. 3. Df7—f3, Ta8—a6 matt.

(Auch auf 1. . . Kd5—e6 folgt 2. Df3—f7 und 3. Ta8—a6 matt.)

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 12:

Des Umstellrätsels: Zwilling — Zwingli.
Des Wechselrätsels: Belt, Jet.
Des Scherzrätsels: Teller, Tell.
Des Rätsels: Anschlag.
Des Silbenrätsels: Schlachtenlenker.
Des Buchstabenrätsels: Prise, Brise, Krise.
Des dreisilbigen Rätsels: Reststücken.
Des Worträtsels; Schema — Masche.
Des Wechselrätsels: Bober, Boxer.
Des Scherzrätsels: Burgunder (Burg — und — er).
Des Silbenrätsels: Neunzehnhunderteins.
Des Worträtsels: Fez.

Schachbriefwechsel.

Die Aufgabe XI ist durch Hinzufügung eines schwarzen Läufers auf b7, ohne welchen eine Lösung nicht vorhanden ist, zu berichtigen.

Briefmappe.

Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur schleunige Absendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Textmaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einsenders.

London. Selbstverständlich haben die Asra, „welche sterben, wenn sie lieben", arabische Tracht getragen. Wenn Sie Näheres über diese edeln Wüstensöhne erfahren wollen, mögen Sie in Stendhals Buch „De l'Amour" nachlesen. Ueberhaupt lassen sich Ihnen, soweit wir aus Ihrer Zuschrift schließen können, die Werke dieses Schriftstellers empfehlen. Und damit keine Verwechslung entstehe, fügen wir hinzu, daß Stendhal mit wirklichem Namen Henri Beyle hieß und seinen Schriftstellernamen „Stendhal" in Verehrung für den großen deutschen Archäologen Winckelmann annahm, der zu Stendal in der Altmark am 9. Dezember 1717 das Licht der Welt erblickte.

E. v. R. in K. „Mille Fleurs" betitelt sich eine Folge von Künstlerpostkarten aus dem Verlage von Jacques Philipp in Wien. Auf den farbigen Bildchen hat der Maler G. von Kempf Frauen und Blumen in anmutige Verbindung gebracht.

Grf. K. in O. Das neue Werk von Johannes Richard zur Megede wird in Heft 1 des neuen Jahrgangs erscheinen. Sie werden darin Ihren Wunsch erfüllt sehen, da die Handlung wieder auf Ihrem heimatlichen Boden spielt, den der Dichter mit so glanzender Farbe schildert.

A. St. in W. Ein Führer durch Darmstadt, wohin gegenwärtig die Ausstellung der Künstlerkolonie zahlreiche Fremde führt, ist in Woerls Reisebücherverlag zu Leipzig erschienen. Auch die landschaftliche Umgebung der hessischen Residenz ist hierbei berücksichtigt.

H. v. G. in L. Sehr willkommen!

Südtirol. Sie finden das Entsprechende in dem Heftchen „Wege und Markierungen in der Umgebung von San Martino di Castrozza (Leipzig, Lithographische Anstalt von Moritz Ruhl).

C. F. A. in B. Missouri. Leider nicht verwendbar.

Ella L. in D., Oskar W. in B., K. T. in A. bei St., A. M. in B.-B., F. D. R., Böhmen, J. D. in P. (Schottland). Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Das Juni-Heft des Jahrgangs 1901 ist soeben erschienen.

ZEITLEXIKON

registriert alles, was auf den Gebieten der Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaften, Litteratur, Kunst, Theater, Musik, Technik, Industrie, Handel, Verkehr, Landwirtschaft, Gewerbe, Militärwesen, Marine etc. an Bedeutendem und Wissenswertem in die Erscheinung tritt,

ist unentbehrlich als Nachschlagewerk von unvergänglichem Werte für Handwerker, Gelehrte, Kleinkaufleute, Grossindustrielle, Techniker, Künstler, Journalisten, Schriftsteller, Politiker, Parlamentarier, Finanzleute, Landwirte, Beamte, Studierende etc.

Monatlich ein Heft von 100—125 Seiten. Preis jedes Heftes 1 Mark.

Abonnements in allen Buchhandlungen, durch die das Januarheft zur Ansicht zu erhalten ist; auf Wunsch auch direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

„Ein encyklopädisches Nachschlagewerk, wie es in gleicher Allseitigkeit bisher noch nicht vorliegt“ schreiben die Basler Nachrichten.

Abonnements auf die Oktav-Ausgabe von „Ueber Land und Meer“ in allen Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen.



Vereinigte Fabriken **C. Maquet**
Heidelberg u. Berlin W., Charlottenstr. 63



— Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900. —



— Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften. —

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische Affectionen** des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH * BERLIN O.

Alexanderstr. 27 a

Direkter Verkauf an das **Privatpublikum nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.**



Spezialität: **Wohnungs-Einrichtungen.**
Preislisten gratis u. franco.
Alle Lieferungen frachtfrei durch ganz Deutschland.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



